Borromäus-b...

500
200

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

2. Jahrgang. **Nr. 1.** **Oktober 1904.**

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Adalbert Stifter. Von C. Conte Scapinelli. — Naturwissenschaftliche Literatur. I. Astronomie. Von Dr. J. Plaßmann. — Deutsche Wanderbibliotheken. Von H. Herz. — Der Verein vom hl. Karl Borromäus. Von H. Herz. — Die Gefängnisbibliothek. Von Sieber. — Berichte über volkstümliche Bibliotheken. Von H. Herz. — Rezensionen. — Vermischtes.

Adalbert Stifter.

Von Carl Conte Scapinelli-München.

Nicht die gigantischen Bergriesen der südlichen Alpen, nicht die meerumpeitschten Küsten des Nordens sind die Geburtsstätten des Idyll. Dort, wo auch die Natur lieblich und still waltet, wenig heimgesucht von elementaren Ereignissen, wo sich grüne, saftige Wiesen mit tausend Blumenköpfen dehnen, wo rauschende, wiegende Baumwipfel mit einem lustigen Volk von Vöglein in den Zweigen sich neigen und steigen; dort, wo der Lärm der Großstadt, wo das Rollen der Lawinen, wo das Brüllen des Sturmes am wenigsten hindringt; dort, wo Mensch und Natur naiv, gutmütig und friedlich, dort heraus wird uns auch jene Dichtung geboren, die an Frieden und Ruhe, an Naturgenuß und Lebensruhe ihre Freude hat, das Idyll.

Die stillen Wälder des Böhmerwaldes, aus denen Adalbert Stifter stammt, sind solch ein Ort. Darum sind auch all' seine Werke von jener Naturliebe, von jener Freude am Kleinsten, von jener Bewunderung vor dem Unscheinbarsten getragen, die der idyllischen Dichtung eignen.

An bewegter Handlung, an großzügiger, sicherer Menschenzeichnung hat es Stifter zeitlebens gefehlt, aber seine minutiöse Naturschilderung, seine feine Beobachtungsgabe für jeden Vorgang in Feld und Wald, sowie sein Stimmungsreichtum haben ihn hoch über die meisten Dichter seiner Zeitepoche hinaufgehoben.

Und gerade zur eingehenden Würdigung in diesen Blättern ist der Name Stifters wohl besonders geeignet, schon aus dem einen schwerwiegenden Grunde, daß man dem Volke wie der Jugend Bücher, in denen eine rasch fortschreitende Handlung enthalten ist, nicht gerne in die Hand geben wird, weil nur der ganz reife Leser aus dem Bau und aus der Form der Handlung Gewinn ziehen kann, während Bücher, deren Hauptinhalt und Hauptvorzug in den Gedanken, in der Schilderung, in der Stimmung und im Stile liegen, auch dem unerfahrensten Leser Nutzen bringen müssen, wenn er nur einige Seiten davon liest.

Im Oktober 1805 wurde Adalbert Stifter im Städtchen Oberplan, am Nordostabhange des Böhmerwaldes als der Sohn eines Leinewebers und Flachshändlers geboren. Da der Großvater in dem Jungen viel Talent zum Studium entdeckt hatte, kam dieser an das Stiftsgymnasium der oberösterreichischen Benediktinerabtei Kremsmünster. Hier war er ein fleißiger Schüler, der sich gerne mit der schöngeistigen Literatur, sowie auch mit Malen und Zeichnen beschäftigte.

SEP -6 1906 206285

1826 kommt er als Hörer der Rechte an die Wiener Universität. Nach vollendetem Studium wird er Hauslehrer beim Grafen Colloredo, später auch beim Fürsten Metternich. Da er durch seine Beziehungen bald eine Staatsbeamtenstelle zu erhalten hoffte, vermählte er sich 1837 mit Amalia Mohaupt, einer Offizierstochter. Allein die erhoffte Stelle blieb vor der Hand aus.

Nun erschienen zunächst seine „Feldblumen", denen bald die besten seiner Dichtungen, die später in die Sammlungen „Bunte Steine" und „Studien" aufgenommen wurden, folgten.

Immer muß Stifter noch neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit als Lehrer wirken, um für sich und seine Frau den Lebensunterhalt zu schaffen. Im Jahre 1848 verließ er, durch die Wirren der Wiener Revolution aufgeschreckt, die zu den idyllischen, stillen Tönen seines Inneren wie ein Mißton klangen, Wien und übersiedelte nach Linz a. d. Donau, der Hauptstadt von Oberösterreich. Gerade in jener Zeit stieg in ihm doppelt der Wunsch nach geregelter, ruhiger Tätigkeit auf, und eine Lieblingsidee, von der er zeitlebens nicht gelassen, mag damals in ihm aufgetaucht sein, die Idee nämlich, durch pädagogische Mittel die Zeit, welche aus den Fugen geraten, wieder einzurenken.

Nachdem er dem ehrenden Ruf eines Gymnasialinspektors für Niederösterreich keine Folge geleistet hatte, erhielt er im folgenden Jahr die von ihm angestrebte Stelle eines Volksschulinspektors in Oberösterreich. Hier glaubte er ein ersprießliches Feld für seine pädagogischen Ideen gefunden zu haben. Aber allzubald kommt er mit dem Bureaukratismus in Konflikt, muß in der Schablone seiner Vorgänger weiter arbeiten und, wie er schreibt, zu einem anderen Heilmittel greifen, „dessen labsalbringende Wirkung er gut kannte — zum Dichten".

Und dies eine Moment mag es uns auch sofort klar machen, warum die Dichtungen aus jener späteren Zeit seines Schaffens, eine allzu lehrhafte Tendenz aufweisen, worunter die frische Naturschilderung und die Ursprünglichkeit der Arbeiten stark leiden. Er, der früher im Kleinen das Große geschaut und gefunden, sieht jetzt im Kleinen eine kostbare „Tändlerei", ein Spielzeug des Schriftstellers. Das merken wir schon im „Nachsommer", dann auch im „Witiko".

Ein Leberleiden hinderte ihn daran, seinen Beruf regelmäßig auszuüben. Er ließ sich daher im Jahre 1865 pensionieren, bei welcher Gelegenheit ihm vom Kaiser der Titel eines Hofrates verliehen wurde. Stifter erlag seinen Leiden am 28. Januar 1868.

Dies ist in kurzem der Lebenslauf des Dichters, der uns einen gewissen Einblick in sein Schaffen gewährt.

Eine ruhige, stille Seele ist Stifter gewesen, getragen von hohem sittlichen Ernst, von seltener Güte und von tiefem moralischen Gefühl.

Er war ein geborener Dichter, der die Natur verstand, der ihre Sprache zu deuten wußte.

„Speziell in der Landschaftsschilderung erreicht er sein Höchstes, darin ist er Klassiker, er führt die Schilderungen bis ins kleinste Detail aus und strebt, wie Pröll von ihm mit Recht sagt, „nach ruhiger Abgeschlossenheit des Bildes. Stifter ist als Landschafter wesentlich lyrisch."

Seine Natur ist immer eine feiertägige; aber indem er zuerst ein großangelegtes Bild von der Situation gibt, führt er sie dann bis ins kleinste Detail aus. Seine Menschen sind nur da, um in dieser Natur zu leben, um sich ihrer zu freuen, um die Stimmung in derselben an sich durchzukosten.

Dann und wann weiß er der ganzen Erzählung einen Zug ins Romantische zu geben, aber auch hier verrinnt bald das Groteske und Gigantische ins Idyll. Seine Kraft und seine höchste Kunst, die seine Erzählungen zu abgeschlossenen und vollendeten Kunstwerken stempeln, ist einzig seine Landschafts- und Naturschilderung.

Stifters Werke mag man in drei Abteilungen teilen, je nachdem sie aus seiner ersten schriftstellerischen Tätigkeit bis etwa 1853 stammen, oder aus der Zeit seiner Lehrtätigkeit oder in den letzten Jahren entstanden sind. Am frischesten, reinsten und wertvollsten sind wohl die Sachen aus seiner ersten Epoche.

1840 erscheint in der „Wiener Zeitschrift" Stifters erste Arbeit „Der Condor", die teilweise in der Form der Anordnung speziell an Jean Paul erinnert, jedoch ist die Naturschilderung bereits vollständig originell

und so „realistisch“ im guten Sinne des Wortes, daß wohl noch heute die modernsten Realisten davon lernen können. An Naturschilderungen ragen besonders die Schilderung der Ballonfahrt und das Bild einer Stadt bei Mondschein hervor. Die Personen sind schon hier mehr „Gefühlstypen“, denn Naturen von Fleisch und Blut.

Bald darauf veröffentlicht er die „Feldblume“ eine Reihe kleiner Stimmungsbilder, die nach Wiesenblumen benannt sind und viel Reflexion enthalten. Es folgt das „Haidedorf“, eine ergreifende Geschichte eines weltflüchtigen Idealisten. Aus dem Jahre 1842 stammt der „Hochwald“, wohl die populärste Studie des Dichters, die Verherrlichung der Naturschönheit seiner Heimat, des Böhmerwaldes. Und wenn er auch die Geschichte in die Zeit des dreißigjährigen Krieges verlegt, so fesseln uns diese Idealgestalten, so fesselt uns die Unwahrscheinlichkeit der Handlung lange nicht so, als wie die glitzernde Abwechslung der Naturbilder. Hier hat Stifter seinen Höhepunkt erreicht. Hier beherrscht er Naturstimmung und Naturschilderung wie keiner. Ohne sich fortreißen zu lassen, in flüssiger, ruhiger, gewählter Sprache weiß er alles zu beschreiben. Nicht mit den technischen Kunstgriffen und Kniffen der Modernen, mit abgehackten, halbvollendeten kurzen Sätzen, mit Klangnachahmungen, nicht mit grellen Farben, mit hingeworfenen Lichtern und Schatten, sondern mit ruhigen, fleißigen Strichen, in langen Sätzen, die Nebensätze und Beisätze erläutern, kommt er zu seinem schwierigen Ziel.

Aus dieser Zeit der Vollkraft stammen ferner, „Die Mappe meines Urgroßvaters“, „Die Narrenburg“ und „Abdias“. In der ersten Geschichte trägt Stifter allerlei Erinnerungen und Funde aus seiner Heimat zusammen. Er selbst sagt von dieser Studie: „Es ist dies die Dichtung des Plunders, jene traurige, sanfte Dichtung, welche bloß die Spuren der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit zeigt, aber in diesen Spuren unser Herz oft mehr erschüttert als in anderen, weil wir auf ihnen am deutlichsten den Schatten des Verblichenen fortgehen sehen und unseren eigenen mit, der jenem folgt. . .“

„Die Narrenburg“ knüpft an verödete Ruinen an, in denen als letzte Ausläufer eines tragisch geendeten Geschlechtes ein Greis und ein Mädchen hausen, beide gleich sonderbar und eigentümlich.

„Abdias“ ist wohl die handlungsreichste Geschichte Stifters, in der er auch der Charakterzeichnung mehr Platz einräumt. Es ist die Variation des uralten Hiobs-Motivs. Die Studie spielt in einer Wüstenlandschaft, die, trotzdem Stifter nie solch' eine Gegend gesehen, so naturecht geschildert ist, daß man schon an dem Reichtum seiner Phantasie den wahren Dichter erkennt.

Der „Hagestolz“ ist ebenfalls eine hübsche Landschaftsstudie, bei der auch ein merkwürdiger Kautz, der Oheim, beschrieben wird. An des Jünglings Idealismus und Weltfremde erkennt man so recht die Stifterische Figur, die an Bravheit, Hochherzigkeit und Biederkeit wohl ihresgleichen sucht.

Noch gibt es die eine oder andere Erzählung, die zu dem Zyklus der Stifterischen „Studien“ gehört, die zuerst 1844 in zwei Bänden erschienen, und denen einige Jahre später weitere Nachträge folgten. Jedoch erlaubt uns die Beschränktheit des Raumes nicht, auf die weniger hervorstechenden Arbeiten näher einzugehen.

1853 erscheinen zwei Bände kleinerer Skizzen, die Stifter mit dem Gesamttitel „Bunte Steine“ der Leserwelt übergab. Im „Kalkstein“ zeigt er uns die arme, ganz in werktätige Menschenliebe aufgehende Gestalt eines Pfarrers; im „Bergkristall“ erzählt er die Geschichte zweier Kinder, die zu Weihnachten eingeschneit und schließlich gerettet werden. —

Und nun beginnt Stifters zweite Periode, die leider nicht mehr jene ursprüngliche Frische der Schilderung enthält. Zu ihr rechnen wir außer den nach seinem Tode erschienenen „Erzählungen“ und „Vermischte Schriften“ den „Nachsommer“, ein dreibändiges Lehrgedicht, das Stifter freilich allzu gern für einen „sozialen Roman“ gehalten hätte. Es ist ein Sammelwerk persönlicher Erinnerungen, mit vielen schönen Schilderungen, mit hübschen Reflexionen durchsetzt. Etwas streng, aber nicht mit Unrecht sagt sein Biograph Pröll über dieses Werk irgendwo: „Wir erhalten ein Herbarium getrockneter Pflanzen, welche ihre vielfache Gliederung, ihr feines Geäder etwas anspruchsvoll vorweisen, aber den Duft und den nährenden Saft der Muttererde eingebüßt haben.“

Auch die letzte Arbeit Stifters, der dreibändige Roman „Witiko“, eine höchst fleißige historische Arbeit, hat nur für den Stifterforscher Wert. — Für uns mögen wir aus obigen Auslassungen folgendes profitieren.

In die Schränke von Volksbibliotheken und Schulbüchereien gehören unbedingt Stifters „Studien“ und seine „Bunte Steine“; diese beiden Sammlungen enthalten, speziell die erstere, seine besten Werke.

Sie alle zeichnen sich durch Reinheit des Inhaltes, durch tiefen sittlichen Ernst, durch eine feste Moral aus.

Stifter war ein religiöser Mensch. Er schreibt selbst in einem Briefe an seinen Freund Josef Türk in Wien: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernst bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird, als der poetische.“

Diese seine eigenen Worte zeigen uns schon den Ernst und die Richtung seines Strebens und Schaffens.

Er wollte nicht nur eine flüchtige Begierde, nicht nur eine bloße Neugierde befriedigen, sondern die Gemüter sittlich heben und beleben.

Und dafür sind auch seine Werke wie geschaffen. Wer in die Schönheiten der Natur, in die Stimmungen der Menschenseele hineinsehen, wer sich an schönem Satzbau, an gut deutscher Sprache erfreuen, wer sich bilden will, der nehme Stifters „Studien“ oder dessen „Bunte Steine“ zur Hand.[1])

[1]) Die Angehörigen des Barramäusvereins machen wir auf die hübsche, im Verlage van Wehberg, Osnabrück, erschienene Ausgabe von Stifters „Studien“, 2 Bände, und „Bunte Steine“, 1 Band, aufmerksam. Ferner gibt der Verlag von Franz Görlich in Breslau eine Taschenausgabe ausgewählter Werke van Stifter heraus. Die hübsch gebundene, um 3 Mk. erhältliche Ausgabe enthält die Erzählungen Hochwald, Heidedorf, Waldsteig, Kondor, Brigitte, Abdias, Bergkristall, Bergmilch, Kalkstein, Katzensilber.

Naturwissenschaftliche Literatur.

Van Dr. J. Plaßmann, Münster.

Um uns in dem ungeheuer großen Gebiete der für den Zweck poputärer Einführung, Belehrung und Unterhaltung geeigneten Bücher einigermaßen zurechtzufinden, müssen wir sachlich nach den behandelten Gegenständen einteilen, eine Scheidung, die sich allerdings nicht streng durchführen läßt, da zahlreiche Uebergangsglieder vorkommen; formell müssen wir uns bei jedem Buche fragen, wie es seinen Zweck erfüllt, für welche Stufe es geeignet ist, und wie sich der Verfasser zu den metaphysischen und religiösen Fragen stellt. Die Frage, ob die Einzelangaben in einem Buche sämtlich der Kritik standhalten, gehört in ausführliche Rezensianen; doch werden auch in den nachstehenden Uebersichten arientierende Winke in dieser Hinsicht hier und da nicht unwillkommen sein.

Wir beginnen mit der Wissenschaft, die mit Recht als die Königin der anderen gilt, nicht nur ihres erhabenen Gegenstandes wegen, sandern namentlich auch, weil sie seit den allerältesten Zeiten exakt betrieben worden ist, daher schan zu einer Zeit, als Physik und Biologie noch in den Kinderschuhen steckten, zu sehr bemerkenswerten Resultaten fartgeschritten war. Die Himmetskunde verbindet sich durch Grenzwissenschaften mit der Geographie, Physik und Chemie, durch einzelne Farschungsgebiete auch mit Mineratogie und Biolagie.

I. Astranomie.

(Bücher, Zeitschriften und Lehrmittel.)

Ohne eine gewisse mathematische Vorbildung kanu man auch nicht die niedrigste Stufe astranamischen Wissens erklimmen. Bücher, die jede geametrische Uebertegung vermeiden, dafür aber mit Vortiebe in großen Zahten schwelgen, kömen nur ats Sofalektüre in Betracht kammen. Das Maß van mathematischen Kenntnissen, das zum Verständnis ernsterer Bücher nötig ist, wird freitich hier und da überschätzt. Unsere studierten Kreise sollten allerdings auch nicht, wie es manchmat geschieht, mit ihrer Unwissenheit in der Mathematik geradezu kakettieren. Den geometrischen Sinn findet man manchmal bei Handwerkern, die ihn schon in ihrem Berufe brauchen, recht wohl ausgebildet. Ein Buch wie Diesterwegs Poputäre Himmelskunde, das viele Verständnisfragen enthält, durchzuarbeiten, muß einem strebsamen Leser ein Genuß sein. (Verlag von Emit Gotdschmidt in Berlin; die uns vorliegende 11. Auflage ist van Meyer und Schwatbe bearbeitet und im Jahre 1890 erschienen; ihre kleinen Irrtümer werden in einer späteren Ausgabe waht berichtigt sein. Etwa 10 Mark.) Die kleinen Leitfäden von Thiede (Freiburg, Herder) und, für einfachste Vorbildung, besonders Bröder (Verleger mir augenblicklich nicht

bekannt), sind bei geringerem Vorrat an Geld und freier Zeit empfehlenswert. Das reich illustrierte Diesterwegsche Buch lehnt, entsprechend der Richtung seines Verfassers, die Bezugnahme auf religiöse Fragen ab. Wenn auch zunächst als Ankündigung und Begleitschrift zu bestimmten Apparaten gedacht, wird doch das gut illustrierte Schriftchen Quadrantenfernrohr zum Messen und Beobachten der Gestirne, nebst Wegweiser am Himmel für Anfänger der elementaren Astronomie, von Mang und Fauth (Verlag des Ersteren, in Heidelberg 1904, Preis etwa Mk. 1,50) auch denen, welche sich nicht zum Anschaffen solcher Vorrichtungen entschließen können, nicht unwillkommen sein. Damit kommen wir auf einige andere Lehrmittel. Ein hübscher, kleiner Himmelsglobus, bearbeitet von C. Rohrbach (Berlin, Dietrich Reimer, Preis Mk. 1,50), ist nicht so bekannt geworden, wie man wünschen möchte. Im Durchmesser 10 bis 11 Zentimeter haltend, in einfacher Form mit Horizont, Meridian und Drehachse, sowie mit begleitendem Text ausgestattet, kann er als Ergänzung zu jedem Elementarbuche dienen.[1]) Zur raschen Orientierung am Himmel ist die Drehbare Sternkarte vielleicht geeigneter, schon weil der Globus das Spiegelbild der Wirklichkeit darstellt. Man kaufe nicht die kleinsten drehbaren Karten, sie enthalten zu wenig und sind auch zu vergänglich. Neben der allbekannten schwarzen Drehkarte (Mk. 1,25) ist eine viel größere und reichhaltigere weiße von Messer, die allerdings einige Mark kostet, aber mit einem Meßmeridian ausgestattet ist, zu loben. (Verlag von Ricker in Petersburg und Leipzig.) Dazu ist neuestens die große runde Karte von H. Gewecke getreten, mit Meßmeridian, aber ohne Horizontalausschnitt; ein hübscher Zimmerschmuck. Durchmesser 50 cm, die Sterne weiß auf blauem Grunde. (Verlag nicht zu ermitteln). Ein ausführlicherer Himmelsatlas ist manchem Naturfreunde erwünscht. Die von der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik herausgegebenen V. A. P.-Sternkarten (Berlin, F. Dümmler in Kommission, Preis 1 Mk.) dienen hauptsächlich zur Einzeichnung von Meteorbahnen und anderen Himmelserscheinungen. Wer zufällig Mitglied der genannten Vereinigung ist, kann diese Karten, die einen vollständigen stummen Himmelsatlas ohne Gradnetze darstellen, zu einem ganz niedrigen Vorzugspreise erhalten, was z. B. für Lehrer nicht unwichtig ist.[2]) Die Tabulae caelestes von Schurig (Leipzig, Mk. 3 gebunden) sind ein recht wohlfeiler ausführlicher Atlas über beide Hemisphären. Etwas kostspieliger, aber des Preises sehr würdig ist der Sternatlas für Himmelsbeobachtungen von Messer.[1]) (Petersburg und Leipzig, Karl Ricker. 2. Auflage, 1903. Mk. 10.) Neben einer Hauptkarte (es ist die Karte, deren drehbare Ausgabe oben vermerkt wurde) finden wir 26 kleinere, dazu einen sehr vollständigen, in der 2. Auflage stark angeschwollenen Text. Wer noch höher hinaus will, wird zu dem berühmten Atlas coelestis novus von E. Heis (Cöln 1872, mit Katalog 24 Mk.) zu greifen haben, der gleich der Neuen Uranometrie von Argelander auch hier und da antiquarisch angezeigt wird. Auch der sehr kostspielige Atlas der Himmelskunde auf Grund der cölestischen Photographie, von A. v. Schweiger-Lerchenfeld (Wien, Hartleben, 40 Mk.), enthält Karten des Fixsternhimmels, die freilich nicht so bequem wie die Messerschen zu benutzen sind.

Im Zusammenhang hiermit seien noch ein paar Gegenstände erwähnt, die halb Lehrmittel, halb Dekorationsstücke sind: Der Marsglobus nach C. Flammarion von E. Antoniadi wird in Deutschland von der Treptowsternwarte in Treptow bei Berlin verlrieben; er ist ein hübsches Festgeschenk. (Durchmesser 15 Zentimeter, Drehachse vertikal, auf ebenso hohem Holzfuße. Preis einschließlich Nebenkosten nur 11 Mark.) Dieselbe Anstalt verkauft die Archenholdschen Mondmedaillons, die (unter Glas und Rahmen etwa 2 Mark kostend) auch den Schulen zu empfehlen sind. Ein Reliefglobus des Mondes, von E. v. Lade (Berlin, Dietrich Reimer) ist uns nicht zugänglich; er wird von Kennern gerühmt. Noch immer gut brauchbar, obschon auf sehr alte Aufnahmen zurückgehend sind die (von C. Eckenrath in Berlin zu beziehenden) stereoskopischen Mondbilder von Warren de la Rue, 8 Doppelbilder, deren hoher didaktischer Wert feststieht. Gern verweisen wir hier auch auf die neueren wissenschaftlichen Stereoskopen (Saturn im Schlangenträger, telestereoskopisches Wolkenbild usw.) von Carl Zeiß in Jena.

Kehren wir zu den Büchern zurück. Von gymnasialen Leitfäden (z. B. den Mathematischen Geographien von S. Günther [Ackermann in München] und A. Hoffmann [bearbeitet vom Referenten; Paderborn, Schöningh]) hier absehend, verzeichnen wir als großes und klassisches Werk Littrows Wunder des Himmels (8. Auflage, Berlin, Dümmler, Mk. 16). Es ist für studierte Leser, die nicht gerade einen mathematischen Bildungsgang im engeren Sinne aufzuweisen haben, ein herrliches Buch, das in sehr geschickter Weise z. B. die Lehre von den Stö-

[1]) Ein unvermeidlicher Mißstand, daß nämlich beim Bezuge eines einzigen Exemplares die Verpackungskosten zu hoch kommen, daß man also immer mehrere Käufer werben muß, sei hier vermerkt. Uebrigens kann eine Schule recht wohl 6 Exemplare bestellen.

[2]) Der genannten Vereinigung (Adresse: Geh. Rat Foerster, Berlin-Westend. Ahorn-Allee 40) können auch Schulen und andere Korporationen beitreten.

[1]) Dieser berücksichtigt, gleich den beiden folgenden, nur das in Mitteleuropa sichtbare Gebiet.

*

rungen populariſiert, dabei auch hochintereſſante geſchichtliche Kapitel (z. B. über die Entdeckung der kleinen Planeten) enthält. Religiöſe Fragen werden kaum geſtreift. Die Abbildungen ſind gut; blendender ſind ſie in dem etwa ebenſo teuren Werke Das Weltgebäude von M. W. Meyer (Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut, 1898), das auch nicht in dem Plauderton geſchrieben iſt, der einige ältere, im allgemeinen nicht empfehlenswerte Arbeiten dieſes fruchtbaren Schriftſtellers kennzeichnet. (Z. B.: Kosmiſche Weltanſichten, 2. Auflage, Berlin, Allgemeiner Verein für Deutſche Literatur, 1886; Mußeſtunden eines Naturfreundes, ebendort, 1891; Die Lebensgeſchichte der Geſtirne in Briefen an eine Freundin. Jena, Fr. Mauke, 1887.) In dem „Weltgebäude" wird dagegen ein ernſter philoſophiſcher Ton angeſchlagen, und wenn des Verfaſſers Weltanſchauung auch nicht die unſerige iſt, verſucht er ihr wenigſtens an einigen Stellen gerecht zu werden. Die Auswahl der Abbildungen zeugt von Kenntnis und Schönheitsgefühl.[1]) Geſchmackſache iſt die Auswahl zwiſchen Littrow, Meyer und der in religiöſen Fragen gleichfalls indifferenten, wenn nicht akathotiſch gefärbten Populären Aſtronomie von Newcomb-Engelmann. (Leipzig, W. Engelmann. Etwa 12 Mk.) Dieſes Buch, welches beſcheidener ausgeſtattet iſt, legt auf das Biographiſche etwas mehr Gewicht als die anderen Werke. Dagegen kommt das Handbuch der allgemeinen Himmelsbeſchreibung von H. J. Klein (Braunſchweig, Fr. Vieweg & Sohn, 3. Auflage, 1901, etwa 10 Mk.) den Bedürfniſſen des bereits unterrichteten und mit einem kleinen Fernrohr ausgerüſteten Liebhabers entgegen. Noch etwas populärer gehalten iſt desſelben Autors Führer am Sternenhimmel. (2. Auflage, Leipzig, Eduard Heinrich Mayer; etwas wohlfeiler.) Beſonders für Liebhaber der Mondforſchung zu empfehlen.

Von beſſer ausgeſtalteten Werken, die den chriſtlichen Standpunkt vertreten, wäre als populär in engerem Sinne A. Jakob, Unſere Erde (Freiburg, Herder, 2. Auflage, 1895) zu nennen, ein Werk, das den Erdkörper aſtronomiſch und phyſikaliſch auffaßt. Des Referenten Himmelskunde (ebendort 1898, geb. 15 Mk.) ſetzt etwa die mathematiſchen Kenntniſſe eines Gymnaſial-Oberſekundaners voraus, und wir denken, daß ein Buch, welches beſcheidenere mathematiſche Formeln nicht ganz vermeidet, namentlich ſolchen ſtudierten Leſern willkommen ſein wird, die, vielleicht ſchon infolge eines techniſchen Lebensberufes, jener Wiſſenſchaft nicht ganz fremd geworden ſind. Freunde des Zahlenrechnens werden gern zu Epſteins Geonomie (math. Geographie) greifen, einem Buche, das etwa denſelben mathematiſchen Standpunkt wie das letztgenannte vorausſetzend, beſonders bei den Periodizitäten größere numeriſch durchgeführte Beiſpielsrechnungen bietet. (Wien, Carl Herold Sohn, 1888.)

Mehrere Sammelwerke über moderne Naturforſchung haben aſtronomiſche Teile. So findet ſich im 3. Bande von H. Kraemers Weltall und Menſchheit (Berlin, Bong) ein von W. Foerſter bearbeiteter Abſchnitt, welcher der Himmelskunde gewidmet iſt. Seine Schreibweiſe ſetzt einen hochgeſinnten und hochgebildeten Leſerkreis voraus, der dann freilich auch den reichſten Genuß hat. Dem katholiſchen Fühlen und Denken gegenüber iſt er gerecht und objektiv. Die Ausſtattung des Buches iſt glänzend wie die des ganzen Sammelwerkes, deſſen ſonſtiger, nicht einwurfsfreier Inhalt an anderen Stellen unſeres Berichtes zu würdigen ſein wird. Indifferent in metaphyſiſchen Fragen iſt der aſtronomiſche Teil (II. 1) der Neubearbeitung von Schödters Buch der Natur. (Braunſchweig, Vieweg, 1904, geheftet 6, gebunden 7 Mark.) Leider haben wir an anderer Stelle eine ziemliche Anzahl von ſachlichen Ungenauigkeiten in dem Buche tadeln müſſen. Von den Abbildungen ſind beſonders die Spektraltafeln zu loben.

Gewarnt muß werden vor gewiſſen „Spaziergängen am Himmelszelt", die an ätzenden Angriffen auf Ueberzeugungen anderer Leute ſowie an Selbſtverherrlichung Großes bieten; zu warnen iſt auch vor Büchern mit langem Titel, die Reformen in der Wiſſenſchaft anbahnen wollen, ſich mit Vorliebe an ein unkritiſches Publikum wenden, meiſtens mit deutlicher Spitze gegen das zünftige Gelehrtentum, und deren Verfaſſer die in ihren eigenen Köpfen beſtehende Verwirrung weiter auszubreiten ſuchen, zum Schaden für eine richtige Naturerkenntnis. Gerade unſere Kreiſe ſollten wir vor dieſem Zeug, das ſich meiſtens ſchon durch gewiſſe Aeußerlichkeiten dem Kenner literariſcher Produktion als minderwertig verrät, mit beſonderer Sorgfalt hüten.

Von Zeitſchriften, die die Himmelskunde berückſichtigen, nennen wir zunächſt Natur und Offenbarung. (Münſter, Aſchendorff.) Die Tendenz dieſes Blattes iſt bekannt. Es bringt monatliche Ephemeriden der wichtigeren Himmelserſcheinungen, gleich den nachfolgenden. Himmel und Erde (Berlin, Paetel) drängt im allgemeinen den naturaliſtiſchen Standpunkt nicht auf und kann deshalb, mit einer gewiſſen Reſerve bezüglich weniger gereifter Leſer, empfohlen werden; ſo auch „Das Weltall" (Geſchäftsſtelle der Treptowſternwarte in Treptow bei Berlin), worin man auch ſehr belehrende geſchichtliche Artikel findet. Während dieſe Blätter hauptſächlich Reſultate

[1]) Meyers Schriftchen „Wettuntergang" (Stuttgart, Franckh, M. 1) iſt naturaliſtiſch gefärbt. Eine denſelben Gegenſtand behandelnde Schrift des Referenten wird demnächſt in den Frankfurter Zeitgemäßen Broſchüren (Hamm, Breer u. Thiemann) erſcheinen.

populariſieren, ſuchen die Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Aſtronomie (Berlin, Dümmler; vergl. oben Seite 5) das Intereſſe des unterrichteten Laien an der Mitarbeit durch eigene leichte Beobachtungen und Rechnungen wachzuhalten. Ausführlichere Ephemeriden und dabei inſtruktive Aufſätze bringt alljährlich der Wiener Aſtronomiſche Kalender, deſſen Zahlenangaben leider auf den dortigen Meridian bezogen ſind. (Wien, Karl Herold Sohn. Etwa 2 Mark.) Das von Prof. Wildermann herausgegebene Jahrbuch der Naturwiſſenſchaften (Freiburg, Herder) gibt ausführlichere Ephemeriden vom Erſcheinen des jeweiligen Bandes ab auf ein Jahr, ſowie Berichte über den Fortſchritt der Disziplin. Eine gewiſſe naturwiſſenſchaftliche Bildung wird vorausgeſetzt.

Erfreulich iſt der Reichtum der katholiſchen Literatur an guten biographiſchen Büchern, die erfahrungsgemäß beſonders das Intereſſe für eine Wiſſenſchaft anregen. Die nachſtehend verzeichneten ſind für allgemein unterrichtete Leſer brauchbar, nicht nur für ſtudierte, die natürlich noch mehr davon haben werden. A. Müller, Copernikus; A. Müller, Johann Keppler. (Beide Ergänzungshefte zu den Laacher Stimmen, aber auch für ſich erſchienen. Freiburg, Herder.) Dann zwei Büchlein, die wegen ihrer freundlichen Ausſtattung beſonders als Geſchenkwerke bei geringeren Mitteln zu empfehlen ſind: Krembs „Lebensbilder aus der Geſchichte der Sternkunde" ſowie die (nicht ſtreng hierher gehörenden) „Kurzen Biographien berühmter Phyſiker" von Musmacher. (Beide bei Herder erſchienen, ebenſo das folgende.) Gleich den Müllerſchen Büchern ein Laacher Ergänzungsheft, zeigt „Das Chriſtentum und die Vertreter der neueren Naturwiſſenſchaft" von Karl Aloys Kneller, daß im 19. Jahrhundert gerade die führenden Geiſter in der Aſtronomie, Chemie, Phyſik uſw. offen den Gottesglauben bekannt haben. Das Buch iſt apologetiſch ſehr wertvoll. Die angedeutete Tatſache an einem beſonders ſchönen Beiſpiel erläutert zu haben, iſt das Verdienſt von J. Pohle in ſeinem Werke über Angelo Secchi. (Cöln, Bachem. 2. Aufl. 1904. Mk. 4,00, gebd. 5,30.) Alle dieſe Bücher verbinden ſachliche Belehrung mit den biographiſchen Notizen und Ausführungen. Von Pohle rührt auch das populär-aſtronomiſche Werk „Die Sternenwelten und ihre Bewohner" her. (3. Auflage, Cöln, Bachem, 1902. Mit Abbildungen und farbigen Tafeln.) Anknüpfend an eine Frage, die zu allen Zeiten denkende Köpfe beſchäftigt hat, bringt der Herr Verfaſſer, der bekanntlich Profeſſor der Theologie iſt, das Beſte, was vom katholiſchen Standpunkt über dieſe Frage geſagt werden kann; da hierbei ſehr viele andere Fragen geſtreift werden müſſen, wächſt ſich die Schrift zu einer populären Aſtronomie aus, die keine Vorkenntniſſe vorausſetzt. Bezüglich der naturwiſſenſchaftlichen Seite denkt der Referent etwas ſkeptiſcher; er hat in einem Schriftchen „Iſt Mars ein bewohnter Planet?" (Frankfurter Zeitgemäße Broſchüren, Hamm, 1901) ſeine Gedanken an dem landläufigen Beiſpiele ausgeführt.

Nachſtehend bemerken wir noch, daß das Büchlein von F. Thies, „Himmel und Erde" (Leipzig. Otto Spamer) erfreulicherweiſe theiſtiſch gefärbt und gut populär geſchrieben, leider aber ſachlich nicht ganz zuverläſſig iſt.

Von Gelegenheitsſchriften, die, im beſten Sinne volkstümlich, in beſtimmte Gebiete einführen, nennen wir noch „Die Photographie im Dienſte der Himmelskunde und die Aufgaben der Bergobſervatorien. Von Dr. Karl Koſterſitz. (2. Auflage. Wien. Carl Herold Sohn.)

Anſprüche auf eine auch nur relative Vollſtändigkeit kann und will unſere Zuſammenſtellung nicht machen; das wird in noch höherem Grade von den ſpäter zu behandelnden Wiſſenszweigen gelten. Doch glauben wir, daß der Leſer ihr wenigſtens entnehmen kann, welche Sachen für ein beſtimmtes Bildungsniveau mit oder ohne Einſchränkung zu empfehlen ſind.

Deutſche Wanderbibliotheken.

Von H. Herz

Die erſten deutſchen Verſuche im 19. Jahrhundert, die volkstümlichen Bibliotheken auch auf dem Lande einzuführen, wurden im Jahre 1828 von der ökonomiſchen Geſellſchaft im Königreich Sachſen und vom ſächſiſchen Rentamtmann Karl Preusker im Jahre 1839 mit Wanderbibliotheken gemacht. F. Tews nennt dieſe in ſeinem Buche „Volkstümliche Leſeanſtalten" (Berlin, Simion, 1904) „die Bibliothek der Zukunft für das platte Land", Grund genug, Einrichtung, Verbreitung und Bedeutung dieſer Inſtitute kurz zu beſprechen.

Wenn eine Anzahl Bücher in eine Kiſte verpackt, an eine Gemeinde, eine Pfarrei ꝛc. zum Leſen verſandt und von hier nach ihrer Benutzung zum gleichen Zweck wieder an einen anderen Ort verſchickt werden, dann haben wir die Wanderbibliothek. Oftmals wird in der Kreisſtadt auf Anregung des Landrates eine Bibliothek von 500—1000 Bänden aufgeſtellt, die unter der Oberaufſicht einer Bibliothekkommiſſion ein mit dem Bibliotheksweſen vertrauter Mann im Ne-

benamt verwaltet. Diese Stammbibliothek zerlegt man nun in 10 oder 20 kleine Bibliotheken und schickt letztere in Bücherkisten von einem Ort zum anderen, sodaß gleichzeitig 10—20 Bibliotheken ihre Wanderung durch den Kreis machen. Als Bücherkiste empfiehlt sich eine flache, verschließbare Kiste mit einigen Querbrettern, sodaß sie, auf die hohe Kante gestellt, zugleich als Bücherschrank dienen kann. Gewöhnlich bleibt sie von Oktober bis Juni an ein und demselben Ort, wird dann an die Stammbibliothek zurückgeschickt und für das kommende Jahr mit einer neuen vertauscht. Die Ausleihe wird im Schulhaus vom Lehrer oder im Pfarrhaus vom Pfarrer oder sonst von einer geeigneten Persönlichkeit besorgt. Der Bücherkiste liegt ein Verzeichnis der in ihr enthaltenen Bücher zur Kontrolle bei. Die Leselustigen müssen entweder pro Band eine kleine Lesegebühr oder für die ganze Lesezeit etwa 50 Pfg. bis 1 M. bezahlen. Die Lesefrist pro Band beträgt in der Regel 2—3 Wochen.

Diese Wanderbibliotheken nun haben bereits eine weite Verbreitung in den deutschen Gauen gefunden. Ohne damit irgendwie auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, teile ich folgende Ziffern mit: Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat von Herbst 1901 bis 31. Dezember 1903 735 Wanderbibliotheken eingerichtet, denen 36394 Bände zur Verfügung stehen. Sie gibt an die einzelnen Gemeinden gegen einen bestimmten Beitrag die Wanderbibliotheken in der Stärke von 50 Bänden im Werte von 75 M. ab.

Außer ihr lassen sich einzelne Regierungen die Errichtung von Wanderbibliotheken sehr angelegen sein. In den Provinzen Hessen-Nassau und Schlesien bilden sie für den Borromäusverein eine starke Konkurrenz. So wurde im Kreise Tarnowitz eine Wanderbibliothek mit 24 Ausgabestellen eingerichtet, und im Kreise Waldenburg zirkuliert eine solche mit 20 Bücherkisten von insgesamt 1418 Bänden.

Auch im Großherzogtum Hessen scheint man nicht müßig gewesen zu sein. So berichten die Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen (Jahrgang 5 S. 122), daß fast auf jede der 33 Gemeinden des Kreises Offenbach eine Wanderbibliothek mit 100 Bänden komme, für deren Einrichtung und Unterhalt die Regierung die Gelder gibt.

In Baden ist besonders zu erwähnen die Wanderbibliothek des Badischen Frauenvereins. Ihre Entstehung verdankt sie einer Anregung der Großherzogin Luise vom Jahre 1893. Die Stammbibliothek bildet die Volksbibliothek des Badischen Frauenvereins, Karlsruhe, Schloßplatz 24a. Die Volksbibliothek des Badischen Frauenvereins verfolgt den Zweck, „gute, unterhaltende und belehrende Schriften aus allen Gebieten der Literatur zu sammeln und überall da im Lande, wo Bedürfnis und Nachfrage sich zeigt, insbesondere in den kleinen Landorten, zur Benutzung bereitzustellen". „Die Bücher werden auch an solche Gemeinden versendet, in denen ein Zweigverein des Badischen Frauenvereins nicht besteht, sofern nur an Orten dieser Art sich eine geeignete Persönlichkeit bereit findet, der Mühewaltung, welche mit Empfangnahme und Ausleihe der Bücher sowie deren rechtzeitiger Rücksendung verbunden ist, sich zu unterziehen."

„Die Bücherausgabe beginnt alljährlich im Monat Oktober und findet nur für die Wintermonate statt."

„Die Sendungen erfolgen . . . in Serien von 30—100 Bänden je nach Bedürfnis."

„Die Verabfolgung der Bücher geschieht seitens der Volksbibliothek unentgeltlich." Doch erwartet man von den einigermaßen bemittelten Entleihern „ein Entgelt in Form einer Leihgebühr", „welche den Betrag von 2 Pfg. für die Benutzung eines Bandes während einer Woche nicht zu übersteigen braucht". (Auszug aus dem Statut.)

Die Nummern des Bücherverzeichnisses der Volksbibliothek des Badischen Frauenvereins vom Jahre 1903 gehen bis 2777 c. Die ca. 45 Nummern, welche „eine ausgesprochene katholische Richtung haben" sind mit einem * versehen. Damit sind die Protestanten gewarnt. Die vielen Nummern, die eine ausgesprochene antichristliche oder antikatholische Tendenz haben, sind mit keinem Warnungszeichen dekoriert. Auf die Gefühle der Katholiken braucht man ja keine Rücksicht zu nehmen. An wie viele Orte der Frauenverein seine Bücher abgibt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Werden diese Wanderbibliotheken eine Zukunft haben? Zweifellos. Denn der Erlaß

des preußiſchen Kultusminiſteriums vom 18. Juli 1899 betreff. die Förderung der Volksbibliotheken betont ganz beſonders, daß die Kreiswanderbibliotheken von ſeiten der Regierung gefördert werden müßten und gibt Anweiſung, wie dieſe Inſtitute eingerichtet werden ſollen. Eine große Zahl von Landräten hat die Wünſche der Regierung bereits erfüllt, und die anderen werden gewiß mit der Zeit nachkommen.

Nun aber die Frage: „Wird die Wanderbibliothek tatſächlich die Bibliothek der Zukunft ſein?“ Ich will bloß für katholiſche Gegenden die Antwort geben. Hier muß ich die Frage teils bejahen, teils verneinen. Wieſo? Das Ideal einer ländlichen Volksbibliothek bildet die Wanderbibliothek keineswegs; ſondern die Ortsbibliothek. Ein idealer Zuſtand wäre es, wenn die Bibliothek mit dem Denken und Sinnen der Ortsbewohner geradeſo verwachſen würde wie Kirche, Schule und Rathaus. Das kann jedoch nur dann der Fall ſein, wenn erſtens im Dorfe ein großes Leſebedürfnis und zweitens eine gut ausgeſtattete Bibliothek vorhanden iſt. Beides gehört nicht ins Gebiet des Unmöglichen. Bei eifriger und geſchickter Agitation läßt es ſich gewiß erreichen, daß in der Hälfte ſämtlicher Familien ein Angehöriges des Borromäusvereins ſich befindet. In dieſem Falle kann durch die jährlichen, vom Vereine gelieferten Bibliotheksgaben die Bibliothek in einer dem Leſebedürfnis entſprechenden Weiſe genügen, wenn ſich unter den Teilnehmern eine ſtattliche Anzahl ſolcher befinden, die einen Beitrag von 6 Mark leiſten. Allerdings dürfen die Bibliotheksvorſtände dann nur ſolche Bücher in die Bibliothek wählen, die dauernden Wert haben und daher auch der nachwachſenden Generation noch als „gute Lektüre“ in die Hand gegeben werden können. Von der Aufgabe, ſich durch eigene Lektüre mit der Literatur einigermaßen auf vertrauten Fuß zu ſtellen, kann man daher keinen Bibliotheksvorſtand entbinden, auch durch ſog. Muſterkataloge nicht. Jede Bibliothek will eben individuell behandelt ſein. Wo alſo die genannten günſtigen Umſtände zuſammentreffen, iſt der ſtändigen Ortsbibliothek vor der Wanderbibliothek entſchieden der Vorzug zu geben. Jeder Leiter der Borromäusbibliotheken ſollte aber ſtreben, dieſes Ziel zu erreichen. Wo indes wegen der Ungunſt der Verhältniſſe der Verein keine ausreichende Bibliothek einrichten kann, wird man mit der Zeit den Gedanken des gegenſeitigen Austauſches der Bibliotheken ernſtlich erwägen müſſen, denn kleine Bibliotheken ſind bald ausgeleſen, die Bücher in kurzer Zeit unbrauchbar, wodurch dann auch das Intereſſe am Borromäusverein verloren geht. Bibliotheksvorſtände, die über mangelndes Intereſſe der Leute an der Bibliothek klagen, mögen ſich nur einmal ernſtlich prüfen, ob ſie die Bücherei auch zeitgemäß ergänzt oder ſich mit etlichen Schriften à la Herchenbach, May und Chriſtoph v. Schmid begnügt haben. Jede Bibliothek bliebe ſelbſtverſtändlich Eigentum des betreffenden Vereins, allein die in nächſter Nachbarſchaft liegenden Borromäusbibliotheken könnten ihre Bücher auf beſtimmte Zeit gegenſeitig austauſchen. Das würde allerdings zeitweilige Konferenzen benachbarter Vereinsleiter zur unbedingten Notwendigkeit machen. Es müßte die jährliche Bibliotheksgabenwahl gemeinſam beſprochen und geregelt werden, denn ein Austauſch der Bibliotheken wäre vollſtändig zwecklos, wenn alle Bibliotheken durch die gleichen Bücher ergänzt würden. Wo mehrere Vereine nahe beiſammenliegen und nur über die allermäßigſten Mittel für Bücheranſchaffungen verfügen, iſt es faſt Sünde, wenn in alle dieſe Büchereien ſo ziemlich die gleichen Bücher eingeſtellt werden, infolgedeſſen ein gegenſeitiger Austauſch unmöglich gemacht, und die Bibliothek in kurzer Zeit ausgeleſen iſt. Ich glaube, dies iſt der einzig gangbare Weg, katholiſche Wanderbibliotheken einzurichten. Oder ſollen wir uns mit den Wanderbibliotheken der Geſellſchaft für Volksbildung und jenen der Regierung zufrieden geben? Niemals. Dieſe Bibliotheken wollen nicht konfeſſionell ſein, ſondern paritätiſch. Die Geſellſchaft für Volksbildung ſteht überhaupt nicht auf poſitiv chriſtlichem Boden, ſondern auf dem Standpunkt des Indifferentismus und Rationalismus. Demgemäß finden wir auch in ihrem Katalog für Volksbibliotheken in reichlicher Auswahl die Schriften jener Autoren, welche ſtets die lauteſten Rufer teils im Kampf gegen Rom, teils in dem gegen das poſitive Chriſtentum waren. Daß die Schriften eines Anzengruber, eines Berthold Auerbach, eines Roſegger, daß Frenſſens Jörn Uhl,

daß die Werke der Klara Viebig, Gottfried Kellers u. a. bei unserem katholischen Landvolk Eingang finden, dem muß mit aller Energie entgegengearbeitet werden.

Es ist daher schwer zu verstehen, wie seitens der Regierung den Leitern der Volksbibliotheken der Rat gegeben wurde, sich ihre Bibliotheken von der Gesellschaft für Volksbildung zusammenstellen zu lassen. Eine besondere Rücksichtnahme auf den katholischen Charakter der Gemeinde halte ich für ausgeschlossen. Es wird deshalb Pflicht nicht bloß des Seelsorgers, sondern jedes Katholiken sein, der Einfluß in der Gemeinde besitzt, etwaigen Versuchen, obengenannte Bibliotheken einzuführen, energisch entgegenzuarbeiten und zwar nicht bloß negativ, sondern vor allem positiv durch Gründung katholischer Bibliotheken, denn das möge man sich gesagt sein lassen, mit bloßer Verwarnung wird gar nichts erreicht, man muß positiv arbeiten und katholische Bibliotheken gründen, wenn man auf einen Erfolg hoffen will.

Der Verein vom hl. Karl Borromäus.

Von H. Herz.

I. Geschichtlicher Rückblick.

Obwohl ein großer Teil unserer Leser mit der Geschichte des Borromäusvereins vertraut ist, oder sich doch wenigstens durch die Lektüre der „Festschrift zum fünfzigjährigen Jubelfeste des Vereins am 30. Mai 1895“ in eingehender Weise damit vertraut machen kann, weil diese Festschrift seinerzeit allen Leitern der Hilfsvereine für die Bibliotheken zugesandt wurde, dürfte es trotzdem angebracht sein, in einem knappen Ueberblick alle unsere Leser mit der Geschichte des Vereins vom hl. Karl Borromäus bekannt zu machen. Das Material bieten mir bis zum Jahre 1895 ausschließlich die bereits erwähnte, im Auftrage des Vorstandes herausgegebene Festschrift und von da an die nachher erschienenen Jahresberichte.

In dem Bericht des Appellationsgerichtsrates Dr. A. Reichensperger über die Gründung des Vereins heißt es: „Die zuvor schon durch die Kölner Wirren“ mobil gewordenen Gegner unserer Kirche organisierten sich in dem gegen Ende des Jahres 1841 auf breitester Basis in Darmstadt gegründeten Gustav-Adolfverein. Schon der Name des Titelhelden gab deutlich genug die Tendenz dieses Vereines zu erkennen, welche denn auch bald tatsächlich in die Erscheinung trat. Kaum hätte eine dringendere Aufforderung zur Abwehr nicht bloß, sondern auch zur positiven Betätigung ihres Glaubens an die Katholiken ergehen können. Naturgemäß rief insbesondere das Bedürfnis nach engerem Zusammenwirken und festen Haltpunkten den Wunsch nach Ordensgenossenschaften hervor.“ (Festschrift S. 6 u. 7.)

Freiherr Maximilian v. Loë dachte zunächst an die Verpflanzung der Barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhause von Nancy in die Rheinlande. Er knüpfte Verhandlungen mit dem Appellationsgerichtsrat Dr. A. Reichensperger in Köln an, der ihm versprach, an einer diesbezüglichen Besprechung in der Wohnung des Professors Dieringer in Bonn teilzunehmen.

Einige Zeit vor der Besprechung unterhielt sich A. Reichensperger in Koblenz mit dem dortigen Landgerichtsrate Freiherrn Albert von Thimus über die Zustände auf dem Gebiet der Presse. „Wir kamen darin überein, daß dieselben für die Katholiken, sehr bedenklicher, ihren Glauben, ja überhaupt die guten Sitten bedrohender Art seien. Die katholischen Schriftsteller und Verleger bildeten eine fast verschwindende Minorität im Vergleich mit den nichtkatholischen. Angriffe aller Art der Tagespresse auf die Kirche und deren Einrichtungen blieben durchweg unerwidert. Mangelte es doch sogar an katholischen Kalendern, sodaß ein in Berlin von einem gewissen Glasbrenner verfaßter in unserem Rheinland auch unter den Katholiken vorzugsweise Abnehmer fand. Besonders bedenklich sah es um den Lesestoff aus, womit die Leihbibliotheken das Publikum versahen. In dem Durcheinander traten auf die Sinnlichkeit spekulierende Romane besonders hervor. Belehrendes oder gar Erbauliches, überhaupt gesunde Geistesnahrung war von da nicht oder doch nur ausnahmsweise zu beziehen. Daß es dringend not tue, Wandel zu schaffen, lag auf der Hand .... Es handelte sich darum, die Produktion guter Schriften

zu beleben, den Verfassern und Verlegern solcher Schriften durch Förderung des Absatzes derselben zu Hilfe zu kommen." (Ebenda S. 7 u. 8.)

Als dann noch der Koblenzer Stadtrat Hermann Josef Diez, von Brentano wegen seines lebhaften Interesses für gute Werke jeglicher Art scherzweise „Hausknecht unseres lieben Herrgotts" genannt, zu Rate gezogen war, beschlossen die drei, auf der in Aussicht genommenen Besprechung bei Professor Dieringer zunächst den bereits erwähnten Plan des Freiherrn von Loë in den Hintergrund zu stellen. Die Versammlung fand am 20. März 1844 statt, von Loë verzichtete auf seinen Plan und wurde zum Präsidenten des in Aussicht stehenden Vereins gewählt. Dabei hatte man beschlossen, den Verein unter das Patronat des hl. Karl Borromäus zu stellen. Das in der gleichen Versammlung entworfene Vereinsstatut erhielt aber erst nach mehreren unnötigen Scherereien der damaligen Regierung am 22. März 1845 die staatliche Genehmigung.

Bald darauf bildete sich aus den ersten Unterzeichnern des Statutenentwurfs ein engeres Komitee, bestehend aus dem Freiherrn Max von Loë und den Professoren Dieringer und Walter. Dasselbe erließ nun sofort in mehreren politischen Zeitungen eine öffentliche Aufforderung zur Einzeichnung in die Listen des Vereins. Wir erfahren aus ihr, daß der rheinisch-westfälische Episkopat die Statuten geprüft und gutgeheißen hat, sowie daß die bischöflichen Behörden von Köln, Münster, Paderborn und Trier dem Vereine ihre besondere Mitwirkung und Unterstützung bereits zugesagt haben. Aus der Reihe derer, welche sich als Teilnehmer in die Liste eingezeichnet hatten, wählte der Erzbischof Geissel von Köln am 28. Mai 1845 gemäß des ihm durch § 13 des Vereinsstatuts zustehenden Rechtes den nach § 12 aus 30 Mitgliedern bestehenden Vereinsvorstand aus. In der ersten Vorstandssitzung vom 22. Juni 1845 wurden sodann Freiherr von Loë als Vorsitzender, Professor Walter als stellvertretender Vorsitzender und Professor Dieringer als Sekretär gewählt.

Aus dem von 1845—1900 gültigen Statut seien die wichtigsten §§ hier wiedergegeben:

I.

Satzungen des Vereins vom hl. Karl Borromäus.

§ 1. Der Zweck des Vereins ist Belebung christlicher Gesinnung und Anregung zu einer derselben entsprechenden Werktätigkeit.

§ 2. Der Geist des Vereins wird ein katholischer und seine Wirksamkeit eine öffentliche und landesgesetzliche sein.

§ 3. Als das nächste Ziel stellt sich der Verein die Aufgabe, dem verderblichen Einflusse, den die schlechte Literatur auf alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft ausübt, durch die Begünstigung und Verbreitung guter Schriften entgegenzuwirken . . . . .

§ 4. Die Verbreitung guter Schriften wird der Verein auf zweifache Weise zu fördern suchen:

1) dadurch, daß er jährlich oder halbjährlich allen, die sich an dem Unternehmen beteiligen, nach Maßgabe ihres Beitrags und der Vereinsmittel, eine oder mehrere Schriften als Vereinsgabe unentgeltlich zugehen läßt, und
2) dadurch, daß er dieser Vereinsgabe ein Verzeichnis seinem Zwecke entsprechender Schriften beifügt, deren Anschaffung oder Benutzung er jedem Beteiligten durch Erwirkung möglichst niedriger Preise zu erleichtern sich bemühen wird. [1])

§ 6. An den Vorteilen, welche der Verein durch die im § 4 bezeichneten Mittel den Katholiken zu bieten hofft, kann sich jeder derselben, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, beteiligen, welcher sich in die Listen des Vereins als Teilnehmer eintragen läßt und sich mittelst Unterschrift verpflichtet, mindestens den einfachen Beitragssatz durch jährliche Vorauszahlung zu entrichten.

§ 7. Um diese Vorteile einem möglichst ausgedehnten Kreise zu sichern, ist der einfache Beitragssatz auf 15 Sgr. (1 M. 50 Pfg.) festgesetzt.

§ 9. Mitglied des Vereins wird jeder katholische Mann, [2]) welcher das 21. Lebensjahr erreicht hat, indem er sich in die Vereinslisten als Mitglied eintragen läßt und durch seine Unterschrift verpflichtet: . . . .

Der Vereinskasse eine Gabe von mindestens 2 Thlr. (6 Mark) in jährlicher Vorauszahlung zufließen zu lassen.

§ 10. Die Mitglieder des Vereins beziehen jährlich eine oder, soweit es die Mittel des Vereins gestatten, nach Maßgabe ihres Beitrags mehrere Vereinsschriften und außerdem ein Verzeichnis derjenigen Schriften, deren Anschaffung zu niedrigen Preisen der Verein zu erleichtern beabsichtigt.

§ 12. Als Hauptorgan des Vereins leitet dessen Angelegenheiten ein Vorstand von dreißig Mitgliedern.

---

[1]) Als dritte Weise, die Verbreitung guter Schriften zu fördern, wurde in der Vorstandssitzung vom 15. Mai 1846 die Gründung von Bibliotheken für die einzelnen Vereine aus den jährlichen Ueberschüssen beschlossen, zu deren Benutzung die betreffenden Mitglieder und Teilnehmer berechtigt sein sollen.

[2]) Durch Vorstandsbeschluß vom 19. Oktober 1846 wurde das Recht, die Mitgliedschaft zu erlangen, „jedem katholischen Christen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts" zuerkannt, das Stimmrecht und die Wahlbefähigung aber nach wie vor beschränkt gelassen auf die Männer, welche das 21. Jahr erreicht haben.

§ 13. Dieſer Vorſtand wird für das erſtemal von dem zeitigen Erzbiſchof von Köln ernannt.

§ 14. Jährlich treten 10 Mitglieder des Vorſtandes aus. . . . .

§ 15. Der Vorſtand ergänzt ſich ſelbſt durch Wahl mittelſt Stimmzettel.

§ 17. Der Vorſtand wählt jährlich aus ſeiner Mitte mittelſt Stimmzettel einen Vorſitzenden, deſſen Stellvertreter, einen Sekretär und einen hinreichend angeſeſſenen Schatzmeiſter.

§ 18. Die ordentlichen Verſammlungen des Vorſtandes finden zweimal im Jahre nach der nähern Beſtimmung des Vorſtandes, die außerordentlichen auf die Zuſammenberufung des Vorſitzenden in Bonn ſtatt.

§ 24. Die Führung der Geſchäfte überträgt der Vorſtand einem Verwaltungsausſchuſſe, welcher außer dem Vorſitzenden, dem Sekretär und dem Schatzmeiſter des Vorſtandes, aus zwei aus ſeiner Mitte zu wählenden, alſo im ganzen aus fünf Mitgliedern beſteht.

II.

Aus der Geſchäftsordnung für den Vorſtand und den Ausſchuß.

§ 1. Die Geſchäfte des Vereins führt der Vorſtand und als Mandatar desſelben der Verwaltungsausſchuß.

§ 2. Der Ausſchuß hat alles vorzubereiten und einzuleiten, was den Zweck des Vereins zu fördern und deſſen Hülfsmittel zu vermehren geeignet iſt.

§ 3. Der Ausſchuß wacht über die vorſchriftsmäßige Bildung der Hülfsvereine und vollzieht deren Anſchluß an den Hauptverein.

§ 6. Sämtliche Ausfertigungen ſind von dem Vorſitzenden und dem Sekretär des Vereins zu vollziehen.

§ 12. Die Kaſſenverwaltung wird unter die Aufſicht eines Kuratoriums geſtellt, gebildet aus drei von dem Vorſtande aus ſeiner Mitte auf die Dauer eines Jahres zu wählenden Mitgliedern. Ihm liegt die Reviſion der Rechnung und der Kaſſe ob.

III.

Organiſationsplan für die Hülfsvereine des Vereins vom hl. Karl Borromäus.

§ 1. Die Hülfsvereine ſind: Lokal-, Bezirks- und Haupthülfsvereine.

§ 2. Die Lokalvereine finden in der Regel in den Pfarr-, die Bezirksvereine in den Dekanatsbezirken ihre Begrenzung; die Haupthülfsvereine in den Diözeſen. . . .

§ 3. Sämtliche Lokalvereine eines Dekanats bilden einen Bezirksverein, welcher ſeine Vertretung findet in einem ihrer Ausſchüſſe, und die Bezirksvereine einer Diözeſe bilden einen oder mehrere Haupthülfsvereine, für welche ein reſp. einige Bezirksvereine die Geſchäfte wahrnehmen. . . . .

§ 4. Die Lokalvereine ſtehen durch ihren Verwaltungsausſchuß mittelſt des Verwaltungsausſchuſſes des Bezirks- reſp. Haupthülfsvereins mit dem Verwaltungsausſchuſſe des Hauptvereins in Verbindung, ſo daß dieſer außerhalb der Erzdiözeſe Köln unmittelbar nur mit den Haupthülfsvereinen geſchäftlich verkehrt.

§ 7. Die Bildung dieſer verſchiedenen Vereine geſchieht durch eine von den Gründern aufzunehmende und zu unterzeichnende Verhandlung, und der Anſchluß an den Hauptverein durch abſchriftliche mittelbare, beziehungsweiſe unmittelbare Einſendung dieſer Verhandlungen an den Vorſitzenden.

§ 8. Die Hülfsvereine ſind die Organe des Hauptvereins, und ihre Aufgabe iſt, deſſen Wirkſamkeit nach allen Seiten hin zu fördern und zu verbreiten. Sie werden zu dieſem Zwecke Mitglieder und Teilnehmer für den Verein zu gewinnen ſuchen, die Beiträge einſammeln und dem Hauptvereine unter abſchriftlicher Beifügung der Unterzeichnungsliſte zur Verfügung ſtellen. Sie werden die von dem Hauptvereine zu verteilenden Vereinsgaben und Verzeichniſſe guter Schriften weiter befördern, die beſtellten Bücher rechtzeitig bei dem Ausſchuſſe des Hauptvereins anmelden und für deren möglichſt raſche Weiterbeförderung an die Beteiligten Sorge tragen.

§ 9. Die Geſchäfte ſämtlicher Hülfsvereine werden gleich denen des Hauptvereins durch einen Verwaltungsausſchuß geführt.

§ 11 Die Hülfsvereine haben die Verpflichtung, durch ihren Ausſchuß auf dem gewöhnlichen Geſchäftswege an den Verwaltungsausſchuß des Hauptvereins einen Jahresbericht über ihre Wirkſamkeit gelangen zu laſſen und mit demſelben etwaige, den Zweck des Vereins fördernde Vorſchläge zu verbinden.

§ 12. Die Hülfsvereine haben das Recht, den Sitzungen des Vorſtandes einen Abgeordneten aus ihrer Mitte mit beratender Stimme beiwohnen zu laſſen.

Auf Grund dieſes in den wichtigſten Beſtimmungen auszugsweiſe wiedergegebenen Statuts iſt es dem Verein vom hl Karl Borromäus gelungen, ſich immer mehr auszubreiten und immer tiefere Wurzeln im katholiſchen Volke zu ſchlagen. Viel trug allerdings zu ſeiner Blüte bei, daß von Anfang an die ausgezeichnetſten katholiſchen Männer teils als Vorſitzende, teils als Mitglieder des Vorſtandes, des Zentralverwaltungs-Ausſchuſſes und des Kaſſen-Kuratoriums dem Verein mit Rat und Tat zur Seite ſtanden, ſo der erſte Vorſitzende Max Freiherr v. Loë, dann Profeſſor Dieringer, die Seele des Vereins, welcher von 1846—1871 den Vorſitz führte, der zeitweilige ſtellvertretende Präſident, der Oberbürgermeiſter Dr. Kaufmann in Bonn und Profeſſor Dr. Simar, welcher von 1883 bis zu ſeiner Wahl als Biſchof von Paderborn im Jahre 1891 den Vorſitz führte.

Auch dem deutſchen Epiſkopat hat der Borromäusverein viel zu verdanken. Die Jahresberichte wurden und werden jährlich im Kirchlichen Anzeiger der Erzdiözeſe Köln und neueſtens auch in denen anderer Diözeſen veröffentlicht. Beſonders tätig war der Kardinal Johannes von Geiſſel im Intereſſe des Vereins, über den er das Protektorat übernahm. Der Kardinal Krementz, der längere Zeit als Dechant in Koblenz dem Vorſtand des Vereins angehört hatte, tat dasſelbe, und

gleich ihm handelten die nachfolgenden Erzbischöfe von Köln. Die Empfehlung des Vereins, hauptsächlich in den Fastenhirtenbriefen, trugen viel zur weiteren Ausbreitung des Vereins bei.

Erwähnt sei ferner, daß dem Vereine am 27. November 1846 die Portofreiheit verliehen wurde, „für die in allgemeinen Angelegenheiten des Vereins zwischen diesem und den namhaft zu machenden Zweigvereinen oder Geschäftsführern desselben vorkommenden brieflichen Mitteilungen, Geldsendungen und Sendungen von Büchern oder Schriften, letztere Sendungen bis zum Gewicht von 5 Pfund mit einer Post im ganzen." Die Portofreiheit hat bis 31. Dezember 1869 gedauert.

Wenn man sich erklären will, wie der Verein zu dem Namen „Verein vom hl. Karl Borromäus" gekommen ist, so muß man bedenken, daß § 1 des Statuts, der vom Zweck des Vereins handelt, sehr allgemein gehalten ist. Hatte man auch von vornherein die Verbreitung guter Bücher als Hauptmittel zur „Belebung christlicher Gesinnung und Anregung zu einer derselben entsprechenden Werktätigkeit" ins Auge gefaßt, so war die Förderung anderer der Kirche dienlichen Unternehmungen doch nicht ausgeschlossen, wie denn auch seitens des Vereins die beiden katholischen Zeitungsunternehmen „Rheinische Volkshalle" und „Deutsche Volkshalle," sowie das Hedwigskrankenhaus in Berlin unterstützt und gefördert wurden. Wie nun der hl. Karl Borromäus in seiner Diözese auf jede mögliche Weise die Interessen der Kirche gefördert hat, so sollte es nach den Ideen der Vereinsgründer der Borromäusverein auch tun. Dazu kommt noch, daß der hl. Karl Borromäus die Verbreitung guter Schriften als bestes Abwehrmittel verderblicher Preßerzeugnisse eifrigst betrieb und im Jahre 1579 in seinem eigenen Seminar in Mailand eine Druckerei einrichtete.

Um über das Wachstum des Vereins eine kleine Uebersicht zu erhalten, wollen wir getrennt von einander betrachten: 1. die äußere Verbreitung, 2. den inneren Ausbau und die innere Festigung. Gleich nach der ersten Vorstandssitzung fingen die Mitglieder des Vereins in den einzelnen Städten an, die Hülfsvereine zu konstituieren. In Köln, Koblenz und namentlich in Düsseldorf erzielte man sehr schöne Erfolge. Das damals noch kleine Düsseldorf zählte 1845 bereits 400 wirkliche Mitglieder, von den Teilnehmern abgesehen. Die Diözese Trier brachte es im Jahre 1847 auf 121 Vereine.

Im Jahre 1846 gehörten dem Verein schon 3197 Mitglieder und 6264 Teilnehmer an, die alle in den Diözesen Köln, Trier, Paderborn und Münster ihren Wohnsitz hatten. Bald dehnte sich der Verein jedoch auch auf die übrigen deutschen Diözesen aus und fand sogar in Frankreich Nachahmung, woselbst verschiedene Provinzialkonzilien die Gründung von Pfarrbibliotheken und die Verbreitung guter Bücher dringend ans Herz legten. Es wurden denn auch bis Februar 1851 daselbst 400 Pfarrbibliotheken gegründet. In der ersten Hälfte des Jahres 1904 zählte der Verein 116815 Angehörige, die in 2659 Hilfsvereinen organisiert sind.

Nicht ganz so glatt, wenn auch gleich erfolgreich, ging die innere Festigung und der innere Ausbau des Vereins vor sich. Nach §§ 6 und 9 des Vereinsstatuts konnte man entweder als Mitglied (Beitragsleistung 6 M.) oder als Teilnehmer dem Vereine angehören. Die Teilnehmer wieder zerfielen in zwei Klassen, eine solche mit einem jährlichen Beitrag von 3 M. und eine solche mit einem Beitrag von 1 50 M. Nun stellte sich bald der Mißstand ein, daß die Zahl der Teilnehmer mit 1.50 M. im Vergleich zu den eigentlichen Mitgliedern und den Teilnehmern zu 3 M. unverhältnismäßig groß wurde. Es läßt sich das leicht begreifen, denn anfangs hatten alle drei Klassen der Vereinsangehörigen die gleichen materiellen Vorteile: unentgeltliche Benutzung der Bibliotheken, gleich billigen Bücherbezug und die gleiche Vereinsgabe. Während also die Teilnehmer Bücher als Gaben erhielten, die weit den Wert des Beitrages überschritten, hatten die Mitglieder Opfer zu bringen, da der Wert der Vereinsgabe nie die Höhe ihres Beitrages erreichte. Der Verein mußte namentlich durch die Mitgliederbeiträge die Unkosten der Geschäftsführung und die Ausgaben für die Vereinsbibliotheken decken. Um nun dem immer mehr überhand nehmenden Uebelstande abzuhelfen, ordnete man an, daß der Ladenpreis für die Vereinsgabe der Mitglieder dem Beitragspreis von 6 M. mindestens gleichkommen müsse. Es wurde also ein doppeltes, später dreifaches Gabenverzeichnis angefertigt, für die Mitglieder, die

Teilnehmer zu 3 M. und 1.50 M. Eine Wendung zum Beſſeren trat jedoch erſt im Jahre 1855 infolge einer lebhaften Agitation ein, trotzdem das Mißverhältnis bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz beſeitigt iſt.

Um die Verbreitung guter Bücher zu ermöglichen, ließ der Verein, wie bereits bemerkt wurde, den Angehörigen jährlich eine oder mehrere Schriften unentgeltlich zugehen. Die erſte dieſer Vereinsgaben war das von Profeſſor Dieringer eigens zu dieſem Zwecke geſchriebene Buch „Der hl. Karl Borromäus und die Kirchenverbeſſerung ſeiner Zeit“. Auch die Jahrgänge 1845 und 1846 des Kalenders von Alban Stolz für Zeit und Ewigkeit wurden verteilt. Hierauf wandte man ſich an katholiſche Gelehrte zur Abfaſſung von Schriften und erließ 1846 durch die Zeitungen eine öffentliche Aufforderung an Schriftſteller, für den Verein zu arbeiten. Glück hatte man damit keines, wohl erhielt man verſchiedene Zuſagen, aber die Erfüllung blieb aus. Die Abſicht des Vorſtandes, alljährlich zwei bis drei neue Werke zu Vereinsgaben zu verwenden, ließ ſich nicht verwirklichen. Man mußte ſich damit begnügen, anfangs 20—30 vorhandene gute Bücher aus dem Bücherverzeichnis als Vereinsgabe zu bezeichnen. Im Jahre 1847 betrug die Zahl der als Vereinsgabe zur Verfügung geſtellten Bücher für die Mitglieder 7, für die Teilnehmer 6, im Jahre 1903 für die Vereinsangehörigen mit einem Beitrag von 6 M. 409, mit einem ſolchen von 3 M. 367, und mit einem ſolchen von 1.50 M. 425. Dabei iſt zu beachten, daß die Angehörigen der Klaſſe I aus dem Verzeichnis für Klaſſe II oder III die doppelte Gabe wählen können, wenn ihnen aus dem Gabenauswahlverzeichnis der erſten Klaſſe keine Gabe paßt.

Als eine ſeiner wichtigſten Obliegenheiten betrachtete der Verein von Anfang an die Gründung von Vereinsbibliotheken. Dieſelben wurden aus den jährlichen Ueberſchüſſen des Vereins eingerichtet. Die Quote der den einzelnen Bibliotheken gratis zukommenden Geldſumme bemißt ſich nach der Höhe der Beitragsleiſtungen der einzelnen Hilfsvereine. Die Auswahl der für die Bibliotheken begehrenswerten Bücher bleibt den Hilfsvereinen ſelbſt überlaſſen, haben ſie aber aus dem vom Verein herausgegebenen Bücherverzeichnis zu treffen.

Der Katalog, welcher alle die durch den Verein beziehbaren Bücher enthält, wies beim erſten Erſcheinen 127 Nummern auf, im Jahre 1848 insgeſamt 446 und im Jahre 1904 die ſtattliche Zahl von 10443. Es wurden darin anfangs die Bücher unter beſtimmten Abteilungen aufgeführt, dann ging man zu der rein alphabetiſchen Ordnung über, jetzt entſpricht das Verzeichnis den Anforderungen eines wiſſenſchaftlichen Sachkatalogs. Hinter jedem Titel iſt der Ladenpreis der betreffenden Bücher ſowie der Bezugspreis durch den Verein genau angegeben. Aus dieſem Verzeichnis alſo können die Bibliotheksvorſtände die Bibliotheksgaben auswählen. An Bibliotheksgaben hat der Verein bis zum Jahre 1903 die hübſche Summe von 2268170 M. Nettowert ausgegeben.

Die machtvolle Entwickelung brachte es mit ſich, daß auch die Verwaltung des Vereins in gleicher Weiſe wachſen mußte. In den erſten Jahren wurden die Geſchäfte faſt ausſchließlich von den Mitgliedern des Zentralverwaltungsausſchuſſes geführt. Am 6. Januar 1847 ſtellte man den erſten ſtändig beſoldeten Sekretariatsgehülfen an. Im Jahre 1859 wurde das wegen ſeiner monumentalen Front vielbewunderte Borromäushaus gebaut, worin gegenwärtig 9 Angeſtellte des Vereins ſtändig beſchäftigt ſind. Selbſtverſtändlich machte ſich unter dieſen Umſtänden und infolge der Veränderung, welche im Vereinsgeſetzweſen vor ſich gegangen war, immer dringender das Bedürfnis einer Reform des Vereinsſtatuts geltend. Das neue Statut trat im Jahre 1900 in Kraft. Ueber dieſes und über die Bedeutung des Vereins für die Gegenwart ſoll ein Schlußartikel im Novemberheft Näheres berichten.

Die Gefängnisbibliothek.

Sieber, Gefängnispfarrer, Rottenburg a. N.

Der Gedanke, den Gefangenen in den Strafanſtalten durch geeignete Lektüre Troſt und Aufmunterung zu bieten, iſt nicht etwa eine Erfindung des humanen 19. Jahrhunderts. Gibt doch ſchon P. Tobias L. Lohner, S. J. in ſeiner Instructio practica (Dillingen 1677) auf die Frage, wie die Gefangenen zu beſchäftigen ſeien, die

Antwort, daß nächst der Handarbeit die Lektüre guter Bücher zu empfehlen sei; er stellt sogar einen Katalog, vielleicht den ersten, einer kleinen Gefängnisbibliothek zusammen. Wie würde sich der gute, verdiente Pater wundern, wenn er in eine moderne, gutgeleitete Strafanstalt käme und in der Gefangenenbibliothek viele Hunderte von Büchern zählen könnte, welche der Erbauung und Belehrung der Gefangenen dienen! Ich bin überzeugt, daß der erfahrene Lehrer der Pastoral sich darob freuen würde. Denn er wußte wohl, welch schätzenswerter Freund ein gutes Buch für einen armen, unglücklichen, einsamen Menschen werden kann.

In unserer Zeit, welche den Besserungszweck der Freiheitstrafe so sehr in den Vordergrund stellt, ist es nicht nötig, das Bedürfnis und den Nutzen der Gefängnisbibliotheken darzutun. Strafanstaltsvorstände und Geistliche sind darüber einig, daß jeder Gefangene zum Lesen guter Bücher angehalten werden soll. Nur Häftlinge von sehr kurzer Strafzeit, namentlich ohne Arbeitszwang, sind ausgenommen; alle übrigen Kategorien von Sträflingen aber sollen gute Bücher in die Hände bekommen: die erwachsenen und jugendlichen, Zellengefangene und die der Gemeinschaftshaft, Straf- und Untersuchungsgefangene, die Insassen der großen wie der kleinen Gefängnisse. Für letztere ist die Lektüre um so notwendiger, wenn in ihnen kein Gottesdienst möglich ist. Es gehört daher zur Pflicht der Seelsorger, denen die Amtsgerichtsgefängnisse anvertraut sind, für die Anschaffung einer Bibliothek zu sorgen, selbst wenn der aufsichtführende Beamte sich aus Unkenntnis dagegen sträuben sollte. Ein Appell an die Zentralbehörde wird sicherlich die Erlaubnis und die Mittel zur Anschaffung einer kleinen Bibliothek erwirken. Untersuchungsgefangenen — selbstverständlich nur mit Wissen und Erlaubnis des Untersuchungsrichters — Bücher zu geben, ist ein Werk der Barmherzigkeit. Wer das „Hangen und Bangen in schwebender Pein" an so manchen dieser Armen mit erlebt hat, wird das ohne weiteres unterschreiben. Zellengefangene bedürfen der Lektüre, um in ihrer Einsamkeit keinen geistigen Schaden zu leiden, und je mehr die Leute der Gemeinschaftshaft ihre Freizeit mit Lesen zubringen, destoweniger werden sie unerlaubte und schädliche Gespräche führen. Alle Gefangene aber werden aus einer gutgeleiteten Bibliothek geistigen und geistlichen Nutzen ziehen; sie werden zum Nachdenken angeregt, sie finden, daß es doch noch edlere Genüsse gibt, als viele von ihnen kennen, die Phantasie, die bei so manchem verödet oder gar vergiftet ist, wird mit besserem Inhalt erfüllt, der Wille erhält Ansporn und Ermunterung. Alle können Trost und religiöse Erbauung aus ihr schöpfen. Der Gefangene, der fleißig die Woche über gearbeitet hat, verdient aber auch für den Sonntag ein gutes Buch. Es ist nebst dem sonntäglichen Gottesdienst die einzige Abwechselung und Anregung in seinem so einförmigen Leben, und er bedarf dieser Belohnung, um am Montag wieder mit frischem Geist an seine Arbeit zu gehen.

Freilich bringt das Bücherlesen wie für jeden Menschen so auch für die Gefangenen gewisse Gefahren mit sich. Die Gefängnisbibliothek bedarf daher einer sorgfältigen Verwaltung. Diese ist in erster Linie Sache des Hausgeistlichen. Allerdings führt wohl überall die Gefängnisverwaltung die Oberaufsicht. Dem Geistlichen steht jedoch wohl in den meisten Strafanstalten der größte Einfluß zu. Er macht im Verein mit der Direktion die Vorschläge zu den Neuanschaffungen, teilt die Bücher aus und überwacht die Lektüre.[1]) Es sei gestattet, einige Grundsätze über Einrichtung und Verwaltung der Gefängnisbibliothek nach den Erfahrungen erprobter Fachleute hier zusammenzustellen.

1. Am unzweckmäßigsten eingerichtet wäre eine Bibliothek, welche die Bücher für alle Gefangene enthalten würde. Die Aufstellung konfessionell getrennter und getrennt verwalteter Bibliotheken ist überall anzustreben. Unter allen Umständen müssen die nur für Katholiken resp. Protestanten, sowie die nur für weibliche und die nur für jugendliche Gefangene brauchbaren Bücher in besonderen Abteilungen zusammengestellt werden. Verwechselungen werden am besten dadurch verhütet, daß die verschiedenen Bibliotheken resp. Abteilungen durch verschiedenfarbige Etiketten kenntlich gemacht sind.

2. In größeren wie kleineren Strafanstalten sollte der Hausgeistliche die Bücher immer selbst austeilen. Zellengefangene und langjährige Gefangene der Gemeinschaftshaft bekommen einen Zettel mit den Nummern des Katalogs und dem Namen des Sträflings; jede gelesene Nummer wird ausgestrichen. Notwendig ist ein Bücherabgabenachweis, nach den Namen der Gefangenen alphabetisch geordnet. Es wird Datum der Abgabe und Katalognummer eingetragen. Im allgemeinen gebe man den einzelnen nicht öfters als alle vierzehn Tage Bücher ab; man dulde nicht das Aufkommen der bei manchen Gefangenen keineswegs seltenen Lesewut. Berechtigte Wünsche sollen berücksichtigt werden. Bei Austeilung der Bücher wird man, wo möglich, individualisieren:

---

[1]) In Preußen liegt, wie die „Köln. Vzlg." vom 29. Nov. 1903 berichtet, die Auswahl der Bücher in den Händen des Strafanstaltsgeistlichen und zwar bei konfessionellen Bibliotheksabteilungen in seiner Hand ausschließlich, bei gemischten Bibliotheken im Verein mit den Geistlichen der anderen Konfession. Für die Beschaffung von Büchern in der katholischen Abteilung wendet man sich an den Borromäusverein in Bonn, für die in der protestantischen an den christlichen Zeitschriftenverein in Berlin. (Anm. der Red.)

Vorbildung, Seelenzuſtand, Verhalten im Gefängnis uſw. in Rechnung ziehen.

3. Ueberwachung der Lektüre iſt dringend notwendig. Es darf nicht während der Arbeitszeit geleſen werden, ebenſowenig in Kirche und Schule. Die Unterhaltungsbibliothek ſoll von den Geſang- und Gebetbüchern ſowie von den Schulbüchern durch den Einband auch für das Aufſichtsperſonal leicht unterſcheidbar ſein. Leſen in der Kirche wird ſtrenge beſtraft, kommt übrigens ſelten vor. Große Aufmerkſamkeit iſt notwendig, damit die Bücher nicht zu bald abgenutzt oder beſchmutzt werden. Jeder Gefangene iſt für ſein Buch haftbar. Jedes Buch, das ausgegeben oder zurückgegeben wird, ſollte der Bibliothekar durchblättern. Einzelne Gefangene ſuchen die Bücher als Korreſpondenzmittel zu gebrauchen, indem ſie Zettel einlegen oder Worte und Buchſtaben unterſtreichen. Dann und wann finden ſich Ungehörigkeiten eingeſchrieben. Nicht ſelten leſen die Gefangenen die Bücher nicht ganz aus, oder verſtehen ſie falſch. Man überzeugt ſich daher bei den Zellenbeſuchen, ob die Bücher auch geleſen und verſtanden wurden. Oft gibt die Lektüre Anlaß zu ſeelſorglichen Geſprächen. — Beſondere Ueberwachung iſt bei Unterſuchungsgefangenen nötig, um eine Kommunikation unter den Gefangenen zu verhindern.

4. Die in die Gefangenenbibliothek aufzunehmenden Bücher ſind erbaulichen, belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Der Erbauung dienen vor allem die religiöſen Bücher. Jeder Gefangene muß ein Geſang- und Gebetbuch haben, deſſen er zur Teilnahme am Gottesdienſt bedarf. Diejenigen, welche eine Religionsſtunde beſuchen, ſollen auch das Buch haben, das dem Unterricht zugrunde gelegt wird. Außerdem ſollte jeder Gefangene, wenigſtens aber jeder Zellengefangene, noch beſtändig ein weiteres Erbauungsbuch beſitzen; ich bevorzuge vor allen anderen Goffines Handpoſtille. Es iſt nicht rätlich, die ganze Bibel den Gefangenen in die Hände zu geben, weil ſie gerne gewiſſe Stellen aufſuchen und zur Sünde mißbrauchen. Dagegen empfiehlt es ſich, das Neue Teſtament mit Anmerkungen, Overbergs Haus- und Familienbibel u. a. den Gefangenen zu geben. Katechismen werden zur öſterlichen Zeit von ſolchen, die das Beichten verlernt haben, viel begehrt. Man vergeſſe nicht, einige Gebets- und Erbauungsbücher mit Großdruck für Weitſichtige bereit zu haben.

An belehrenden Büchern ſind vor allem die zum Schulunterricht nötigen zu nennen, ſodann paſſende Werke zur Ausbildung in der Buchführung, Stenographie, fremden Sprachen, auch aus dem Berufskreis der Gefangenen. Sehr zu wünſchen iſt, daß in der Gefängnisbibliothek belehrende Bücher aus all den Gebieten ſich finden, welche geeignet ſind, den Gefangenen Anregung und Förderung des geiſtigen Lebens zu bieten: Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Reiſebeſchreibungen uſw. Polemik muß aus der Bibliothek ferngehalten werden, denn die Gefangenen ſetzen in der Gemeinſchaftshaft gern den im Buch geleſenen Streit ins Leben um. Am meiſten empfehlen ſich Biographien, Charakterbilder und Monographien aus den obengenannten Disziplinen. Nicht zu vergeſſen ſind Bücher und Broſchüren zur Bekämpfung des Mißbrauchs geiſtiger Getränke Den größten Raum in der Gefängnisbibliothek werden die Unterhaltungsſchriften einnehmen. Ihr Inhalt und ihre Form müſſen natürlich dem Alter und Bildungsgrad entſprechen. Man gebe reifen Männern keine für Knaben geſchriebene Erzählungen; auch im Gefängnis will der Erwachſene nicht als ein Unmündiger behandelt werden. Ebenſo halte man Schriften fern, welche die Phantaſie überreizen: Kriminalromane, Indianer-, See- und Reiſegeſchichten à la Karl May ſind nicht gut für Leute, die an ſich ſchon an anormaler Phantaſie leiden. Gute geiſtige Hausmannskoſt wird von der überwiegenden Mehrzahl der Gefangenen ſtets am liebſten angenommen. Chriſtoph v. Schmid, Herchenbach und ähnliche gelten in meiner Anſtalt immer noch am meiſten. Soll man Romane aus der Gefängnisbibliothek verbannen? Ich möchte dieſe Frage verneinen. Romane, welche auf chriſtlicher Grundlage ſchön geſchrieben und einen veredelnden Einfluß auszuüben geeignet ſind, laſſe man ohne weiteres zu. Freilich ſollte der Bibliothekar dieſe Bücher alle aus eigener Anſchauung kennen, d. h. ſelbſt geleſen haben; allein welcher Gefängnisgeiſtliche wird ſich deſſen rühmen können? Die Borromäusblätter werden daher auch von den katholiſchen Gefängnisgeiſtlichen warm begrüßt werden, indem ſie die Zuſammenſtellung neuer Büchervorſchläge weſentlich erleichtern.[1])

Auf der Verſammlung des Vereins deutſcher Strafanſtaltsbeamter in Nürnberg (Mai 1901) wurde empfohlen, den Gefangenen die Lektüre deutſcher Klaſſiker, überhaupt guter dichteriſcher Werke in pädagogiſch nicht zu beanſtandenden Ausgaben zu ermöglichen. Obwohl nun die Mehrzahl der in Strafanſtalten ſich befindenden Leute die zu der Lektüre unſerer Klaſſiker wünſchenswerte Bildung und Neigung nicht beſitzt, iſt doch der in Nürnberg ausgeſprochene Wunſch der Beachtung wert, denn es kommen nicht wenige Leute in unſere Strafanſtalten, welche das Bedürfnis nach ſchöner Literatur wie die Fähigkeit, ſie zu leſen, beſitzen und den gänzlichen Mangel dieſer Lektüre ſchwer empfinden.

[1]) Nach Zeitungsnotizen, die wir auf ihre Richtigkeit nicht zu prüfen vermögen, ſoll der preußiſche Juſtizminiſter angeordnet haben, daß alle Romane — ausgenommen die patriotiſch-hiſtoriſchen — und alle Zeitſchriften aus den Bibliotheken der Gefängniſſe entfernt werden. Das ginge, wenn es ſich bewahrheiten ſollte, entſchieden zu weit. (Anm. d. Red.)

Am liebsten gelesen und am meisten begehrt sind in den Strafanstalten die illustrierten Zeitschriften. Manche Gefängnisgeistliche glauben vor ihnen warnen zu sollen, und ich schließe mich ihnen insoforn an, als auch ich abraten möchte, dieselben zur ausschließlichen Lektüre zu machen. Ich sehe jedoch nicht ein, warum man nicht dem Gefangenen zur Abwechselung einen Jahrgang irgend einer guten christlichen Zeitschrift in die Hand geben soll. Dort findet er Poesie und Prosa, Unterhaltendes und Belehrendes aus allen Gebieten in reicher Abwechselung, und die Illustrationen, vorausgesetzt, daß sie pädagogisch untadelig sind, werden für Leute, welche nur die grauen Wände ihrer Zelle und des Spazierhofs sehen, eine Quelle der Erholung und der geistigen Anregung. Die von der Nürnberger Versammlung eingesetzte **Bibliotheks-Kommission** unter Vorsitz von Oberjustizrat Eggert hat nun erklärt, daß die bestehenden illustrierten Zeitschriften dem Ideal nicht entsprechen, und daß es wünschenswert sei, eine solche eigens für die Strafanstalten zu gründen. Von derselben sind bereits 10 Nummern erschienen; sie trägt den Titel „Der Kompaß" und erscheint halbmonatlich bei Strecker u. Schröder, Stuttgart. (Preis pro Jahrgang fünf Mark.) Obwohl durch sie zurzeit die illustrierten Zeitungen in den Gefängnisbibliotheken noch nicht ganz ersetzt sind, so ist sie ihres gediegenen Inhaltes, ihrer schönen Illustrationen und des niederen Preises wegen sehr zu empfehlen, ich mache daher an dieser Stelle namentlich die Seelsorger kleiner Gefängnisse auf sie aufmerksam.

Im übrigen will ich mich für diesmal enthalten, über Inhalt und Auswahl der für Gefangene geeigneten Bücher detailliertere Angaben zu machen. Die oben genannte Bibliothekskommission wird in Bälde einen ausführlichen Musterkatalog für Gefangenenbibliotheken herausgeben. Derselbe wird Gelegenheit geben, an dieser Stelle auf das schwierige Thema in einem späteren Artikel noch näher einzugehen.

Berichte über volkstümliche Bibliotheken.

Von H. Herz.

Dem Jahresbericht über das zweite Betriebsjahr 1903/04 der **Elberfelder Stadtbücherei**, den der Stadtbibliothekar Dr. Jaeschke erstattet, entnehmen wir folgende Angaben:

In dem Etatentwurf der Stadtbücherei pro 1903 war ein städtischer Zuschuß von 22000 M. vorgesehen. Die gesamten Kosten des Instituts wurden auf 26150 M. veranschlagt, von denen 13655 M. auf persönliche und 12495 M. auf sachliche Ausgaben entfielen. (Mietzinse kommen nicht in Betracht, weil die Bibliothek ein eigenes Haus besitzt.) Die Kosten für die Neuanschaffung von Büchern wurden von privater Seite gedeckt, nämlich von dem jetzt 1000 Mitglieder zählenden „Stadtbüchereiverein". Die Einnahmen der Anstalt (Leihkarten, Mahngebühren rc.) veranschlagt man auf 4100 M.

Der Preis der Leihkarte wurde von 10 Pfg. auf 30 Pfg. erhöht, was zur Folge hatte, daß ein Teil der minderbegüterten Leser ausblieb, womit auch ein Sinken in der Qualität des Lesestoffes zu beobachten war. „Denn gerade ärmere Leute benutzen die Anstalt gern zu ihrer weiteren Ausbildung. Bücher aus den Abteilungen Geschichte, Erdkunde rc. finden in ihnen dankbare Leser. Auch ihre Unterhaltungsliteratur steht durchschnittlich auf einem höheren Niveau als beispielsweise die der Damen, da sie für Empfehlung guter Romane usw. empfänglich sind, bezw. die Auswahl den Beamten überlassen. In Zahlen drückt sich dieser Rückgang folgendermaßen aus: Am 1. November 1902 zählte die Anstalt 5406 Leser, am gleichen Zeitpunkte 1903 nur 4293. Entliehen wurden vom Juli bis Oktober 1902: 51120, in der gleichen Zeit 1903: 47110 Bände, also 4010 weniger. Davon entfielen auf die einzelnen Gebiete: Belehrende Literatur 1902: 20%, 1903: 17%; Jugendschriften 1902: 7,8%, 1903: 7,9%; Zeitschriften 1902: 6,7%, 1903: 6,5%; Unterhaltende Literatur 1902: 65,5%, 1903: 68,6%.

Die vergleichende Gegenüberstellung der Berufsstatistik der ersten 3500 Leser 1902 und 1903 ergab, daß die Lehrlinge in Handel und Gewerbe um 33%, die Gehilfen um 20%, die Arbeiter sogar um 50% herabgegangen, dafür aber z. B. die berufslosen Frauen um 50% gestiegen waren! Diese Zahlen beweisen schlagend den Nachteil des 30 Pfg.-Tarifs, und so wurde am 3. November der Antrag des Verwaltungsrates der Stadtbücherei auf Wiedereinführung des 10 Pfg.-Satzes von der Stadtverordnetenversammlung debattelos angenommen. Der Erfolg zeigte sich bereits im November, indem dreimal mehr Leihkarten ausgegeben wurden als in den früheren Monaten."

(Bekanntlich haben die Wiener und Grazer Volksbibliotheken gerade durch die Einführung eines hohen Leihhellers, 10—15 und mehr Kreuzer pro Monat, glänzende Erfolge erzielt. Die Red.)

Der Bücherbestand war von 14696 Bänden am 1. April 1903 auf 19665 am 1. April 1904 gestiegen.

Der Lesesaal wurde von 114437 Personen besucht. Aus der Bibliothek wurden 164505 Bücher entliehen gegen 138671 im Vorjahr. Davon entfielen auf belehrende Literatur 17,58%, auf schöne Literatur 68,31%, auf Jugendschriften 10,33% und auf Zeitschriften 8,78%.

Im ganzen wurden 7861 Leihkarten ausgegeben, 314 mehr als im Jahre 1902/03. Sie verteilen sich auf die einzelnen Berufe nach folgenden Prozentsätzen: Gelehrte, Lehrer, höhere Beamte 9,53%; selbständige Handel- und Gewerbetreibende 10,51%; Techniker 2,93%; Schüler, Studenten 4,5%; Lehrlinge im Handel und Gewerbe 5%; Gehilfen in Handel und Gewerbe 25,06%; Unterbeamte und Schreiber 8,92%; Arbeiter, Diener, Kellner 5,97%; Rentner, Berufslose 1,06%; Lehrerinnen 1,81%; erwerbstätige Frauen 6,28%; berufslose Frauen 16,82%; Schülerinnen 1,63%.

Diese Statistik ist sehr lehrreich. Sie zeigt im Verhältnis zur Einwohnerzahl (156966 Einwohner nach der letzten Volkszählung), daß nach sehr viele Leute der

Bibliothek gänzlich ferngeblieben sind. Die Beteiligung der berufslosen Arbeiter, der Diener und Kellner mit 5,97% ist im Verhältnis des Kontingents, das sie zur Bevölkerung stellen, eine geringe. Die Abteilung „Gehilfen in Handel und Gewerbe", in die alle gelernten Arbeiter mit einbezogen sind, läßt ebenfalls sehr zu wünschen übrig, da auch hier wahrscheinlich die Gehilfen im Handel zahlreicher als die Arbeiter vertreten sind.

Durch den auswärtigen Leihverkehr, in welchem die Bibliothek mit sämtlichen Bibliotheken des In- und Auslandes steht, wurden für wissenschaftliche Zwecke an die Leser 170 Werke besorgt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß seitens der Stadtbücherei 14 volkstümliche Vorträge veranstaltet wurden, an denen insgesamt 2160 Personen teilnahmen.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt

Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem 18. Jahrhundert von Enrika v. Handel-Mazetti. 2. Aufl. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Brosch. M. 3,80, geb M. 5,—.

In „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" ist das Problem: Rückkehr eines zwölfjährigen lutherischen Knaben zur kath. Mutterkirche psychologisch richtig gelöst, was gewiß keine leichte Aufgabe war, denn einen derartigen, durch das geheimnisvolle Zusammenarbeiten des freien menschlichen Willens und der göttlichen Gnade bewirkten seelischen Vorgang so darzustellen, daß er psychologisch glaubhaft erscheint, und der Schleier des Geheimnisses doch nicht ganz weggenommen wird, erfordert ein großes Talent. Zweifellos zählt die Erzählung zu den besten Erzeugnissen der kath. Belletristik der letzten Jahre und steht hoch über manchem vielgerühmten historischen Roman nichtkatholischer Autoren. Aber unseres Erachtens haben wir in dem Buche doch noch nicht die volle reife Frucht von Handel-Mazzettis dichterischem Können. Es haften diesem Werke bedeutende Mängel in der Charakterisierung einzelner Hauptpersonen an. Die Liebe des guten Vaters Meinrad Helmperger zu dem schönen lutherischen Knaben aus England, den er in das Kloster Cremifanum bringt, ist mehr frauenhaft oder pathologisch als männlich. Der Vater des Knaben, Mac Endollius, ein englischer Edelmann, der in der Folterkammer zu Berlin im Jahre 1701 als Märtyrer für den Atheismus und als Kämpfer gegen den Hexenwahn sein Leben zum Opfer bringt, ist gar zu ideal gedacht. Daß auch ein Atheist ein edler Charakter sein kann, wird gewiß niemand leugnen, aber Mac Endoll scheint uns doch etwas zu märtyrerhaft gezeichnet zu sein. Auch kommen mir die Abkanzlung des protestantischen Predigers in Halle durch den englischen Atheisten, sowie einzelne Vorgänge in dem Prozeß gegen den englischen Freiherrn vor dem Berliner Gerichte nicht so recht glaubhaft vor. Vielleicht liegt die Schuld daran, daß die Schilderungen des damals noch allgemein verbreiteten Hexenwahns nicht in allweg gründlich herausgearbeitet sind, wie auch sonst manchmal in kulturelle Zustände der damaligen Zeit nicht tief genug hinein geleuchtet wird. Einem wirklichen Charakter begegnet man dagegen im Abt Alexander. Dieser Mann wird uns menschlich nahe gebracht. Daß man sich in katholischen Kreisen gerade seiner Charakterisierung wegen aufgeregt hat, begreife ich nicht recht. Abt Alexander war eben auch ein Kind seiner Zeit. Zudem hatte er erst wieder stramme Zucht in das klösterliche Leben bringen und unaufhörlich gegen ein weiteres Umsichgreifen des protestantischen Einflusses benachbarter Adeliger ankämpfen müssen. Ist es da zu verwundern, wenn er wohl sein Kloster in Zucht zu halten versteht, sich aber bei seiner energischen Natur an dem Knaben als schlechter Pädagoge erweist? Wer indes tiefer blickt, wird bei ihm bald hinter einem rauhen Aeußern das gute Herz entdecken. Nicht weniger geschickt als der Abt ist auch der eigentliche Held, in diesem Falle ein 12jähriger Knabe, charakterisiert. In der Seele des Kindes versteht die Dichterin meisterhaft zu lesen. Das allmähliche Hinneigen des streng lutherischen Buben zum katholischen Glauben, seine Sehnsucht nach der Mutter, von der er für immer getrennt bleibt, sein Heimweh, seine Begeisterung für den Vater sind vortrefflich geschildert. Auch das sich immer inniger gestaltende Verhältnis zwischen dem Kinde und dem schlichten Pater Meinrad wird sehr fein motiviert. In die Leiden des Kindes, und das Kind hat deren schon viele, fallen zuweilen die Sonnenstrahlen goldigsten Humors. Der Sprache verleiht der archaisierende Ton eine seltene Wärme und Herzlichkeit. Ueber die Schönheiten der katholischen Kultur und über das Brevier zeigt sich die Verfasserin sehr genau unterrichtet.

Alles in allem ist das Buch ein gutes und schönes Buch; um es jedoch richtig würdigen zu können, dazu gehört außer einiger Kenntnis der Kulturgeschichte, auch etwas Verständnis der lateinischen Sprache. Fesseln wird es seines Inhaltes wegen ja jedermann. Aber eigentlich ist es doch ein Buch für die Gebildeten. Dorfbibliotheken, Lehrlingsbibliotheken und anderen Büchereien, die keine höheren Anforderungen an ihre Leser stellen dürfen, raten wir nicht, das Buch anzuschaffen, im übrigen aber ist es sehr zu empfehlen.

Bonn. Herz.

Geschichten aus alter Zeit. Erste und zweite Reihe. Dritte Auflage. Von W. H. Riehl. Stuttgart, 1904. J. G. Cotta. 2 Bde. 268 und 311 S. Preis à M. 3,00.

Der populäre Kulturhistoriker und Novellist Riehl, dessen Talent wenn auch nicht zu den höchsten, so doch zu den hochstehenden gezählt werden muß, hat diese Erzählungen vor vierzig Jahren niedergeschrieben; in einer Zeit also, wo der Sinn für kunstgemäße, feinsinnige Darstellung historischer und historienartiger Stoffe noch nicht durch die Lust an sensationellen und realistischpickelnden Erzeugnissen eilfertiger Federn getrübt war. Schon das ist es, was diese Erzählungen für unsere Tage von selbst empfiehlt, wo gerade die Leser von Bildung sich wieder nach künstlerischer Feinheit und abgeklärter Behandlung von Gegenständen sehnen, die ein allgemein menschliches Interesse erregen.

Die Stoffe der siebzehn Erzählungen beider Bände verteilen sich auf den großen Zeitraum vom frühen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein. Unter den acht Erzählungen der ersten Reihe ist die dritte mit dem Titel „Die Lüge der Geschichte" ohne Zweifel die schönste; man bewundert daran ebenso die Herzlichkeit und Gemütstiefe, wie die edle und einem vertieften Denken entsprossene Idee. Auch die zweite, „Liebesbuße" betitelt, ist ein ganz hervorragendes Stück und zeigt, wie sehr Riehl befähigt war, die so oft bis zum Heroismus gesteigerte und in ihrer Innerlichkeit doch

so zarte und liebeswarme Sinnesart der hervorragenden Menschen des Mittelalters zu verstehen und zu schildern. Alle Stücke beider Bände zeichnen sich durch eine kulturhistorische Treue und eine Anschaulichkeit des historischen Milieus aus, welche die Frucht langer und eifriger Studien sind; aber auch durch ein fesselndes Interesse, womit der Leser am Ganzen wie an den Einzelheiten der Stücke festgehalten wird. Hier sei uns die Bemerkung gestattet, daß wir im tieferen Grund dieses Interesses auch die wesentliche Eigenart der Riehlschen Erzählungskunst überhaupt sehen: es ist eine ausgesprochene Neigung, im Weltlauf überall eine scharf pointierte Antithese herauszulesen, die ihre Lösung auf die fesselnde und überraschende Art findet, daß nach langen Verirrungen und Demütigungen des Menschengeistes schließlich die versöhnende und gute Seite jener Gegensätze im Menschenherzen und im äußeren Weltgeschehen sanft, wie in der Natur das Licht, hervorbricht. Man wird dieser Charakteristik um so eher beistimmen, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß jene Neigung zur Antithese den Verfasser einmal so überwältigt, daß kein reiner Ausklang, keine klärende Lösung zu stande kommt; das verstehende, verzeihende, wenn auch schalkhafte Lächeln eines Autors, der sich mit der Welt und ihrem sonderbaren Getriebe abgefunden hat, jenes stille Lächeln, wie es über alle diese Stücke ausgebreitet ist, weicht hier einem sonderbar skeptischen, fast schadenfrohen Grinsen, worin sich eine gewisse Freude darüber offenbart, nun auch einmal dem Leser ein ganz gewaltiges Fragezeichen einfach vor die Stirn zu schleudern —: wir meinen die dritte Erzählung der zweiten Reihe: „König Karl und Maraif". Darin sind durch ein geniales Kunstmittel die geschichtlichen Vorgänge der Regierung Karls des Großen sich so einander gegenübergestellt, daß sie unter dem Gesichtspunkt der Maral in höhnischem und unversöhnlichem Gegensatz beharren zu müssen scheinen — ebenso wie der Gegensatz im Innern der Hauptperson. Es ist kein Zweifel, solche Menschen wie der gelehrte Angelsachse Edmund kommen vor; Menschen, die ihr Leben lang ihren Mitmenschen und, was das Grauenhafte dabei ist, wohl gar sich selber ein widerspruchsvolles Rätsel bleiben. Wir gestehen, daß diese merkwürdige Erzählung unser Interesse in ganz besonderem Grade weckte, möchten aber die Leiter der Volksbibliotheken darauf aufmerksam machen, daß hier eine homöopathische Dosis Gift liegt, die sich nicht für jeden Magen eignet und mit einiger Vorsicht behandelt sein will. Nicht ohne Bedauern stellen wir fest, daß aus diesem Grunde eine Aufnahme des zweiten Bandes in die volkstümlichen Bibliotheken nur dann angeraten werden darf, wenn der Bibliothekar die Ausleihe mit der nötigen Diskretion besorgt und das Buch nur an kulturhistorisch hinreichend vorgebildete Leser abgibt. Auch kann man an den Figuren einige kulturhistorische Verzeichnungen wahrnehmen, die, so geringfügig sie an sich sein mögen, doch bei einem großen Teil der Leser falsche Vorstellungen wecken und falsche Gesamtbilder der früheren Zeit des deutschen Christentums hinterlassen können.

Der erste Band jedoch kann ohne Einschränkung allen Volksbüchereien nachdrücklich empfohlen werden. Schließlich sei uns noch der Wink gestattet, daß sich Riehls Erzählungen in erster Linie für Leser von gereiftem Denken und für Freunde einer ruhigen, feinen Darstellungskunst eignen, für Leute, die eine tiefere Anregung des Gemütes und des Nachdenkens suchen.

Bisingen. Kohler.

Briefe, die ihn nicht erreichten. Von Elisabeth von Heyking. Berlin, Gebr. Paetel. 1904. 68 Auflage, 269 S. Preis ungebd. 5,00 Mk., gebd. 6.00 M.

Das angezeigte Buch gehört augenblicklich zu den am meisten gelesenen deutschen Büchern; in kürzester Zeit hat es eine ganz ungewöhnliche Zahl von Auflagen erlebt — worin liegt das Geheimnis dieses Erfolges? Ohne Zweifel beherrscht die Verfasserin in großem Maße die deutsche Sprache; sie ist eben so tüchtig in der Darstellung gesellschaftlicher, landschaftlicher und politischer Zustände, als in der zartesten Zergliederung seelischer Entwicklungen. Der Verlauf der Schilderung ihrer Sehnsucht nach dem fernen Freund, dem sie in Briefen ihre innerste Seele mitteilt, das allmähliche Innewerden, daß diese ihre Sehnsucht mehr ist, daß es Liebe genannt werden muß, das erst schüchtern in den Briefen hervorbrechende Bekenntnis dieser Liebe, die Angst um das Geschick des Freundes bei dem Beginn des Boxeraufstandes in China, die leidenschaftlichen Ausbrüche der Verzweiflung; endlich das Zusammenbrechen bei der Todesnachricht — all das ist unnachahmlich dargestellt. Dazu kommt der interessante landschaftliche und politische Hintergrund — China kennt die Verfasserin aus eigner Anschauung — und endlich die pikante Form in Briefen. Damit haben wir den Erfolg des Buches erklärt.

Und doch ist das Buch damit noch nicht beurteilt. Die Baronin Heyking macht ganz unaufdringlich und wie selbstverständlich in den Briefen gar kein Hehl daraus, daß die Schreiberin keinen Anspruch darauf erhebt, sich zu den Wahrheiten der christlichen Religion zu bekennen, daß sie vielmehr jeder positiven Religion bar ist. Die Anschauungen über Gott, die Vorsehung, die Ewigkeit, die Unsterblichkeit der Seele zeigen, daß selbst die Wahrheiten der natürlichen Religion der Verfasserin fremd geworden sind. (Vergl. zum Beispiel die Stellen auf den Seiten 241, 244 und 257.) Man möge nicht einwerfen, daß die schlimmsten derartigen Stellen, die direkt blasphemisch klingen, Produkte der namenlosen Angst und Verzweiflung seien; die im ganzen sich kundgebenden religiösen Anschauungen entsprechen vielmehr durchaus diesen Aeußerungen. Ich erblicke in dieser Tatsache ein bedenkliches Symptom, wie weit und tief der moderne Unglaube selbst in unsere gebildeten Frauenkreise eingedrungen ist. Und daneben zehrt man doch noch unbewußt an dem köstlichen Erbe der christlichen Religion, wie auch dieses Buch trotz seines ablehnenden Standpunktes gegen die Religion in manchen Stücken durch seine edle Gesinnung und vornehme Auffassung dem alten Worte Zeugnis geben muß: Anima naturaliter christiana.

Stolberg-Rh. Franz Kaufmann.

Die Heimat, Roman aus den schlesischen Bergen, von Paul Keller. Mit Buchschmuck von Phil. Schuhmacher. München, Allg. Verl. Gesellschaft. 337 S. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M.

„Die Heimat" ist ein gutes und schönes Buch, das jedermann mit Genuß lesen wird, und dessen Anschaffung daher allen volkstümlichen Bibliotheken in Stadt und Land zu empfehlen ist. Auch der reiferen Jugend braucht der Roman nicht vorenthalten zu werden. „Was ist Heimat?" „Heimat ist Friede". Indem Keller in seinem Buche diesen Grundgedanken durchzuführen sucht und auch psychologisch richtig durchführt, bekommt das Werk eine ethische und psycho-

Digitized by Google

logische Grundlage, die ihm nur zum Vorteil gereicht. Unter den schwersten Heimsuchungen ringen sich der Held und seine mit ihm um die heimatliche Schalle kämpfenden Freunde und Verwandten zum Frieden durch, und im Frieden finden sie alle die Heimat, nicht aber in der heimatlichen Scholle. Im Schicksal des Helden Heinrich Raschdorf, der im Kampfe um den väterlichen Hof das Gymnasium verläßt, Bauer wird, wieder ans Gymnasium zurückkehrt. Medizin studiert und endlich die Tochter seines Todfeindes heiratet, der Heinrichs Vater in den Selbstmord hineingetrieben hat, finde ich manchmal Anklänge an Jörn Uhl. Das soll kein Tadel sein, aber als Mängel des poetisch wertvollen Buches bezeichne ich es, daß einzelne Hauptpersonen zu wenig originell charakterisiert sind, daß sich an einzelnen Stellen störende Reflexionen geltend machen, der Dorfklatsch bisweilen zu breit wiedergegeben wird und daß als Zufluchtsort für nicht erwiderte Liebe das Kloster dienen muß. Der Buchschmuck gibt, wenn auch nicht immer, so doch meistens das Charakteristische der Situationen, die er veranschaulichen soll, getreu wieder.

Bonn. Herz.

England und der hl. Stuhl. Ein Beitrag zur Wiedervereinigung mit Rom. Von Fr. Spencer Jones. Mit einem Geleitwort von Viscount Halifax. Uebersetzt von einem Mitglied der Beuroner Benediktinerkongregation. Graz und Leipzig, Moser, 1904. M. 3.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in weiten Kreisen der englischen Hochkirche eine starke Hinneigung zur kath. Religion sich geltend macht. Vorliegende Schrift eines englischen Pfarrers enthält eine glänzende Rechtfertigung dieser sogenannten anglokatholischen Bewegung. Sie legt zunächst die zerrissenen Zustände innerhalb der englischen Staatskirche dar und konstatiert dann das Vorhandensein der Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit Rom. Als Grund dieser Erscheinung wird angegeben einerseits der göttliche Wille, daß die Kirche eine und einig sei, anderseits die Wahrnehmung, daß diese Einheit und Glaubenssicherheit in der kath. Kirche sich findet. Das Resultat der Untersuchung ist: Wiedervereinigung mit der kath. Mutterkirche, nicht etwa durch Zugeständnisse von deren Seite, sondern durch rückhaltlose Umkehr zu ihr. Der Zweck des Buches forderte die Erörterung mancher Kontroverspunkte, das größte Interesse aber beanspruchte naturgemäß die Frage nach dem Primat und der Unfehlbarkeit des Papstes.

Die Schrift ist mit bewundernswerter Kenntnis der kath. Lehre, mit hl. Ernste und wahlthuender Ruhe geschrieben. Sie bildet, weil von einem Nichtkatholiken stammend, eine hervorragend wertvolle Apologie der kath. Kirche und eignet sich vorzüglich zur Lektüre für gebildete Laien. Für Volksbibliotheken muß sie warm empfohlen werden.

Crefeld. Schwarzmann.

Die katholische Kirche und ihr Kampf! Niedergang oder neues Leben. Von F. Erhardt. 2. Aufl. München 1904. Rathsche Verlagshandlung. 147 S. Preis 1.50.

Was der Verfasser mit der Abhandlung will, hat er in ihrem Titel deutlich genug gesagt: in diesen Zeiten blinden Kampfes gegen die katholische Kirche will er aus ihrer Geschichte, die zu allen Zeiten von gewaltigen Kämpfen und Siegen erzählt und die allüberall und stets ihre göttliche Führung und ihre hohe gottgesetzte Aufgabe für Gott und die Menschheit offenbart, seinen Glaubensgenossen beweisen, daß sie für ihre Kirche keinen „Niedergang", sondern „neues Leben" zu erwarten und alles Recht haben, mit hoffnungsreichem Mute und Vertrauen in die Zukunft zu schauen. Es ist die Abhandlung eine populäre Apologetik in edler Sprache; es spricht darin eine Liebe zu unserer heiligen Kirche, die ihren Weg nimmt in die Herzen aller derjenigen wenigstens, die ohne formelle Kritiksucht die Schrift lesen. Mag auch selbst eine berechtigte und vernünftige Kritik gar manche Behauptungen und Aufstellungen angreifen und gar umwerfen, im Grunde hat der Verfasser doch recht, und selbst da, wo es einem schwer fällt, ists doch nicht unvernünftig, seinem Optimismus zu folgen. Die Schrift ist allgemein anzuempfehlen, namentlich auch für kath. Volksbibliotheken.

Bonn. Fels

Charakterbilder. I. Bd. 3. Aufl. von Hammerstein S. J. Trier, Paulinus-Druckerei. Preis ungbd M. 5, gbd. M. 6.50.

Charakterbilder, wie auch Briefsammlungen werden namentlich von ernsteren Lesern gern gelesen und ihre Lektüre hinterläßt gewöhnlich eine mehr oder weniger ein- und angreifende Wirkung. Dies bewahrheitet sich besonders dann, wenn es sich, wie hier, wirklich um die Schilderung wirklicher Charaktere handelt. Möchten nur recht viele aufmerksam und im aufrichtigen Streben, ihren Charakter zu bilden, zu bessern und zu veredeln, diese Charakterbilder lesen und wieder lesen! In jedem Bilde wird wohl jeder manches Anziehende, Anregende und Aufweckende finden. Sehr zu statten kommen diese Charakterbilder für die Tischlesung in Gemeinschaften, sowie für Vorträge in Volks- und Vereinsversammlungen, namentlich bei geistlichen Uebungen. Allen sind diese Charakterbilder sehr zu empfehlen und bei Exerzitien für alle Stände und Lebensalter beider Geschlechter — mit entsprechender Auswahl natürlich — mit großem Nutzen verwendbar.

Bonn. Fels.

Vermischtes.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat nach dem in Nr. 8 des „Bildungsvereins" erschienenen Jahresberichte im Jahre 1903 insgesamt 321 Bibliotheken mit 19231 Bänden neu begründet, 2017 bereits bestehende mit 33775 Bänden unterstützt und 383 Wanderbibliotheken mit 18888 Bänden eingerichtet, demnach an 2721 Bibliotheken 71 894 Bände abgegeben. Ihr Hauptarbeitsfeld liegt in den Ostprovinzen.

Anregungen und Angaben über Gründung, Verwaltung ꝛc. der volkstümlichen Bibliotheken sind an ca. 1000 polnische Zeitungen, 41 Wochenschriften und 44 pädagogische Blätter versandt worden. An Unterstützungen erhielt die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung von Sr. Majestät dem Kaiser 3000 M., außerdem von verschiedener Seite 8112 Bücher- und Zeitschriftengeschenke. Dagegen hat das preußische Kultusministerium eine Unterstützung, die im Jahre 1901 20000 M., im Jahre 1902 10000 M. betrug, für das Jahr 1903 nicht mehr gewährt. Das Kapital der Rickertstiftung zur Begründung von Volksbibliotheken in wenig bemittelten Gemeinden beträgt 16000 M., sein Zinsertrag, welcher zu diesem Zweck allein verwendet werden darf, insgesamt 600 M.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 25414

2. Jahrgang. Nr. 2. November 1904.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Deutsche Klassiker: V. Eichendorff. Von K. Macke. — Moderne Griffelkunst. Von H. Falkenberg. — Leberecht Hühnchen und sein Dichter. Von H. Binder. — Eifelliteratur. Von N. Lambrecht. — Leistungen der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. — Berichte über volkstümliche Bibliotheken. Von H. Herz. — Rezensionen. — Vermischtes.

Deutsche Klassiker.

V. Joseph Freiherr von Eichendorff.

K. Macke-Siegburg.

Eichendorff gehört zu den Romantikern, er wird als der letzte von ihnen bezeichnet. Was ist denn eigentlich Romantik? Die meisten, die das Wort gebrauchen, die mit „romantisch" nur so um sich werfen, wissen selbst nicht recht, was sie darunter zu verstehen haben; es ist für viele ein verschwommener, unklarer Begriff, und an sich ist der Begriff auch wirklich etwas verschwommen. Der Name stammt von romanzo, derjenigen Sprache, die sich in den romanischen Ländern aus der lateinischen herausbildete; romantisch bezeichnet also das im Romanzo Geschriebene — und zwar hier dem Inhalte nach. In weiterem Sinne, dem wir hier folgen müssen, bezeichnet es die Stoffe, die in dieser Sprache geschrieben, ja, die ganze Atmosphäre, in der diese Dichtungen entstanden sind. Und diese Atmosphäre ist nicht die Antike, nicht das Heidentum, sondern christliche Dichtung, erfüllt mit christlichem Gehalte. Die Romantik ist mehr Sache des Gefühls, als daß sie sich begrifflich definieren ließe. Sie setzt sich zusammen aus mittelalterlich-christlicher Denk- und Dichtweise, aus Märchen und Legenden, aus deutscher Waldesluft, alten Ritterburgen, der Traumstimmung in verfallenen Ruinen, der Poesie des Vaganten-, ja, bisweilen des harmlosen Landstreichertums; auch in Salons weiß sie sich zu bewegen, besser aber in Wald und Tal, auf Berg und Strom, umsungen und umklungen von Saitenspiel und Lied.

Und zu diesen Dichtern, die nach Goethe und Schiller auftraten und die Weimarer Heroen ergänzten nach der Richtung hin, die diese unkultiviert gelassen hatten, gehört Joseph Freiherr von Eichendorff und zwar als der jüngste.

Eichendorff war ein Schlesier und am 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor geboren. Er studierte die Rechte in Halle und Heidelberg, wo er mit den Romantikern Brentano, Achim von Arnim, Görres, die hier ihre große Werkstatt hatten, bekannt wurde. An den Freiheitskriegen nahm er unter Lützow teil, blieb aber nicht in der militärischen Laufbahn, verlegte sich auch nicht auf ein aristokratisches Stillleben, sondern trat in Staatsdienste und diente dem Preußenkönig 28 Jahre hindurch als treuer

Beamter in hohen Stellungen, zuletzt als Dirigent der katholischen Abteilung im Kultusministerium. Mißhelligkeiten, die ihm diese prekäre Stellung eintrug, ließen ihm den Rücktritt ins Privatleben wünschenswert erscheinen. Er starb, nachdem er abwechselnd in Danzig, Wien, Berlin und Dresden gelebt hatte, in Neisse am 26. November 1857.

Eichendorff war ein treuer Sohn seiner Kirche, ein überzeugungstreuer, frommer Katholik: er hat den Beweis geliefert, daß auch zu seiner, zu unserer Zeit, treue Hingabe an die Kirche und wahrste, tiefste, herrlichste Poesie sich nicht ausschließen, vielmehr im Frieden der Kirche, in einem gläubigen Gemüte herrlichere Blumen der Dichtung erblühen, als sie der giftgetränkte Boden des Unfriedens, der Zerrissenheit, des Hasses hervorkeimen läßt. Die Hauptstärke Eichendorffs liegt in der Lyrik, er ist ebenbürtiger Rivale von Uhland; seine Gedichte sind tief empfunden, innig, wahr, einfach und natürlich. An Klangfülle, herrlichem metrischen Bau, an innerer Musik steht er über Rückert und Uhland, wenn er sich auch des öfteren — vielleicht aus Nachlässigkeit — mit bloßer Assonanz statt des Reims begnügt und manche Unebenheiten im Rhythmus ruhig passieren läßt.

Mit besonderer Berücksichtigung der Eichendorffschen Lyrik sagt Karl Gutzkow über unseren Dichter sehr schön: „Der Kreis von Anschauungen, in denen sich Eichendorff bewegt, ist klein, aber reizend. Es gibt einige Situationen der Natur, welche niemand so warm empfunden hat als dieser Dichter . . . In diesem Manne lebte nur Wanderlust, die Natur nicht in ihren Schauern, sondern in ihrer trauten Heimlichkeit; in seinen Gedanken blitzt alles von Morgentau und Sonnenschein. Es scheint, als könne man nur so in Deutschland empfinden, in einem Lande, das in seinen Harzgründen, in seinen Oderbrüchen, in seinen Nachtigallenhainen an den Elbufern, in seinen Rheingauen und den lachenden Neckartälern mit hellen Klosterglocken und einer immer wachen historischen Erinnerung so ungemein viel sanfte, bescheidene und wehmütige Poesie verbirgt. Eichendorff jubelt, wenn man ihm eine einfache Szene vorführt, wie ihr sie alle erlebt habt. Ihr wandert durch einen Wiesenplan, die Lerche steigt, ein fernes Glöcklein ruft, ihr tretet in einen Busch, der Specht hackt in der Nähe, da kommt der Jäger aus dem Laub, der hat einen grünen Strauß am Hut — Eichendorff schwelgt! Oder ist es Herbst, der Regen klatscht an die hohen Fenster eines Schlosses, das euch beherbergt, die Kastanien in der Allee platzen, weit im Walde schallen sanfte Waldhornklänge, der Jäger bläst dem Sommer Abschied. Am Morgen tretet ihr hinaus in den Schloßgarten, es ist alles frisch, die Sonne meint es gut, sie denkt noch sommerlich, aber das Laub verdünnt sich schon, und in der Weite sieht man melancholische Statuen durch die offenen Bäume glänzen. Da ist wieder Eichendorff. Oder macht es so wie ich und besucht Heidelberg, den Kaiserstuhl deutscher Romantik, des Nachts: da schwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tausend Lichter spiegeln sich am Flusse, ein Anblick, nicht so erhaben wie Venedig, aber geisterhaft und geheimnisvoll, hier der Gesang eines lauten Chores, dort tiefe Stille, nur ein gemütlicher Student spielt die Zither, alles ernst, selig und übermannend, alles Poesie. Ich habe diesen Traum zweimal erlebt und dabei immer an Eichendorff gedacht." (Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Bd. 1. S. 314 f., zitiert nach der Einleitung zu Eichendorffs Werken herausgegeben v. R. Dietze, S. 5 u. 6, Bd. 1. Leipzig-Wien, Bibliogr. Institut.)

Viel ist diesen Auslassungen Gutzkows nicht mehr beizufügen. Nur das möchten wir bemerken, daß in einer Beziehung Eichendorff zu den modernsten Dichtern gehört, sie vielleicht alle hierin übertrifft, nämlich in der wunderbaren Wiedergabe der Stimmung, namentlich der elegischen und sehnsuchtsvollen. Das Ahnungs- und Stimmungsvolle eines klaren Abends oder einer mondscheindurchleuchteten Sommernacht, oder des Scheidens von lieben Personen, sei es, daß sie durch den Tod oder durch den Wegzug uns entrissen werden, weiß niemand besser zu geben als wie Eichendorff. Ein echter, gottbegnadigter Lyriker, sagt Eichendorff uns eigentlich nie alles, was seine Seele bewegt. Er deutet es nur leise an und überläßt es dann uns, noch lange über seinen schlichten Liedern sinnend zu sitzen und neue Stimmungen und Ahnungen über uns kommen zu lassen. Zum Beweise für das Gesagte verweise ich auf folgende Gedichte. In den Wanderliedern: Im Walde, Zwielicht, Nachts, In der Fremde, Erinnerung. In Sängerleben: Die zwei Gesellen,

Wehmut, Nachts, Der verspätete Wanderer. In Zeitlieder: Wer hat dich, du schöner Wald ꝛc., O Täler weit, o Höhen ꝛc., Bei Halle. In Frühling und Liebe: Abendlandschaft, Die Nacht, Klage, Vom Berge, Im Abendrot, Nachklänge. In den Totenopfern vor allem auf die unvergleichlich schönen Gedichte „Auf meines Kindes Tod", sodann „In der Fremde", „Vesper". In Geistliche Gedichte: Mondnacht, Nachtlied, Stimmen der Nacht, Winternacht, Einsiedler.

Aber man denke nun ja nicht, Eichendorff wäre Melancholiker, nichts weniger als das. Kein deutscher Dichter hat einen gesünderen Humor und eine sangesfrohere Seele als er. Ich verweise dafür auf einzelne Wanderlieder: „Laue Luft kommt blau geflossen", „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", „Durch Feld und Buchenhallen", „Der Student", „Musikantengruß", „Wandersprüche", „Wanderlied des Prager Studenten", an das urwüchsige „Lieber alles", an die Tafellieder, darunter die köstlichen „Haimonskinder", an „Frühlingsgruß", „Frühlingsmarsch" u. a. m.

Den Grund für Eichendorffs gesunden Humor sehe ich in seiner tiefen Religiösität, welcher er in seinen „Geistlichen Gedichten" Ausdruck verliehen hat. Besonders hervorzuheben sind in dieser Sammlung als Perlen echter Poesie: Morgengebet, Nachtgruß, Morgenlied, In der Nacht, Gottes Segen, Ergebung, Gebet, Ruhe in Gott, Nachtgebet. Trotzdem in allen ein religiöser Grundton durchklingt, können sie jedoch nicht als kirchliche Poesie im eigentlichen Sinne bezeichnet werden. Ein frommer, freier Hauch durchweht auch Eichendorffs patriotische Gedichte in der Sammlung „Zeitlieder".

In den „Romanzen" fällt Eichendorff bedeutend ab. Das Verschwommene und Phantastische herrscht darin zu sehr vor. Doch auch hier findet sich ein Gedicht, das allein schon genügte, Eichendorffs Namen unsterblich zu machen: „Das zerbrochene Ringlein". Gemeingut des ganzen deutschen Volkes, des Gebildeten wie des schlichten Mannes sollte aber Eichendorffs Lyrik werden. Für den Gymnasiasten und die „höhere Tochter" ist sie eine vorzügliche Kost. Wer einmal Eichendorff liebgewonnen hat, wird zeitlebens gegen jede Afterpoesie einen Widerwillen haben und instinktmäßig das Gemachte vom wirklich Empfundenen unterscheiden.

Ebenfalls nicht auf der Höhe seiner Lyrik stehen Eichendorffs Epen und Dramen. „Robert und Guiscard", eine Episode aus der großen französischen Revolution, weist trotz mancher Schönheiten große Mängel in der Charakterisierung auf. „Julian" und „Lucius" sind kaum noch dem Namen nach bekannt, das gleiche gilt von seinen Dramen, unter denen „Ezelin von Romano" und „Der letzte Held von Marienburg" am bekanntesten sind und als Lesedramen wegen ihrer schönen, echt tragischen Anlage einen tiefen Eindruck hinterlassen. Auch die Romane, Erzählungen und Novellen reichen im allgemeinen nicht an die lyrischen Gedichte Eichendorffs heran, wenn sich auch einzelne vortreffliche Stücke darunter finden.

Wir beginnen mit seinem 1815 erschienenen Erstlingswerke: „Ahnung und Gegenwart", einem Roman, der sich allerdings nicht bedingungslos empfehlen läßt und einige heikle Partien in sich birgt, wenigstens heikel für nicht gereifte Leser. Der Roman hat das untätige, zerfahrene Leben des Adels zum Gegenstand und schließt herrlich und voll befriedigend, eine duftige, glanzvolle Dichtung. Die „heiklen" Partien sind nicht so schlimm, wie viele andere in modernen Romanen, die man anstandslos auch der jugendlicheren Leserwelt in die Hand gibt. Noch duftiger ist „Dichter und ihre Gesellen". In diesem Roman, der jedem empfohlen werden kann, kommt die romantische Stimmung noch mehr zum Durchbruch, und es ist nur zu bedauern, daß derselbe in der Eichendorff-Ausgabe des bibliographischen Instituts fehlt; in die jetzt erscheinende Herletsche ist er aber aufgenommen; auch „Ahnung und Gegenwart" findet sich in derselben mit einigen Streichungen. Aber die edelste Perle Eichendorffscher Erzählungskunst ist die Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts". Hier haben wir wieder eine sang- und klangumwobene Dichtung, die uns bald in den Wald, bald ins Gebirge und die sonnigen Fluren Italiens führt, bald auf die Piazzas der ewigen Stadt, wo in der Sommernacht die Brunnen verschlafen rauschen — alles Poesie, alles Duft, alles Klang! Bei Eichendorff besteht nur eine Gefahr: daß man so vom Zauber der Poesie

umfangen, so in den goldgestrickten Netzen derselben eingefangen wird, daß man die prosaische, nüchterne Wirklichkeit, wenn nicht verwünscht, so doch allzuleicht vergißt — für gedrückte Gemüter ein gutes Heilmittel. Man fragt sich: Warum ist es heute nicht mehr so? — vergißt aber, dabei sich zu sagen: So war es ja doch nie, so kann es nicht sein. Die „Marmorbraut" ist ein Nachtstück, gespenstisch, aber fesselnd, ebenso „Schloß Dürand".

In den Volksausgaben von Eichendorff finden sich leider seine literarisch-wissenschaftlichen Werke nicht. Es ist eine charakteristische Eigenschaft der Romantiker, daß dieselben sich auch mit eingehenden gelehrten Studien befaßten, die sich auf das Gebiet der Literatur beziehen; ihnen verdanken wir die ersten bedeutenderen Anfänge in der Germanistik, in der historischen Erforschung der deutschen Sprache, ihnen bahnbrechende Leistungen im Sanskrit (Gebr. Schlegel), in der Weltlitteratur, in der Literatur Englands und Spaniens (Schlegel und Tieck). Und so ist auch Eichendorff nicht zurückgeblieben, sondern hat eine Literaturgeschichte geschrieben, die für die damalige Zeit sehr beachtenswert war und es heute nicht weniger ist. Eine Literaturgeschichte, geschrieben von einem begnadeten Dichter, wird immer anders ausfallen, als wenn ein Statistiker und Zahlenmensch, bestenfalls ein „Kritiker von Gottes Gnaden", eine solche hinter dem Ofen abfaßt. Eichendorffs literarisch-ästhetische Schriften, namentlich „Ueber ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" (1847), „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum" (1851), „Zur Geschichte des Dramas" (1854), „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1854) möchten wir den Primanern und Akademikern zum Studium dringend empfehlen.

Daß Eichendorff auch als Uebersetzer spanischer Dichtungen, darunter fünf autos sacramentales von Calderon, sich einen Namen gemacht hat, sei nur erwähnt. Damit man aber Eichendorff voll und ganz kenne, muß zum Schlusse noch auf seine publizistischen Arbeiten hingewiesen werden. Wie er mit dem Schwerte in der Hand Napoleon entgegengetreten war, so trat er auch mutig und unerschrocken auf dem publizistischen Kampffeld für die Rechte des Volkes, der Krone und der Kirche ein. Eichendorff war eben kein Poet, der weltscheu den Kämpfen der Zeit den Rücken gekehrt hätte, er blieb ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter und darum ein Liebling des ganzen deutschen Volkes.*)

*) An Volksausgaben der ausgewählten Werke Eichendorffs haben wir keinen Mangel. Außer den genannten verweise ich auf die verschiedenen billigen, hübsch ausgestatteten Salon- und Taschenformat-Ausgaben ausgewählter und einzelner Werke unseres Dichters im Verlage von Franz Görlich in Breslau, auf die Ausgabe des „Taugenichts" in der kleinen Bibliothek von Breer & Thiemann in Hamm, deren sämtliche Bändchen wegen ihres billigen Preises und ihres guten Druckes sich empfehlen, sowie auf die Ausgaben im Verlage von Aschendorff in Münster.

Moderne Griffelkunst.

Von H. Falkenberg-Königswinter.

3. Jungbrunnen.

1. Der Bärenhäuter und Die sieben Schwaben. 2 Märchen mit Bildern von Frz. Stassen.
2. Hans Sachsens lustige Schwänke, m. B. von G. Barlösius.
3. Liebe, Lied und Lenz. Deutsche Volkslieder, m. B. von Frz. Stassen.
4. Königskinder. Fünf Märlein von Prinzen und Prinzessinnen, m. B. von B. Wenig. Geh. M. 1,50.
5. Heute rot, morgen tot. Deutsche Soldatenlieder, m. B. von H. Beck-Grau.
6. Deutsche Wanderlieder, m. B. von H. von Volkmann. Geh. M. 1,50.
7. Zwei Märchen vom Rübezahl von Musäus, m. B. von G. A. Strödel. Geh. M. 1,50.
8. Der Schweinehirt nebst anderen Märchen von Andersen, m. B. von M. Dasio.
9. Romanzen, Balladen und Legenden, m. B. von Frz. Stassen. Geh. M. 1,50.
10. Der Reisekamerad. Märchen von Andersen, m. B. von Frz. Hein. Geh. M. 1,50.

11. Libuſſa. Märchen von Muſäus, m. B. von R. Mauff. Geh. M. 1,50.

12. Stumme Liebe. Märchen von Muſäus, m. B. von J. Damberger. Geh. M. 1,50.

13. Lieder der Minneſänger. Ins Hochdeutſche übertragen von E. Eſcherich, m. B. von B. Wenig. Geh. M. 1,50.

14. Vom dummen Teufel. Allerlei Teufelsſchwänke, m. B. von G. Barlöſius.

15. Die Gänſemagd. Der Eiſenhans. Zwei Grimmſche Märchen, m. B. von H. L. Braune.

16. Kinderlieder, m. B. von E. Kuithan.

17. Goldene Zeit. Der Liebe Luſt und Leid in Liedern, m. B. von E. Liebermann. Geh. M. 1,50.

18. Rübezahl und das Hirſchberger Schneiderlein. Ein Märchen von Muſäus, m. B. von A. Schmidhammer.

19. Vom klugen Schneiderlein. Das Gruſeln. Zwei Märchen, m. B. von M. Bernuth.

20. Aus der Jugendzeit. Deutſche Volkslieder, m. B. von A. Schmidhammer. Geh. M. 1,50.

21. Heimaterde. Der Heimat Lob in Liedern, m. B. von E. Liebermann. Geh. M. 1,50.

22. Voß und Swinegel ore Dat Brüden geit üm. Von J. Brinckmann, m. B. von M. Bernuth. Geh. M. 1,50.

23. Marienkind und andere Märchen der Gebr. Grimm, m. B. von F. Müller-Münſter. Geh. M. 1,50.

24. Die Jahreszeiten in Liedern, m. B. von Horſt-Schulze.

25—27. Fortunat und ſeine Söhne. Ein deutſches Volksbuch, wiedererzählt von G. Schwab, m. B. von Frz. Staſſen. Geh M. 4,50; geb. M. 6.

28. Deutſche Burſchenlieder, m. B von E. Carben.

29. Der Meiſterdieb und andere Märchen der Gebr. Grimm, m. B. von W. Stumpff. Geh. M. 1,50.

30. Die Glockentiefe und andere Märchen von Anderſen, m. B. von M. Daſio.

31. Schwänke aus dem Rollwagenbüchlein des G. Wickram, m. B. von M. Bernuth. Geh. M. 1,50.

32. Volkserzählungen von Aurbacher, m. B. von Joh. Boſſard.

33. Die kleine Seejungfer von Anderſen, m. B, von F. Haß.

34. Die Nymphe des Brunnens, Märchen von Muſäus, m. B. von F. Müller-Münſter. Geh. M. 1,50.

35. Frau Holle und andere Märchen der Gebr. Grimm, m. B. von E. Kuithan.

36. Genovefa. Ein deutſches Volksbuch, wiedererzählt von G. Schwab, m. B. von K. Mauff. Geh. M. 1,50.

37. Münchhauſen, m. B. von W. Stumpff. Geh. M. 1,50.

38. Der kleine Klaus und der große Klaus. Des Kaiſers neue Kleider. Märchen von Anderſen, m. B. von E. Ewerbeck.

39. Der gehörnte Siegfried. Ein deutſches Volksbuch, wiedererzählt von G. Schwab, m. B. von H. L. Braune. Geh. M. 1,50.

40. Wald- und Waidmannslieder, m B. von H. von Volkmann. Geh. M. 1,50.

41. Winterreiſe von Wilh. Müller, m. B. von H. Heiſe. Geh. M. 1,50.

42. Lieder der romantiſchen Lyrik, m. B. von G. A. Ströbel. Geh. M. 1,50.

43. Das feſtliche Jahr. Ein Liederzyklus, m. B. von Frz. Staſſen. Geh. M. 1,50.

Jedes dieſer Bändchen in kl.-4° koſtet, ſoweit nicht oben ein anderer Preis notiert, geheftet in kräftigen Büttenpapierumſchlag M. 1,25, in Leinen gebunden M 1,75; auch in 9 Leinenbänden zu M. 7,50 bis 10,00, Geſamtpreis M. 64,00 (ſtatt 74,00); auch gegen monatliche Teilzahlungen von M. 5,00 (ohne Ermäßigung).

Was von den Sammlungen „Schwarz-Weiß“ und „Teuerdank“ früher in Heft 3 Jahrg. 1 der Borr.-Bl. Vorteilhaftes geſagt worden iſt, gilt in noch höherem Maße vom Jungbrunnen.

Auch hier iſt begreiflicherweiſe manches weniger lobenswert, zumal durch die Verbindung von Wort und Bild die Schwierigkeiten ſich erheblich ſteigern Der Text, der im allgemeinen, namentlich in den Liederbänden, recht glücklich gewählt iſt, iſt in einzelnen Heften ſehr minderwertig, vor allem in Nr. 2, 31 und 32.

Wenn auch die Nuditäten ſich hier weniger breit machen als im Teuerdank, ſo

sind doch auch hier eine Anzahl Hefte vom Familientisch auszuschließen: 3, 9, 13, 25, 33, 37, 43, 30 (bekämpft die Ewigkeit der Höllenstrafe); wo man auf Zartsinn in diesen Dingen und auf Pietät gegen die Kirche Wert legt, wird man auch 2, 14, 17, 20 ausschließen. Für die Jugend sind auch 11, 29, 31, 35, 36 ungeeignet.

Auch gegen die Illustrierung läßt sich manches einwenden: an mancher Stelle finden wir Illustrationen, wo einfacher Buchschmuck angezeigt wäre, und umgekehrt (z. B. 22); in der Hervorbringung von Lichteffekten und Stimmung sind die Künstler durch die vorgeschriebene Technik empfindlich eingeschränkt (das hier mit Recht streng durchgeführte Prinzip des Ausschlusses von Tonschnitt, resp. Netzätzung in Verbindung mit Typendruck möchte ich trotz aller Gründe keineswegs überall durchgeführt sehen); das Figürliche ist nicht überall so gelungen wie das Landschaftliche (40, 42); bei 22 stehen die zahlreichen Tierbilder weit unter den Personen; in einzelnen, sonst recht wertvollen Heften (z. B. 18, 20) geht die Undeutlichkeit und Karikierung bisweilen bis an die äußerste Grenze des Erlaubten; auch ist hin und wieder doch zu viel des Guten geleistet (41); bei 25—27 hat der zu umfangreiche Text zu vielen und recht unangebrachten Wiederholungen derselben Bilder geführt.

Ungeachtet derartiger Einwendungen muß doch das Ganze als ein hocherfreuliches und durchaus wertvolles Illustrationswerk bezeichnet werden. Die ganz vorzüglichen Beiträge überwiegen auch numerisch, und selbst die am wenigsten befriedigenden (5, 22, 24, 32, 35) dürfen durchaus nicht als ganz wertlos bezeichnet werden. Da ein näheres Eingehen auf die einzelnen Hefte hier nicht möglich ist und noch weniger ein Abwägen der Hefte gegeneinander, seien sie hier wenigstens gruppenweise nach ihrer künstlerischen Qualität zusammengestellt. Die größte Gruppe bilden erfreulicherweise die fast uneingeschränkt zu lobenden, die sich dem Besten aller Zeiten würdig an die Seite stellen: 1, 6, 8, 14, 15, 25—27, 36, 40, 43, 21, 28, 30, 42; namentlich auf die letzten vier, ganz entzückend schönen Hefte seien diejenigen aufmerksam gemacht, die zur Probe das Allerbeste wünschen. Den genannten Nummern stehen wenig nach 7, 11, 12, 17, 19, 33, 39; auch 2, 10, 13, 23, 31, 34, 41 werden immer eine Freude für den Bücherfreund sein. Selbst die mehr zurückstehenden 3, 4, 9, 16, 18, 20, 29, 37, 38, die gerade keine Bereicherung der Literatur bedeuten, sind doch recht befriedigend und bringen noch manches sehr schöne Bild und Ornament.

Einen finanziellen Erfolg dürfte die Verlagsfirma an der Sammlung wohl kaum erleben, hat sie doch bereits wegen mangelnden Interesses der Abnehmer seit einiger Zeit das Erscheinen eingestellt; trotzdem bedeutet die Herausgabe ein großes Verdienst und darum auch einen eminenten moralischen Erfolg, denn der Jungbrunnen wird für alle Zeiten eine Freude des Bibliophilen sein, doppelt wertvoll, da er auch für bescheidenere Mittel erschwingbar; ferner, und das ist die Hauptsache, läßt es sich nicht leugnen, daß diese Publikation hervorragend befruchtend gewirkt hat und weiter wirken wird auf die Produktion illustrierter Werke (unzweifelhaft werden andere, noch billigere und noch populärere Werke ernten, was der Jungbrunnen gesäet), nicht minder aber auch auf den Geschmack der Konsumenten, die nur durch solche Leistungen nachdrücklich von all dem uncharakteristischen und süßlichen Schund abgezogen und zu besserem Geschmack und höheren Ansprüchen gehoben werden können.

Leberecht Hühnchen und sein Dichter.

Lit. Skizze von Hermann Binder-Altingen.

Wo man von Adalbert Stifter, dem Böhmerwalddichter und sein poetischen Meister der idyllischen Landschaftskunst spricht (Borr.-Bl. II, 1. H.), da darf auch der Mecklenburger humoristische Idylliker Heinrich Seidel nicht fehlen. Denn beide sind innig miteinander verwandt, berühren sich und kreuzen sich in mancherlei Linienformen und geben doch wieder, jeder in seiner Art, eigen geschaute, selbständig geformte, poetisch durchwehte und durchsonnte Bilder und Gestalten aus Natur und Leben.

Diesmal haben wir es mit H. Seidel, dem Leberecht Hühnchen-Dichter, zu tun. Schon seit Jahren ist er uns ein gar lieber Freund und trauter Gesell, wiewohl wir ihm noch nicht haben ins Auge schauen und seine Hand drücken können.

Leberecht Hühnchen ist die Hauptfigur und originellste Persönlichkeit dieses Mecklenburger Dichters. Wer ist dieser Hühnchen? Wodurch soll er als die prächtigste dichterische Schöpfung der Seidelschen Phantasie gelten? Diesem Hühnchen hat Seidel seine eigene ganze Seele, sein ganzes sonniges Gemüt eingehaucht. „Hühnchen" ist ein vom Schicksal an die Großstadt, die er nicht mag, geschmiedeter Mann, der erst freudig aufatmen kann, wenn er draußen in seinem Landhaus zu Stegtitz wohnt, sein Gärtchen pflegt und den weiten, großen Himmel über sich gespannt sieht. „Leberecht gehörte," sagt Seidel, „zu denjenigen Bevorzugten, welchen eine gütige Fee das beste Geschenk, die Kunst glücklich zu sein, auf die Wiege gelegt hatte. Er besaß die Gabe, aus allen Blumen, selbst aus den giftigen, Honig zu saugen. Ich erinnere mich nicht, daß ich ihn länger als 5 Minuten verstimmt gesehen hätte; dann brach der unverwüstliche Sonnenschein seines Innern siegreich wieder hervor, und er wußte auch die schlimmste Sache so zu drehen und zu wenden, daß ein Rosenschimmer von ihr ausging." Wenn Leberecht nur 30 Pfennige besitzt, dann weiß er sich und seinem Freunde, der mit ihm auf dem Polytechnikum in Hannover studiert, das luxuriöseste Mahl zu bereiten und die üppigsten Gespräche dabei zu führen. Mit dem Ausdruck der höchsten Befriedigung verzehrt Hühnchen bei diesem Mahle ein Ei, dann „nahm er ein zweites und betrachtete es nachdenklich: »Sieh mal, so ein Ei, es enthält ein ganzes Huhn, es braucht nur ausgebrütet zu werden. Und wenn dies groß ist, da legt es wieder Eier, aus denen nochmals Hühner werden, und so fort, Generationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Scharen, die den Erdball bevölkern. Nun nehme ich dies Ei, und mit einem Schluck sind sie vernichtet! Sieh mal, das nenne ich schlampampen.«" So besitzt Hühnchen immer ein stilles, frohes, behagliches Genügen im Kleinen und Eigenen. Er hat ein Auge für jeden Lichtblick des Daseins, die allezeit fröhliche Laune, die immer nur das Schöne, das Sonnige sieht; sein Reich ist ohne Grenzen und wächst in unermeßliche Fernen hinaus. Auf das Unscheinbarste fällt ihm ein Sonnenstrahl, und es bekommt Leben; am Kleinsten, auf das andere nicht achten, hat er seine helle Freude. Hühnchen ist ein rechter Kindskopf, dessen Stirn noch keine Runzeln hat, dem das gleiche Blut noch in den Adern rinnt, das einst dem Kinde die Wange rötete, dem „die ewig bewegliche, immer neue seltsame Tochter Jovis, die Phantasie, sich mit Himmelsband verbunden hat, in Freud und Elend als treue Gattin nicht zu entweichen". (Goethe.) Unser lieber Freund hat die seltene Gabe, im kleinsten Wassertropfen das ganze große Weltall zu sehen. Eine Weintraube, die ihm Sonne und Regen an der Gartenwand gereift haben, gibt ihm das Stolzgefühl, Herr über alle Kräfte des Himmels und der Erde zu sein. In seinem kleinen, engen Haus reist er über die ganze Erde, vom Nordpol bis zum Südpol und umgekehrt: „Dicht am Fenster befinden wir uns in der kalten Zone und können auf das Polareis den Finger legen. Dieses Guckloch mag den Nordpol bedeuten. Nun bewegen wir uns nach Süden und gelangen hier bei diesem Großvaterstuhl bereits in die gemäßigte Zone. Ein tropischer Anhauch weht uns entgegen von jenem Ofen am Beginn des breiten Ganges. Dieser Ofen bezeichnet den Wendekreis des Krebses. Wir passieren ihn und geraten in den Durchgang, in die heiße Zone. Dieses Sofa, das hier zur Ruhe einladet, heißt Kamerun. Such' dir auf ihm ein Tal aus; denn das Sofa ist etwas gebirgig; man muß sehen, daß man in ein Tal zu sitzen kommt. Hier halte ich zuweilen im behaglichen Klima ein Nachmittagsschläfchen. Was du für Ritzen im Bretterfußboden hättst, sind die Breitegrade, und dieser hier, etwas stärker als die übrigen, stellt den Aequator vor. Wir befinden uns bereits auf der südlichen Halbkugel, treten durch diese geöffnete Tür in das zweite Zimmer und finden dort wieder einen Ofen, den Wendekreis des Steinbocks. Langsam schreiten wir durch die südliche gemäßigte und kalte Zone vor, bis uns wiederum Polareis entgegenstarrt. Und sieh mal, dies alles in dem Zeitraum weniger Sekunden ohne Siebenmeilenstiefel, wir können es viel bequemer in Hausschuhen machen."

Man darf nun ja nicht glauben, Seidel gebe hier und in vielen anderen entzückend humoristischen Stimmungsbildern bloße Phantasiegestalten, Einfälle seiner allzeit gemütlichen Denkungsart, oder das seien am Ende bloße Mätzchen und Kurzweil seines Einbildungsvermögens. Nein, bei ihm sind es wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut, mit ihrem feinen Lächeln in den Zügen, mit ihrer allzeit gefassenen Daseinsfreude; aus Seidels humoristischen Idyllen glauben wir oft die frohen Weisen zu vernehmen: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh' sie verblüht"; nicht auf frivolem Grund, auch nicht aus einer oberflächlichen Lebensauffassung sind seine lieben Menschen erwachsen, es ist die harmlose, daseinsfreudige Lebensstimmung eines zum Glück begabten, liebeerfüllten Gemüts, dem einfach nichts geschehen kann. Sollte es derartige Glückskinder nimmer geben oder wenigstens geben k ö n n e n? Seidel weiß freilich so gut wie wir, daß es nicht allzu viele solche Hans im Glück geben kann, aber der Dichter kann und soll — dazu hat eine eigentümliche Begabung und ein glückliches Naturell den unserigen befähigt und berufen — einer erwerbgierigen und gar oft rohem Sinnengenuß und gemeiner Lebenslust ergebenen Zeit die Wege zu echten Freuden weisen, „die im Genusse nicht verscheiden".

Aus diesem Grund erfüllt für unser Gefühl

H. Seidel die schöne Mission, reine, lautere Lebensfreude in der Genügsamkeit und Zufriedenheit zu schaffen, auch den bescheidensten Genuß sonnig zu verklären und die Menschen glücklich zu machen, nicht dadurch, daß sie sinnlos und wahllos und rücksichtslos dem Genuß nachjagen und um jeden Preis an die Tafel des Lebens sich setzen wollen, sondern dadurch, daß sie dem eben Vorhandenen eine anziehende, sonnige Seite abgewinnen können: „Freund, ich bin zufrieden, geh' es, wie es will usw." Und wenn wir auch dem wackeren Mecklenburger nicht ganz in seine Idylle, in seine umfriedeten Einsamkeiten zu folgen vermögen — das Leben ist doch allermeist etwas anders —, so schauen wir doch mit wehmütiger Sehnsucht hinüber in seinen Garten und träumen uns hin an die verlorenen Gestade; denn seine Menschen leben eben doch, weil sie aus der Erfahrung und Empfindung, aus der Seele des Dichters heraus geboren sind.

Das eine ist auffallend: die meisten seiner Menschen, gerade auch Leberecht, wohnen in und bei Berlin, bei dem nimmermüden, ewig brausenden Getriebe der Großstadt; sie alle sind geschaffen von einem Dichter, der ein bedeutender Maschinenbauer war, der Lokomotiven erstellte und das gewaltige Hallendach des Anhalter Bahnhofs in Berlin konstruierte; daß dieser Mensch, dessen Beruf eigentlich so weit weg liegt und weg führt von den Gärten der Poesie, dessen Bauwerke eigentlich geborene Feinde seiner stillen, beglückten, zufriedenen Musenkinder sein müssen, im „Leberecht", im „Daniel Siebenstern", im „alten Onkel", in den „Augen der Erinnerung" und vielen anderen so wundersame, oft entzückende Gestalten aus seinem Geiste schuf: das ist das Merkwürdige, das persönlich Reizvolle bei Seidel. Im 7. Bändchen „Von Berlin nach Berlin" seiner gesammelten Dichtungen schildert er uns mit köstlichem Humor sein Werden und Wesen; er ist auch einer von den vielen, denen die Schule Schmerzen zugefügt und die der Schule während der Lernzeit keine Ehre bereitet. Aber seit seine Verhältnisse es erlaubten, hat er schon längst gut gemacht und hereingeholt, was er an der Schule und die Schule an ihm gesündigt hat. Er ist jetzt 62 Jahre alt und lebt seit mehr denn 20 Jahren nur seiner Muse.

Bei dieser kleinen Skizze kann es sich nicht darum handeln, alle Personen und Geschichten und Gestalten Seidels durchzubesprechen; schön wäre es und lohnend auch; in den sieben prächtigen Bänden, die Cottas Buchhandlung (Stuttgart) zu je 4 M. gebunden herausgab, stehen mehr als 80 der reizendsten Bilder, in schärferer Porträtierung die einen, und die anderen wieder nur in leisen, aber sicheren und stets anmutigen Strichen; nur möchte der Leser manchmal wünschen, daß hie und da zu den lichten Akkorden der Freude und des Friedens, die durch Seidels Gärten klingen, auch der Grundakkord des Glaubens und der Religion nachdrücklicher und eindringlicher angeschlagen würde und voller erlönte. Seine fröhlichen Leutchen sind nicht glaubenslos oder gar christentumsfeindlich. Durchaus nicht; allein wir sind der Ueberzeugung, daß diese zufriedene, genügsame Daseinsfreude, die den meisten Gestalten Seidels das Leben immer und in allen Lagen verschönt und vergoldet, erst recht nachhaltig wirken und befriedigen kann, wenn sie auf dem Fundament echter, in Fleisch und Blut übergegangener Religion ruht und darin wurzelt.

Seine Liebe zu Naturschilderungen (es sind 2 Bändchen Heimatgeschichten und 2 Büchlein Vorstadtgeschichten darunter) verleitet den Dichter öfters zur Breite und dadurch zu Wiederholungen derselben Motive. Oft pfuscht ihm, sagt Karl Berger im Lit. Echo III, Sp. 235, seine Liebhaberei für Vogel-, Schmetterlings-, Pflanzen- und Blumenkunde ins künstlerische Handwerk; in einigen ist mehr von Vogelzucht und Schmetterlingsfang die Rede, als vom ästhetischen Standpunkt gut ist; freilich ist dies lange nicht in dem Maße der Fall wie bei Stifter, dessen Menschen und Verhältnisse häufig hinter die überwuchernd herrschende Natur zurücktreten.

Wie bei Stifter, so sind auch bei Seidel die Mädchen und Frauen einfach und brav, schön und treu; ein keuscher Duft liegt über den zarten Liebesverhältnissen, die er zu schildern hat, und das ist bei einem heutigen Dichter, der zudem nicht katholisch ist, doppelt hoch anzuschlagen; seine Hildegard und seine Jorinde atmen den lieblichen Geist und haben das sanfte, edle Herz der Stifterschen Johanna und Clarissa. Wie duftig und rein! So dürfen auch die geistlichen Leser keine Sorge haben, daß ich mit meiner Schreiberei am Ende einen Wolf im Schafskleide einschmuggeln möchte. Nein, nein! Seidel ist so lauter und so delikat, daß jedes der 7 Bändchen dem feinfühligsten, zartesten Leser und der zimperlichsten, sensibelsten Leserin in die Hand gegeben werden kann, ganz abgesehen davon, daß des Dichters Lebensauffassung durchaus gesund und edel, ja ideal und seine religiöse Weltanschauung gläubig (vergl. aber oben) und nirgendwo verletzend ist.

Nicht vergessen sei, daß vor einem Jahr Seidels „Gedichte" in einem schönen Band von 343 Seiten bei Cotta (Stuttgart) erschienen sind (brosch. nur 3 Mark). Es sind auch ausgezeichnete lyrische (aber nicht in moderner Art) und humoristische Sachen dabei, schlank und goldklar wie Seidel in allem sich gibt. Auch zum Vorlesen und Vortragen eignen sich viele davon.[1])

[1]) So rein und klar jedoch Seidel ist, wird die Jugend nach unserem Dafürhalten ihn nicht ganz würdigen können; dazu muß man dem Leben schon mehr gegenüber gestanden haben.

Schade, daß wir von Seidel nun Abschied nehmen müssen! Wenn er den Lesern der „Borromäusblätter" so viele Stunden reinen und behaglichen Genusses bereitet wie uns — freilich sollte man ein klein wenig „seidelisch" veranlagt sein und seine Lieblinge: rote Rosen, rote Erdbeeren und rote Krebse gern haben — und wenn seine dichterischen Gestalten so lebendig in ihnen haften bleiben wie sie in unserem Herzen leben und lächeln, dann wird jeder sein Stück Lebensarbeit wieder lieber und leichter tun, um so leichter, wenn er den Seidelschen Wahlspruch sich zu eigen macht:

„Zwei Seiten hat alles in dieser Welt:
Verzeiht, wenn mir die gute gefällt!"

Eifelliteratur.

Von Nanny Lambrecht-Aachen.

Es ist ein unerfreuliches Unterfangen, die Eifelliteratur zu sichten, wiewohl man nicht von Mangel an Eifeldichtungen sprechen kann, aber die weitaus meisten sind eher darauf angelegt, die schon genugsam verpönte Eifel zu mißkreditieren. Von wirklichen Eifelpoeten, deren Namen uns erst die Befugnis geben, von einer Eifelliteratur zu reden, kann ich nur zwei herausschälen: Klara Viebig, die einerseits viel gefeierte, anderseits heftig angefeindete Eifeldichterin, und Peter Zirbes aus Niederkeil, der Naturdichter und poetische Hausierer. Die anderen haben diesen gegenüber eine mehr ornamentale Bedeutung. Auffallend ist, daß die sog. Hospilanten der Eifeldichtung, die also nicht Eifeler Stammes sind, durchweg begeisterte Töne zum Preise der Eifelschönheit gefunden haben, während Viebig, das Eiflerkind, unbarmherzig mit Nacht und Schatten ihre Landschafts- und Charakterbilder malt. Sodann haben wir uns noch mit jenen zu beschäftigen, die es wohl gut gemeint, aber schlecht gemacht haben, jenen übereifrigen Eifelschreibern, die für ein Unbedeutendes ins Zeug gehen und den großen Inhalt verflüchtigen lassen. Ihre Erzeugnisse sind der Eifeldichtung eher hinderlich als dienlich. Fangen wir nun gleich mit der Kategorie der Eifelschmäher an, und sagen wir ein „Gott sei Dank,. es ist nur Eine!" Aber diese Eine hat ein ganzes Volk gebrandmarkt als unsittlich, dummgläubig, rückständig! Da Viebig an dieser Stelle eine eingehende Würdigung erfahren soll, kann ich mich nur auf einige kurze Aeußerungen beschränken. Ist Viebig — wie ihre Verehrer behaupten — die kompetente Persönlichkeit, die mit voller Objektivität sich in das Geistesleben des eifeler Bauerngeschlechtes versetzt? Ihre Hülfsmittel waren: scharfe Beobachtungsgabe und Herablassung. Auf diesem Wege machte sie ihre Wahrnehmungen, aber nur — mittelbar, durch Hinhorchen, Hinsehen! Dagegen versteht sie es nicht, mit dem Volke zu fühlen und zu denken. Sie ist wohl in der Eifel geboren, aber nicht als Kind des Eifelvolkes. In und um Trier verbrachte sie ihre Kindheit und früheste Jugend, und damit war der Hintergrund gegeben für ihre Eifelwerke. Darauf kam sie an den Rhein und schrieb die „Wacht am Rhein"! Den deutschen Osten und seine Bewohner schildert sie in der „Rosenkranzjungfer". Jetzt lebt sie in Berlin und schneidet ihre Silhouetten aus der Großstadt. Ich frage: Will da Viebig überall zu Hause sein? Das wäre allerdings eine sehr auffällige Vielseitigkeit. Oberflächlich, wie Viebig zu Werke geht, springt sie auch mit der Behandlung des so viel an ihr gerühmten eifeler Dialektes um. Das „Platt", das sie beispielsweise in „Am Totenmaar" kultiviert, hat noch kein Schalkenmehrener gesprochen. Der Unstern Viebigs ist das bezeichnende Wort, das sie selber über ihre Kinderjahre gesprochen: „Nichts war mir heilig!"

Weit ab von Viebigs Lebensgang führt derjenige des schlichten Naturdichters Peter Zirbes. Wie der sich in der Welt durchschlug, läßt sich lang und kurz erzählen; ich will das letztere versuchen. Am 10. Januar 1825 wurde dem wandernden Steinguthändler Zirbes zu Niederkeil der einzige Sohn Peter geboren. Wie groß des Hauses Reichtümer waren, erzählte der poetische Sohn später wie folgt: „Mein Vater bekam bei der Heirat von seiner Mutter ein Leintuch und einen Eßlöffel zur Aussteuer. Sie wollte ihm auch eine Gabel geben, aber die nahm er nicht, denn seine Frau brachte ihm auch nur ein Leintuch und einen Eßlöffel, und er wollte nicht reicher sein als seine Frau." Alljährlich gings nun auf die Wanderschaft mit dem Porzellankärrchen; da lernte Peter Land und Leute kennen, auch solche, die ihm zur weitern Ausbildung helfen wollten; aber die alternden Eltern bedurften des Sohnes Stütze. So begrub er seine Jugendträume und blieb in den denkbar ungünstigsten Verhältnissen. Daß er darin mit seiner ganzen Heimatliebe festwurzelte, ersehen wir aus seinen Worten: „Nirgends schien mir die Sonne so schön, als in meinem armen Geburtsorte, dessen Feldbau so beschwerlich und unergiebig, dessen Wiesenland sumpfig ist und dem alle Erwerbsquellen fehlen." Mit Hülfe seiner Gönner konnte er aus dem Ertrage seiner Gedichtsammlung einen kleinen Krämerladen einrichten und gab das Hausieren auf. Materielle Berechnung war es wohl auch, die den Naturdichter veranlaßte, unter dem Protektorat andersgläubiger Gönner und Freunde protestantisch zu werden; er selbst bezeichnet es als „dem Zuge der Zeit folgend". Aus dieser Entwicklung heraus entstanden verschiedene religiöse — meist psalmartige

Gedichte, die, wie seine übrigen Poeme, im Zeilenfluß und in der Form nicht an den ungebildeten Naturdichter erinnern. Kein Geringerer als Gustav Freytag kennzeichnet den Dichter in folgenden Auslassungen: „Wenn man seine Gedichte liest, ohne zu wissen, auf welchen Seitenpfaden der Verfasser sich die Bildung der Sprache erwarb und wie er in den Empfindungen der deutschen Lyrik heimisch geworden, wird man schwerlich ahnen, daß der Dichter nicht den gewöhnlichen Weg der Schule und Universität gegangen ist." Diesem Urteil stellt sich ein anderes entgegen, das wissen will, wie sehr in Zirbesschen Gedichtwerken die nachbessernde Hand seiner Gönner ersichtlich sei. Ich glaube auch konstatieren zu können, daß eine Auffrisierung der Zirbespoeme stattgefunden hat, aber damit ist keineswegs dem Dichter das Talent abgesprochen. Seine Sagen und Dichtungen heben sich oft bis zu hochdichterischem Schwung, ebenso frisch pulsieren seine rein lyrischen Gedichte, und ebenso ergötzlich sind seine wundertichen Poeme in der Originalität der Auffassung und Durchführung. Eines aber wirkt störend im Leben und poetischen Schaffen Zirbes': er wollte zu sehr Dichter sein! Das ist aufdringlich. Trotzdem nehmen wir seine Spenden dankbar an. Es ist kein Mißklang in ihnen, der für uns den reinen Genuß trüben könnte. 1852 erschien Zirbes' erstes Werkchen unter dem Titel: „Gesammelte Gedichte von Peter Zirbes, wandernder Steinguthändler aus Niederkeil bei Wittlich, Regierungsbezirk Trier, herausgegeben von W. O. von Horn, Selbstverlag des Verfassers." So wurde Zirbes Verfasser, Verleger und Subskribentensammler in einer Person. Später erschienen dann die noch ungedruckten Sagen mit den bereits gedruckten nebst den lyrischen Gedichten unter dem Titel: „Eifelsagen, Lieder und Gedichte," Verlag W. Groos, Kgl. Hofbuchhandlung (L. Meinardus). Der Reinertrag der fünften Auflage, die mir vorliegt, ist für die Hinterbliebenen bestimmt. Spuren seines Uebertrittes zeigt keines seiner Gedichtwerkchen. In dem Anhang „Glauben und Hoffnung" spricht sich eine positiv gläubige Richtung aus. — Die reichhaltige Poesie der Eifel verarbeitet hauptsächlich den Sagen- und Legendenstoff, der allerdings hier wie in keinem anderen Landteile an Eigenartigem und Historischem eine fast unerschöpfliche Fülle bietet. Die Gründe hierfür liegen in der hochentwickelten Eifelkultur des Mittelalters, in dem blühenden, geistigen, ritterlichen Wesen und nicht zum wenigsten, dem der Ordensgemeinschaften, dann aber auch in der teilweise herben Schönheit der Natur. — „Hier ist poetisches Land! Hier ist klassischer Boden!" Unter dieser Parole trat der bekannte Schriftsteller der Eifel Hermann Rehm seine Wanderung durch die Eifellande an. Das Ergebnis hieraus wurde zu einer gediegenen, erschöpfend und auf jeder Seite interessant und verständlich geschriebenen Sammlung von Sagen, Dichtungen, Skizzen aus dem Volksleben, geschichtlichen und topographischen Aufzeichnungen, die sich wie eine fortlaufende Erzählung mit vielen Kapiteln lesen. Ihr Titel ist „Das Hochland der Eifel", 3 Bändchen. Verlag von H. Stephanus, Trier. Ebenda erschienen die „Eifelsagen" von Carola von Eynatten. Wer kein Freund der gebundenen Sprache für Sagenstoffe ist, mag diese im schlichten warmen Prosastil geschriebenen Eifelsagen lesen. Als solche sind sie ein dankbarer Lesestoff und sehr zur Beschaffung in Borromäusbibliotheken zu empfehlen. In anerkennenswerter Weise hat sich der Verlag H. Stephanus, Trier, um Herausgabe und Vertrieb dieser Werke verdient gemacht. Im Verlage von Fr. Lintz, Trier, ist ein Prachtwerk erschienen: „Eifelalbum", das auf 48 Kunstblättern à 1 Mk. eine Reihe der schönsten Eifelbilder darbietet. — Ein weit mehr als lokales Interesse beansprucht die vielbesuchte Riesentalsperre bei Gemünd-Eifel. Der „Führer" durch jenes Gebiet plaudert in anregender Form über all das, was der Eifler und Eifelfreund wissen muß; er ist sehr zu empfehlen. Der gleiche Verlag bringt auch eine Fülle von Eifelsagen von S. Salomon. Es sind flott, bisweilen wuchtig geschriebene und in gefällige Reime gebrachte Sagenstoffe. — Ein genialer und begeisteter Sänger von Eifelland und -Volk ist Heinrich Freimuth in seinem „Eifelstrauß" (Plaum Nachfolger, Prüm). Was er in diesem Büchtein zum Poesienstrauß windet, sind teils köstliche humoristische Blüten, durchweht von ernsten lyrischen Klängen, teils Sagendichtungen mit durchaus gewähltem eigenartigem Inhalte. — Aus der Fülle der übrigen Eifeltiteratur sind für die Zwecke des Bibliothekenwesens nur noch einige herauszupflücken. Dr. Wirtgen, „Die Eifel in Bildern." J. H. Schmitz, „Sitten und Sagen des Eifler Valkes." Eduard Wolff, „Echo aus der Eifel" und last not least des verstorbenen Eifelvaters Dronke „Eifelbilder", denen wir schon aus Pietät einen Platz auf den Bücherregalen einräumen. — Zum Schlusse sei der Vollständigkeit halber auch eine Selbstanzeige der Verfasserin dieses erlaubt. Unter dem Titel der auf den Blumenspielen in Köln 1904 preisgekrönten Novellette erscheint im Vertage von Fredebeul und Koenen, Essen-Ruhr, mein Novellenband aus der Eifel und der Wallonie: „Was im Venn geschah und andere Erzählungen". Zu ihrer Empfehlung darf ich wohl den bekannten Ausspruch Möreles anwenden: „Gottlob, nichts Unreines ist darin!"

Leistungen der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften.

Es ist gut, die Katholiken von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, wie unermüdlich man auf nichtkatholischer Seite für die Massenverbreitung von Büchern unter Volk und Jugend tätig ist. Das dürfte ein wirksamer Ansporn zu energischer Arbeit auf unserer Seite sein. Aus diesem Grunde sei aus einem Artikel der Jugendschriften-Warte Nr. 5 (Mai 1904) mit dem Titel „Werbearbeit Weihnachten 1903“ von W. Senger folgendes mitgeteilt:

„Zunächst möchte ich einmal Zahlen reden lassen. Von Wolgast, »Schöne alte Kinderreime« und von der Ludwig Richter-Gabe sind je 100 000 Exemplare ins Volk gegangen. Das sind Erfolge, die fast ausschließlich der deutschen Lehrerschaft zu danken sind. Diese Zahlen zeigen, was bei energischer Agitation erreicht werden kann, bei ersterem Buch in Jahresfrist, bei letzterem in drei Monaten. Nun die billigen Ausgaben: Storm, Pole Poppenspäler 50 000; Rosegger, Als ich noch der Waldbauernbub war I 58 000, II 40 000, III 23 000; Tiergeschichten 18 000; Tiermärchen 15 000; die beiden Lilienecron-Bände 25 000; Jungbrunnen-Märchenbuch 15 000; der Raabe-Band 10 000; Fehrs, Ilt Ilenbeck 7600; Andersen-Speckter, Märchen 4000; Baierlein, Bei den roten Indianern 5000; Heitz, Unser Elternhaus 7000; Grimm, Märchen 5500. Von den plattdeutschen Märchen »Wal Grotmoder vertellt«, welche erst vierzehn Tage vor Weihnachten erschienen, wurden bis Januar 4000 Exemplare abgesetzt, davon 2500 in Hamburg-Altona. Von den neueren Gedichtbändchen: Kopisch, Gedichte für die Jugend 1000, Hebel, Allemannische Gedichte 1500. Bilderbücher: Speckter-Avenorius, Der gestiefelte Kater 20 000; Speckter-Falke, Katzenbuch 13 000, Vogelbuch 7000; Speckter-Grimm, Brüderchen und Schwesterchen 2000; Kreidolf, Blumenmärchen 8000, Fitzebutze 8000, Die schlafenden Bäume 3500, Wiesenzwerge 2000. Auch der starke Absatz von Löwenberg, Vom goldenen Ueberfluß (25 000) und Sohrey, Friedesinchens Lebenslauf (15 000) ist zu einem guten Teil der Werbearbeit der P.-A. zuzuschreiben. Ueber eine halbe Million guter Bücher ins Volk gebracht! Ein guter Anfang, der zu neuer Arbeit, zu neuen Taten anspornt!

„Um solch ein Resultat zu erzielen, mußte viel Arbeit geleistet werden. Besonders nach drei Seiten hin erstreckte sich die Arbeit: Verteilung von Verzeichnissen, Veranstaltung von Ausstellungen, verbunden mit Vorträgen und Rezitationen, Bearbeitung der Presse und der Buchhändler.

„Es wurden nach meiner Schätzung etwa 400 000 Verzeichnisse verteilt. Zu dieser Zahl kommen eigentlich noch die Auflagenzahlen der Zeitungen hinzu, welche die Verzeichnisse ganz oder teilweise abdruckten. Die Zahl solcher Zeitungen steigt erfreulicherweise von Jahr zu Jahr. Von den Verzeichnissen der Vereinigung wurden ungefähr 80 000 verteilt, in 41 deutschen Orten über 500, in 140 Orten 100—500. Von den »Listen billiger Ausgaben« 12 000. Diese Listen wurden besonders für Volks- und Bürgerschulen gefordert. Wohin sie in Einzelexemplaren kamen, wurden sie nachgefordert. Immer wieder kommt die Anfrage: Welche billigen Bücher können Sie empfehlen? Für die Schülerbibliotheken wünschte man die großen Verzeichnisse, für die Verteilung in den Schulen die Listen billiger Ausgaben. Deutliche Winke für unsere Werbearbeit in der Zukunft! Von dem Hamburger Verzeichnis wurden 112 000 Exemplare verteilt, 86 000 in Hamburg selbst, 13 000 in Altona, 9000 in Kiel und 3000 in Elmshorn. Die Zahl der Ausschüsse, welche eigene Verzeichnisse verteilten, hat sich vermehrt. In ihrem Grundstock stimmten alle diese Verzeichnisse überein; durchweg enthielten sie eine Auswahl aus dem Verzeichnis der Vereinigung. Zu diesen Ausschüssen gehörten: Berlin, Magdeburg (3000 in Heftform, Lüneburg (1500 und Listen billiger Ausgaben in Plakatform), Oldenburg (10 000), Kassel (11 000, Dr. Zergiebel, Volksbildungsverein: 500), München (10 000), Nürnberg (40 000), Langenberg i. R. (2000), Chemnitz (36 000), Lübeck. Auch die Verzeichnisse des Wiener Volksbildungsvereins und des Salzburger Prüfungsausschusses ähneln dem Hamburger Verzeichnis. Etwa 15 000 Verzeichnisse und Listen wurden von Hamburg aus in Einzelexemplaren versandt. Die Anforderungen sind so gestiegen, daß wir ihnen wegen unserer geringen Mittel nicht mehr nachkommen können. Wir haben deshalb unseren Anschreiben die Bemerkung hinzugefügt, daß in künftigen Jahren nur die Herren und Damen Material bekommen werden, welche ausdrücklich auch für die kommenden Jahre darum ersucht haben. — Auch die Deutschen im Auslande verfolgen unsere Bestrebungen mit lebhaftem Interesse, hauptsächlich natürlich das deutschsprechende Oesterreich (Salzburg, Böhmen, Ober- und Nieder-Oesterreich, Stadt Wien, Mähren) und die Schweiz. Hervorheben möchte ich noch Rußland. Italien. (Die deutsche Schule in Neapel verteilte 200 Verzeichnisse), deutsche Schulen in Brasilien (durch Lehrer D. Schröder) und Mexiko.

„Ganz besonders wurde aber durch Ausstellungen für unsere Sache geworben. Mit Jugendschriften wurde vielfach künstlerischer Wandschmuck ausgestellt, hauptsächlich die Teubner-Voigländerschen Bilder, Kunstwartblätter und die Publikationen von Fischer und Franke. Außerdem wurden die Ausstellungen meist mit Vorträgen und Rezitationen verbunden.“

Um nicht mißverstanden zu werden, sei ausdrücklich bemerkt, daß die Redaktion durchaus nicht alle obengenannten Bücher unter unserem katholischen Volke und unserer katholischen Jugend verbreitet sehen möchte. Aber wir erachteten es für nützlich, unsere Leser mit einer derart bedeutenden Leistung der vereinigten Prüfungsausschüsse bekannt zu machen.

Berichte über volkstümliche Bibliotheken.

Zusammengestellt von H. Herz.

Dem von Dr. Lausberg erstatteten Jahresbericht über die städtische Lesehalle und die 3 städtischen Volksbibliotheken der Stadt **Düsseldorf** für den Zeitraum vom 1. April 1903 bis 31. März 1904 ist folgendes zu entnehmen:

Die Lesehalle wurde von insgesamt 41386 Personen (darunter 2616 weibliche) besucht, um 1750 mehr als im Vorjahr. Da die Lesehalle 348 Tage über geöffnet war, betrug der durchschnittliche Tagesbesuch 119 Leser.

Die erste städtische Bibliothek besaß im Berichtsjahre 5391 eingeschriebene regelmäßige Leser, die zweite 895, die dritte 418, insgesamt also 6704, gegen das Vorjahr ein Mehr von 320 Lesern. Diese 6704 Personen lasen insgesamt 112346 Bücher, 11114 Bände mehr als im Vorjohr. Auf die einzelnen Stände verteilen sich die Leser folgendermaßen: 440 Fabrikarbeiter und Tagelöhner, 1535 Handwerker und Gewerbetreibende, 1047 Kaufleute, 575 Beamte, 90 Lehrer, 32 Rentner, 291 Personen aus anderen Berufen, 64 Lehrerinnen und 2422 andere weibliche Personen. Wie in der Elberfelder Stadtbücherei, so ist also auch hier der Arbeiter verhältnismäßig sehr wenig vertreten. Die erste Bibliothek besaß 8238, die zweite 3406, die dritte 1690 Bände. Die drei Bibliotheken haben also (ohne die 710 Bände der Lesehalle, welche nicht nach Hause entliehen werden) einen Gesamtbestand von 13334 Büchern. Von den ausgeliehenen 112346 Bänden entfielen auf die schöngeistige Literatur 87155, also 77½% und auf die wissenschaftliche 22½%. Letztere verteilen sich wieder folgendermoßen: Kunst, Literaturgeschichte, Theologie und Philosophie 1352 Länder- und Völkerkunde 5579, Noturwissenschaften 2177, Geschichte 6829, staotliche, gewerbliche und bürgerliche Verhältnisse 3200 Entleihungen.

Der vor kurzem erschienene Jahresbericht des **Vereins vom h. Karl Borromäus** pro 1903 gibt einen interessanten Aufschluß über den Stond des Vereins om Ende des Johres 1903. Danoch betrug die Zahl der Vereinsangehörigen 106170 Personen (gegenwärtig co. 118000), die der Hülfsvereine und somit der Bibliotheken 2519 (gegenwärtig 2676). Daron waren beteiligt die Diözesen Köln mit 34726, Augsburg 58, Bamberg 112, Breslau 4242, Culm 369, Eichstädt 107, Ermlond 1182, Freiburg 3572, Fuldo 928, Gnesen-Posen 121, Hildesheim 2425, Limburg 1353, Moinz 709, Metz 1426, München-Freising 178, Münster 18305, Osnobrück 3050, Nordische Missianen 597, Poderborn 14380, Passou 218, Regensburg 101, Rottenburg 1069, Speyer 234, Straßburg 616, Trier 13585, Würzburg 577, Bautzen 126, Dresden 297, Olmütz preußischen Anteils 69, Prag preußischen Anteils 224 Personen. Auf das Ausland entfielen 1234 Vereinsangehörige.

Am weitesten verbreitet ist der Verein in den Diözesen Köln, Münster, Osnabrück, Paderborn und Trier. Ich lasse einmal Bayern, woselbst der kath. Preßverein tätig ist, außer Betracht und mache dann folgende Gegenüberstellung: Breslau mit 2½ Millianen Katholiken wird ums ochtfoche übertroffen von Käln, das ebenfalls 2½ Millian Katholiken zählt, um mehr als dos vierfoche von Münster mit 1071387 Katholiken, ums dreifache von Paderborn mit 1070000 Kathaliken und ebenso von Trier mit 1000000 Kathaliken. Freiburg mit 1030000 Kothaliken stehl hinter den fast gleich großen Diözesen Münster um das fünffoche, Paderborn und Trier um ca. das vierfoche zurück. Es übertrifft Osnabrück mit 178706 Kathaliken nur um 522, Hildesheim mit 167800 Katholiken nur um ca. 1102 Vereinsangehörige. Aehnlich ungünstig liegen die Verhältnisse in Rottenburg, das bei 611474 Kothaliken blaß 1069 Vereinsongehörige aufweist. Und doch sind die wirtschaftlichen und soziolen Verhältnisse mit Ausnohme der polnisch redenden Gebietsteile so ziemlich überall dieselben. Ein Rückgang on Vereinsongehörigen ist zu konstotieren in den Diözesen Bamberg, Culm, Eichstädt, Rottenburg, Boutzen und Olmütz. Die größte Zunahme weisen jene Diözesen auf, die on sich schon on der Spitze maschieren: Köln (+ 19 Hilfsoereine und 2940 Vereinsangehörige), Münster (+ 14 Vereine und 1454 Angehörige), Paderborn (+ 18 Vereine und 1400 Angehörige), Trier (+ 23 Vereine und 1666 Angehörige).

In dem Jahre 1903 hat der Verein 108300 Bücher gratis ols Vereinsgabe den Vereinsangehörigen zukommen lossen und für Bibliotheken insgesomt 88400 Mork verwendet.

Ueber die **Paderborner** Borromäusvereine wird uns geschrieben:

„Es wird nicht ohne Inleresse sein, an der Hond der Stolistik zu sehen, welche Entwicklung der Borromäusverein in der Stadt Paderborn in den letzten Jahren genammen hat. Im Jahre 1898 unterstonden sämtliche Vereinsangehörige einem Lokalvereine, der im ganzen 198 Teilnehmer zählte mit einem Mitgliedsbeitrage von 750 Mark (80 à 6 Mk.; 62 à 3 Mk.; 56 à 1,50 Mk.). Im daroufolgenden Johre erfolgte eine Verteilung der Vereinsangehörigen ouf die vier hier bestehenden Pfarreien und damit die Bildung van 4 Lokalvereinen. Die Folge war ein stetiges Anwachsen des Mitgliederbestandes. Die vier Vereine zählten:

	I	II	III	insges.	Mitgliederbeitrag.
1899	103	77	64	244	945 Mk.
1900	141	117	66	324	1296 „
1901	188	164	80	432	1740 „
1902	208	258	88	554	2154 „
1903	216	303	90	609	2340 „

Davon entfollen für 1903

	I	II	III	insges.	Mitglbtrg.
ouf die Bußdorfpfarre	24	20	6	50	213 M.
„ „ Goukirchpfarre	36	46	16	98	378 „
„ „ Dompfarre	62	122	28	212	780 „
„ „ Marktkirchpf.	94	115	40	249	969 „

Die Zunohme der Mitgliederzohl, sowie dos Anwachsen der Beitrogssumme in den fünf Jahren der Trennung beträgt somit mehr ols 300%.

Dieses erfreuliche Resultat ist namentlich durch Versendung von Zirkularen, durch persönliche Empfehlung seitens der Vorstandsmitglieder, sowie durch Hinweise und Veröffentlichung des Johresberichtes um die Jahreswende in der Lokalpresse erreicht warden.

Es sind unter den vielen Vereinsarten sicherlich noch manche, in denen durch Trennung nach Pfarreien oder Bezirken ein ähnliches Resultat sich erzielen ließe. Der Satz divide et impera findet auch hier seine Anwendung und Bestätigung. So lange keine Lesehalle an einem Orte besteht, werden die Bibliotheken durch eine Teilung nicht sonderlich in Mitleidenschoft gezogen; etwaige Nachteile könnten durch wechselseitigen Austausch der Bücher unter den einzelnen Vereinen weitgemacht werden.

Zur Deckung der entstehenden Unkosten und für Instondhaltung der Bibliothek werden hier von den Vereinsangehörigen je noch der Höhe des gezohlten Jahresbeitrages 25 bezw. 20 bezw. 15 Pfg. erhaben.

Die Bibliothel, welche jeden Sonntag eine Stunde geöffnet ist, wird sehr stark in Anspruch genommen. Auch die Teilnehmer ous den besseren Kreisen entleihen gern, namentlich seitdem die Bücher in hellbraunes Papier eingeschlagen sind und desholb sauber gehalten werden können.

Seit zwei Jahren erhalten die hiesigen Vereine auch eine Beihülfe aus Staats- bezw. Kreismitteln. Im Jahre 1903 wurden jedem Vereine 40 Mark, in diesem Jahre 20 Mark überwiesen.

Der Volksverein für das katholische Deutschland hat nach dem von Generaldirektor Dr. Pieper auf der Katholikenversammlung in Regensburg erstatteten Jahresbericht für das 2. Halbjahr 1903 und das 1. Halbjahr 1904 an 33 Arbeiter- usw. Vereine eine größere Anzahl sozialer Schriften zur Gründung einer Bibliothek verschenkt und 6,9 Millionen Druckschriften versandt, darunter 1,74 Millionen (1,41 Millionen sozialpolitische und 328537 apologetische) Flugblätter gratis.

Einen Jahresbericht der **Kruppschen Bücherhalle** in Essen durchzustudieren, ist für Freunde der volkstümlichen Bibliotheksbewegung ein Hochgenuß. Indem an die ausführlichere Darstellung der Kruppschen Bücherhalle ihrer Einrichtung und ihres Erfolges in den ersten vier Betriebsjahren in Heft 2 und 3 des Jahrganges I der Bücher-Bl. hier erinnert sei, entnehme ich dem von der Verwaltung gütigst übersandten und mit musterhaften graphischen Darstellungen ausgestatteten Berichte der beiden letzten Jahre nur die Ziffern und Notizen, welche das letzte Betriebsjahr (1. März 1903 bis 29. Februar 1904) betreffen.

Der Bücherbestand betrug am 29. Februar 1904 insgesamt 41537 Bände. Darunter befanden sich 26478 erste, 5279 zweite, 2410 dritte usw. bis über 15te Exemplare hinaus. Durchschnittlich standen im letzten Betriebsjahr 38000 Bände zur Verfügung, wovon in der Regel 15000 gleichzeitig ausgeliehen waren, im Februar 1904 sogar 16000. Von den 41507 Bänden gehören an: der schönen Literatur 17209, den Jugendschriften 3690, der Rest den übrigen Literaturzweigen.

Seit dem Bestehen der Bücherhalle (von 1899 - 1904) sind insgesamt 13656 Anträge auf eine Leihkarte gestellt worden; am 29. Februar 1904 waren davon 9864 in Geltung. Von den durchschnittlich 24000 Werksangehörigen sind über 40% Leser, davon etwa $^4/_5$ Arbeiter und $^1/_5$ Beamte. Von den höheren Beamten der Gußstahlfabrik besitzen 65% Leihkarten, von den mittleren Beamten 62% und von den Arbeitern 37%. Die Leselust ist am größten bei den mittleren Beamten.

Die Ausleihe betrug 282391 Bände gegen 94000 im ersten Betriebsjahre. Der Tagesdurchschnitt belief sich auf 937 Bücher, schwankte jedoch im Winter zwischen 1100 und 1500 Bänden. Am 23. Dezember 1903 wurde die höchste bisherige tägliche Ausleiheziffer erreicht: 1598 Bände! In die Summe der Gesamtausleihe sind die Filialen auf dem „Kronenberg" (38442 Bände), auf dem „Hügel" (5255 Bände) und auf der „Johannishütte" bei Duisburg (6129 Bände) mit eingerechnet.

Die ausgeliehenen Bücher verteilen sich auf die verschiedenen Abteilungen folgendermaßen: Allgemeines und Verschiedenes 21300 = 7,57%, Schöne Literatur 158530 = 56,2%, Literaturgeschichte 1473 = 0,52%, Geschichte 11033 = 4%, Lebensbeschreibungen, Erinnerungen, Briefwechsel 3437 = 1,21%, Geographie und Reisen 9695 = 3,43%, Naturkunde 5580 = 1,98%, Kunst 5204 = 1,87%, Kulturgeschichte 5171 = 1,7%, Rechts- und Staatswissenschaft 1003 = 0,35%, Philosophie und Theologie 2803 = 0,99%, Handel, Gewerbe, Technik, Haus- und Landwirtschaft 2c. 9234 = 3,27%, Heimatliches 2792 = 0,98%, Fremdsprachliches 2834 = 1%, Jugendschriften 42302 = 14,93%.

Von der Erlaubnis, mehrere Bände gleichzeitig nach Hause zu nehmen, wird bedeutend mehr als früher Gebrauch gemacht. Von den Leihkartenbesitzern haben etwa 2000 in der Regel kein Buch entliehen. Seit Juli 1902 ist die bei Eröffnung der Bücherhalle eingeführte Berechtigung, gegen 20 Pfg. Bringgebühr Bücher ins Haus bringen und von Hause abholen zu lassen, erweitert worden. Gegen Zahlung von 4 Mk. kann die Berechtigung erworben werden, während eines Jahres beliebige Ansichts- und Auswahlsendungen ins Haus zu erhalten, bezw. gelesene Bücher abholen zu lassen. Im Februar 1904 waren 120 solcher Jahresabonnenten vorhanden.

Die Zahl der „Erinnerungen" betrug bei rund 10000 Lesern 15875, die der schärferen Mahnungen 2098. Verloren gegangen oder stark beschädigt waren von den 282391 ausgeliehenen Büchern nur 49, unbeibringlich seit Bestehen der Bücherhalle bei einer Gesamtausleiheziffer von 970290 Bänden überhaupt nur sechs Bände!

Als abgenutzt und nicht mehr verleihbar sind 205 Bände ausgeschieden worden, die bis zu 190 Mal — durchschnittlich 120 Mal — im Verkehr gewesen waren.

Als besonders erwähnenswert sei noch die außergewöhnlich starke Nachfrage nach Kriegserinnerungen, hauptsächlich nach Literatur über 1870/71, sowie nach den wenigen vorhandenen Musikalien vermerkt.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

„Rettendes Leiden" von François Coppée, übersetzt von Bernhard Meyer, 248 S. Brosch. Mk. 3, geb. Mk. 4. Mainz-Kiechheim 1899.

Schon manche Literaturgröße (z. B. Maupassant) ist den Versuchungen der Großstadt, speziell des Seine-Babel erlegen. Vielleicht wäre auch François Coppée für immer dem Glauben entfremdet geblieben, nachdem einmal die Pariser Theater- und Künstler-Welt verderblich auf seinen Lebenswandel gewirkt hatte, wenn nicht eine edle christliche Mutter ihn einst erzogen hätte, und wenn er nicht durch das Kreuz schweren Leidens zu dem blutigraten, aber von der goldenen Ostersonne umflossenen Kreuz Christi zurückgeführt worden wäre.

Das Buch „Rettendes Leiden" ist eigentlich eine Sammlung von verschiedenen Zeitungsartikeln, die der gefeierte Akademiker während seiner Krankheit mit fieberzitternder Hand niedergeschrieben hatte, und welchen eine einheitliche Idee nicht zu Grunde liegt. Wie reich und herrlich der Gehalt des Buches ist, mag die folgende Inhaltsangabe andeuten. Im 1. Artikel „Glocken und Syringen" schildert Fr. Coppée seine Jugendträume und seinen Jugendübermut. Er beschreibt die Syringen als Lieblingsblume und als Bild des Pariserś mit seiner fiebernden Sucht nach Besitz und Genuß. Da der Dichter alt und krank geworden, hat der duftende Flieder seine berauschende Kraft auf ihn verloren, und

Digitized by Google

die Osterglocken erwecken in ihm, dem verirrten Wanderer, nur Wehmut und Heimweh. Im II. Artikel führt uns der Verfasser an sein Schmerzenslager in Pau, wo er von einer barmherzigen Schwester verpflegt wird. Süßer Friede erfüllt ihn in der Nähe dieses reinen, unschuldigen Herzens, und er vergleicht „das harmlose Geplauder einer armen, schlichten Nonne, aus dem nur Liebe und Entsagung spricht," mit jenen eitlen Unterhaltungen in der Großstadt, „in welchen jedes Wort ein grausamer Nadelstich ist". Aber auch der Kranke hat noch den schelmischen Humor, der in gesunden Tagen so reichlich seinem Geiste entquoll, nicht ganz verloren. Er macht seine spaßhaften Bemerkungen darüber, daß die Schwester vom Fenster des Krankenzimmers aus einem Puppentheater zuschaut — Sein Herz für die kleinen Leute beweist Fr. Coppée in dem Artikel, welcher „Brotteuerung" überschrieben ist, und in welchem er die Spekulation der Kornjuden, der dunklen Ehrenmänner, geißelt, welche auf künstliche Weise durch die Macht des Kapitals den Preis des Weizens und Roggens in die Höhe treiben. — Besonders schön und poetisch hat der Dichter das Kapitel gestaltet, in welchem er das Menschenleben, speziell sein Leben mit einem Fluß vergleicht. „So tief wie der Fluß, so lief sind ihre (der Seele) Gedanken, ist die Erinnerung. So bitter wie die Wasser des verpesteten Flusses, so bitter sind die Erfahrungen ihres verfehlten Lebens." Wenn auch der Fluß unten viel Schmutz und Unrat mit sich wälzt, seine Oberfläche glitzert und leuchtet doch oft im Sonnenschein, und die Kirchen und Dome spiegeln sich darin wie altehrwürdige Biedermänner. Es gab nur eine Zeit seiner Reinheit, die Quelle, die Kindheit. Coppée versteht es meisterhaft, im Anschluß an prächtige Bilder der Natur seinen Lebensgang zu zeichnen und zu malen. So schildert er in einem Kapitel, das die Ueberschrift trägt: „Ueber den Wolken," wie er an einem nebligen Januartag aus Genf, der Stadt der finstren Calviner, auf die Berge floh, um die Sonne „den Schotten Gottes" zu sehen, und macht dann die Anwendung auf sein Seelenleben, wie er beim Herannahen des Lebenswinters, des Alters mit seinen Gebrechen, „im Nebel trüber Gedanken ersticken" wollte, wie dann aber ein priesterlicher Freund ihn hinaufsteigen hieß „dem Lichte zu". — Rührend und mit zartester Pietät hat er die „Erinnerungen an seine Mutter" niedergeschrieben. Dabei spricht der edle Dichter selbst den Wunsch aus: „Möchten doch diese Zeilen einem jungen Mann, der auf dunklen Wegen wandelt, in die Augen fallen!" „Wenn er nur wüßte, wie viel Bitterkeit im späteren Leben in dem Gedanken liegt, der Mutter auch nur eine Träne durch seinen frevelhaften Leichtsinn erpreßt zu haben." Er sagt so schön, daß der erste Versuch seiner Herzenserhebung zu Gott nach langer Verirrung eingeleitet worden sei mit den Gebeten, die seine Mutter ihn als Kind gelehrt. Darum bedauert er es auch so schmerzlich in einem der letzten Kapitel seines Buches, daß nunmehr so viele Kinder in Frankreich ungetauft (namentlich in Vorstädten von Paris), ohne Gebet und ohne Religion heranwachsen.

Mit dramatischem Feuer und edelstem sittlichen Pathos zeichnet er im Kapitel „Eines Kaisers Weihnachten", wie Gott die stolzen Gedanken des Welteroberers Napoleon zu nichte gemacht hat. — Interessant und von aktueller Bedeutung sind die Ansichten und Urteile des berühmten Akademikers über die Früchte der französischen Revolution und das moderne Frankreich. In einem Kapitel das er mit der Ueberschrift: „Ein Zwiegespräch in der Unterwelt" versehen hat, läßt er Voltaire und Rousseau, die Urheber der französischen Revolution, sich gegenseitig Vorwürfe machen und das Bekenntnis ablegen, „daß diese Revolution der Welt das traurige Schauspiel eines gewaltsamen Ausbruches der menschlichen Leidenschaft bot". Nach den dunklen Schatten und Nachtgestalten eines Voltaire und Rousseau zeichnet Coppée die Lichtgestalten eines hl. Vincenz von Paul und der Jungfrau von Orleans mit Geist und Gemüt in seiner feinsinnigen Art. In dem Abschnitt „Christliche Wiedergeburt" weist er darauf hin, daß in seinem von der Revolution und dem Unglauben durchseuchten Vaterland in letzter Zeit manche der modernen Philosophen, Schriftsteller und Künstler (Brunetière, Huysmans, Verlaine) wieder mehr zum Glauben und zur christlichen Religion zurückgekehrt seien. — Nachdem er noch das geistlose und unduldsame Treiben der Freidenker mit geistreicher Satire dargestellt und die zahlreichen Verheerungen, welche das religionslose Unterrichtssystem der Freimaurer bereits in den unteren Volksklassen angerichtet, angedeutet hat, betont er im letzten Kapitel den großen Wert und Segen des Sündenbekenntnisses bezw. der Beichte. —

Mit hohem Genuß liest man dieses Buch, in dem Aesthetik und Ethik, Kunst und Sittlichkeit sich schwesterlich die Hand reichen. Ein tiefer Gehalt ist dargeboten in anmuliger Form, in dichterischer Sprache. François Coppée zeigt sich uns hier als gottbegnadeter Künstler, als Priester des Wahren, Schönen und Guten, der am Abend seines Lebens von hoher Warte christlich katholischer Weltanschauung das Menschenleben, die Welt und sein Vaterland insbesondere betrachtet und beleuchtet. Auch er hat, wie so manche große Geister, mit zunehmender Welterfahrung und Reife das Urteil gefunden, daß das Endergebnis aller menschlichen Weisheit doch wieder zu dem Kreuze des Weltverlösers zurückführt, und daß der (äußerlich betrachtet) häßlichste Tag seines Lebens, weil ein Tag schweren Leidens, ihm zum schönsten Tag geworden ist, weil ihm in der Nacht der Krankheit und Sünde wieder der Stern des Glaubens und das Licht der christlichen Hoffnung aufgegangen ist.

Wahrhaft ein goldenes Buch für jeden Familientisch und jede Bibliothek, eine herrliche Lektüre für Männer und Frauen, für Söhne und Töchter, namentlich für solche, welche im Gewühle der Welt, in Städten und Großstädten zahlreichen Gefahren ausgesetzt sind. Gebildete und Ungebildete werden das Buch mit Nutzen und hoher Befriedigung lesen. Phantasie, Geist und Gemüt finden gleichmäßig ihre Nahrung darin. In Frankreich hat es binnen Jahresfrist 75 Auflagen erlebt. Wir wünschen auch der deutschen Uebersetzung weiteste Verbreitung und zahlreiche Auflagen.

Schöntal (Württemb.). Vögele.

Frühlichter. Gedichte von Nikolaus Welter. 2. Aufl. 116 S. Br. Preis 2,00 M. München 1903. Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Nikolaus Welter ist seit Jahren als Interpret Mistrals und Aubanels, des Troubadour-Paares der Provence, von vielen geschätzt. Die vorliegende Ausgabe seiner Gedichte, die er teilweise schon früher veröffentlichte, weist großen Gedankenreichtum und ein geradezu glänzendes Formtalent auf. Mag der Dichter aus Natur und Menschenleben schöpfen, oder aus Geschichte und Sage seine Stoffe entnehmen, stets verrät

er tiefes Empfinden und bedeutende Gestaltungskraft. Wie künstlerisch er seine Stoffe durchdringt, zeigt z. B. sein „Depeschenlied". Es ist ebenso originell wie wirkungsvoll. So eigenartigen Gaben wie „Im Schmiedefeuer", „Der tote Schmied" oder wie das allerdings in seinem geistigen Gehalt nicht abgeklärte „Die Schmiede" begegnet man wohl selten. Letzteres, wie das packende „Lied der Armut" offenbaren auch ein warmes soziales Empfinden. Rührend sind die schlicht-innigen Gaben lautester Kindesliebe „Auf unseres Vaters Tod". „Im Banne des Karussels" hat mich trotz seiner klassisch-schönen Verse nicht voll befriedigt. Ob daran die mir nicht ganz passend scheinende Parallele mit Worten des Hohen Liedes allein Schuld trug, will ich nicht entscheiden. Das Hauptkönnen des Dichters liegt wohl auf episch-lyrischem Gebiete. Da weiß seine Gestaltungskraft geradezu dramatische Wirkungen hervorzurufen: So besonders in dem Heldengesang „Induktionswor", der wohl eines der packendsten und formvollendetsten Gedichte der Sammlung ist. In dem „Geiger von Echternach" ist die Verknüpfung der Sage mit der Echternacher Springprozession in höchst origineller Weise gelungen. Ergreifend ist „Der Burgfrau Tod". Das Feld der Balladen und Romanzen ist für den begabten Dichter offenbar das fruchtbarste. Was er darauf reifen läßt, wird nicht leicht vergessen werden. Dies ist um so sicherer zu hoffen, wenn der temperamentvolle Dichter den unfruchtbaren Pessimismus, der in „Bergsteigers Hödenlied" in so wenig erfreulichen Tönen ausklingt, in seiner seelischen Weiterentwicklung überwunden und so im Vertrauen auf die gegenüber menschlicher Schwachheit immer noch sieghafte Kraft christlicher Nächstenliebe wiedergefunden hat. Die Dichtungen eignen sich für die Bibliothek des gereiften Gebildeten.

Bonn. G. Rohr.

Jerusalem. Erzählung von Selma Lagerlöf. 2 Bde. 354 u. 385 S. Preis ungeb. Mk. 4,—. Albert Langen, München.

Ein neues Werk von Selma Lagerlöf, der schwedischen Dichterin, pflegt ein literarisches Ereignis zu sein. Noch nicht lange ist es her, seit wir in tiefster Seele entzückt, zum ersten Male vor dem Wunder dieses seltsam schillernden Talentes standen, und schon hat es Weltruf erlangt und sich seinen Platz unter den Großen gesichert. Das mag in erster Linie daher kommen, weil Selma Lagerlöf eine ausgesprochene Individualität ist und eigene Wege geht. „Jerusalem" ist wieder ein vollgültiger Beweis ihrer dichterischen Kraft, ja in mancher Hinsicht ein Fortschritt und Aufschwung. Die Fabel bleibt eigenartig, aber sie ist nicht so kompliziert und gesucht wie beispielsweise in „Wunder des Antichrist". Selma Lagerlöfs Phantasie geht eben auf schwindelnden Pfaden, wohin der in der Schule des Realismus erzogene Leser erst zu folgen weiß, wenn er sich im Zaubergarten dieser fremdartigen Dichtkunst zurechtgefunden hat. In die kühle, rauhe Wirklichkeit tritt das Allegorische, Geheimnisvolle; die derb geschnitzten schwedischen Bauern vergeistigen sich in der Ekstase, sinnliche und übersinnliche Welt berühren sich und fluten durcheinander.

Der Held der Dichtung ist Ingmar Ingmarsson, der Ablömmling des alten, groß geschilderten Bauerngeschlechts. Seine Persönlichkeit und sein Schicksal bilden das Leitmotiv der Erzählung, die sich in zwei Teile gliedert: In Dalarne und Im heiligen Lande. Die Ingmarssöhne sind stolz wie eine regierende Dynastie, derb und knorrig noch außen und innerlich voll verhaltener Leidenschaft, die meistens unter der Asche glimmt und selten emporschlägt, dann aber auch in langen, zuckenden Flammen; sie können im Drange der Not fehlen und straucheln, aber unberührt bleibt in ihrem Herzen der Sehnsuchtsdrang nach dem Hohen, Ewigen. „Wir Ingmarssöhne haben nicht nötig, die Menschen zu fürchten, wir wollen nur die Wege Gottes gehen."

Dieses starke, ruhige Volk, das so schwer erfaßt und so sicher festhält, bietet einen vorzüglichen Nährboden für die Lehren jener fremdartigen Sekte, die eine neue Religion der allgemeinen Liebe, der unbedingten Heilandsnachfolge, des gegenseitigen Stützens und Ertragens gründen will. Die Bewegung schwillt an zum mächtigen Strom, die Stimme Gottes ruft die schwedischen Bauern nach Jerusalem, wo sie das Ideal der ersten Christengemeinden verkörpern wollen.

Und dann Jerusalem! Selma Lagerlöfs Stift ist wie in Gold und Purpur getaucht. Sie schildert die Stadt „mit den Mauern von Gold und Toren von Kristall", die zitternde Glut des Tages auf der steinigen Hochfläche von Jerusalem und die kühlen, weichen Nächte auf dem Oelberg, die Schrecken des Tales Gehenna, den verzehrenden Durst der armen Jerusalemsfahrer, die sich in ihrem Fieberwahn an der Vorstellung von längst versiegten Quellen erfreuen, das ernste, strenge, stille Leben der Kolonisten.

Die Geschichte dieser Sekte, die aus edlen Motiven heraus entsteht und besteht, sich aber in den Mitteln vergreift und ins Extreme hinübergleitet, kann natürlich nicht mit dem streng kirchlichen Maßstab gemessen werden. Selma Lagerlöfs Christentum ist ein anderes als das katholische; allerdings auch das protestantische hat sie nicht. Sie verfügt über einen stark religiösen Zug, ihr ganzes Sein drängt nach dem Ewigen. Aber die Richtschnur fehlt ihr. Ihre Religion ist voll edler, aber unklarer Ideen, reiner, aber verworrener Empfindungen; sie ist ein Tasten im Dunkeln, ein Suchen nach Gott, das hinreißend wirkt, aber nicht zum Ziele führt. Deshalb ist „Jerusalem" auch nicht unbedingt zu empfehlen, namentlich nicht dem unreifen Leser, der selber noch der Führung bedarf. Für ihn ist Selma Lagerlöf zu verwirrend und zu bestechend. Die Jerusalemsfahrer, die in der heiligen Stadt so bitter enttäuscht werden, erzählen von ihrer eigenen zitternden Sehnsucht, von dem Durst ihrer Seele, die nach den rauschenden Bergwassern der göttlichen Wahrheit schmachtet. Für Dorfbibliotheken ist das Buch nicht geeignet, in städtischen nur mit Diskretion auszuleihen.

Werl. H. Dransfeld.

Auf der Sonnenseite. Humoristische Erzählungen von Konrad Kümmel. Erstes Bändchen. Geb. M. 3,—. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1903.

Inhalt des Bändchens: 1. Der Kernschuß. 2. Eine gute Antwort. 3. Frau Lamoureux. 4. Die Kirchenwacht. 5. Die Aktie. 6. Mamsell Roison. 7. Die Probe der Ehrlichkeit. 8. Sturmläuten. 9. Die gestörte Exekution. 10. Auch ein Maigesetz. 11. Die sieben Schwaben. 12. Im Heimgarten. 13. Einer bedenklichen Geschichte guter Ausgang. 14. Das Porträt des Herrn Doodsohn. 15. In eigener Schlinge. 16. Schlechte Arznei. 17. Der Hochzeitsgockel. 18. Der geschorene Pudel. 19. Wie der Franz Anton gereift

ist. 20. In der Sammerfrische. 21. Das Ständchen. 22. Die Kotzenmusik. 23. Bös verschnoppt. 24. Der Naturheilkünstler. 25. Die Menageschüssel. 26. Entweder — oder. 27. Die Wundersolbe. 28. Ein schöner Vorschlag 29. Wie der Papst einen vam Teufelholen retlete. 30. Rathschilds Dessertteller. 31. Aus Liebesgram. 32 Dos Feuerwerk. 33. Vom Wasser kam's, zu Wasser ward's. 34. Das Weinpulver. 35. Hypnolisiert. 36. Um einen Wohlzettel. 37. Wahl macht Quol. 38. Der Konzelporagraph. 39. Dos neue Gerichtsgesetz. 40. Vor bezahlt. 41. Die Orgelpfeifen. 42. Dos schwarze Liefert. 43. Der graße Moment. 44. Der Pastknecht und der russische Großfürst. 45. Der Neujohrswunsch. 46. Ein verunglücktes Geschäft. 47. Der Mohrle und der Scholi. 48. Wie der Schullehrer von Hänslingen seinen Gorten gießt. 49. Der Pfälzer Wein. 50. Der Auerbahn. 51. Die Einladung zum Sliergefecht. 52. Umgekehrt ist auch gefahren. 53. Die Signalstange. 54. Was mir des Ellmasers Brunnen erzählt hat. 55. Die Wünschelrule. 56. Die Pelzhaube oder wie die Leute einander plogen können.

Wir sehen, ein reichhalliges Inhaltsverzeichnis, und seinem Wortlaute merkt man die Volkstümlichkeit, in die allemal — so oder so — der Humor inbegriffen ist, schan un. Im Geleitswarte kennzeichnet der beliebte Verfasser den Enlstehungsgrund der Erzählungen dahin: sie erschienen ursprünglich „progrommmäßig" im „Slultgarter Kalhalischen Sonntagsblall" und im „Slultgarter Kolhalischen Volks- und Hauskalender", dessen Lesepublikum graße Befriedigung darab zeigte. Der Sammlung Titel und Titelbild haben ihre Geschichle. Das leztere der beiden ist eine Repraduktian des Lenbachschen Erstlingswerkes: eines „sannenbadenden" Hüterbuben, der es sich auf der „Sannenseile" des Lebens außerordentlich wohl sein läßt. Das Bild, kolkuliert K. Kümmel mit Rechl, dürfte nicht ungul zu dem Inhalle des Buches passen: „Dos katholische Volk, und zwar gerade dos wirklich fromme, ist nun einmal zugleich auch fröhlich. Und es will an seinen Sann- und Feiertagen, wenn Arm und Hände müde sind van der Woche saurer Arbeil, zu der Sanntagsspeise und dem Sonnlagsweine der geistlichen Stärkung und Erbauung ouch einen Nochtisch haben, und der soll ihm den Sinn erheitern, der soll es fröhlich machen. Ausgespannt van den Sorgen und Mühen des Werktages, will es einige Slunden rasten auf der Sonnenseile harmlaser, echter Freude und Heilerkeit, fern van schwüler Leidenschaft wie von düsterem Pessimismus, zur Stärkung für die kommenden Tage der Arbeil." Zu eben diesem Zwecke wurden die Erzählungen geschrieben, und wenn sie auch nicht, wie der Verfosser selbst bemerkt, durchweg gleichwertig sind, ja hat doch eine größere Zahl derselben schan durch ihre packende Konzentriertheit Anspruch ouf nicht bloß maralischen und Unterhaltungswert. Der Autor betonl ouch, daß sie alle den Sonnenschein tendenzlaser Fröhlichkeil durchblicken lassen sollen. Nun, ganz ahne „Tendenz" geht es in der Sammlung dach nicht ab, und ich meine: nach einer gewissen Richtung nicht zum Schaden des Buches, das in alle Valksbibtialheken gehört. Bei der 2. Auflage würde ich ein paar Stücke streichen — und zwar auch wegen der Tendenz

Gößweinstein. E. M. Homann.

Der schwarze Schumacher. Van Jas. Spillmonnn S. J. Erzählung aus dem Schweizer Volksleben des 18. Jahrhunderts. Geb. M. 3,50. Freiburg i. Br. 1903. Herdersche Verlogshandlung.

In den dem Buche angefügten „Anmerkungen" gibt der vielgelesene Autar zunächst die Quellen seines Slosses an, unter ousdrücklicher Betonung, doß er die historische Wohrheil nur in Nebensächlichem verlassen habe. Donn folgt ein kurzer Abriß der Erzählung selbst, den wir hier noch konzenlrieren: Vorwurf der Darstellung ist der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts leidenschoftlich geführte Parteikampf der „Linden und Harten" im schweizerischen Freistaote Kanton Zug. Die „Linden" bildeten die Partei des edlen Geschlechtes der Zurlauben, das seine Söhne ganz in den Kriegsdienst Frankreichs stellte und dofür reichlich fließende französische „Verehrgelder" erhielt, die den Zorn der Gegenpartei, der „Harten", immer mehr schürten: aus ideal-patriotischen wie ouch aus kleinlichen Gründen. Inmitlen der ersten Periode des Parteihaders rogt die Gestall des „schwarzen Schumacher", des zeitweitigen „Diktalors aon Zug", hervor: eines Mannes aan edter, aber ouch leidenschaftlicher Verantagung. Er ist der „erste Held" der Erzählung, in seinem Heroismus und seinen Verirrungen vom Verfosser aus den Wirnissen der Volksunruhen plastisch und auch mit psycholagischem Geschick herausgearbeilet. Der „zweite Held" ist das Zuger Völkchen selbst: lebendig und kräftig gezeichnet. Der Faden der Erzählung wickelt sich fesselnd ab; das Streben nach künstlerischer Einheitlichkeil tritt wahlluend hervar. „Der schwarze Schumacher" vermag, schon dem Vorwurfe noch, nichl die Höhe aon Lucius Flavus und erst recht nicht die von „Die Wunderblume van Waxindon" (ich wähle absichtlich diese Steigerung) zu erreichen, aber es steht enlschieden über „Kreuz und Chrysonthemum": ein sehr zu begrüßender Beweis, daß Spillmanns Kraft nicht im Sinken ist.

Der Verfasser hol einmal bemerkt: „Welchen Platz ich in unserer Lileralur einnehme, kann mir gleichgüllig sein, wenn meine Bücher nur einigen Nutzen, und zwar für die unsterblichen Seelen, stiften. Und doß sie nicht gonz umsonst geschrieben sind, ersahre ich dann und wann aus überaus tröstlichen Zuschriften, die mir van »guten Früchten« melden, welche die Lesung meiner Schriften mit der Gnade Gatles hervarbrachle" — Wir erkennen darous ebenso die absolute persönliche Bescheidenheit wie dos elhisch-ideelle Streben des Autars. Daß er auch künstlerisches Interesse an seinen Schöpfungen hat, zeigt uns sein geradezu liebeaolles Sichoertiefen in einzelne Persönlichkeiten und Episoden. — Ich habe früher gesagt: „Wenn auch nichl in die erste, gleich in die zweite Reihe der lebenden kolholischen Erzähler gehört Spillmann gewiß." Dies Urteil kann ich hier nur bestätigen, und zwar mit dem Zusatze: Seine Werke gehören varnan in die Valks- und Jugendbibliotheken.

Gößweinstein. E. M. Hamonn.

Die Kirchfahrerin. M. von Bual. Erzählung aus dem Valksleben. 182 S., brosch. 1,50, geb. 2,40 Mk. Köln, Bachem.

Moidl, eine echte, liebe Tirolerin, vall Glauben und Gemül, ist org leidend, mit der fallenden Sucht, einem Erbübel in der Familie, behaftet. O wenn doch der liebe Gatt dieses van ihr nähme! Wenn dach Unsere liebe Frau ein Einsehen hätte! Wa nur Wallfahrtsarte stehen: dahin eilt sie voll Vertrauen, dos sie sich

nie, durch keinen Mißerfolg, ganz rauben läßt. Und auf ihrer letzten Wallfahrt macht sie die Erfahrung, daß es noch Unglücklichere gibt als sie, nämlich solche, die des rechten Glaubens entbehren müssen. Der ferne Luschariberg in Kärnten: zu ihm treibt es sie endlich hin; unter vielen Mühen und Entbehrungen, mit manch trauriger Erfahrung und Beobachtung langt sie in der heißersehnten Kirche an, erbetet sich ihre schließliche Heilung und kann nun ihren treuen Liebhaber Kandidus, der ein wackerer Maler geworden ist, als Lebensgefährten heimführen. Wir haben die bisherigen 3 Büchlein der Vers. in Heft 5 des 1. Jahrg. behandelt, und gestehen nun gern ein, daß sie in der „Kirchfahrerin", die zuerst in der „Köln. Volksztg." erschien, wieder eine prächtige Tirolererzählung geschaffen hat, der man ihrer Seelenkenntnis und Naturstimmung wegen ein gutes Plätzchen in der Bücherei anweisen mag; der Anfang liest sich ein wenig verwirrt; er erscheint nicht durchsichtig genug. Einen eigentlichen Fortschritt im Vergleich zu ihren bisherigen Erzählungen können wir jedoch nicht verzeichnen, vollends nicht gegenüber ihrem „Marterle", das künstlerisch das beste unter ihren Erzeugnissen bleibt. In jeder Bibliothek aber wird die sauber ausgestattete Erzählung, deren Hauptzüge nicht erfunden sind, viele dankbare Leser gewinnen.

Altingen. Hermann Binder.

Die Reiterin auf der Römerstraße und andere Erzählungen. Von M. von Greiffenstein. Münster i. W. 1904, Alphonsus-Buchhandlung. 384 S. Elegant geb. M. 3,30.

Die Lektüre dieses Buches löste Gefühle und Stimmungen in mir aus, die mich lebhaft an die besten, weihevollsten Stunden der Lektüre in meiner Jugendzeit erinnerten. Gleich die erste Erzählung mit ihrer geheimnisvollen Seelenverwandtschaft ist so schön und anmutig, daß man unwillkürlich an das Wort Hamlets erinnert wird: Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt. Die Erzählungen, vor allem aber „Die Nachtigall von San Juan" und „Bruder Coelestin" strahlen Hoheit, Starkmut, Adel und Reinheit der Seele in solcher Fülle aus, daß der grelle Gegensatz zwischen der rauhen Wirklichkeit und diesen idealen Gestalten zunächst beängstigt und niederdrückt, dann aber den heißen Wunsch auslöst: Nur ein bescheiden Teilchen dieser Gesinnung, und die ganze elende materialistische Strömung unserer Zeit wird mich nicht fortreißen. Das prächtige Büchlein gehört in jede Borromäusbibliothek und soll auch der Jugend beiderlei Geschlechtes recht häufig in die Hand gegeben werden. Blasiert darf die Jugend freilich nicht sein, sondern es muß noch stark ausgeprägter Idealismus in ihr leben. Leider wird dieser Idealismus seltener, wie man als Bibliothekar von Borromäusbibliotheken mehr als genug beobachten kann. Derartige Bücher werden oft von halbreifen Gymnasiasten schon mit überlegenem Lächeln zurückgegeben. Aber trotzdem oder gerade deshalb!

Bensheim. Lenhart.

Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Nach G. Brugier zum Gebrauche an höhern Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von E. M. Hamann. Vierte, durchgesehene und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder, 1904. IX, 299. 8°. Mk. 2,50, geb. 3,20.

Der Titel vorliegender Literaturgeschichte verspricht nicht zu viel, und wenn dieselbe auch vielleicht an Unterrichtsanstalten weniger gebraucht wird — wir wissen es nicht — um so wertvoller ist dieselbe zur Selbstbelehrung, und zwar zur Kontrolle etwa offiziell gebrauchter anderer Grundrisse. Es ist ja heute nicht nur die Theologie, die Geschichte und Naturlehre ein Prüfstein zur Scheidung der Geister, sondern auch die Literaturgeschichte. Und da ist es dankbar zu begrüßen, daß auch außer größern Werken dem Lernenden ein Buch geboten werden kann, das unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen mit wohltuender Wärme und offenem Freimut, ohne gegen wahrhaft Großes auch nur im geringsten voreingenommen zu sein, die Literatur behandelt. Eine einseitige Behandlung gibt sich nirgends kund, man müßte sonst in mißverstandener Einseitigkeit hier und da abfällige Urteile, die aber wohl begründet sind, einseitig nennen, und hierzu können wir uns nicht verstehen. Das Buch ist nicht so ein Lernbuch, wie ein Lehrbuch, anregend und fördernd, es sei hiermit bestens empfohlen.

Siegburg. Macke.

„Jung David", Catholica sunt! Non leguntur! aber: „Welches sind die äußeren Gründe, warum man in weiten Kreisen so wenig Kenntnis hat von den kath. Literaturerzeugnissen. 66 S. 8°. 1903. Freiburg i. B., Jos. Waibel. M. 0.80

Der Kampf um den Einfluß christlichen und katholischen Geistes durch das „gedruckte Wort"! 66 S. 0.75. M.

Diese schnell nacheinander erschienenen Schriften des Buchhändlers Jos. Waibel (er selbst gibt seine Pseudonymität preis) sind vornehmlich dem Notstand des kath. Sortimentsbuchhandels gewidmet. Sie verdienen ernste Beachtung, nicht zuletzt bei den Geistlichen und Korporationen, die sich mit dem Apostolat der Presse, besonders mit der Herstellung und Verbreitung von Druckwerken befassen. Obwohl der Verfasser kundiger Fachmann ist, verfällt er doch in Einseitigkeiten und Uebertreibungen. Verfasser berücksichtigt u. a. nicht genug, daß die beklagten Mißstände nur eine Teiterscheinung der allgemeinen Krisis des deutschen Buchhandels sind und nicht unabhängig von ihr gehoben werden können; daß auch der kath. Verlagsbuchhandel recht schwer um seine Existenz zu ringen hat und schon aus finanziellen Gründen die Forderungen betr. Reklame usw. nicht erfüllen kann; daß die halbwegs tüchtigen Sortimenter im kath. Lager eben so selten sind wie außerhalb desselben; daß jede Kotportage ein Uebel ist, wenn sie nicht sehr streng geregelt ist nach dem Bedürfnis nach Verbreitung guter Schriften, daß überhaupt eine ständige Kotportage nur lohnend ist bei Spekulieren auf niedere Instinkte oder unter selten günstigen Arbeitsbedingungen. Ungeachtet dieser und anderer Mängel der Broschüren (namentlich die erste ist unerträglich schwülstig) ist ihnen vollste Beachtung und wenigstens der eine Erfolg zu wünschen, daß in Zukunft bei allen kath. Unternehmungen die gebührende Rücksicht auf den Buchhandel genommen wird, daß namentlich auch bei allen Beratungen tüchtige und selbstlose Verleger und Sortimenter zugezogen werden. Das ist m. E. der einzige vorderhand zu erzielende Erfolg, und zwar ein großer Erfolg, der die Opfer des Verfassers wohl lohnt.

Mehlem a. Rh. H. Falkenberg.

P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert. Von Dr. Joseph Pohle, Professor an der Königl. Universität in Breslau. Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Köln 1904. Verlag und Druck von J. P. Bachem. 288 S. u. XV. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,30.

In unserer Zeit, in welcher, wie Verfasser sich ausdrückt, für viele Naturforscher die Devise lautet: „Entweder christlicher Flachkopf oder ungläubiger Denker" sind Gestalten wie P. Secchi überaus tröstlich und erquickend für die katholische Welt. Um so größer ist das Verdienst Pahles, der diese Gestalt in seinem Buch so lebenswarm und anziehend neu erstehen ließ. Den äußeren Anlaß zu der Wiederauflage der 1882 zuerst erschienenen Biographie des großen Astronomen bildete der 25jährige Todestag Secchis am 26. Februar 1903. Da inzwischen mancherlei Schriften über Secchi erschienen waren und der Verfasser sich bemühte, das zuerst gezeichnete Bild möglichst zu vervollständigen, so entstand aus der Neuauflage fast ein neues Werk, das die erste Auflage um mehr als das Doppelte übertrifft. Wenn auch eine ausführliche Lebensbeschreibung Secchis durch dieses nicht unnötig gemacht ist, so gibt es doch eine so ausführliche Schilderung des Lebens und Wirkens des großen Astronomen, daß dieselbe nicht allzu schmerzlich vermißt wird. Wir finden Secchis allgemeine Charakteristik, Jugendjahre, Bildungsgang, seine Lehrer, seine ersten Arbeiten, die Hauptgebiete seiner Forschungen: die Sonne, Fixsterne, Nebelflecke und Kometen, Meteorologie, seine Natur- und Weltanschauung, seine Schicksale, letzte Lebensjahre, Krankheit und Tod. Zugleich gibt Pahles Werk einen Einblick in die jüngere Entwickelung der Astronomie. Die Sprache ist edel, getragen, dabei gemeinverständlich, obwohl verschiedene Kapitel der Natur der Sache nach zu vollem Verständnis eine gewisse Bildung in der Naturwissenschaft erfordern. 38 treffliche Bilder beleben und erläutern das Ganze. Ich möchte nur wünschen, daß alle die großen Naturforscher, welche mit genialem Forschergeist frommen Gottesglauben zu verbinden wußten, ähnliche Biographen finden möchten.

Rattenburg a. N. E. Sieber.

Modernes A B C für Katholiken aller Stände. Kurze Antworten auf die modernen Angriffe gegen die kath. Kirche. Von Fr. X. Brors, S. J. 111. bis 120. Tausend. 413 S., Preis brosch. Mk. 0,60, gbd. Mk. 1,00. Kevelaer, Butzon & Bercker.

Ein ganzes Arsenal von geistigen Waffen zur Verteidigung der kath. Kirche ist hier aufgespeichert. Die Feinde, gegen welche sie geführt werden, sind der Unglaube (besonders in der Form des Liberalismus und Sozialismus) und der Irrglaube (besonders die protestantische rationalistische Theologie). Die Artikel stehen durchweg auf der Höhe der Wissenschaft, wenngleich bei einigen die Resultate der neuesten Arbeiten zu berücksichtigen wären. Die Form ist sehr geschickt gewählt; besonders das argumentum ad hominem und eine feine Ironie sind oft und glücklich verwertet. Leider sind Papier und Druck sehr schlecht. Empfehlenswert zur Massenverbreitung.

Crefeld. Schwarzmann.

Selbstliebe — Egoismus. Von E. M. Ommer. Bozen, Tyrolia. 0,85 Mk.

Es sind keine tiefgründigen philosophischen oder theologischen Auseinandersetzungen, die hier geboten werden, sondern eine Summe von Beobachtungen aus dem praktischen Leben wird auf ihre Motive geprüft und moralisch bewertet. Die Verfasserin hat einen scharfen Blick und ein meistens zutreffendes Urteil. Der Stil ist allerdings nicht einwandfrei, auch die Zitation ist nicht immer korrekt, vgl. z. B. die Stelle aus Dreizehntinden (S. 33). Das Wort calumniare audacter ꝛc. (S. 7) stammt weder von Voltaire noch von Beaumarchais, sondern wird schon von Francis Bacon als Sprichwort angeführt und geht wahrscheinlich auf Plutarch zurück. Das Schriftchen bietet eine leicht verdauliche, aber immerhin anregende Lektüre.

Crefeld. Schwarzmann.

Goldenes Buch der Erziehung. Wegweiser zur Pflege des gesunden und kranken Kindes vom zartesten Alter an, insbesondere für die Ausbildung der Geisteskräfte. Von J. G. Obst. 250 S. Preis Mk. 1,50 brosch. Breslau, F. Goerlich.

Schon oft ist der Versuch gemacht worden, die Grundsätze der Erziehung ins Volk hineinzutragen; nannte doch Salzmann seinen „Konrad Kiefer" „ein Buch fürs Volk" und Pestalozzi seine Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" „einen Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten". Leider ist es eine traurige Tatsache, daß vielen das Verständnis für die Wichtigkeit der Kunst, Menschen zu bilden, vollständig abgeht. Deshalb findet man in so wenigen Bibliotheken eine pädagogische Schrift und in so vielen Familien harrende Fehler bei der Kindererziehung.

Vorliegendes Büchlein wendet sich auch ans Volk und legt die Grundsätze dar, nach welchen die Eltern für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder sorgen sollen. Es ist populär, frisch und praktisch geschrieben. Mit den vorgeschlagenen Grundsätzen und Vorschriften kann man sich durchweg einverstanden erklären, abgesehen von einigen extrem klerikalen Anschauungen. Ein „goldenes Buch der Erziehung" ist aber die Schrift trotzdem nicht. Ein unverhältnismäßig breiter Raum ist der Gesundheitspflege zugewiesen, während die geistige und sittliche Ausbildung allzu knapp behandelt wird. Der Löwenanteil aber entfällt auf „Winke für die Berufswahl der Knaben und Mädchen, Auskünfte über das Lehrlingswesen, den Staatsdienst, die Gehälter, sowie über alle den Militäranwärtern vorbehaltenen Stellen." Ueber die Ausbildung der katholischen Theologen und der Volksschullehrer hat der Verfasser merkwürdig wenig gewußt. Wir haben populär geschriebene Werke über Erziehung, die ihren Zweck vollkommener erfüllen.

Crefeld. Schwarzmann.

Randglossen zur Jugendschriftenfrage. Von L. Kiesgen. Kempten, Kösel. Preis Mk. 0,75.

Unter diesem Titel erschien im Verlage von Jos. Kösel in Kempten ein Schriftchen des Kölner Mittelschullehrers und Schriftstellers Laurenz Kiesgen. Die Einleitung behandelt die Frage: „Gibt es eine Jugendschriftenfrage?" Nach kurzem Ueberblick über die Geschichte der Jugendliteratur legt der Verfasser den Gedankengang der Wolgastschen Schrift: „Das Elend unserer Jugendliteratur" dar und verbreitet sich alsdann in längerer Ausführung über die praktische Verwertung der Grundsätze dieses Buches durch die „Jugendschriften-Warte" und die Organisation der „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften". Im großen und ganzen kann man den Ausführungen des Verfassers zustim-

men. In recht klarer und übersichtlicher Weise kennzeichnet die Schrift den Standpunkt der Hamburger. Wir hätten nur gewünscht, daß Verfasser gegenüber der fast ausschließlich literarisch-ästhetischen Bewertung der Jugendschriften durch die „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse" mit größerer Bestimmtheit gefordert hätte, daß bei Beurteilung von Jugendbüchern die religiös-pädagogischen Momente als die hauptsächlichsten zu gelten haben. Befremdet hat es uns auch, daß Kiesgen, der seinen katholischen Standpunkt in dem Schriftchen so entschieden bei der Besprechung van Pole Poppenspäler wahrt, nur die von Hamburg ausgehende Jugendschriftenbewegung bespricht, die gewiß nicht minderwertigere Tätigkeit der Jugendschriftenkommissionen katholischer Lehrervereinigungen aber übergeht. Unseres Erachtens hätte der Verfasser den katholischen Eltern einen großen Dienst erwiesen, wenn er ausdrücklich darauf hingewiesen hätte, daß nur Jugendschriftenvereinigungen katholischer Männer eine vollständig sichere Bürgschaft für eine zuverlässige Auswahl brauchbarer Jugendlektüre bieten können, da ja die „Prüfungsausschüsse der deutschen Lehrervereine" einzelne Bücher in ihre Jugendschriftenverzeichnisse aufnehmen, welche kath. Lehrpersonen und Eltern als Lektüre für die Jugend abweisen müssen.

Rheydt. Peter Prickartz.

Die Volksschule vor und nach Luther. Eine historische Studie von Dr. Schutmann. 108 Seiten. Preis brosch. 1 Mk. Trier, Paul.-Druckerei.

Vorliegende Schrift verdient gegenwärtig, da der Kampf um die Schule im Vordergrunde des Interesses weiter Kreise steht, besondere Aufmerksamkeit. Zunächst widerlegt Verfasser an der Hand von historischen Belegen die nach seiner Ansicht nach verbreitete irrige Anschauung, „daß Luther erst die Volksschule begründet und so den Grund der Volksbildung gelegt habe". Er weist quellenmäßig nach, wie infolge der Reformation ein großer Teil der mittelalterlichen Land- und Stadtschulen einging und die übrigen schlecht besucht wurden, so daß selbst die preußischen Schulverordnungen die so tief verratteten Zustände nur allmählich bessern könnten. Verfasser zeigt weiter, daß in katholischen Gegenden unmittelbar nach der Reformation das Schulwesen besser war als in den meisten protestantischen Gebieten. Nach einem dürftigen Vergleiche der protestantischen mit den katholischen Pädagogen folgt eine Abhandlung über katholische Schulorden.

Müssen wir dem weitaus größten Teile der fleißig bearbeiteten und sorgfältig angelegten Studie unsere freudige Anerkennung zollen, so fordert uns Kapitel 14 zum entschiedenen Widerspruche auf. Hier zeigt sich, daß Verfasser kein Schulmann ist. Zunächst wirft er der Volksschule, noch mehr aber der höheren Schule, vor, sie sei „ein politisches Machtmittel, um die Jugend zu einem einseitigen, ungesunden Patrialismus oder zu den besonderen oft wechselnden Interessen der jeweiligen Machthaber heranzudrillen". Das haben wir deutsche Lehrer trotz jahrzehntelanger Schularbeit noch nicht gewußt. Ebenso entschieden muß die Annahme zurückgewiesen werden, daß die staatlich eingerichteten Schulen für die Zunahme der jugendlichen Verbrecher, ja sogar für das rapide Anwachsen der Sozialdemokratie mit verantwortlich zu machen wären, wie der Verfasser es in demselben Kapitel tut. Unsere deutschen staatlichen Schulen sind doch etwas ganz anderes als die religionslosen, atheistischen Staatsschulen romanischer Länder.

Rheydt. Peter Pickartz.

Volksaufklärung. Broschürensammlung. Warnsdorf, Böhmen. Verlag von Opitz.

Die Broschüren-Sammlung „Volksaufklärung" verfolgt nicht bloß den Zweck, gegenüber den modernen Lästerungen von Rom-Hetzern und christentumsfeindlichen Parteien antikatholische Phrasen leidenschaftslos, streng sachlich auf ihre Unhaltbarkeit zurückzuführen, sondern sie hat auch den Zweck, die Grundlagen der katholischen Weltanschauung positiv darzustellen, die innere Schönheit und Konsequenz des katholischen Lehrgebäudes zu beleuchten, die Verdienste und Früchte des lebendigen Katholizismus in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung hervorzuheben, kurz die Gegner zu entwaffnen und die laugewordenen Katholiken mit neuer Begeisterung für ihre Religion zu erfüllen.

Speziell gegen die neuere internationale Los von Rom-Bewegung richten sich die Broschüren: „Was verdanken die Deutschen dem Katholizismus?" von Alois Fürst Liechtenstein; „Was verdanken die Deutschen dem Papsttum?" von Dr. J. Jatsch; „Der Cölibat der katholischen Kirche" von M. S.; „Für Kirche und Papst" (ehrende Aussprüche hervorragender Protestanten über die katholische Kirche) von J. M. Schmidinger; „Die Beschimpfung des Beichtinstituts" von Bischof Dr. A. Egger; „Katholizismus und Protestantismus in bezug auf das wirtschaftliche Wohl der Völker" von Dr. J. Jatsch; „Bankerott der Los von Rom-Apostel" (eine Beleuchtung der inneren Zerfahrenheit des Protestantismus" von Gracchus); „Die Duldsamkeit der Reformation" von zwei Freunden der Wahrheit (Hinweise auf die gewalttätige Weise, wie man in Deutschland, in der Schweiz, in England, in den nordischen Ländern ꝛc. der sog. Reformation zum Siege verholfen hat).

Speziell gegen die Sozialdemokratie richten sich u. a. die Broschüren: „Mißglückte sozialistisch-kommunistische Versuche" (Hinweise auf Dutzende von mißglückten Versuchen, die sozialdemokratischen Theorien praktisch durchzuführen); „Die eigentlichen Führer der Sozialdemokratie" von K. Herdach (Eine Beleuchtung der geistigen Väter der Sozialdemokratie, der heutigen sozialdemokratischen Führer in den Parteileitungen und sozialdemokratischen Blättern in Deutschland, Oesterreich, Frankreich ꝛc., der gegenseitigen Beziehungen zwischen dem jüdischen Großkapital und der christenlumsfeindlichen Sozialdemokratie ꝛc.).

Die meisten Broschürennummern sind allgemein-apologetischen Charakters.

Die Ausgabe der „Volksaufklärung" in Broschürenform hat den Zweck, daß auch einzelne Broschüren je nach Bedarf in einzelnen Gegenden rasch verbreitet werden können; die Ausgabe in den eleganten, dauerhaften Einbänden (je 10 Nummern bilden einen Band) soll die Anschaffung für Privatbibliotheken und Vereinsbibliotheken erleichtern.

Gerade der billige Preis dieser Schriften (jede Broschürennummer à 32 bis 48 Seiten 8 Pfg., jeder gebundene Band 2 Mk.) hat wesentlich mit dazu beigetragen, daß es dieses liter. Unternehmen innerhalb sechs Jahren auf einen Absatz von fast einer Million Broschüren brachte. Nach Angabe des Verlags mußten für die erst vor wenigen Jahren eingeführte gebundene Ausgabe bereits gegen 8000 Einbände fertiggestellt werden.

Warnsdorf. Gürtler.

Aus der Frauenwelt. Eine Auswahl von Beiträgen der Kölnischen Volkszeitung, herausgegeben von Frau Adele Sieger. Preis geb. M. 3.–. Köln, J. P. Bachem.

Jedes Vorwort soll nach einem geistreichen Ausspruch im letzten Grunde eine Entschuldigung sein. Auch Frau Adele Sieger hat das Gefühl gehabt, sich ihrem Publikum gegenüber verantworten, ihre Sammelarbeit motivieren zu müssen, denn sie schreibt in ihrem Geleitswort: „Man ist daran gewöhnt, einer Tageszeitung eigentlich nur vorübergehenden Wert zuzuschreiben; daher werden mit den Tagesneuigkeiten leider auch die Geisteserzeugnisse, deren Wert ein dauernder ist, achtlos beiseite geschoben, vernichtet und vergessen." Dieser Satz sei voll und ganz unterschrieben, wenn er nicht etwa zwischen den Zeilen behaupten will, daß nun jeder der gesammelten Artikel von dauerndem Werte sei. Denn in Wirklichkeit ist Gutes und Minderwertiges gemischt, und einigen Aufsätzen wäre das Los der Vergessenheit schon zu gönnen. Aber die Idee der Sammlung ist gut, und der Erfolg hat ähnlichen Veranstaltungen der Kölnischen Volkszeitung längst recht gegeben. Ihre Ableitung „Aus der Frauenwelt" ist wie ein friedliches Eiland im brausenden Meer des politischen Lebens. Es ist begreiflich, daß der vielbeschäftigte Mensch von heute manchen hübschen kleinen Zeitungs-Essay übersieht und manchen unterwertet. Zu einem Buche aber greift er in ruhigerer, abgeklärterer Stimmung, und deshalb mutet ihn jetzt wie etwas Neues an, was er im Laufe der Woche überflogen und — schleunigst vergessen hat. Er bringt Leser in den Geist der Essays ein, er berichtigt sein Urteil, wo er früher unterschätzte. Und so wird ihm das Buch zu einem guten Freunde, der in liebenswürdiger Weise über die kleinen und großen Fragen des Alltags mit ihm plaudert. — Damit habe ich ein Hauptkennzeichen und zugleich einen Hauptvorzug der Aufsätze genannt: sie sind praktisch, weil durchweg aus dem täglichen Leben gegriffen, sie bieten Erfahrungsweisheit. Im Wirkungskreise der Frau gibt es kaum einen Gegenstand, eine häusliche oder erziehliche Frage, eine Phase aus dem eigenen oder dem Dasein ihrer Lieben, die nicht in einfacher, anspruchsloser, gemütvoller Weise behandelt wäre. Die Herausgeberin hat getan, was sie konnte, um den Stoff übersichtlich zu gestalten. Sämtliche Aufsätze sind in zehn Rubriken eingegliedert, und wenn die Sonderung uns oft willkürlich erscheint und den Stempel des Zufalls trägt, wenn Wiederholungen vorkommen, wenn das Unwichtige zuweilen breit behandelt und das Wichtige mit wenigen Worten abgetan wird, so müssen wir dafür eben den Ursprung des Buches verantwortlich machen. Es ist eine Auslese, und die Herausgeberin hatte mit gegebenem Material zu rechnen. — Ein anderes Charakteristikum des Buches: Es ist von Frauen und für Frauen geschrieben und zwar im Rahmen unserer katholischen Kreise und Weltanschauung. Dadurch wurden die Aufsätze ziemlich auf einen Ton gestimmt, sie haben etwas Ruhiges, Maßvolles, Konservatives. Die katholischen Frauen haben bekanntlich spät zur modernen Frauenbewegung Stellung genommen, und daher kommt es, daß der Wogenschlag derselben noch nicht bis in dieses Buch gedrungen ist. Hier werden keine leidenschaftlichen Prinzipienkämpfe ausgefochten, hier wird nicht philosophiert über das neue Weib, Doppelmoral, Frauenwahlrecht. Aber das ist kein Mangel. Seit unsere geistreichsten Schriftstellerinnen, eine Ellen Key, Elisabeth Dauthendey, Gabriele Reuter, uns so peinlich zu überraschen pflegen, nehmen wir gern ein Buch zur Hand, worin wir — mit einem kleinen modernen Anklang — die Grundsätze unserer Mütter und Großmütter wiederfinden.

Werk. H. Dransfeld.

Vermischtes.

In der letzten Hälfte des November wird bei F. W. Cardier in Heiligenstadt eine neue „romantische Dichtung" von Karl Macke, dem rühmlichst bekannten Verfasser des „Wüstenfanges Vom Nil zum Reba" erscheinen, unter dem Titel: „Der Stromgeiger." Sie spielt in den nordischen Ländern und hat als mythischen Hintergrund die nordische Wassersagen vom Stromgeiger, die ihr einen eigentümlichen Reiz und ihr ganzes Gepräge verleiht. Das Ganze besteht aus 16 Gesängen in Ottave rime wird ungefähr 200 Seiten umfassen und voraussichtlich nicht teurer als 3 Mark zu stehen kommen. Einzelne Gesänge haben uns im Manuskript vorgelegen. Wir glauben aus ihnen schließen zu dürfen, daß die deutsche Epik durch diese Dichtung um eine tüchtige Leistung reicher wird und machen daher jetzt schon unsere Leser auf dieses Werk aufmerksam. Feste Bestellungen, bereits jetzt in den Buchhandlungen aufgegeben oder per Karte an den Verleger oder den Verfasser (Dr. Mack in Siegburg) gesandt, würden ein pünktliches Eintreffen zum Weihnachtsfeste sicher stellen. (Die Redaktion.)

Bibliotheksbedarf. In Amerika, dem Lande der Erfindungen, ist man auch in bezug auf den Bibliotheksbedarf, auf Bibliothekschränke, Zettel, Kästen, Sortierkästen, Katalogskarten ꝛc. sehr erfinderisch gewesen, um die Bibliothekstechnik der großen Volksbibliotheken möglichst praktisch und einfach zu gestalten. Seit einigen Jahren hat man nun für Deutschland nicht unbeträchtliche Mengen des amerikanischen Bibliotheksbedarfes aus der neuen Welt eingeführt. Jetzt sind wir aber nicht mehr auf die amerikanischen Produktionen angewiesen. Katalogkarten, Leitkarten, Katalogkästen für Zettelkatalage, Heftmappen für Zeitschriften und Bibliothekskatalage werden billig, sauber und praktisch von der „Leipziger Buchbinderei-Aktiengesellschaft vorm. Gust. Fritzsche in Leipzig-Reudnitz, Crusiusstraße 4/6, angefertigt. Bibliotheken, die über 1000 und mehr Bände verfügen, raten wir, sich Zettelkatalage anzufertigen und sich dabei der Katalogzettel und Katalogkästen genannter Firma zu bedienen. Die Katalage, die über Preis, Qualität und Konstruktion der einzelnen Artikel orientieren, werden gewiß gratis zur Verfügung gestellt.

Die Kolportage in Thüringen. In der „Deutschen Kolportage-Zeitung" Nr. 9, 28. Februar 1904, 25. Jahrg., teilt O. Pinkel mit, daß vor 20 Jahren in ganz Thüringen noch kein Dutzend Kolportagebuchhändler vorhanden waren, während jetzt, soweit bekannt ca. 70 existieren und im Herbst bezw. Winter sich die Zahl der Kolportagebuchhandlungen noch bedeutend erhöhen werde, um im Frühjahr auf die Durchschnittszahl 70 herabzusinken. Die Ursache dieser Vermehrung bilde die Gratislieferung des Sammelmaterials, Heft 1—5, die es zur Winterszeit jedem arbeitslosen Maurer oder Handwerker ermögliche, einen Kolportagebuchhandel zu gründen und im Frühjahr die wenigen Abonnenten sitzen zu lassen.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 29044

2. Jahrgang. Nr. 3. Dezember 1904.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Mehr apologetische Schulung! Von Herz. — Naturwissenschaftliche Literatur. II. Physik, Chemie und Technik; Mathematik. Von Dr. Plaßmann. — Ludwig Aurbacher. Von Karl Conte Scapinelli. — Berichte über volkstümliche Bibliotheken: Die öffentliche Volksbibliothek in Bamberg von Dr. Friedrich; öffentliche Bibliothek und Lesehalle Berlin von Hugo Heimann. — Rezensionen. — Vermischtes.

Mehr apologetische Schulung!

Von Herz.

Nicht in der Absicht, aus den Borromäus-Blättern eine Art von Pastoralblatt zu machen, sondern im ureigensten Interesse unserer katholischen Bibliotheksbestrebungen seien die Zeilen mit der Ueberschrift „Mehr apologetische Schulung" niedergeschrieben. Wenn es um die volkstümlichen Bibliotheken Deutschlands im allgemeinen noch nicht glänzend bestellt ist, so gilt das von derartigen katholischen Instituten in größeren katholischen Orten ganz besonders. Städte mit einer zu $^3/_4$ katholischen Bevölkerung besitzen akatholische Bibliotheken, die durchschnittlich nochmal soviel Bücher ausleihen als die katholischen. Während das katholische Leseinstitut fast ausschließlich von der Arbeiterbevölkerung und Angehörigen des Handwerkerstandes in Anspruch genommen, von den Beamten, Kaufleuten und übrigen beati possidentes mit vornehmer Scheu und Zurückhaltung gemieden wird, sehen wir, wie die liberale städtische Bibliothek von Scharen aus allen Schichten der Bevölkerung überlaufen wird. Und die Gründe für diese Erscheinung?

In den nichtkatholischen Bibliotheken ist durchgängig 1. eine größere Anzahl von Ausleihstunden angesetzt, 2. eine größere Auswahl von Lesestoff vorhanden als in den katholischen Instituten dieser Art.

Dem ersteren Uebelstande ist kaum abzuhelfen; die liberale Stadtverordnetenmajorität verweigert in der Regel den Geldzuschuß, welchen sie der liberalen Bibliothek zur Verfügung stellt, den katholischen Leseinstituten. Diese können daher infolge ihres geringen Budgets kaum jemand finden, der täglich die Ausleihe besorgt. Wohl aber kann hinsichtlich der Vermehrung des Lesestoffes bei ernstlich gutem Willen eine bedeutende Besserung eintreten, sofern es nicht an der nötigen Weitherzigkeit des Bibliotheksvorstandes fehlt. Wir sind nämlich gar nicht so reich an Büchern katholischer Autoren, die sich zur Einstellung in die Volksbibliotheken eignen. Gewiß verfügen wir in weit größerem Umfange über derartige Lektüre, als uns die protestantischen Kritiker und Bibliothekare glauben machen wollen. Aber sie genügt für größere Verhältnisse nicht mehr. Wer das Lesebedürfnis der heutigen Zeit kennt

und den Bildungsdrang und Bildungshunger der intelligenteren Arbeiterkreiſe nicht zu niedrig einſchätzt, wird einſehen, daß wir bei der Anſchaffung von Büchern für Volksbibliotheken größerer Orte bis an die äußerſte Grenze gehen müſſen, d. h., daß wir bezüglich der religiös-ethiſchen Seite der Lektüre gezwungen ſind, auch Bücher derjenigen Autoren aufzunehmen, die nicht auf dem katholiſchen Standpunkte ſtehen, ihn aber nicht prinzipiell bekämpfen, ſondern, indem ſie nur hin und wieder eine für Katholiken anſtößige Bemerkung enthalten, einen ſolchen Inhalt aufweiſen, daß ihn im großen und ganzen jeder katholiſche Mann billigen kann. Die Aufnahme ſolcher Werke jedoch, welche prinzipiell das katholiſche Dogma und die chriſtliche Ethik bekämpfen, die Prieſter und den katholiſchen Kult verhöhnen, werden wir ſtets im Intereſſe der katholiſchen Religion bekämpfen. Trotz einer Entgegnung des „Bildungs-Verein“ im Beiblatt „Die Volksbibliothek“, 34. Jhrg., S. 245, auf den Artikel „Deutſche Wanderbibliotheken“, Nr. 1, Jhrg. II der Borr.-Bl. iſt daher daran feſtzuhalten, daß ein großer Teil der Schriften Anzengrubers, Gottfried Kellers, Roſeggers ꝛc. nur unheilvoll und verderblich wirken und abſolut keine Volkslektüre ſein kann. Hier bleibt eben eine Verſtändigung zwiſchen den Vertretern des poſitiven Chriſtentums und jenen des Rationalismus und Indifferentismus vollſtändig ausgeſchloſſen. Dagegen läßt ſich eine Reihe von Büchern nichtkatholiſcher Autoren namhaft machen, die ſich vorzüglich für unſere Bibliotheken eignen würden, wenn die Leſer nur einigermaßen apologetiſch geſchult wären. Die landläufigen hiſtoriſchen Schnitzer, denen wir bei der Lektüre nichtkatholiſcher Autoren auf dem Gebiet der Schönen Literatur, der Geſchichte ꝛc. ꝛc. auf Schritt und Tritt begegnen, wie z. B. das lateiniſch Predigen im M. A., die falſche Darſtellung des Ablaßverkaufes durch Tetzel, die Zerſtörung Magdeburgs durch Tilly, die Muttergottesanbetung, der Fall Galilei u. a. m., müſſen in unſeren Vereinen gerade mit Rückſicht auf die Lektüre ſyſtematiſch und gründlich behandelt werden. Es ſollte dabei ſowohl auf jene in unſeren Bibliotheken befindlichen Bücher hingewieſen werden, welche die Sache richtig darſtellen, als auch auf jene, die ſie unrichtig behandeln. Wenn ein Proteſtant ein wirklich ſchönes und gutes Buch geſchrieben, ſo ſehe ich abſolut nicht ein, weshalb wir die Lektüre desſelben unſerem katholiſchen Volke einzelner unliebſamer Aeußerungen wegen vorenthalten ſollen. Und wenn wir ferner wenigſtens von den gebildeten Proteſtanten verlangen, daß ſie die auf katholiſcher Weltanſchauung beruhende Literatur nicht ignorieren, müſſen wir ſelber ehrlich und aufrichtig Gegenrecht üben. Zu dieſer apologetiſchen Schulung aller Stände und aller Berufsklaſſen iſt allerdings eine enge Fühlungnahme des Klerus mit der Volksbibliothek unbedingt notwendig. Sich von dem Borromäusverein und der katholiſchen Bibliothek möglichſt fernhalten und den Kaplan, der den Verein leiten muß, als das bedauernswerte Opfer einer verdammten Notwendigkeit bemitleiden, eine ſolche Stellungnahme des Klerus zu den katholiſchen Bibliotheksbeſtrebungen wird dieſen gewiß nicht förderlich ſein. Wenn aber die apologetiſche Schulung der deutſchen Katholiken auf allen Gebieten und in allen Vereinen energiſch in Angriff genommen wird, dann können wir wahrhaft liberal und weitherzig ſein bis zur äußerſten Grenze des Erlaubten, dann dürfen und müſſen wir auch verlangen, daß der gebildete Katholik ſich an unſeren Volksbibliotheksbeſtrebungen energiſch beteiligt und ſeiner „höheren Tochter“ den Gang zur liberalen Bibliothek, die neben den Jenſens, Freytags, Ebner-Eſchenbachs, Zolas, Maupaſſants ꝛc. ꝛc. nur einige wenige katholiſche Autoren aufweiſt, ſtreng unterſagt. Einen anderen Weg zur Geſundung unſerer Bibliotheksverhältniſſe, als die durch apologetiſche Schulung ermöglichte Weitherzigkeit, kenne ich nicht.

Naturwissenschaftliche Literatur.

Von Dr. Plaßmann, Münster.

II. Physik, Chemie und Technik; Mathematik.

Die allgemeine Naturlehre läßt sich leichter als die Himmelskunde, Geologie oder Biologie ohne Heranziehung metaphysischer Fragen behandeln, wenigstens zeigt die literarische Erfahrung, daß bei ihr die objektive, sich auf die Erscheinungswelt beschränkende Behandlung häufiger ist. Werke, die dennoch das Philosophieren nicht lassen können, haben sich gewöhnlich weitere Grenzen gesteckt, behandeln Anorganisches und Organisches, Welt und Menschheit frischfröhlich zusammen und finden doch immer ein dankbares Publikum. So wurden wir noch kürzlich durch den Anblick einer wohlfeilen Ausgabe von Büchners „Kraft und Stoff“ überrascht; das Buch war ja seinerzeit das Evangelium des gottfeindlichen Materialismus der strengsten Observanz; da aber die ernstere Kritik seit Jahrzehnten mit ihm fertig war, überraschte uns doch die hohe Nummer der Auflage. Sie wird sich dadurch erklären, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit ihrem an sich löblichen, aber unkritischen Bildungstriebe nach diesem Abhub des liberalen Tisches greift. Auch Häckels „Welträtsel“, nicht nur in der gekürzten, sondern auch in der vollständigen Ausgabe, werden begierig verschlungen; ja der monistische Mantel, der hier dem Materialismus umgehängt ist, betört selbst ernstere aber ungeschulte Leser, die dann die groben historischen und philosophischen Schnitzer so geduldig ertragen wie die entwickelungsgeschichtlichen Dogmen. Wir erwähnen Bücher solcher Art, die ja an sich in ein späteres Kapitel gehören, gerade hier, weil auch auf unserer Seite die Möglichkeit besteht, daß Arbeiter, die selbst als tätige Glieder in der wunderbaren Kette der Technik auftreten und halb intuitiv mit den Gesetzen der Physik arbeiten lernen, gar zu gern sich auch an die höchsten Fragen heranmachen, hierbei leicht auf die gefährliche Literatur der bezeichneten Art kommen und, ehe man sichs versieht, dem Materialismus verfallen sind. Der Titel ist manchmal recht harmlos oder gar fromm. Wer sollte nicht „Gott in der Natur“ von dem bekannten Astronomen C. Flammarion kaufen, das uns in der lesbaren Uebersetzung von Th. Fr. Grigull (Halle, Otto Hendel) vorliegt? Es ist aber eine durchaus pantheistische Schrift, für studierte und kritische Leser reich an schönen Anregungen, für Volk und Jugend desto gefährlicher. — Will man gerecht sein, so muß man zugeben, daß das glänzend ausgestattete Werk von M. W. Meyer, „Die Naturkräfte“ (Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut, etwa 17 M.) zwar den deistischen Standpunkt seines Verfassers [1]) erkennen läßt, ihn jedoch dem Leser nicht gerade aufdrängt. Zur Vorbereitung auf Vorträge naturwissenschaftlichen Inhalts dürften Vereinsleiter und andere, die ihre freie Zeit der Volksbelehrung zu widmen geneigt sind, in dem Buche viel Material finden. Bei wohlfeileren Büchern ist aus dem oben angedeuteten Grunde Vorsicht am Platze. Die Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek (Verlagsanstalt, vormals G. J. Manz in Regensburg) enthält eine Reihe von guten Sachen. Vielleicht ist W. Engeln im 14. Bändchen „Aus dem Wunderreiche der Elektrizität“ in dem berechtigten Streben nach populärer Umschreibung etwas zu weit gegangen; lehrreich und empfehlenswert ist aber das Büchlein, besonders für einfachere Leser. Dem Gebiete der organischen Chemie gehört an das 13. Bändchen „Unsere Nahrungsmittel vor Gericht“ von W. Dierks. Wir werden den Büchern auf anderem Gebiete wieder begegnen. Die Teubnersche Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ enthält u. a.: „Moleküle, Atome, Weltäther“ von G. Mie, ein Büchlein, das an des Lesers Abstraktionskraft schon etwas höhere Ansprüche stellt. Ein mißbilligender Seitenblick auf „metaphysische Spekulationen“ war überflüssig. Etwa auf dasselbe Publikum sind die „Neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrizität“ von F. Richarz, aus derselben Sammlung, berechnet. Sollten nicht auch die etwas kostspieligeren, aber ungemein klar und fesselnd geschriebenen „Grundlehren der Elektrizität“ von M. Wildermann (Freiburg, Herder, 1885) eine

[1]) Dessen astronomische Schriften in unserem vorigen Artikel, Seite 6, gewürdigt sind.

neue, die gewaltige Forschungsarbeit der letzten beiden Jahrzehnte heranziehende Auflage riskieren können? Von Webers „Illustrierten Katechismen“ verzeichnen wir als gut und lehrreich: Schwartz, Katechismus der Elektrotechnik; Schwartz, Dampfkessel und Dampfmaschinen; Hirzel, Chemie — alle drei in zahlreichen Auflagen erschienen. So auch Berndt, Trigonometrie, aus derselben Sammlung. Die katechetische Fassung der Bücher ist zuweilen etwas angequält. — Die Sammlung Göschen kann als bekannt vorausgesetzt werden. Ihr großer buchhändlerischer Erfolg beruht nicht nur auf der Gediegenheit mancher von den vielen Bändchen, sondern auch auf dem Grundsatze, daß viele kleine Bücher leichter verkäuflich sind als einige große. Von den uns bekannt gewordenen Nummern eignen sich verschiedene weniger zur ersten Einführung, als zur Weiterbildung und Wiederholung, wie man sie denn auch vielfach in der Hand von Studenten findet. Wenn richtige Schulbücher im allgemeinen nicht gleichzeitig dem Selbstunterrichte dienen können, so kann man doch gerade bezüglich der Physik Ausnahmen zulassen. So würde ein Buch, das für den von den preußischen Lehrplänen geforderten propädeutischen Lehrgang in Obertertia und Untersekunda bestimmt ist, etwa die „Grundzüge der Physik“ von H. Püning oder die so anregenden „100 einfachen elektrischen Versuche“ von Fr. Busch (beides bei Aschendorff in Münster erschienen) auch wohl für den Selbstunterricht des strebsamen einfacheren Mannes geeignet sein, auch die Physik von Fuß und Hensold (Freiburg, Herder). Etwas kostspieliger, aber gerade für den Kaufmann oder Handwerker, auch für den gescheiteren Arbeiter sehr lehrreich ist Pfaundler, Physik des täglichen Lebens (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Ein etwas vorgeschritteneres Lesepublikum setzen die beiden Bändchen „Narthekion“ von Otto N. Witt (Berlin, R. Mückenberger) voraus. Auch sie besprechen die Erscheinungen des täglichen Lebens vom wissenschaftlichen Standpunkte aus; so auch Lassar-Cohn, „Die Chemie im täglichen Leben“ (Hamburg und Leipzig, L. Voß). Für Leser, die ein gewisses mathematisches Niveau erstiegen haben, sei es auch nur auf einem Technikum oder einer Baugewerkschule, sind größere Physikbücher erwünschter als die oben gekennzeichneten Miniaturbändchen; also z. B. Koppe, Anfangsgründe der Physik (Essen, Bädeker, viele Auflagen) für bescheidenere Vorkenntnisse; Lanner, Naturlehre (Wien, Roth), schon etwas mehr voraussetzend, das ausgezeichnete „Elementare Lehrbuch der Physik“ von P. Dressel S. J. (2. Auflage, Freiburg, Herder, 1900), die ganze Gymnasial-Mathematik, aber nicht mehr voraussetzend, indem alle höheren Rechnungen geschickt umschrieben werden; in diesem Punkte ähnlich H. Kayser, Lehrbuch der Physik (3. Auflage, Stuttgart, Enke). Die Differential- und Integralrechnung voraussetzend, fällt das mehrbändige Handbuch der Physik von Winkelmann außerhalb des Rahmens unserer Besprechung. Vermieden wird die mathematische Formelsprache in der „Physik und Chemie“ von B. Weinstein (Berlin, Julius Springer). — Einiges Biographische ist im vorigen Aufsatz erwähnt worden (Krembs, Kneller, Musmacher). Dahin gehört auch noch P. Raymund Netzhammer, O. S. B., Theophrastus Paracelsus (Einsiedeln, Benziger). Für die reifere studierende Jugend sehr geeignet, für einfachere Volkskreise weniger, weil etwas Allgemeinwissen voraussetzend. Wenn auch eine sehr ungerechte Bemerkung über das Mittelalter enthaltend, ist doch A. Stange, Einführung in die Geschichte der Chemie (Münster, Coppenrath, 1902) ein schönes, fesselnd geschriebenes Buch. — Noch sei Stöckhardts Schule der Chemie als berühmte, mustergültige Einführung in die Experimental-Chemie erwähnt, sowie für die Physik, da uns die neueste Auflage des schönen Werkes gerade zu Gesichte kommt, Dr. L. Graetz, Die Elektrizität und ihre Anwendungen (11. Aufl., Stuttgart, Engelhorn, 1904), nebst dem kleinen Auszuge (Kurzer Abriß der Elektrizität, 3. Aufl., ebendort).

Wenn wir als eine Uebersicht der neuesten technischen Errungenschaften E. Golling, Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen (Prochaska in Teschen, 1 M.) nennen, so folgt daraus noch nicht eine Empfehlung des in demselben Verlage erscheinenden Jahrbuches der Naturkunde; wie denn bei allen solchen Zyklen

der Induktionsschluß mehr oder weniger gefährlich ist. — Joly, Technisches Auskunftsbuch (Leipzig, K. F. Koehler), von dem wir einzelne Jahrgänge kennen, gibt zahlreiche Tabellen, Notizen über Preise, Bezugsquellen usw. Zwei schöne Werke, die Spezialgebieten der Technik gewidmet sind, verdienen noch Erwähnung: Fr. Linke, Moderne Luftschiffahrt (Berlin, Schell, 1903); Righi und Dessau, Die Telegraphie ohne Draht (Braunschweig, Vieweg, 1903). Beide setzen nur mäßige mathematische Kenntnisse voraus; das erstgenannte ist reich illustriert. — Für Studierte, nicht gerade für Volk und Jugend, wären die „Lebenserinnerungen" von Werner v. Siemens (Berlin, Springer 1895) als noch immer interessante, lesbare Schrift zu erwähnen. Kostspieliger und eine gewisse Vertrautheit mit der Physik voraussetzend ist die Helmholtz-Biographie von Leo Königsberger (Braunschweig, Vieweg, mit Bildnissen). Es versteht sich, daß in solchen Werken metaphysische, religiöse Fragen nicht stets in unserem Sinne besprochen werden. — „Unter dem Zeichen des Verkehrs" von O. Jentsch, ein Gegenstück zu der oben erwähnten Physik von Pfaundler, behandelt Post und Telegraphie, Telephonie, Eisenbahnen und Schiffahrt.

Mathematische Bücher kommen im ganzen für unseren Zweck nicht in betracht. Wer die Anfangsgründe ohne Lehrer zu studieren gezwungen ist, nimmt schließlich besser ein resolutes Schulbuch als ein Miniaturbändchen; besonders hat der Autodidakt nach reichhaltigen Aufgabensammlungen zu fahnden. Immerhin ist die Mathematik auch an der besseren Unterhaltungsliteratur beteiligt Auch in unseren geschraubten Kulturverhältnissen gibt es sinnreiche Köpfe, die gern eine oder ein paar Stunden auf Gedankenspiele ohne praktischen Zweck verwenden mögen. Bücher, die hierzu den Stoff bieten, sollte man für Volksbibliotheken anschaffen, weil sie nicht wie Geschichtenbücher verschlungen, sondern mit einer gewissen Andacht studiert werden; sie können den Sinn für eine wahrhaft vornehme Erholung wecken und sind darum ein Volkserziehungsmittel hohen Ranges. Darum notieren wir auch hier einzelne Titel: W. Grosse, Unterhaltende Probleme und Spiele (Leipzig, 1897, Quandt & Händel). Behandelt außer den gewöhnlichen Spielen auch das Legespiel, ferner kalendarische Aufgaben. — Kürten, Theorie der magischen Zahlen-Quadrate und -Kreise (Köln, 1886, H. Theissing). Das Büchlein ist, wie der Titel zeigt, einem Spezialgebiete der mathematischen Unterhaltung gewidmet. — Mathematische Kurzweil oder 300 Aufgaben ꝛc. von L. Mittenzwey (Leipzig, 1880, J. Klinkhardt). Auflösungen und Erläuterungen sind beigefügt. — H. Schubert, Zwölf Geduldspiele (Berlin, 1895, F. Dümmler). — W. Ahrens, Mathematische Unterhaltungen und Spiele (Leipzig, 1901, G. B. Teubner) ist mit reichen mathematischen und geschichtlichen Erläuterungen versehen und hat als das bedeutendste Werk dieser Art zu gelten, ist aber natürlich weniger populär als die vorgenannten, indem es außer der Gymnasial-Mathematik ein wenig Analysis voraussetzt.

Mehrere von diesen Büchern behandeln Probleme, deren Schlachtfeld die 64 Quadrate bilden. Da die vorliegende Zeitschrift besondere Rücksicht auf Lesehallen und Vereinsbüchereien nimmt, knüpfen wir an das Gesagte noch die Bemerkung, daß das Schachspiel eifrige Pflege verdient, daß es in Lesezimmern gestattet, ja durch Anschaffung mehrerer Spielkasten gefördert werden sollte. Karten und Würfel stehen in enger Beziehung zum Alkoholismus und Nikotinismus, zum Getöse der Kneipe, zum Zank und Streit. Das edle, königliche Schachspiel aber verträgt keine Unruhe, nicht einmal müßige Zuschauer, und im Kampfe gegen den Alkohol ist es ein kräftiger Bundesgenosse. Auch die sonstigen Brettspiele sind wert, gefördert zu werden; Domino dagegen steht schon auf der Grenze, die zu den Glücksspielen hinüberfährt. Wenngleich auch noch von hohem Range, wirkt das Billardspiel doch weniger veredelnd als das Schachspiel, und zwar, weil es praktisch wieder in zu enger Verbindung mit dem Wirtshausleben steht. — Auf die reiche Literatur des Schachbretts kann hier nicht eingegangen werden, wie denn überhaupt auch der vorliegende Aufsatz nur orientieren, nicht erschöpfen will.

Ludwig Aurbacher.[1])

Von Karl Conte Scapinelli-München.

Wer dem Pulsschlag des Volksherzens lauschen will, muß ein stiller, ruhiger Mann sein, in dessen Herzen keine Stürme brausen, dessen Sinn kein Ehrgeiz, kein unsinnig Streben verwirrt.

Wie ein Arzt, der, um heilen und raten zu können, erst Natur und Charakteranlage der Kranken kennen zu lernen sucht, muß auch der echte Volksschriftsteller der Volksseele Eigenheiten, ihre innersten Töne, ihrer schlichten Weisheit Sinn erforschen.

Dazu gehört kein hastendes, unruhiges Temperament, sondern Ruhe, Sammlung und Gründlichkeit. Denn die scheinbare Naivität der Volksseele ist nichts als Tiefe und Abgeklärtheit, und die Quintessenz ihrer Gedanken, ihrer Sprüche und Erzählungen ist Weisheit.

Um nun restlos, wie Ludwig Aurbacher es in seinen Volksbüchern verstanden, in der Tradition sowohl wie im Neugeschaffenen, in der Volksdichtung aufzugehen, dazu gehört äußere und innere Ruhe, schlichte Größe und Sinn für den Volkston und Volkscharakter.

Der stille Lebensgang Ludwig Aurbachers, den wir kurz durchnehmen wollen, und zu dessen Daten uns der emsige Biograph und Interpret des Dichters, Josef Sarreiter, in verschiedenen Abhandlungen Stoff genug bietet, wird uns zeigen, daß er zu seiner Tätigkeit sowohl des Forschers eiserne Ruhe und Fleiß als auch des Dichters zartfühlendes und nachempfindendes Gemüt mitbrachte.

Ludwig Aurbacher wurde am 26. August 1784 im schwäbisch-bayerischen Markte Türkheim als der Sohn eines Nagelschmiedes geboren. Die Familie war eine zahlreiche. Trotzdem man keinen Ueberfluß kannte, sorgte speziell die Mutter doch für eine gute, gottesfürchtige Erziehung und für die geistige Entwicklung der Kleinen. Der Sinn für Legenden, Märchen und Erzählungen wurde in ihnen durch Vorlesen an Winterabenden geweckt. Auch die öffentlichen Schaustellungen und Volksgebräuche, die damals noch in Schwaben bei allen Festlichkeiten gang und gäbe waren, regten den Sinn des Knaben an, und später, als sie längst abgeschafft, hat Aurbacher deriei Kurzweil voll tiefen Sinns gerne in seinen Büchern aufgenommen.

Mit fünf Jahren genoß er Elementarunterricht, erst in seinem Vaterort, dann im nahen Kirchdorf und später auch in Landsberg, von wo aus er als Sängerknabe schon 1793 in das Kloster Diessen (am Ammersee) kam. Drei Jahre nachher treffen wir ihn im Seminar der Benediktiner in München, wo er nicht lange verblieb, um dann bald in Ottobeuren, einem Benediktinerstift, ins Seminar einzutreten. Aurbacher war ein fleißiger Schüler, dessen Wissensdurst weit über die Fächer hinausreichte, die im Seminar gelehrt wurden; für sich lernte er noch Naturwissenschaft und Physik. Im philosophischen Kursus studierte er Logik und Metaphysik.

Durch den guten Fortgang seiner Studien wurde der Abt auf ihn aufmerksam und nahm ihn als Famulus in sein Vorzimmer. Aurbacher durfte hoffen, in diesem überaus reichen, prächtigen Kloster als Novize aufgenommen zu werden. Seine ganze Charakteranlage: tiefe Religiosität, Hang zum Studium, stille, zurückhaltende Art, schien ja wie zum Klosterleben geschaffen. Am 18. Oktober 1801 trat er auch wirklich daselbst als Novize ein; als jedoch Ottobeuren durch den Regensburger Kongreß und den Lüneviller Frieden an Bayern überging, mußten die Novizen entlassen werden, und so wandte sich Aurbacher nach dem Kloster Wiblingen bei Ulm. Die strengen Regeln daselbst schwächten aber seine Gesundheit, und böse Zweifel quälten sein Herz, die er aber tapfer zu überwinden suchte. Durch eine frühere Jugendliebe, deren Erinnerung jetzt in ihm auftauchte, vollständig aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, faßte er den Entschluß, aus dem Kloster auszutreten.

In tiefster Bedrängnis wurde ihm jedoch Hilfe zuteil. Er erhielt eine Instruktorstelle bei Herrn von Weckbecker, die er vier Jahre hindurch inne hatte.

Hier in der Familie genas er geistig und leiblich, eignete sich nach und nach den durch das Klosterleben ungewohnten gesellschaftlichen Schliff an und vervollständigte sein Wissen durch das Studium des Französischen und der Literatur.

Im August 1808 ward er für die erledigte Stelle eines Professors des deutschen Stils und der Aesthetik am königlichen Kadettenkorps in München vorgeschlagen. Im Oktober 1809 erhielt er definitiv diese Stellung mit dem Rang eines Kollegialrates.

Und so kam Aurbacher nach einer ganz kurzen Sturm- und Drangperiode, die aber innerer Natur war, in ruhige, sichere Verhältnisse. Es ist für den einleitenden Gedanken dieser Abhandlung von Wert, dies festzuhalten. Denn die wertvollen literarischen Arbeiten Aurbachers stammen aus jener ruhigen, späteren Zeit. Erst 14 Jahre nach seinem Eintritt in den Lehrkörper des Kadettenkorps beschenkt er uns mit den ersten seiner Volksschriften und noch einige Jahre später mit der wertvollsten Arbeit, dem Volksbüchlein. —

Die fünfundzwanzig Jahre, die nun Aurbacher als Lehrer verbrachte, waren ruhige, arbeitsreiche Jahre. Er ließ sich 1834 pensionieren, ohne deswegen seine literarischen Arbeiten aufzugeben. Aurbacher war sein Lebtag lang ledig geblieben; in den letzten Jahren nahm er eine

[1]) Die biographischen Daten zu diesem Aufsatze sind meistenteils der Biographie des Dichters von Jos. Sarreiter entnommen.

Richte zu ſich. Am 25. Mai 1847 ſchloß er infolge einer Nervenlähmung im 63. Lebensjahre die Augen zur letzten Ruhe.

Aurbacher hat nicht weniger als zwanzig Schriften zu Erziehungszwecken und zur deutſchen Sprachlehre geſchrieben, nicht weniger als 12 kritiſche, große Arbeiten vollendet. Doch dieſe Sachen kommen für uns nicht in Betracht. Aus der großen Zahl ſeiner Arbeiten intereſſieren uns vor allem ſeine Volks- und Jugendſchriften, ſowie ſeine Erzählungen.

An Volksſchriften hat er vor allem ein in zwei Teilen zerfallendes Volksbüchlein (Reclams Univerſalbibliothek Nr. 1161, 1162 und 1291, 1292 herausgegeben von Joſef Sarreiter) geſchrieben, das die bekannten Sagen vom ewigen Juden, von den ſieben Schwaben, von den Irrfahrten des Spiegelſchwaben, von Doktor Fauſtus und viel andere „erbauliche und ergötzliche Hiſtorien“ enthält.

Es iſt das gediegenſte und beſte Werk Aurbachers. Selten iſt ein Schriftſteller ſo in den Geiſt der Sage, in die Symbolik derſelben eingedrungen, in Ton, Zeit und Lokalkolorit ſo aufgegangen und doch techniſch ſo ſelbſtändig geblieben wie er. Gerade das Nacherzählen bekannter Sagenſtoffe erfordert viel Geſchick und viel Sinn für die Zeit, aus der ſie kommen, viel Kenntnis der Leute, denen man ſie erzählen will. Nehmen wir nur z. B. „Die Sage vom ewigen Juden“. Hier läßt er mit viel Geſchick, in richtiger Erkenntnis der Symbolik der Sage, die Idee des Chriſtentums vollſtändig vorwalten. Mit Recht charakteriſiert Hamberger dieſe Arbeit folgendermaßen:

„Aurbacher hat hier die chriſtliche Idee vorwalten laſſen und den Charakter des Juden in ſteter Beziehung zur Handlung, deren die Legende Erwähnung tut, erhalten. Nachdem Ahasverus vom Fluche einer unendlich ſcheinenden Lebensdauer lange Zeit furchtbar gepeinigt worden, läßt ihn der Autor endlich des Chriſtentums teilhaftig und durch dieſes über den Fluch des bloßen Zeitlebens gehoben werden, womit nicht nur das Ganze durchaus poetiſch beſchloſſen, ſondern auch die Idee des chriſtlichen Lebens, als eines gleichſam ewigen, ſomit Ruhe gebenden Daſeins, in das hellſte Licht geſetzt wird.“

Gleich belebend hat Aurbachers ſeltene Begabung für derlei Stoffe auf die köſtliche „Hiſtorie von den ſieben Schwaben gewirkt“, er hat aus dem vorhandenen Material ein neues, prächtiges Werk geſchaffen, das ebenſo wurzelecht und bodenſtändig iſt wie die alte Hiſtorie und ebenſo luſtig, anregend und zwerchfellerſchütternd zu leſen iſt, wie eine der beſten neueren Humoresken.

Noch will ich der poetiſchen Umgeſtaltung der „Hiſtoria von den Schildbürgern“ in die „Hiſtoria von den Lalenbürgern“ gedenken, in welcher er ſowohl durch Einteilung des Stoffes als durch Abwechslung der Metren ſich große Verdienſte um die Neubelebung derſelben erwarb. Auch ſie iſt in Reclams Univerſalbibliothek (Nr. 3780) um 20 Pf. zu haben.

Dieſe 3 Bändchen, die um ſo geringes Geld erhältlich ſind, ſollten nirgends fehlen. Die alten ernſten und heiteren Sagen, neu belebt und doch im Boden ihrer Zeit wurzelnd, müſſen mit den Grundſtock unſerer Lektüre bilden. Aus ihnen heraus wird man nicht nur die Zeitgeſchichte ferner Epochen, ſondern auch neuere Literaturwerke verſtehen und werten lernen. An der „Sage vom ewigen Juden“ wird man Lenaus, Zedlitz', Moſens, Hammerlings' poetiſche Behandlung und Verwertung meſſen können, an Doktor Fauſtus' Hiſtorie die große Reihe von Fauſtdichtungen. Man wird aus Aurbachers klarer Darſtellung ſich vorerſt weit eher den Kern, die Idee herauszuſchälen vermögen, um den herum die Nachdichter und Nachformer aufbauen, der ihnen oft zum loſen Mittelpunkt für eigenes phantaſiereiches Schaffen dient.

Hat Aurbacher in ſeinen Volksbüchern, ſowie auch in ſeinen Jugendſchriften, von denen ich ſpeziell das „Büchlein für die Jugend“ empfehle, das bei Köſel in Kempten 1893 in deſſen Katholiſcher Jugendbibliothek als achtzehntes Bändchen erſchienen iſt, ſich mit Nach- und Umdichtung beſchäftigt, ſo tritt er uns als ſelbſtändiger, gewandter Erzähler in ſeinen Novellen und größeren Erzählungen entgegen (Freiburg, Breisgau, Herder, 1896, neu durchgeſehene Ausgabe beſorgt von J. Sarreiter).

Da er jedoch in ſeinen Erzählungen die Geſtalten immer in der Abſicht formt, durch ſie ſeine Ideen zum Ausdruck zu bringen, ſo läßt ſich vom rein künſtleriſchen Standpunkt manches gegen dieſe Arbeiten, zumal gegen das auffällige Hervorkehren einer Tendenz einwenden. Aber alle verraten den gründlichen, gewiegten Schriftſteller, der ſeinen Stoff vollſtändig beherrſcht.

Doch da wir nur von dem Beſten das Beſte für Volk und Jugend ausſuchen wollen, da wir ferner meinen, daß Sagen und Märchen weit eher einen bleibenden Wert für den Leſer repräſentieren, ſchon wegen ihres Zuſammenhanges mit der Geſchichte, mit der Literatur, mit dem Volksgeiſt und -Charakter, ſeien nochmals aus dem Kranz der Ausleſe, die ich von Aurbachers Werken gab, ſeine Volksbüchlein beſonders hervorgehoben.

Die Jugend ſowohl wie der minder Gebildete werden an dieſen köſtlichen Proben der Volksſchriften naive Freude und bleibenden Gewinn ſchon durch die klare Herausarbeitung der ſymboliſchen Idee der Mären haben; der Literaturfreund jedoch möge ſie vom Standpunkt der Verſchmelzung von Volksüberlieferung und eines einzelnen Dichters Bearbeitung und Belebung ſo-

wohl, wie auch als Grundlage weiterer Vergleiche mit neueren Sagendichtungen betrachten.

Der Reichtum an Volkswitz, Lebensweisheit, an alten Sprüchen und bündigen Sätzen ist in diesem Büchlein ein ungeheurer.

[Zur Orientierung sei indes noch bemerkt, daß in einzelnen Anekdoten im Volksbüchlein der eine oder andere derbe Ausdruck mitunterläuft. Jungen Leuten unter 17 Jahren liest man einzelne Erzählungen besser vor, als daß man sie ihnen wahllos zur Lektüre überläßt. Ich mache darauf aufmerksam, daß mancher Vereinspräses seinen Lehrlingen durch Vorlesen solcher Stücke wirklich genußreiche Stunden bereiten kann, ohne sich selbst mit Arbeit überlasten zu müssen. Die Redaktion.]

Berichte über volkstümliche Bibliotheken.

Die öffentliche Volksbibliothek in Bamberg.

Seit 1. Oktober d. J. ist an sämtlichen Plakatsäulen Bambergs folgender Anschlag zu lesen: „Oeffentliche Volksbibliothek am Schrannenplatz. Eröffnung: Mitte Oktober. Zutritt für jedermann. Ausgeliehen wird: Mittwochs und Samstags von 6—8 Uhr abends; Sonntags von 10—12 Uhr vormittags. Leihgebühr für jedes Buch pro Woche 1 Pfennig." Am Mittwoch den 19. Oktober fand die Eröffnung des Institutes statt. In folgenden Zeilen wollen wir die Eindrücke und Wahrnehmungen schildern, die ein wiederholter Besuch dieser neuesten Volksbildungsstätte Bayerns in uns wachrief.

Zwar nicht im Zentrum der Stadt, aber doch in nächster Nähe einer bedeutenden Verkehrsader hat die neue Volksbibliothek ihr Heim gefunden. Eine weithin leuchtende Aufschrift (Oeffentliche Volksbibliothek) macht die Passanten auf den im Erdgeschoß liegenden Bibliotheksraum aufmerksam. Ebenso zeigt an der Außenfront links vom Eingang ein Schild mit Aufschrift die Ausleihestunden an. Zwei große Schaufenster geben reiches Licht nach innen. Schon beim ersten Betreten des Bibliothekszimmers findet sich der Besucher aufs angenehmste überrascht. Ganz im Gegensatz zu der Mehrzahl ähnlicher Institute findet man keinen nüchternen Raum mit grau getünchten Wänden, an denen auf schmucklosen Regalen der Bücher lange Reihe aufgestapelt ist; hier umfängt vielmehr den Besucher jene wohltuende, anheimelnde Stimmung und jene vornehme Ruhe, welche von einem gediegenen Ausstattungsmaterial und harmonisch zusammengestimmter Farbenwirkung ausgeht. Die $4^1/_2$ m hohen Wände sind bis zu 2 m mit olivengrüner Oelfarbe gestrichen, die übrige Fläche ist mit einer Tapete in pompejanischem Rot überzogen. Diese Art der Wandbekleidung gibt dem ganzen Raum ein ruhiges, vornehmes Gepräge und gewährt einen sehr günstigen Untergrund für Wandschmuck. Rings an den Wänden sind Bücherschränke aufgestellt, die ein staubfreieres Aufbewahren der Bücher ermöglichen. Nur ein Regal fand Verwendung, auf welchem die Werke der schönen Literatur — in geschmackvollen Einbänden — untergebracht sind. Der Anstrich der Schränke ist in altleichen-matt durchgeführt, während die Füllungen heller gehalten wurden. Etwas über 1 m von der Schrankreihe entfernt steht ein Schreibtisch mit verschiedenen Schubladen zum Aufbewahren der Geschäftsbücher, der Kasse und bestimmter Formularien (Abonnementsquittungen usw). An der dem Publikum zugekehrten Seite des Schreibtisches ist ein mit Lederluch überzogenes Winkelbrett angebracht, welches den Benutzern der Bibliothek als Schreibgelegenheit und Bücherablage dient. Um die ausleihenden Personen bei ihrer Tätigkeit vor jeder Behinderung zu schützen, gehen von zwei Seiten des Schreibtisches nach den gegenüberliegenden Wänden starke gedrehte Seile aus roter Walle, welche den Geschäftsraum gegen das Publikum abschließen. Der Fußboden ist mit Kokosläufern bedeckt, die ein geräuschloseres Erledigen der Bücherausleihe ermöglichen und überdies Wärme den Wartenden gewähren. Infolge der außerordentlichen hohen Frequenz ist nach jedem Ausleihetage eine gründliche Reinigung des Lokals notwendig geworden. Da die Ausleihestunden der Volksbibliothek meist auf den Abend verlegt wurden, sorgt ein geschmackvoller Gaslüster mit drei Auerlampen für eine gute Beleuchtung sowohl des Schreibtisches, wie auch namentlich der Bücherreihen. Eine Vorrichtung zum Händewaschen, ein frischer Ofen, ein Schirmständer ꝛc. vervollständigen die Einrichtung, die in ihrer Gesamtwirkung und Zusammenstellung die Prädikate: praktisch, gediegen, vornehm vollauf verdient. Nun für heute nur eine kurze Schilderung des technischen Betriebes. Erproben wir ihn an uns selber! Das Ausleihegeschäft haben in liebenswürdiger, opferfreudiger Weise Damen übernommen, die ja zu dieser Arbeit von Hause aus sehr schätzenswerte Eigenschaften mitbringen. Eine dieser Damen bietet uns einen Katalog der „Oeffentlichen Volksbibliothek Bamberg" an, den wir gegen ein Entgelt von 10 Pfg. erstehen! Derselbe ist in handlichem Format geheftet und recht gut ausgestattet und verzeichnet auf 42 Seiten zirka 1700 Bücher. Der Inhalt gliedert sich in folgende sieben Abteilungen: Schöne Literatur — Jugendbücherei — Geschichte — Naturwissenschaften — Unterhaltungslektüre (Die Scheidung in Schöne Literatur und Unterhaltungslektüre halten wir für unpraktisch, weil eine solche Scheidung sachlich nicht möglich ist. Die Redaktion.) — Religiöses — Zeitschriften und Verschiedenes. Dem Katalog sind die Satzungen der Volksbibliothek vorgedruckt; dieselben lauteten:

§ 1. Die öffentliche Volksbibliothek untersteht der Ortsgruppe des katholischen Preßvereins.

§ 2. Bücher erhält jeder ohne Unterschied der Konfession, wenn er entweder persönlich bekannt ist oder sich irgendwie schriftlich legitimieren kann.

§ 3. In der Regel wird immer nur je ein Band und zwar nach Rückgabe des etwa früher entliehenen Buches abgegeben.

§ 4. Für jeden Band ist pro Woche eine Entleihgebühr von 1 Pfg. zu entrichten; doch kann statt dessen auch ein Jahresabonnement von 1 M. gewählt werden.

§ 5. Der Entleiher verpflichtet sich, das Buch rechtzeitig zurückzugeben und haftet für jede Beschädigung sowie für den etwaigen Verlust.

§ 6. Kein Buch darf länger als drei Wochen zurückbehalten werden; nach Verlauf dieser Zeit wird der Entleiher gemahnt.

§ 7. Nach der vierten Woche wird das Buch abgeholt; der betreffende Entleiher erhält im laufenden Kalenderjahr kein weiteres Buch mehr.

§ 8. Weiterverleihen ist untersagt.
§ 9. Die **Ausleihstunden** sind: Sonntag vorm. 10—12 Uhr, Mittwoch und Samstag abends 6—8 Uhr.

Wir treten nun zum Ausleihetisch, um ein Buch zu verlangen. Eine Dame fragt uns zunächst nach irgend einer Legitimation (Zeugnis, Radfahrkarte, Paß ꝛc.) und trägt nach deren Vorweis unseren Namen nebst Stand und Wohnung in eine Liste ein. Zugleich wird von einer anderen Dame eine sogenannte „Tauschkarte" mit unserem Namen versehen, und zwar trägt die Tauschkarte die gleiche Nummer wie unser Name sie in der Besucherliste erhielt. Die Tauschkarte enthält vier Spalten mit den Ueberschriften: Entliehen — Buchnummer — Rückgabe — Unterschrift. Wir verlangen nun ein Buch, z. B. Herbert, Aglaë, Katalognummer U. 342. — Die einzelnen Bücher sollen nämlich verlangt werden mit dem Anfangsbuchstaben der Abteilung, welcher sie zugehören (also U = Unterhaltungslektüre, Z = Zeitschriften, R = Religiöses) und der betreffenden Nummer, die sie im Katalog haben. Ein Diener holt aus dem Schrank der Unterhaltungsliteratur die Nr. 342 und legt sie der Dame am Schreibtische vor. Dieselbe entnimmt nun dem Buch die sog. Buchkarte, d. h. einen Karton, welcher zunächst die Signatur und den Titel des Buches trägt und dann in verschiedene Spalten abgeteilt ist mit folgenden Ueberschriften: Entleiher — Datum — Mahnung — Bemerkungen. Die Dame trägt nun ein: a) auf der Buchkarte die Nummer unserer Tauschkarte sowie das Datum der Entleihung, b) auf der Tauschkarte das Datum der Entleihung, die Nummer des Buches nebst Buchstaben der Abkürzung, also in unserem Fall U. 342. Dann stellt eine zweite Dame unsere Tauschkarte in einen auf dem Schreibtisch stehenden Kasten mit der Aufschrift „Tauschkorten". Derselbe ist in 10 Fächer abgeteilt, deren jedes 100 Karten erhält, also das erste Fach die Tauschkarten von Nr. 1—100, das zweite Fach die Tauschkarten von Nr. 101—200 usw. Die Buchkarte wird in einen Kasten auf der anderen Seite des Schreibtisches eingestellt, den sog. „Fristkasten". Sämtliche Buchkarten eines Ausleiheabends kommen in ein Fach zusammen. Damit hier leichtere Uebersicht möglich ist, haben die Buchkarten jeder Abteilung eine andere Farbe, nämlich: Schöne Literatur (rot), Jugendbücherei (braun), Geschichte (gelb), Naturwissenschaften (blau), Unterhaltungslektüre (grau-weiß), Religiöses (rosa), Zeitschriften und Verschiedenes (grün). Der Fristkasten enthält zurzeit neun Fächer mit Rücksicht darauf, daß jedes entliehene Buch drei Wochen behalten werden darf und die Bamberger Volksbibliothek gegenwärtig in der Woche dreimal geöffnet ist. Die Buchkarten des ersten Entleihtages kommen in das Fach 1; beim Beginn des zweiten Entleihtages wird der ganze Inhalt von Fach 1 in Fach 2 weitergestellt, während die Buchkarten der neu ausgeliehenen Bücher in Fach 1 zu stehen kommen. Bei Beginn der dritten Entleihgelegenheit ist die Stellung folgende: die Buchkarten aus Fach 2 gehen in Fach 3, die aus 1 in 2, und Fach 1 erhält wieder die Buchkarten jener Bücher, die neu entliehen werden. Dieser Vorgang wiederholt sich stets wieder, bis die Buchkarten in Fach 9 gewandert sind; von dort gelangen dieselben in den „Mahnkasten". Der betreffende Entleiher erhält nun eine Mahnung durch gedruckte Postkarte; kommt er der Mahnung nicht nach, so tritt die Strafbestimmung der Satzungen ein. So der Gang bei der ersten Entleihung. Wird das Buch zurückgebracht und ein anderes ausgeliehen, so geht dies folgendermaßen vor sich: der Entleiher zeigt an dem Fristkasten sein Buch vor, welches er zurückbringt; die Dame schaut nach der Rückensignatur des Buches, die in Farbe und Nummer mit der Buchkarte völlig identisch ist, fragt, wann das Buch entliehen worden, und sucht dann in dem betreffenden Fache unter der betreffenden Farbe die zu dem Buch gehörige Buchkarte. Sobald dieselbe gefunden, nennt sie die Nummer der Tauschkarte des Entleihers, welche ja auf der Buchkarte unter der Rubril „Entleiher" verzeichnet steht. Diese wird aus ihrem Fache entnommen und die Rückgabe des Buches vermerkt. Darauf wird die Buchkarte in das Buch eingelegt und das Buch an seinen bestimmten Platz gestellt. Will der Inhaber der betreffenden Tauschkarte ein neues Buch entleihen, was ja in der Regel geschieht, so vollzieht sich der Gang der Arbeit wie oben beschrieben. Das ganze Verfahren hat sich als höchst praktisch erwiesen, was schon allein daraus sich ergibt, daß es schon jetzt am Anfang es ermöglichte, innerhalb zwei Stunden an mehr als 160 Personen — einmal 183 — Bücher auszuleihen. Wir schließen unseren heutigen Bericht mit der Konstatierung, daß die öffentliche Volksbibliothek Bambergs in den ersten drei Wochen bei nur drei Leihgelegenheiten in der Woche eine Besuchsziffer von 675 Personen und eine Ausleiheziffer von 1481 Büchern zu verzeichnen hat. Gewiß ein erfreulicher Anfang, ein sieghafter Beweis für das Bedürfnis eines solchen Instituts in hiesiger Stadt, ein mächtiger Ansporn zu weiterem Ausbau des Unternehmens.

Bamberg. Dr. Friedrich.

Die Verwaltung der **Oeffentlichen Bibliothek und Lesehalle Berlin** von Hugo Heimann sandte uns über das 5. Betriebsjahr, 25. Oktober 1903 bis 24. Oktober 1904, gütigst folgenden Bericht:

Die Oeffentliche Bibliothek und Lesehalle zu unentgeltlicher Benutzung für jedermann, SW Alexandrinenstraße 26, hat kürzlich ihr 5. Betriebsjahr vollendet. Gegen den Schluß dieses Betriebsjahres konnte nach längeren Vorbereitungen die zweite vermehrte und verbesserte Auflage des Bücherverzeichnisses ausgegeben werden. Die neue Auflage umfaßt 779 Druckseiten und verzeichnet in 19 Abteilungen, welche in sich wieder systematisch gegliedert sind, die bis Ende April vorhanden gewesenen, etwa 18000 Bände umfassenden Bücherbestände des Instituts.[1]) Die Hoffnung, daß die Benutzung der zum Teil sehr umfangreichen wissenschaftlichen Abteilungen sich durch den Katalog erheblich steigern würde, hat sich erfreulicherweise bestätigt.

In der Ausleihbibliothek wurden im 5. Betriebsjahr im ganzen 65399 Bände nach Hause verliehen, von denen 18 Bände in Verlust gerieten. Von dieser Gesamtziffer entfallen 44784 Bände auf schöne und 20615 Bände auf belehrende Literatur. An letzterer Zahl sind die einzelnen Wissenszweige in folgender Weise betei-

[1]) Die Benutzung des voluminösen Bandes wird ungemein erleichtert durch die beiden sorgfältig ausgearbeiteten Register, das Verfasser- bezw Titelregister zur belehrenden Literatur und das Sachregister. Ersteres ist auf gelbes, letzteres auf rotes Papier gedruckt, wodurch der Katalog sehr handlich und brauchbar wird. Unter den 18000 Bänden hätten wir gern etwas mehr die lotholischen Autoren vertreten gesehen. Wir möchten bezweifeln, ob diese mit mehr als 100—150 Bänden vorhanden sind. (Die Redaktion.)

ligt: Geschichte und Lebensbeschreibungen 3619, Geographie 2047, Naturwissenschaften 4214, Rechts- und Staatswissenschaften, Volkswirtschaft 2668, Gewerbekunde, Technik 2086, Philosophie, Religion, Pädagogik, Spart 2406, Kunst, Musik, Literaturgeschichte usw. 3575 Bände. Die verlangten wissenschaftlichen Bücher machten im Vorjahre 25 %, im Berichtsjahre 31 % aller Entlehnungen aus. Die Benutzung der wissenschaftlichen Abteilungen ist also um 6 % gestiegen. Im ganzen sind im 5. Jahre 80142 Bände in und außer dem Hause entlehnt worden; in den fünf Betriebsjahren zusammen 327751 Bände.

Der Leserkreis der Ausleihbibliothek, welcher täglich wächst und jetzt 8846 Personen umfaßt, dehnt sich durch alle Stadtteile bis in die Vororte hinein aus. Die verschiedenen Berufe sind mit folgenden Ziffern vertreten: 4474 gewerbliche Arbeiter, 2209 Kaufleute und weibliche Handelsangestellte, 150 Aerzte und Juristen, 471 Staats- und Privatbeamte, 282 Lehrer und Lehrerinnen, 154 Studenten, 392 Seminaristen und Schüler und 714 Personen ohne Beruf.

Die Lesesäle wurden im 5. Betriebsjahr von 67309 Personen, und zwar 64630 Männern und 2679 Frauen, in den fünf Jahren zusammen van 282977 Personen besucht. Die Zahl der hier ausliegenden periadischen Schriften hat wiederum eine Vermehrung erfahren und beträgt jetzt 516 Zeitungen und Zeitschriften jeder Art und Richtung. Die im Arbeitszimmer der Lesehalle aufgestellte, 1246 Bände zählende Nachschlagebibliathek wurde van den Besuchern in umfassender Weise zu Rate gezogen.

Die Gesamtzahl der Besucher, die im 5. Betriebsjahr Bibliathek und Lesehalle benutzten, belief sich auf 132708 Personen, gegen 126343 im Vorjahr. Die Steigerung der Frequenz würde eine nach erheblichere geworden sein, wenn nicht in den abnorm heißen Sammermanaten dieses Jahres der Besuch schwächer gewesen wäre als je zuvor. Seit der Eröffnung vor fünf Jahren haben insgesamt 553582 Personen das Institut aufgesucht. Die Haltung des Publikums war während der ganzen Zeit eine musterhafte.

Das Institut ist werktäglich von 5½—10 Uhr abends, an Sann- und Feiertagen van 9—1 und 3—6 Uhr geöffnet.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Kleine Lieder. Nebst einem Anhang von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B. Münster, Alphonsus-Buchhandlung. 128 S. Preis eleg. geb. M. 2,40.

Pöllmann versteht es meisterhaft, seine Stimmungen und Ahnungen beim Anblick wogender Aehrenfelder, brauender Herbstnebel, funkelnder Sterne, beim Murmeln der Quellen, beim Drosselschlag und bei brausendem Märznachtsturm durch treffende Bilder und Vergleiche im Liede fast restlas zum Ausdruck zu bringen. Allerdings darf man bei der Lektüre nicht van Gedicht zu Gedicht eilen, sandern muß nach jedem Liedchen das Buch eine kleine Weile beiseite legen und sich selber fragen: „Wann war es denn auch, als du noch abends durch das Wiesental gegangen bist und sinnend der Sonne zugesehen hast, wie sie ihre letzten Strahlen zwischen den selig träumenden Buchenbäumen verzittern ließ und dann leise verglimmend hinter die Berge hinabstieg? Damals kam es so über dich, wie Pöllmann es ausdrückt:

„Die Abendkühle sickert nieder
Und mit der Kühle Traum und Klang,
Die Nachtigallen flöten wieder
Und alles Rauschen wird Gesang.
Und meine Seele bebt getragen
Das Nachtgebet des Waldes mit,
Und was auf ihr auch Sorgen lagen,
Des Tages Ausklang macht sie quitt."

Nur wer ja sich auf frühere Beabachtungen der Natur und der Stimmungen, die sie auslöste, besinnt, wird vollen Genuß an den tief empfundenen kleinen Liedern haben. Mit einzelnen Bildern und Wendungen werden allerdings manche nicht einverstanden sein. So scheint z. B. in dem Gedicht Nr. 47 der Ausdruck: „Wie Schluchzen zirpt ein letztes Schlagen von einem dunklen Baume her" doch etwas gesucht. Im Gedicht 15 wird die zweite Strophe unverständlich bleiben. Doch das sind Kleinigkeiten, die den stimmungsreichen zweistraphigen Liedern mit ihrem rhythmischen Wahlklang keinen großen Eintrag tun. Der Anhang enthält außer dem durch seinen großartigen Rhythmus hervarragenden Gedichtzyklus: „Aus Leos letzten Tagen" Uebersetzungen ganz eigenartiger Gedichte des brasilianischen Dichters Pethions de Villar. Durch diese Uebersetzungen, welche früher in der Gattesminne erschienen, wurde das deutsche Publikum zum ersten Male mit dem hervorragenden Talente Pethions de Villar bekannt. Mögen auf Weihnachten die kleinen Lieder den Weg in jede gebildete Familie, namentlich in jedes Pfarrhaus finden.

Bonn. Herz.

Erwachen. Neue Gedichte von Hedwig Dransfeld. 132 S. Köln a. Rhein. Verlag und Druck von J. P. Bachem. Gebd. Mk. 3.

Die Urteile über das obige Buch gehen kraß auseinander: in unserer seltsam gespaltenen Zeit ein Zeichen der Lebensfähigkeit dieses Buches. Nach meiner Ueberzeugung ist letzteres die auch künstlerisch schon sehr bemerkenswerte Kundgebung eines hervorragenden Talentes, das zugleich einer ausgeprägten Persönlichkeit angehört. Begabung und Individualität stehen noch unter dem Zeichen des Sturmes und Dranges, wiewahl eine vollständige Abklärung bereits vorauszusehen ist. Der Zug zu Gott tritt nach verhältnismäßig unauffällig zutage, aber er ist da, und zwar ebenfalls in charakteristischer, positiver Weise. Der Hülfeschrei zum Höchsten, das Sichanklammern an ihn tönt und schaut uns immer wieder zwischen und aus den Zeilen dieser Gedichte entgegen, die — das empfindet man unmittelbar — mit Herzblut getränkt sind. Die allen echten Künstlern eigene große Leidenschaft für die Natur bildet die Grundströmung der Sammlung. Hedwig Dransfeld bringt intuitiv in die feinsten Stimmungen der großen Mutter am Weltenwebstuhle ein, auch in die scheinbar noch unklaren, sich erst erzeugenden, deren Glanz und Abglanz sie vortrefflich widerzuspiegeln versteht. Immer weiß sie sich eins mit der unermüdlichen Schöpferin; immer fühlt sie den Lebensfaden zwischen jener und sich selbst geschlungen.

Digitized by Google

Selbſtverſtändlich macht die Liebe zur Menſchheit, zum Nächſten ein Hauptmotiv dieſer faſt ausnahmslos formſchönen Poeſie aus. Wie die Verfaſſerin ſelbſt am Daſein litt und leidet, ſo ſieht ſie andere ihr Schickſal teilen bezw. daran untergehen. Und das alles bezwingende Mitleiden erfaßt ſie darob, durchglüht ihre nach vollkommener Reinheit dürſtende Seele mit dem Verlangen nach „heiligem Wiſſen“, nach brennenden Schmerzen um des gequälten Bruders willen.

Für dies ſtarke Empfinden verſchmäht ſie hier und da den ſtarken Ausdruck nicht — was ihr übel genommen worden iſt. Mit Unrecht, meine ich, wiewohl auch ich für eine zweite Auflage eine noch ſtrengere Durchſicht auf Wort und Idee hin anempfehle. — Ein Kinderbuch iſt „Erwachen“ nicht, auch keines für Backfiſche, kaum eines fürs „Volk“ im engſten Sinne, aber der poetiſch empfindende reife Menſch dürfte ſeine Freude — wenn auch zuweilen eine ſchmerzliche — daran haben.

Gößweinſtein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Die Paſſion unſeres Herrn. Ein bibliſches Moſaikgemälde. Von Dr. B. Eing, Kaplan. 142 S. Münſter in Weſtfalen. Verlag der Alphonſus-Buchhandlung. (A. Oſtendorff). 1904. Gebd. Mk. 5,—.

Ein techniſch ſehr ſchön ausgeſtattetes, warm empfundenes religiöſes Erzähl- und Betrachtungsbuch, deſſen „Anhang“ ſich entſchieden mehr zu dichteriſcher Höhe erhebt als der Hauptinhalt ſelbſt. Bei der Vorliebe unſeres breiteren katholiſchen Publikums für derartige Erzeugniſſe wird auch dieſes Buch vorausſichtlich praktiſchen Erfolg haben; der ideelle — wenn auch nicht der abſolut dichteriſche — kann dieſem Stoffe gegenüber bei frommen, künſtleriſch anſpruchsloſen Leſern an ſich nicht ausbleiben.

Gößweinſtein i. Oberfr. E. M. Hamann.

„Ganz ſchön biſt Du!“ (Hohelied 4, 7.) Gedichte zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis Mariä. Von M. von Greiffenſtein. 86 S. Münſter i. W. Verlag der Alphonſus-Buchhandlung (A. Oſtendorff) 1904. Gebd. Mk. 2,50.

Ebenfalls ein poetiſches Erbauungsbuch, aber mit dem Stempel künſtleriſcher Weihe. Nicht als ob eine durchgängige äſthetiſche Gleichwertigkeit zu verzeichnen wäre, aber ſchon eine Reihe von Stichproben berechtigt zur Charakteriſierung des Autors als eines echten Dichters. Tiefe, Unmittelbarkeit und Schwung der Empfindungen wie Gedanken, Beherrſchung (wenn auch keine abſolute) der Form, logiſche Klarheit der Ideengänge: das alles umſchließt dieſe Sammlung. Sehr feinſinnig iſt letztere „St. Joſeph, dem reinſten Bräutigam Mariä“, zugeeignet und empfohlen. Unter den 32 Hauptſtücken möchte ich die folgenden hervorheben: „Königin des Himmels“, „Morgenröte“, „Stundenzeiger“, „Sitz der makelloſen Tugend“, „Tempel Gottes des Dreieinen“, „Flammend Dorngeſträuch vom Horeb“, „Gedeons Vließ“, „Jeſſes Zweig mit Himmelsblüte“, „Starke Frau“, „Palme der Geduld, des Friedens“, „Jungfrau der Jungfrauen“, „Heer in feſten Reihen“, „Königin voll Mild' und Güte“, „Weltgebieterin“. — Beigefügt ſind 2 Kapitel „Rota“ und „Anhang“. Dieſer umfaßt das Officium parvum immaculatae Conceptionis B. Mariae Virginis: Tagzeiten von der allerſeligſten Jungfrau Maria, überſetzt (bezw. in gute deutſche Verſe gebracht) von Kanonikus Em. Veith. — Das Buch eignet ſich, und zwar vorzüglich, für den Weihnachtstiſch.

Gößweinſtein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Marien-Preis. Lieder und Balladen zur Verherrlichung der allerſeligſten Jungfrau von Dr. Friedrich Wilh. Helle. 2. Aufl. Münſter, 1904, Alphonſusbuchhandlung. VII und 143 S. 8°. Satonband Mk. 2,50.

Das Büchlein war ſeiner Zeit als Feſtgabe zum 25jährigen Jubiläum des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis Mariä beſtimmt; mit den ſeit 1880—95 neu entſtandenen Marienliedern Helles hat der nunmehrige Herausgeber, P. A. Pöllmann O. S. B., es vereinigt und ſo eine ſinnige Gabe zum Gedächtnis des 50jährigen Jubiläums geſchaffen. Es iſt wahr, man kann dieſe etwas langatmigen Gedichte nicht mehr mit dem naiven Genuſſe leſen, mit dem die Leſer aus der Epigonenzeit der Romantik an die Lektüre zweifellos herangetreten ſind. Mit Geibel und Gerok z. B. geht es uns auch ſo. Wir haben ſeitdem einen ſtarken Umſchwung in der lyriſchen Kunſt erlebt, und wir bevorzugen, nicht erſt ſeit heute, das ſtark perſönliche charakteriſtiſche, ſtimmungsvolle Gepräge des Gedichts. Wir nehmen dafür gern etwas weniger Erhabenes, ſogar etwas Häßliches in Kauf, wenn es geeignet iſt, die aparte Eigenart des Ganzen hervorzuheben. Das alles finden wir bei Helles Marienliedern nicht. Da ſchweigt eine gottbegeiſterte Seele in Worten und Rhythmen zum Preiſe des Heiligen, Bilder und Beziehungen wiederholen ſich, die ſingende Bruſt findet kein Ende. Ueberall fühlt man die Wahrheit, die tiefe Ergriffenheit des Herzens, den frommen, reinen Sinn dieſes Sängers. Ihm iſt, er müſſe alle zum Mitſingen begeiſtern, darum unterſtreicht er ſo oft die Worte, und ſeiner ſtarken Ueberredungskraft kann ſich allerdings auf die Dauer kein Leſer entziehen. Daß Helle ein Dichter iſt, und ſein Werk Dichterblut durchpulſt, braucht ja wohl nicht noch beſonders hervorgehoben zu werden. „Dieſer getragene Epiker des Weltheilandes mit ſeinem univerſellen, hiſtoriſchen Blick in das innere Leben des myſtiſchen Leibes Chriſti weiß auch den goldenen Saiten ſeiner Leier die zarteſten Ergüſſe lyriſcher Empfindungen zu entlocken, und mögen ſich noch ſo viele überflüſſigen Stücke in ſeiner marianiſchen Anthologie finden, die Schönheit iſt da noch reichlicher ausgeſtreut.“ (Vorrede.) Wir wünſchen dem frommen Buche viele innige Leſer und Leſerinnen.

Cöln. Laurenz Kiesgen.

Opferfeuer. Geiſtliche Gedichte für das Volk von Arno von Walden. 64 S. Münſter i. W. Alphonſus-Buchhandlung (A. Oſtendorff). Geb. Mk. 1,60.

Arno von Walden (Lorenz Krapp) iſt durch ſeine Chriſtus-Lieder in die Reihen der vielberufenen, und zwar durchaus nicht immer im günſtigen Sinne vielberufenen Dichter getreten. Ich ſelbſt begreife dies hell aufgeloderte Für und Wider, das keineswegs als Strohfeuer anzuſehen iſt, recht wohl. Es ſteckt zuviel Rhetorik in der Sammlung, um nicht manchen Tiefgründigen abzuſchrecken, zuviel zündende Lyrik, um nicht viele poetiſch Empfängliche anzuziehen. Wir Katholiken ſollten aber nicht vergeſſen, daß unſere berufenen Talente — und zu dieſen zählt Arno v. Walden unbedingt — nicht von der Straße aufzuleſen und daß ihre Erzeugniſſe daher unter das Zeichen echt fördernder Kritik zu ſtellen ſind, damit die Berufung Erfüllung werde.

Der Hauptsache nach geht das vorstehend Gesagte, wenngleich in beschränktem Maße, auch auf den vorliegenden Band „Opferfeuer". Die „Modifizierung": für das Volk, bedürfte streng genommen einer abermatigen Modifizierung. Jedenfalls sehe ich nicht ab, weshalb das Büchlein in erster Reihe sich an das „Volk", welcher Begriff nun einmal landläufig eng genommen wird, wenden sollte. Ob die Sammlung, in der ein gut Stück Eichertscher Art steckt, durchaus auf die breiteren Massen wirken wird, muß sich erst zeigen. Drei der Gedichte, zwei davon Marienlieder, sind mit der Bemerkung: „In einer (bezw. mehreren) süddeutschen Diözese (n) zum Kirchenlied geworden" versehen; das bedarf keiner weiteren Erörterung, da es — wenigstens sollte man das annehmen — für sich selber zeugt. Von den übrigen haben mich als am unmittelbarsten angesprochen: „Erwartung des Erlösers", „Begegnung", „Dem Heiland".

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Geistliche Lieder. Von Melchiar von Diepenbrack. Breslau, F. Goerlich. 141 S. Preis geb. M. 2.—.

Der Wert dieses Büchleins besteht darin, daß eine große Anzahl geistlicher Lieder, Sonette und religiöser Gedichte aus alter Zeit und fremder Zunge in der gewandten Uebersetzung des feinsinnigen Kirchenfürsten von neuem den Lesern zugänglich gemacht werden. Es befinden sich darunter manche Stücke von hohem poetischen Wert, die nicht in Vergessenheit geraten sollten. — Vorherrschend ist der spanische Romanzenton; am meisten berücksichtigt wird Lope de Vega mit seinen ernsten Romanzen aus der heiligen Geschichte. Religiöse Tiefe und Innigkeit der Betrachtungsweise offenbart sich in Gedichten des hl. Johannes vom Kreuz, der hl. Theresia, des Luis de Leon, Luis de Gongara und anderer alter spanischer Dichter. Einzelne Gedichte erwarben sich beim ersten Bekanntwerden der Diepenbrockschen Uebertragung eine gewisse Popularität, so besonders das Passionslied der pilgrari, die Uebersetzung des Vexilla regis und mehrerer anderer Kreuzlieder. Den Freunden ernster religiöser Dichtung empfehlen wir diese Sammlung, indem wir noch auf die Eleganz der Ausstattung hinweisen.

Bisingen. Silvester Kohler.

Liederstrauß. Gedichte von Franz Alfred Muth. Zweite Auflage des „Heideröslein". Breslau, Franz Goerlich. 80 S. Preis gbd. M. 1.—.

Das Bändchen, das sich durch sehr niedliche Ausstattung auszeichnet, weist in der ersten Abteilung, „Naturklänge" überschrieben, meist kleine lyrische Gedichte auf, in welchen an die liebevolle Betrachtung der Natur in sinniger Weise die Regungen des Menschenherzens sich anschmiegen. Muth verrät öfter eine bemerkenswerte metrische Gewandtheit. Große Innigkeit des Gefühls zeigen die Gedichte der zweiten Abteilung „Herzensklänge"; hier sind die kleinsten die schönsten. Die dritte Abteilung bringt „Erzählendes" und ist dem Dichter am besten gelungen. Alte Sagen aus Heimat und Fremde leben in diesen Versen wieder auf. Daß gerade der hl. Nikolaus wegen eines Tölpels von Schiffer so bös werden könnte, hätten wir nun wohl nicht gedacht (S. 60, Rheinmäre); da ist „der Frater Kellermeister" (S. 57) doch besser geraten. — Da jeder Freund der Dichtkunst in diesem Büchlein etwas finden wird, das ihn anzieht und rührt, sei es bestens empfohlen.

Bisingen. Silvester Kohler.

Zur Sonnwendzeit. Neue Märchen von Angelika Harten (R. Fabri de Fabris), Verfasserin von Am Wichtelborn. Mit acht Kunstdruckbildern, vielen Textbildern und Einbandzeichnung von Professor J. Kiener. Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem. Geheftet M. 3.—, in Prachtband gbd. M. 4.—.

Es war einmal ein Kritikaster, ein gar gestrenger, der sagte (aber faktisch!): „Zur Sonnwendzeit" erzählt von Königen, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen. Das ist unpädagogisch!" O Sancta Simplicitas! Wie stände es um den Zauber unserer deutschen Märchen auf die Kinderwelt, wenn sie gar nichts von denen, „die auf des Lebens Höhen wandeln", wissen wollten und den Stempel der Erziehungstendenz an der Stirne trügen? — Uebrigens spielen die „Gekrönten" gar keine besonders hervorstechende Rolle in unserem Buche, wie das dessen Inhaltsverzeichnis schon andeutet: „Prinzessin Tausendschön" (die keine „wirkliche" Prinzessin ist), „Die Zauberburg", „Besserweiß und Dummchen", „Freund Helferich", „Lügentiesel", „Das Märchen vom Rapünzchen", „Das nußbraune Schlänglein", „Die Roggenmuhme", „Bruder Leichtherz", „Das Märchen vom traurigen Königssohn". Und daß Pädagogik in dem Bande steckt, sieht der Kundige just diesem Verzeichnisse auf den ersten Blick an — freilich nicht die Kinder, die holden Unkundigen, die Wißbegierigen, die unbewußt Erwartenden: die lesen und hören diese Dichtungen — denn das sind sie — mit flammenden Augen und heißen Wangen. Die öffnen die durstigen Seelen der sie hier überströmenden lauteren Poesie und entnehmen ihr, ahnungslos, die guten Lehren, die jene, wie der Tautropfen das Sonnenlicht, umschließt. — Als „Am Wichtelborn" derselben Verfasserin vor einigen Jahren erschienen war, hat jemand, der sich anerkanntermaßen aufs Richten und Dichten versteht, gemeint: „Ich wüßte niemanden unter uns hüben nach unter denen drüben, der ihr das nachmachen könnte." Just so ist's: diese strahlende, naive, im besten Sinne unmittelbare Kinder-Märchenpoesie findet sich heutzutage bei uns kaum irgendwo. So viel Licht und so viel Güte und so viel tiefstes Verstehen der ungekünstelten Natur, wo immer sie sich offenbart, nicht zuletzt in den Herzen der Jugend — und so viel Anmut in Sprache und Darstellung, so viel Hinreißendes in Uebermittelung der Einfalt, Reinheit, Schönheit und Lebensfülle des dichterisch Geschauten! Kein verborgenes Rätseltum und Schürfen im dunklen Schacht, sondern alles erquickende Klarheit im vielgestaltigen Bilde: fürwahr, wer die Kinder und ihre Traumwelt liebt und versteht, der greife nach diesem Buche und lese es — für sich selbst und für die Kinder.

Gößweinstein i. Oberfranken. E. M. Hamann.

Dämmerstündchen bei der Märchenfee. Märchen und Erzählungen von Aenne Mey. Münster i. W. Aphonsus-Buchhandlung. 1904. 154 S. Preis geb. Mk. 1,50.

Wenn ein Erwachsener gestehen muß, daß er diese 13 Märchen mit Spannung und mitunter mit heller Freude durchgelesen hat, dann dürfte das schon Empfehlung genug sein. Da ist nichts Gemachtes und nichts Geziertes. Da ist keine aufdringliche Tendenz und kein breites Moralisieren. Nein, allenthalben schlichte, natürliche Erzählung, einfache, zu Herzen gehende Darstellung. Wir dürfen deshalb das Buch aufrichtig begrüßen, wollen es für die Kleinen anschaffen und es ihnen namentlich unter den Christbaum legen.

Es wird ihnen manche lange Winterstunde im Zimmer angenehm verkürzen.

In unseren kath. Lehrerzeitschriften sollte dieses Buch meines Erachtens eine besondere Würdigung erfahren.

Bensheim. Lenhart.

Taubenflug. Von Hebentanz-Kämpfer. Ein Roman. München, Allg. Verlagsgesellschaft 1903. 426 S. Brosch. 4 M.

Schon seit Monden wartet dieser Roman auf seine Besprechung. Wenn die nur auch herausgewollt hätte! Nun, jetzt muß es sein! Es ist einer von den vielen Gesellschaftsromanen, die man schon in dieser oder in einer anderen Komposition gelesen hat. Modern ist der Vorwurf, der interessant behandelt wird; alt ist die Geschichte selbst, aber nicht ohne sittlichen Gehalt; hie und da taucht sogar der Verfasser der Lappalien in der Erinnerung des Lesers auf. Wenn man nur nicht so viele Mühe hätte, die Menge der auftretenden Personen sich zu merken und auseinanderzuhalten! Freilich: Tolstoi hat noch mehr Personen, und ihn liest man mit hingebender Geduld und Verzeihung und mit steter geistiger Fesselung. Aber hier! Nicht einmal die eine Ideatgestalt zieht unser volles Interesse an sich. Warum? Es ist alles so breit hingelegt, daß man nicht weiß, wo anfangen, wo aufhören; dabei kann es nicht ausbleiben, daß manche Lösung gekünstelt erscheint. Dem personen- und inhaltreichen Buch geht aber gerade das ganz ab, was eine Geschichte überhaupt fesselnd macht: der individuell persönlich ausgeprägte Gehalt.

Altingen. Hermann Binder.

Die beiden Brune. Roman von J. von Dirkink. Brosch. M. 3,—, geb. 4,20. 272 S. J. P. Bachem, Köln.

Das vorliegende Buch bietet Geschehnisse, Schilderungen, Menschenschicksale, die anheimeln und nicht aufregen, die sich vielleicht in der behaglichen Ruhe eines Sonntagnachmittags lesen lassen, aber eine Stimmung in uns festbannen, die auch noch in den Alltag hinüberdauert. Die Schicksale dieser westfälischen Bauern mit ihrer starren Unlenksamkeit und ihrem fast protzigen Selbstbewußtsein fesseln uns, trotzdem es tagtägliche Vorkommnisse sind, — nicht einmal ein neues Gerüst zu dem alten literarisch-künstlerischen Aufbau einer Handlung! „Die beiden Brune" sind Martin und Klaus, zwei Bauernsöhne aus dem Heidehause. Martin soll Geistlicher werden und studiert mit fremden Hülfsmitteln, die jedoch versiegen, als er anderen Sinnes wird und in Bonn ein flottes Studentenleben führt. Therese, des Dorfschulzen Tochter, sieht sich in ihrer Liebe zu ihm betrogen und wird geächtet durch Klaus, der ihr heimlich zugetan ist. Ein erbittertes Zusammentreffen der beiden Brüder, Flucht Martins, der Mutter Tod, Thereſens Krankheit sind die Folgen. Klaus zieht in die Fremde, wird Bildhauer und heiratet Therese, die Jugendgeliebte. Martin kommt unter die Eheherrschaft einer ehrgeizigen Frau, verwertet sein dichterisches Talent und macht durch sein Drama von sich reden. Aber er hat seinen Teil: die hochmütige, ehrgeizige Frau! — Das alles wird uns stellenweise in breiter Gemächlichkeit entrollt. Aeußere Effekte sind vermieden. Der Roman gibt sich von innen heraus. Dirkink kennt die Westfalenart. Sie führt ihre Naturmenschen ohne Aufputz vor: treu, bieder, grundehrlich und steifnackig. Wir könnten die Augen schließen und uns die Marschbauern in „Jörn Uhl" denken — vielleicht aber liegt diesen Westfalenbauern doch noch das Herz mehr auf der Zunge. Das Buch kann für Stadt- und Landbibliotheken und auch der reiferen Jugend rückhaltlos empfohlen werden.

Aachen. N. Lombrecht.

Die Pestkapelle im Gaistale. Original-Erzählung aus dem Tiroler Volksleben, von Jos. Praxmarer. Brosch. Kr. 2,50, kart. Kr. 3.—, geb. Kr. 3,50. 415 S. Bozen, Auer u. Co.

Das Buch, bereits in 3. Auflage erschienen, spinnt in seine einfachen Tirolergeschichten das Weltgeschichtliche ein und kommt so zu einer bewegten Handlung. Da der Verfasser nur „Bilder aus dem Tiroler Volksleben" darbieten will, so haben wir auch nur mit solchen, ohne Sondierung des künstlerischen Gehaltes, zu rechnen, aber doch will mir scheinen, daß in den Tiroler Geschichten von Dr. Wolff und denjenigen Reimmichls eine stärkere Tiroler Eigenart und Charakterisierung der Bergdörfler sich ausprägt. Freilich entwickelt sich Praxmarers Buch auf einem breitangelegten historischen Hintergrunde, der sich nicht in knappe und darum auch treffendere Stimmungsbilder zusammenschweißen läßt. In der „Pestkapelle" tauchen noch die alten Schweden-Erinnerungen auf, die der greise Sämerhofer seinen stämmigen Buben erzählt. Zwischen seinem Aeltesten, dem Jörgele, und der Leutascherin spinnt sich ein zartsinniges Liebesverhältnis fort, auch als die furchtbare Pest in den Gebirgsdörfern wütet und sie entvölkert. Fast wunderbar bleiben die zum Fortgang der Handlung nötigen Personen verschont, und das Ende ist: Glückliches Vereintsein nach Kummer und Schwierigkeiten aller Art. — In die zweite Abteilung des Buches dringen die Kriegsdrommeten napoleonischer Gewaltherrschaft in Tirol und dazwischen die Nachklänge der französischen Revolution. Im Vordergrunde der Handlung steht die Familie eines Zolleinnehmers, dessen Söhne mit dem berühmten Sandwirt zur Verteidigung des Bergländchens ausziehen. So entwickelt sich ein Stück Weltgeschichte in dem Rahmen einer Familiengeschichte. Als gebräunte Kriegsmänner kehren die „Tiroler Buben" heim, stellen sich unverdrossen wieder zur Tagesarbeit ein, und zum Schlusse führt jeder „die Seine" heim. — Das Buch enthält Wissenswertes genug, und daß dies in unterhaltender Weise geboten ist, wird umsomehr zur Lektüre der „Pestkapelle" anregen.

Das Buch dürfte vornehmlich für jene Altersstufen berechnet sein, die vormals mit der Karl May-Lektüre abgefunden wurden, also für unsere angehenden Jünglinge und dito Studenten von 15 Jahren an, die nach einer derberen Kost als literarische Vorspeise zur späteren Roman-Leseperiode verlangen. Fürs Land dürfte sie nicht nur der reiferen Jugend, sondern auch allen Erwachsenen empfohlen werden.

Aachen. N. Lambrecht.

Die Tochter des Alemannenkönigs, von A. Haupt. Historischer Roman aus der letzten Zeit des gallisch-römischen Kaiserreiches. 207 S. Brosch. 0,75 M., geb. 1 M. Paulinus-Druckerei, Trier.

Die Römer besiegen die Alemannen, deren König im Zweikampfe den Tod findet. Sie führen die gefangene Königin Swanahild mit ihrem fünfjährigen Töchterchen Bissuta nebst den übrigen Gefangenen und der eroberten Beute in die Augusta Treverorum. Prätor Maximin beschließt aus Rache, die Königin und ihr

Töchterchen in der Arena von wilden Tieren zerreißen zu laſſen. Erſtere wird anſcheinend leblos vom Kampfplatze geſchleift, Biſſula wird gerettet und von dem Konſul Auſonius als Pflegekind angenommen. Später erfährt ſie ihre Herkunft, ſowie daß ihre Mutter als Sklavin in Konſtantinopel weilt. Unter dem Schutze des Frankenkönigs Merobaudes unternimmt ſie die Reiſe dorthin, um die totgeglaubte Mutter zu ſuchen. Dieſe erhält von dem Kaiſer Gratian ihr Land zurück, und Biſſula wird die Gemahlin des Frankenkönigs. Die Schilderungen ſind klar und anſchaulich, die Charakteriſierung iſt vorzüglich. Das Buch wird der reiferen Jugend und zur Anſchaffung für Volksbibliotheken empfohlen.

Geiſtenbeck. Bremenkamp.

Die Regimentsböcke u. a. Militärhumoresken. Von A. Kuth. Kötn, J. P. Bachem. 131 S. Brosch. M. 1.20, geb. M. 1,60.

Kuth iſt ein angenehmer Erzähler. Mit Luſt folgen wir ihm auf den Uebungsplatz oder in die Kaſerne, um gleichſam teilzunehmen am beſchwerlichen und dennoch recht luſtigen Soldatenleben. So urkräftig und herzlich iſt des Verfaſſers Humor, daß wir ihm gern verzeihen, wenn er die als militäriſche Ausdrücke gebräuchlichen Fremdwörter ohne Scheu und manchmal recht zahlreich braucht. Das hübſch ausgeſtattete Buch ſei der reiferen Jugend warm empfohlen.

Geiſtenbeck. Bremenkamp.

Kreuz und Schwert. Hiſtoriſche Erzählung aus den Jahren 1164—1170. Von Dr. M. Höhler. 2. verb. Auflage. Regensburg, Puſtet. 535 S. Brosch. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Dieſe, dem Andenken des Limburger Bekennerbiſchofs Blum gewidmete Erzählung iſt flott geſchrieben, gut aufgebaut und gibt ein anſchauliches Bild des gewaltigen Kampfes, den Erzbiſchof Becket mit König Heinrich II. von England für die Rechte der Kirche führen mußte. Thomas Becket, der Held der Erzählung, iſt recht lebenswahr gezeichnet. Er erſcheint nicht als vollendeter Heiliger, ſondern als Kämpfer und Sieger. Er fällt und erhebt ſich wieder, er kämpft mit ſich und mit Gott in heißem Gebete, er kennt nur ein Ziel: die Ehre und die Freiheit der hl. Kirche. Weder der Groll des Königs, noch der Haß und die Schmähſucht ſeroiler Günſtlinge Heinrichs oder der Strebergeiſt unwürdiger Biſchöfe können ihn veranlaſſen, von dem erkannten Wege der Pflicht zurückzugehen. So endet er als Märtyrer und Sieger. Aehnlich ſchön ſind ſeine fromme Schweſter Marie und die Aebtiſſin der altberühmten Frauenabtei Barkin in Süd-Eſſex gezeichnet. Komiſch wirkt mitunter der gottdreue Roger mit ſeiner rieſigen Lanze. Ueber eine ſo treue Seele, die in Anhänglichkeit an den Cantuarius ſich geradezu verzehrt, ſollte man eigentlich nicht lachen dürfen. Auch zeigt Roger mir manchmal allzugroßen Bluldurſt. Daß er vor der Abteipforte zu Barking die 4 Frevler niedermacht, kann man ſchließlich noch begreifen (9. Kap. S. 215 ff.); daß er aber ſpäter den gefühlloſen Subdiakon Horſea und den höhnenden Exciſterzienſer kurzerhand abmetzelt (S. 516), und daß dieſe Niedermetzelung in behaglicher Breite erzählt wird, kann uns nicht gefallen. Sonſt haben wir an dem Buch nichts auszuſetzen. Es mag der reiferen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden. In Borromäusbibliotheken ſollte es nicht fehlen.

Bensheim. Lenhart.

Der zwanzigſte September. Erzählung aus der Belagerung und Eroberung Roms 1870. Von Anton de Waal. Mit 12 Bildeen. Zweite, vermehrte Auflage. Regensburg, Puſtet. 192 S. Brosch. 2 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

Das Buch wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen gut aufgenommen und günſtig beſprochen. Das Lob iſt auch nicht unverdient. Aber ich meine, daß Migr. de Waal doch ſchon Beſſeres geſchrieben hat. Hätte ſich nicht aus dieſem Stoffe etwas ganz anderes machen laſſen? Mir erſcheint die Handlung dürftig und die Erzählung mitunter matt und ſchleppend. Die Darſtellung iſt nach meinem Gefühl wohl lebenswahr, aber nicht lebenswarm. Auch das an ſich ſo zarte Liebesverhältnis zwiſchen den beiden Pärchen hat in dieſem Zuſammenhang geſtört. Von einem echten Zuaven jener Zeit verlange ich, daß er über dem Papſte und ſeinee Not die Geliebte oder Braut etwas in den Hintergrund treten läßt. Mag ſein, daß meine ſubjektiven Empfindungen bei dee Lektüre mich täuſchten, aber ich mußte ſie ausſprechen, um wahrhaftig zu bleiben. Uebrigens iſt ja bekannt, daß, was dem einen nicht behagt, zehn anderen gefällt. Und ſo iſt es ſicher auch mit dieſem Buche de Waals, der wie kaum ein anderer berufen war, über die traurige und doch große Zeit zu ſchreiben. In unſeren Borromäusbibliotheken wird es immer gern Abnehmer finden, ſchon des jeden Katholiken intereſſierenden Themas wegen.

Bensheim. Lenhart.

Allein ich will! Von Frieda Freiin von Bülow. Dresden, E. Reißner. 2 Bände zuſammengeheftet, 286 und 233 S. Pr. geh. M. 6.—.

„Ein proteſtantiſcher Seelſorgerroman," ſo könnte der Untertitel lauten. Hauptperſon iſt der junge Pfarrer von Wüſtenkaltheim. Immer tadellos in ſeiner äußeren Erſcheinung, gewandt, beredt, weiß er ſich Achtung zu erzwingen, wo ſie ihm, wie in der Gräflich-Dietenhauſenſchen Familie, nicht entgegengebracht wird. Er liebt es, ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen. Seine ſonſtige Bedürfnisloſigkeit, ſeine Strenge gegen ſich ſelbſt, ſein Eifern gegen Wohlleben und Genußſucht, ſeine Hingebung an die Armen machen ihn den einen zu einem Zeloten, Fanatiker, den anderen zu einem Gegenſtand der Bewunderung und Verehrung. Dabei kann er, wenn er will, von beſtrickender Liebenswürdigkeit ſein. Auch die junge, lebensfriſche Gunne, Tochter des Gutsbeſitzers Freiherrn von Höllen, wird für ihn eingenommen. Die Liebe erwacht in ihrem Herzen. Ein Zuſammentreffen unter verlockenden Umſtänden führt zu einer leidenſchaftlichen Erwiderung dieſer Liebe von ſeiten des jungen Pfarrers. Doch damit beginnt die Tragik. Er fühlt, daß er bei ſeiner zur Leidenſchaftlichkeit neigenden Natur nicht zum Genuß, ſondern zum Kampfe mit ſich ſelbſt und mit dem Wohlleben der beſitzenden Kreiſe berufen iſt. Der innere Konflikt führt ſchließlich zum Bruche des Verhältniſſes. —

Das Ganze iſt etwas breit; nicht alle Charaktere ſind genügend herausgearbeitet; aber manches iſt von trefflicher Naturwahrheit, verrät eine feine Beobachtungsgabe und eine intime Kenntnis beſonders des weiblichen Gemütslebens. Ferner muß man anerkennen: das Buch iſt mit ſittlichem Ernſte geſchrieben. Auch findet ſich keine Spur von konfeſſioneller Gehäſſigkeit darin. Trotzdem gehört es nicht in katholiſche Volksbibliotheken. Es enthält ſo manches, was man einer proteſtantiſchen Verfaſſerin bei der heutigen religiöſen

Zerfahrenheit des Protestantismus zugute halten muß, was aber bei Katholiken, die nicht eine wissenschaftlich-theologische Durchbildung besitzen, nur Verwirrung anrichten kann. Aehnlich auf sittlichem Gebiete. Auch ist sinnliche Leidenschaftlichkeit — freilich ohne tadelnswerte Absicht der Verfasserin — in einer Weise geschildert, daß nur sittlich reife und gefestigte Leser nach dem Buche greifen sollten. Der zweite Teil flaut ab. Enttäuschend ist gegen Schluß der Tod des jungen Pfarrers. In Christus hat er offenbar bloß den „größten Menschheitsgenius" verehrt, seine Kommentare zum Evangelium sind die Werke von Tolstoi u. dergl. gewesen. Kein Wunder, daß sein Glaube sich schließlich als morsch und nichtig erweist.

Nonnenwerth. Dr. Pfeifer.

Neue Weihnachtgrüße. Unter Mitwirkung von C. A. Cüppers, J. von Dirkink, M. von Ekensteen, Minna Freericks, M. Herbert, Friedrich Koch-Breuberg, M. Ludolff-Huyn, Margarete Mirbach †, Anton Schott herausgegeben von Dr. Armin Kausen. Verlag von Dr. A. Kausen in München. 317 S., gebd. 3 M. in elegantem Salonband mit origineller Deckenzeichnung und goldgesterntem Blauschnitt.

Der durch die „Wahrheit" und nunmehr durch die „Allgemeine Rundschau" rühmlichst bekannte Schriftsteller Dr. Armin Kausen hat mit seinen „Neuen Weihnachtgrüßen" die belletristische Literatur um ein wirklich in jeder Hinsicht schönes Buch bereichert. Aeußeres und Inneres harmonieren: prächtiger Inhalt und schöne, elegante Form der Darstellung. Hochspannende und recht gemütliche Szenen, tief erschütternde und sehr rührende, gar ernste und gar liebliche Bilder ziehen in diesem Buche an unserem Auge vorüber. Die gewandten Erzähler und Erzählerinnen verstehen es, uns einerseits in Abgründe physischen und moralischen Elends hinabschauen zu lassen, anderseits aber auch in verborgene Schächte goldener Herzen, großmütiger Seelen hinabzuzünden und zu leuchten. Christbaumkerzenglanz und hehrer Sternenschimmer verklären hier die im Dunkel der Winternacht liegende Erde. Echt christlicher Seelenadel und gesunde Frömmigkeit weht uns aus all den kurzen Erzählungen, Novellen und Skizzen entgegen. Es ist in diesem Buche ein erfreuliches Stück christlicher Charitas vor unseren Augen aufgerollt. Es sind Bilder, meist aus der Fülle modernen Lebens geschöpft und in anziehender, häufig künstlerischer Weise dargestellt. Nur in einer Novelle (Nr. 18 „Sein Mündel" von J. von Dirkink) sind mir einzelne Mängel in der Form aufgefallen. Die Darstellung ist hier nicht immer so klar und fließend wie in den anderen Erzählungen und Novellen. Da in einzelnen Geschichten: 9, 12, 13, 18 die bräutliche Liebe (freilich immer in sehr dezenter Form) eine Rolle spielt, und da die Weihnachtbilder 11 und 14 ein reiferes Verständnis voraussetzen, so eignet sich das Buch mehr für die reifere Jugend und für Erwachsene. Die Lektüre eines solchen Buches bietet die schönste und idealste Erholung für Geist und Gemüt, für Kopf und Herz. Es ist eine Zierde für jede Familien- und Volksbibliothek. Die größte Mannigfaltigkeit und geschmackvolle Auswahl des Inhalts, die Namen hervorragender Mitarbeiter, die vornehme Ausstattung, der elegante Einband und billige Preis empfehlen es von selbst.

Schönthal. Dr. Vögele.

Münchener Volksschriften. (Münchener Volksschriftenverlag.)

Unser katholisches Volk schöpft seine Lektüre vielfach aus mehr oder minder trüben Quellen, welche ihm durch die rührige Arbeit unserer Gegner aufgetan werden. Der billige Preis solcher Volksschriften ist ausschlaggebend für den Maßstab ihrer Verbreitung; von einem künstlerischen Werte derselben ist im allgemeinen ohne Zweifel keine Rede, von dem sittlichen Inhalte ganz zu schweigen. Diese gefährliche Wunde unseres innerlich — Gott sei Dank — noch gesunden Volkskörpers zu heilen, hat sich der Münchener Volksschriftenverlag zum Ziele genommen. Die bisher erschienenen Hefte sind recht befriedigend ausgefallen. Von Anton Schott finden wir zwei Erzählungen („Landstreicher" und „Die Elmbauernleut'"), welche so recht den Volkston in der Erzählung zu treffen wissen. H. Cardauns hat „Gretchen vom Eigelstein" und „Der Burggraf von Drachenfels" geschrieben; beide Erzählungen sind köstliche Schilderungen aus mittelalterlichen Tagen. Weniger gut gefiel uns „Auf Leben und Tod" von B. Wörner. Die vielen, oft ganz und gar unnötigen Fremdwörter (so haben wir auf 50 Seiten etwa 80 derartige Fremdwörter gezählt) geben der Erzählung die Färbung des Zeitungsstiles. Dann sind die einzelnen Personen entweder ganz gute oder aber ganz schlechte Menschen. „Das Lindenkreuz" von Adolf Kolping hat im Laufe der Jahrzehnte nichts an seiner Volkstümlichkeit eingebüßt. — Die Ausstattung der vier Bändchen, welche zum Preise von je 15 Pf. und mit durchschnittlich 75 Seiten erschienen, ist eine gefällige zu nennen.

Die bereits erschienenen beiden Schriften über die Beichte, von Dr. A. Kirsch, und über die hl. Kommunion, von Dr. Jakob Hoffmann, führen ein zweites Unternehmen des Volksschriftenverlags sehr gut ein, nämlich eine Serie apologetischer Volksschriften mit dem Titel „Glaube und Wissen". Die einzelnen Bändchen, auf je 120—130 Seiten berechnet, kosten bloß 30 Pfg. Wir möchten besonders den Klerus auf diese Sammlungen aufmerksam machen und sie übrigens allen Freunden einer gesunden, Geist und Gemüt fesselnden Lektüre angelegentlichst empfehlen. Da liberalerseits das Unternehmen seines kathol. Charakters wegen bereits bekämpft wird, lautet für den Katholiken die Parole: Jetzt erst recht.

Nürnberg. Georg Albert.

Mutter! Ihr Lob — ihre Freude — ihr Leid. Von Dr. H. Clementz. Köln, J. P. Bachem. 443 S. Preis geb. M. 6.—.

Wer zählt nicht die Tage und Jahre, die er um seine gute Mutter verlebte, zu den süßesten Erinnerungen seines Lebens; welcher Gang gleicht aber darum auch an Herbe demjenigen, der uns zum Grabe dieser Teuren führt? Darum ist einem liebenden Herzen alles willkommen und wert, das jene Erinnerungen aufzufrischen und dieses Leid zu mildern imstande ist. Dr. Clementz hat nun diesen Zweck in seiner umfangreichen Sammlung, der er den kurzen, aber vielsagenden Titel „Mutter" gab, in einziger Weise erreicht. Hat er es doch meisterhaft verstanden, die schönsten Blüten aus Poesie und Prosa zu sammeln und sie in einen lieblich duftenden Strauß zusammenzubinden. Schon die einleitenden Märchen, Sagen, Charakterbilder usw. sind ganz dazu angetan, uns für seine Arbeit einzunehmen. In fünf großen Abschnitten (I. Mutterliebe-Mutterwert, II. Mutterglück, III. Mutterleid, IV. Der Mutter Tod, V. Erinnerung an die

Mutter) durchleben und durchfühlen wir sodann alle Liebe, Treue, alles Leid und Weh, das nur ein teures Mutterherz durchzittern kann, bis wir schmerzerfüllt am Grabe derjenigen stehen, die mit sich unser höchstes Glück auf Erden in die Gruft gerissen. Selbst seit Jahren durch ein plötzliches Verhängnis dieses Kleinods beraubt, glaube ich in etwa begreifen zu können, was in diesen herrlichen Gaben der Poesie zum Ausdruck kommt. Ich zweifle darum nicht, daß dieses inhaltsvolle Buch recht vielen zur Freude und zum Troste gereichen wird; besonders hoffe ich, daß die kommende Weihnachtszeit gar manchem Kinde, das noch im Kreise seiner Eltern das einzig schöne Fest feiern darf, oder aber, das an diesem Tage mehr wie sonst in Wehmut an die aus diesem Leben Geschiedenen denkt, diese teuren Andenken als liebwertes Festgeschenk in die Hände spielen möchte. Mein Wunsch ist endlich der Wunsch des Herausgebers, der von seiner Arbeit erwartet, „daß jeder in ihr finden möchte, was sein Innerstes bewegt, wenn er derjenigen gedenkt, die sein Dasein begründete und verschönerte, die mit ihm sich freute im Glück, mit ihm trauerte im Leid, die ihn nie vergißt, so lange ihr Atem geht, und die auch vom Himmel aus noch ihre schützende und segnende Hand über ihn hält. Ja, möchte jeder beim Lesen dieses Buches recht inne werden all der Liebe und Treue, die ihm erweist und erwiesen hat »das große, heilige Mutterherz!« — Die Ausstattung mit fünf schönen Kunstdruckbildern läßt nichts zu wünschen übrig. So möge denn diese fleißige Arbeit in recht viele, besonders auch bessere Familien, den Weg finden!

Jungingen (Hohenzollern). Joh. Scherer.

Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. Mit sechs farbigen Diagrammen. Berlin 1904. Verlag von Otto Liebmann. Preis M. 3,50.

Auf dem Regensburger Katholikentage wurde von der „protestantischen" Verfasserin dieses Buches gesprochen (Berichtigung erfolgte sogleich durch Pater Rösler und zwar dahin, daß Frau Gnauck vor einigen Jahren konvertiert habe); in einer vielbesprochenen katholischen Zeitschrift las ich die gleiche Behauptung — mit dem Zusatze, die Schrift enthalte keine eigenen Gedanken. Was die erstere Aufstellung betrifft, so mag sie als ein Beweis für die Objektivität des Buches gelten, denn niemand wird dartun können, daß es das protestantische Stigma an sich trage. Wer näher zusieht, erkennt jedoch eine katholische Grundströmung; auf eine solche allein läßt sich z. B. die glänzende Apologie des Klosters (S. 146 ff.) zurückführen. — Was den Vorwurf des Mangels eigener Gedanken betrifft, so wird sich vielleicht niemand mehr über ihn wundern, als die Verfasserin: in ihrem Bewußtsein der vollzogenen Kolossalarbeit, den vorliegenden ungeheuren Stoff zu bewältigen, zu beherrschen. — Sobald jemand, wenn auch auf Grund vorhandener Basis und (teilweise) vorhandener Mittel, zu selbständigen Schlüssen gelangt, so gehören diese auch ihm zu eigen. Oder wären Schlüsse keine Gedanken? Nur auserwählte Genies eröffnen völlig neue Gedankenkreise. So sind denn auch in dieser Arbeit Beeinflussungen festzustellen, unbeschadet der selbsttätigen Logik der Verfasserin.

Das Gnauck-Kühnesche Buch muß nachhaltige Beachtung finden. Auffallend fest greift es ins „volle Menschenleben", bietet praktische Resultate: rund und voll von aktueller, gemäßigter Kraft — just das, was wir in unserer an Theorien und unbegrenztem Subjektivismus überreichen Zeit brauchen.

Das erste Kapitel: Grundlinien, zieht gleich das Fazit der modernen Frauenfrage. Die Frau unserer Tage ist mit ihren traditionellen Lebensbedingungen in Widerspruch geraten. Die historische Ueberlieferung lehrt: Die Frau gehört ins Haus; die Gegenwart aber zwingt die Frau durch physischen und intellektuellen Hunger aus dem Hause. Die Begriffe der Gesellschaft verwirrten, verwirren und — klären sich über Was, Wie und Warum der „Zweiteilung der Menschheit": Mann und Weib sind zwei verschiedene Verkörperungen der göttlichen Menschheitsidee — verschieden, damit sie einander ergänzen. Für den Mann ist daher die Norm nur der Mann, für das Weib nur das Weib. „Jeder Versuch, ein Geschlecht als einen Abzug vom anderen hinzustellen, ist ein Diebstahl im reichen Haushall der Natur, ist Unterschlagung einer göttlichen Idee." Auch beruflich sind sie verschieden: „Der Mann ist Gatte und Vater im unbesoldeten Ehrenamte; für das Weib ist die Ehe in jedem Sinne Beruf und zwar, so will es die Natur, soll das Weib hauptberuflich und nicht nebenamtlich Hausmutter sein. Eine höhere Aufgabe als die der Hausmutter gibt es nicht." Daß dieses Grundprinzip nicht mit dem des klösterlichen Lebens, das ebenfalls das Hauptmoment der (geistigen) Mütterlichkeit auslösen muß, bedarf an dieser Stelle kaum der Erwähnung. Die Mütterlichkeit bedingt keineswegs, daß die Frau nur als Geschlechtswesen Geltung habe. Das 16. Jahrhundert förderte den letzteren Irrtum, der sich allzu lange und allzu verbreitet erhielt. Die Frauenbewegung des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts trug „eine neue Frau" empor: die „Berufsfrau, die selbständige d. h. für sich selbst sorgende, des Mannes entratende Arbeiterin aus allen Schichten der Bevölkerung.

Die historische Entwickelung der „Frauenfrage", die heute bis zu dem oben angedeuteten Stadium gekommen ist, beleuchtet das zweite Kapitel: Wirtschaftliche und ideelle Ursachen der Frauenbewegung, um dann die den neueren Umschwung kennzeichnenden Schwierigkeiten der aktuellen Lage der Frauenwelt zu charakterisieren. Die seit Einstellung der Maschine veränderte Produktionsordnung machte die Frau „in der Privatwirtschaft in einem gewissen Prozentsatze als mithelfende Güterproduzentin überschüssig". Den nötigen Ersatz suchte und sucht sie in ihrer Anteilnahme an der Volkswirtschaft. — Wie der Geist zum Körper, gesellen sich zu den wirtschaftlichen Ursachen der Frauenfrage ideelle, deren historische Ausgestaltung die Verfasserin bis zu den neueren und neuesten Phasen in Frankreich, England, Nordamerika und Deutschland übersichtlich skizziert.

Das dritte Kapitel: Statistische Tatsachen, bildet für den Sozialpolitiker und Nationalökonomen das wichtigste des ganzen Buches; es umschließt so umfassende wie gediegene schwere Arbeit und zwingt jedem, der einigermaßen zutreffend Einsicht nimmt, Hochachtung ab. Wir können hier nur auf die Bedeutung dieses Teiles hinweisen: auf die sachliche Klarstellung des „weiblichen Ueberschusses", des „Altersaufbaues des weiblichen Geschlechtes", des „Anteils des weiblichen Geschlechts am Eheberuf", des „Anteils des ehemündigen weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit", des „Wettbewerbes zwischen Mann und Weib". Zur Illustrierung dienen 6 Diagrammtafeln: 1. Das Heiratsalter der Geschlechter, 2. Heiratskurve

des weiblichen Geschlechts, 3. Verheiratete und Ehelose des weiblichen Geschlechts, 4. Erwerbskurve des weiblichen Geschlechts, 5. Erwerbstätige und Angehörige des weiblichen Geschlechts, 6. Heiratskurve und Erwerbskurve des weiblichen Geschlechts. Das Ergebnis der ganzen Darstellung zielt auf die Forderungen einer idealeren Alters- und Witwenversicherung, einer sorgsameren Rücksichtnahme auf das taktisch notwendige Vorschreiten der Frau zu wachsender Selbständigkeit und Erwerbstätigkeit sowie einer Aufhebung schrankenlosen Wettbewerbs, eines Grenzschutzes weiblicher Erwerbsgebiete.

Das vierte Kapitel: Folgerungen, verlangt und erörtert ausführlich auf Grund des Dualismus im Frauenleben die Erziehung der Mädchen zur Erfüllung ihres Hauptberufes: der Hausmutterschaft, und eines Fachberufes, einer Erwerbstätigkeit. Dieser Dualismus, der beides fordert, der auf den ersten Blick bezüglich seiner Konsequenzen für die Erziehung befremdet, ja erschreckt, ist „in Wirklichkeit nichts Neues", sondern vielmehr „uralt; nur tritt er uns jetzt ins Bewußtsein, und die Veranlassung hierzu ist die bedeutende Verschärfung, die er erfahren hat, und seine Ausdehnung auf sozial begünstigte Klassen". Die Verfasserin tritt für den staatlichen Zwang zur Benutzung der gebotenen Ausbildungsgelegenheit ein: „Wie alle deutschen Männer auf ihre Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, vorbereitet werden, so müßten alle Mädchen auf ihre Mutterschaft vorbereitet werden". Ebensosehr sei die Forderung zwangsweiser gründlicher Vorbereitung auf Erwerbstätigkeit zu unterschreiben. Außerdem gehöre es zu den wichtigsten Aufgaben, den Gemeinschaftsbedürfnissen der Vereinsamten aller Klassen Rechnung zu tragen: durch Genossenschaften, Arbeitsgemeinschaften ꝛc., unter denen die vollkommenste: das auf retigiös-demokratischer Grundlage ruhende Kloster, eine viethundertjährige Ueberlieferung als Zeugen für sich habe. Betreffs der Ehegemeinschaft kommt die Autorin zu dem Schlusse, daß „wer es mit der Frau gut meint, in bezug auf die Ehe ebensowenig nach Freiheit rufen sollte wie in der Erwerbstätigkeit nach schrankenlosem Wettbewerb".

Das Nachwort, welches vor allem für Klärung und Gründlichkeit eintritt, stellt den bemerkenswerten Satz auf: „Nach ist die Frauenbewegung die Antithese zu dem Geschlechtsegoismus der Männer; je eher sie zur Synthese kommt, zur bewußten Einordnung in die organisierte Gesellschaft mit männlicher Führung (!). desto eher besiegt sie alle Bedenken und erwirbt die Mitarbeit einsichtiger Männer an ihren berechtigten Zielen." Mitarbeit aber ist zugleich Sache und Ehrensache auch der Frauen.

Die inhaltsreichen Thesen, mit denen das Buch schließt, fassen des letzteren Inhalt nochmals in vorzüglicher Konzentrierung zusammen und hinterlassen den Eindruck, auf den das Ganze durch Anlage und Gehalt zielt: den einer Tat zum Segen der einen Hälfte und darum der ganzen Menschheit.

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Fingerzeige für die Katholische Frauenbewegung. Von Emy Gordon, geb. Freiin von Beulwitz. Frankfurt a. M. 1905. Kommissionsverlag von Peter Kreuer. Preis 80 Pfg.

Schlägt man das den obigen Titel tragende Einbandblatt dieser Schrift um, so sieht man einen anderen Haupttitel vor sich: **Historisch-kritischer Rückblick auf die Verhandlungen des Internationalen Frauenkongresses in Berlin vom 12. bis 18. Juni 1904.** Fingerzeige für die Katholische Frauenbewegung. Von Emy v. Gordan. Instaurare omnia in Christo. Würzburg, Kgl. Universitäts-Druckerei von H. Stürtz. — Diese Doppeleinordnung ist sehr charakteristisch betreffs unserer jungen katholischen Frauenbewegung. Zu letzterer sind manche — wenn auch nicht relativ viele — schon zu haben, aber noch lange nicht für das Interesse an einer Massendemonstration, wie es der Internationale Frauenkongreß war. Deswegen stehen die „Fingerzeige" auf der Einbanddecke an erster, auf dem Titelblatte aber erst an zweiter Stelle. — Und doch hatten die Verfasserin und ihr (bekannter) geistlicher Beirat recht, wenn sie den Kongreß auch für uns Katholikinnen als bedeutend genug erachteten, um ihm eine Broschüre mit Fingerzeigen für unsere Frauenbewegung zu widmen. Hoffentlich werden das recht viele einsehen und aus dieser Einsicht heraus das Büchlein kaufen: sie dürfen es ohne irgend welches Wagnis für sich selber, sofern sie einigermaßen in das hineinzuschauen verstehen, was an zweiter Stelle auf dem Titelblatte steht: Instaurare omnia in Christo.

Der als Vorwort dienende Abschnitt: „Veranlassung zu dieser Schrift", dient als überzeugende Apologie. Das erste Kapitel stellt seine Ueberschrift als Doppelfrage hin: **„Muß man dem Bertiner Internationalen Frauen-Kongreß für unsere Kulturentwicklung eine wirkliche und tiefe Bedeutsamkeit zuerkennen, oder zählt er zu den Ereignissen, deren Spuren die Zeit rasch verwischt?"** Die Beantwortung gibt sich begreiflicherweise als Bejahung der ersten Frage, wenn auch die „Kehrseite der Medaille" nicht unbeleuchtet gelassen wird Die Ausführung wirft einen kurzen Rückblick auf die Frauenbewegung, wie sie sich in den letzten ca. 50 Jahren gleichzeilig in verschiedenen Ländern abgespielt hat, und erörtert besonders auch den Umwandlungsprozeß in der Stellung der Männerwelt zu diesem bedeutsamen Moment innerhalb der Entwicklung der Menschheit. Das zweite Kapitel, wie die übrigen folgenden durchaus auf den Kongreßverhandlungen fußend, betitelt sich: **Errungenschaften der Internationat-Interkonfessionellen Frauenbewegung. Nah und fern liegende, auf dem Kongreß veranschaulichte Ziele. Stellung der katholischen Frau zu denselben.** Es umfaßt zwei Hauptteile:

A. **Frauenbildung und Frauenberufe** mit den Unterteilen: a) Die Bildung der Frau zu ihren Mutterpflichten und für ihre sozialen Verpflichtungen; b) Erziehung des Kindes nach Fröbelschem System. Der Beruf der Kindergärtnerin; c) die Bildung des Kindes durch die Volksschule. Die Beziehungen der Volksschullehrerin zur Schule und zu der menschlichen Gesellschaft. Das für sie geforderte Recht der Mutterschaft (die hieran sich anschließenden Ausführungen über Fortbildungsschuten, Gymnasiatbitdung der Mädchen und Universitätsstudien der Frauen wurden leider nicht unter eine zusammenfassende Rubrik-Ueberschrift gebracht); d) die Bildung der Frau als Künstlerin, ihre Stellung in der Literatur; e) Frauenberufe, die kein eigentliches Studium, wohl aber entsprechend tüchtige Vorbildung erfordern (dieser Abschnitt enthält auch der Verfasserin interessantes eigenes, auf dem Kongreß gehaltenes Referat über katholische Krankenpflege.

B. Die rechtliche Stellung der Frau mit den Unterteilen: a) Die zivilrechtliche Stellung der Frau; b) Die Frau im Vereinsrecht und in der sozialen Gesetzgebung; c) Die Frau in kommunalen Aemtern.

Das dritte Kapitel: **Die sozialen Einrichtungen und Bestrebungen**, bringt konzentriert die Verhandlungen über die Armenpflege, die Kranken- und Rekonvaleszentenfürsorge, Hauspflegevereine, Fürsorge für Kinder und Jugendliche, Fürsorge für junge Mädchen, Hebung der Sittlichkeit (Abschaffung der Reglementierung), Bekämpfung des Alkoholismus, Gefangenenfürsorge (s. Kathol. Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder), Berufsorganisation der Arbeiterinnen (s. Schwestern vom hl. Joseph), Rechtsschutzstellen der Frau, soziale Hilfsarbeit der weiblichen Jugend. — Der Schluß dieses Kapitels bietet auch Winke und Vorschläge für die betr. katholische soziale Tätigkeit, darunter einen solchen bez. eines unabhängigen Bundesorgans für den Kathol. Frauenbund und festeren Anschlusses der Einzelvereine an letzteren.

Das vierte Kapitel: **Das Wahlrecht der Frau**, umfaßt abermals zwei Hauptteile:

A. Das kommunale und kirchliche Stimmrecht der Frau;

B. Das politische Wahlrecht der Frau.

Das flott geschriebene Büchlein ist durchwoben und getragen von katholischer Anschauung; die objektive Darstellung um- und durchranken immer aus katholischer Lehre und Ueberzeugung kommende Kommentare, die den sicheren Ariadnefaden durch das Gewirre von Meinungen verschiedenster Art bilden.

Wir können Emy Gordons neuestes Büchlein sehr empfehlen, es ist in der Tat aus naheliegenden Gründen von brennendem Interesse für uns. Also: Tolle lege.

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Weltgeschichte in Charakterbildern. König Asoka. Indiens Kultur in der Blütezeit des Buddhismus von Edmund Hardy, mit einer Karte und 62 Abbildungen. Mainz, Verlag von F. Kirchheim. Kl. 4°. S. 72. Preis 4 M.

Mit vorliegendem Buche treten wir in eine weit abliegende und dennoch in gar mancher Beziehung uns so nahestehende Zivilisation ein. Ueber eine Zeit von ungefähr 80 Jahren indischer Geschichte und zwar eine Zeit, die einen Wendepunkt der Entwicklung bildet, werden wir unterrichtet. Ihre treibende Kraft bildet die rege kulturelle Tätigkeit des Königs Asoka. Vom Brahmanismus zum Buddhismus übergetreten, ist er bestrebt, die Ideen desselben, die der religiösen Toleranz, der allgemeinen Menschenachtung und selbstlosen Wohltätigkeit weit über die Grenzen seines Reiches hinaus bis in das Gebiet der griechischen Zivilisation hinein zu verbreiten. Als König betrachtete er sich als den ersten Diener des Staates, und seine Mühewaltung war vermittels alter, aber von ihm mit neuem Geiste durchhauchter Institutionen auf das allgemeine Wohl gerichtet. Wer sich für altindisches Leben interessiert, wird hier überaus reiche, auf tiefer wissenschaftlicher Forschung beruhende, mit weitem geschichtlichem Blick und feiner psychologischer Beobachtung dargestellte Belehrung finden, in der auch naheliegende Vergleiche mit unserer christlichen Weltanschauung gelegentlich gezogen werden, sodaß das Buch als Religions- und Kulturgeschichte einen sehr wertvollen Beitrag unserer allgemein bildenden Literatur darstellt. Das Buch ist für Gebildete, welche an philosophischer und religionsgeschichtlicher Lektüre Freude haben, empfehlenswert.

Bonn. Dr. Horten.

Die weltgeschichtliche Bedeutung Arabiens. **Mohammed** von Hubert Grimme. Mit einer Karte und 60 Abbildungen. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung 1904. Gebd. 4 M. gr. 8°.

Die Geschichtswissenschaft verfolgt unentwegt die Lösung der hohen Aufgabe, die großen Linien der kulturgeschichtlichen Entwicklung aufzudecken und die einzelnen flüchtigen Geschehnisse als durch die allgemeinen historischen Tendenzen der vorhergehenden Epochen bedingt aufzufassen. Für den Orient ist diese großzügige geschichtliche Betrachtungsweise möglich geworden durch die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Keilschriftforschung, die sich nicht nur auf die Sprache, sondern auch auf die politischen, sozialen, religiösen und allgemein kulturellen Verhältnisse des gesamten alten Orients erstrecken. Alle diese wissenschaftlichen Ergebnisse hat der Verfasser vorliegender Schrift zu einer Gesamtdarstellung der weltgeschichtlichen Bedeutung Arabiens und des Islam vereinigt. Der Islam bildet keine plötzlich fertige Neuschöpfung, keinen Riß in die Kette der Ereignisse, sondern er ist der Endpunkt einer langen Entwicklung. Die islamische Expansion ist, nach den Gesetzen der Weltgeschichte betrachtet, nichts anderes als eine einzelne Aeußerung des gleichen Völkerlebens, dessen regelmäßigen Pulsschlag wir seit dem vierten vorchristlichen Jahrtausend verfolgen können. Die alten Völkerströme aus Südarabien setzen dort noch ältere „Völkerquellen" voraus, die bis zu den Arabern eine kontinuierliche Kette bilden. Lebensquelle und Lebensform der orientalischen Völker ist Handel und Verkehr, und durch denselben bildeten alle Völker von Iran durch Arabien bis hin nach Abessinien einen Bereich einheitlicher Kultur, gleicher Weltanschauung und in den Grundzügen gleicher Religion. Alle Entwicklungsfaktoren, die naturgemäß zum Islam führten: die Vorbereitung des Monotheismus in den religiösen Ideengängen, die politischen und die sozialen Verhältnisse werden in interessanter Weise dargelegt, die Weiterentwicklung dieser Weltreligion in ihren Phasen, der sozialen, dann ethisch-theologischen in Mekka, der politischen in Medina, zuletzt der kriegerischen in der Eroberung des gesamten Orientes, wird mit wahrhaft historischem Blicke verfolgt. Ueberall finden wir neue, solid begründete Auffassungen, mustergültige Behandlung und vielfach neue Lösung der Probleme, große politische, historische und religionsgeschichtliche Ausblicke, Fülle der Ideen in gedrängter, aber angenehmer Darstellung, in allen Thesen die Sicherheit und zugleich Vorsicht des Fachmannes, sodaß das Werk für jeden Interessenten eine Quelle reicher Belehrung ist. Es zeigt, wie auch die katholische Forschung wirklich Wissenschaftliches leisten kann.

Bonn. Dr. Horten.

Sammlung illustrierter Heiligenleben. Verlag von Jos. Kösel, Buchhandlung in Kempten und München.

Unter vorstehendem Gesamttitel tritt die rührige Kösel'sche Verlagshandlung mit einem literarischen Unternehmen hervor, das sich nach Ausstattung und Umfang als ein völlig gleichwertiges Gegenstück zu der „Weltgeschichte in Charakterbildern" des Kirchheimschen Verlages darstellt. Es braucht kaum einer näheren Begründung, daß hier eine überaus lohnende und bei

Durchführung des festgesetzten Planes sehr nützliche, ja notwendige Aufgabe in Angriff genommen wurde. Nach dem Prospekte soll vor allem auf die innerlich wahre Darstellung der Heiligenleben Bedacht genommen werden. „Es ist daher in dieser Sammlung von den Mitarbeitern streng darauf geachtet worden, zwischen den historischen und den legendären Elementen in einem Heiligenleben wohl zu unterscheiden. Alles, was sich vor dem Forum einer bedachtsam umsichtigen und doch strengen Kritik als Legende erwies, wurde nicht schlechtweg ausgeschieden, aber als solche berichtet." Hinsichtlich der Illustrierung will das Unternehmen „nicht nur einer modernen Liebhaberei entgegenkommen, sondern in erster Linie den Verehrern der Heiligen ein möglichst vielfarbiges Bild der Rolle vor Augen führen, welche ihr Leben und Wirken in der Geschichte der christlichen Kunst gespielt haben und noch spielen. Die Anordnung der Bilder ist chronologisch. Sie finden ihre Erläuterung in einem besonderen ikonographischen Anhang".

Die beiden bereits erschienenen Heiligenleben inaugurieren die Sammlung auf das glücklichste, nämlich:

Bd. I. Kaiser Heinrich II., der Heilige. Von Dr. Heinrich Günter, a. o. Prof. an d. Univers. Tübingen. gr.8°. VIII und 100 Seiten. Mit 52 Abbildungen im Texte und einer Kunstbeilage. Preis gebd. 3 M.

Bd. II. Der hl. Augustinus, Bischof von Hippo. Von Dr. Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. gr.8°. X und 136 Seiten. Mit 47 Abbildungen im Texte und vier Kunstbeilagen. Preis gebd. 4 M.

Was zunächst die äußere Ausstattung anbetrifft, so ist dieselbe in jeder Hinsicht als glänzend zu bezeichnen, sodaß der angesetzte Preis als ein mäßiger anzusehen ist. Nur erscheint der übrigens recht geschmackvolle Einband, wenigstens für öfteren Gebrauch, doch etwas zu schwach und für eine sehr sorgliche Behandlung berechnet. Den einzelnen Bänden ist indes ein Schutzkarton beigegeben.

Günter hat sein Leben Heinrichs des Heiligen in vier Kapitel eingeteilt; Unterabteilungen mit entsprechenden Titeln fehlen, dafür gibt aber jede Seite am Kopfe eine kurze Inhaltsangabe. Die Darstellung ist prägnant, die Sprache klar und warm. Als Quellen dienten hauptsächlich die monumenta Germaniae; 198 Hinweise auf die Quellen am Schlusse des Werkes beweisen die streng wissenschaftliche Methode des Verfassers. Das Lebensbild bringt uns recht lebendig zum Bewußtsein, was der Verfasser auf Seite 20 über Heinrich sagt: „Auch Heinrich ist ein vollgerütteltes Arbeitsmaß zu teil geworden. Heinrich II. war einer der tätigsten und rührigsten, und wenn Unverdrossenheit und guter Wille ebenso wie der äußere Erfolg für die Beurteilung maßgebend bliebe, einer der größten unserer Könige. . . Als es nach 22 Jahren mit ihm zum Sterben kam, war das Reich trefflich bestellt, so sagt der Geschichtschreiber von Heinrichs Nachfolger, Wipa; er starb, als er noch länger Arbeit eben die reife Frucht des Friedens hätte ernten dürfen." Daß die Darstellung der politischen Tätigkeit im Vergleich zu der von seiner Frömmigkeit und Religiösität erheblich mehr in den Vordergrund tritt, mag in der Gestaltung der Quellen vor allem seine Ursache haben; übrigens findet sich in allen Kriegs- und Regierungshandlungen aus der ja bewegten Zeit nichts, was eines Heiligen unwürdig gewesen wäre, sondern alles zeigt den frommen, edlen, nie gebeugten Charakter.

So verehrungswürdig indes die Geschichte das Bild des hl. Kaisers zeichnet, so sehr muß sie die frommen Sagen, die sich um sein Lebensbild geflochten, als unverbürgt ablehnen. Als solche unhaltbare Legenden über Heinrich den Heiligen werden nochgewiesen die angebliche Prophezeiung über seine Königswahl, die wunderbare Heilung durch den hl. Benedikt, der Bericht von einem wunderbaren Beistand der Heiligen in einer Schlacht. Auch der Bericht von dem Gattesurteil der hl. Kaiserin Kunigunde zum Beweis ihrer ehelichen Treue und die Ueberlieferung von der „Josephsehe" des Kaisers werden noch unserer Ansicht mit durchschlogenden Gründen (S. 81 ff.) als unhaltbar nachgewiesen. So ungern man auch gerade letzteren Zug in der Lebensgeschichte unseres Heiligen missen wird, so muß die historische Wahrheit uns doch weit höher gelten als alle noch so schönen Dichtungen.

Die Biographie des ht. Augustinus von Bischof Egger übertrifft den vorgenannten Band erheblich an Umfang (130 gegen 93 Seiten Text). Sie steht auf gleicher wissenschaftlicher Höhe; sämtliche Daten und Aussprüche Augustins werden mit Hinweisen hauptsächlich auf die Schriften des Heiligen, besonders dessen „Bekenntnisse" belegt (im ganzen 270 Anmerkungen am Schlusse). Der Verfasser bemerkt im Vorworte über die Disposition des Wertes: „Den Mittelpunkt des Ganzen bildet die Geschichte seiner Seele, wie er sie selber in seinen Bekenntnissen niedergelegt hat"; eine Skizze seines äußeren Lebens geht voraus; es folgt ein kürzerer dritter Teil über das öffentliche Wirken Augustins als hl. Bischof und als Kirchenlehrer. Innerhalb dieser drei Hauptabschnitte ist der Stoff durch zweckmäßige Unterabteilungen nach weiter gegliedert. Am Schlusse nimmt der Verfasser auch Stellung zur unrichtigen Beurteilung Augustins durch Prof. Harnack und gegen die vielfachen Mißdeutungen der Gnadenlehre Augustins durch die Häretiker. Die Diktion, frei von allem Ueberschwänglichen, ist glänzend und dabei so einfach, daß die bisweilen schwierigen theologischen Erörterungen auch dem Laien durchaus mundgerecht gemacht werden. Ueberall zeigt sich der Verfasser als ausgezeichneter Welt- und Herzenskenner. Die Ausführungen über Jugend und Erziehung Augustins geben ihm Anlaß zu trefflichen Bemerkungen über Grundsätze und Fehler der Erziehung; in die Geschichte der geistigen und sittlichen Verirrungen des großen Bischofs und der damaligen Zustände der afrikanischen Kirche werden die treffendsten und geistreichsten Parallelen mit den Strömungen und Verirrungen unserer Zeit eingeflochten. Die Lektüre des tief erbaulichen Buches gestaltet sich so zu einem wahren literarischen und religiösen Hochgenusse.

Wenn die nachfolgenden Werke der Sammlung in demselben Geiste und Geschicke abgefaßt sein werden, so kann man dem Unternehmen nicht nur den besten Erfolg wünschen, sondern auch in Aussicht stellen.

Imnau (Hohenzollern). Dr. Rösch.

Der sog. Toleranzantrag nach der zweiten und dritten Beratung des Reichstags, herausgegeben von Dr. Franz Heiner. Ergänzungsband zu dem im Jahre 1902 erschienenen Bande „Der sog. Toleranzantrag nach der ersten Beratung", Mainz 1904, Kirchheim.

Vorliegender Band, Separatabdruck des dritten Quartalheftes des Archivs f. kathol. Kirchenrecht 1904, bildet den Abschluß des 1902 als zweites Heft des Arch.

f. k. Kirchenrecht und auch separat erschienenen größeren Bandes, welcher die erste Lesung nebst den Kommissionsberatungen und den äußerst wertvollen Materialien zu dem Gesetzentwurfe enthält; äußerlich tritt dies dadurch hervor, daß die letztgenannte Publikation die Paginierung erst mit Seite 517 beginnt. Ein ausführliches Sachregister zum Gesamtwerke (S. 843–849) bildet den Abschluß. Der gegenwärtige (Schluß-) Band enthält lediglich den wortgetreuen Abdruck der stenographischen Protokolle des Reichstags über die zweite (29. Januar, 1., 3. und 5. Mai 1902) und dritte (5. Juni 1902) Lesung des Entwurfes eines Reichsgesetzes betr. die Freiheit der Religionsübung. Seite 838—842 wird der Text des Antrages in der ursprünglichen und in der vom Reichstage angenommenen Fassung abgedruckt. Besonderes Interesse erweckt die Stellungnahme der freisinnigen, der sozialdemokratischen und vor allem der nationalliberalen Partei, wie sie in den gehaltenen Reden und gestellten Anträgen zutage tritt. Für alle Besitzer des I. Bandes und alle, welche sich mit dem Studium des Toleranzantrages, mit dem sich an Bedeutung wenige im Reichstage verhandelte Materien vergleichen lassen, näher befassen, ist auch dieser Schlußband unentbehrlich.

Imnau (Hohenzollern). Dr. Rösch.

Apologetische Vorträge. Erstes Heft. Hrsg. vom Volksverein für das katholische Deutschland. M. Gladbach, 1904. Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. Gr. 8°. 238 S. Preis M. 1,50.

Das vorliegende Buch will eine Fundgrube sein für apologetische Vorträge in Arbeiter-, Gesellen- und Jünglingsvereinen und behandelt in dieser Intention fast das gesamte Gebiet der in Frage kommenden Probleme: 1. die Notwendigkeit und Vernünftigkeit des Glaubens — die Kirche nicht wissensfeindlich! Der Fall Galileis. Verdienste katholischer und christlicher Förderer der Wissenschaft. — 2. Der Materialismus, d. h. die Leugnung einer geistigen Substanz, wird widerlegt durch die Notwendigkeit, eine erste, immaterielle Ursache anzunehmen, einen ersten Beweger, ein Prinzip unseres Denkens, unserer Persönlichkeit und des Gewissens usw. Der Materialismus kann 3. nicht die Weltanschauung des Arbeiters sein; denn das Leben des Arbeiters verlangt Selbstlosigkeit und Opfer, während der Materialismus die größte Selbstsucht predigt; 4. wird des weiteren gezeigt, daß der Glaube an Gott der menschlichen Natur entspricht — Allgemeinheit der Religion, Gottesbeweise — 5., daß die Gottesidee aus einer Ahnung des unbewußt kausal schließenden Verstandes entsteht 6. Der Weltprozeß ist kein Kreislauf rein mechanisch wirkender Ursachen und 7., der biblische Schöpfungsbericht hindert nicht, uns die Weltbildung wissenschaftlich zu erklären. S. 51 ff. sind in übersichtlicher Weise die geologischen Perioden dargelegt und unter Vermeidung darwinistischer Irrtümer die Abstammung der jetzigen Tierspezies aus unentwickelteren zugegeben; denn „die neuerdings so betonte Deszendenz aus inneren Gründen ist mit dem Gottesglauben völlig vereinbar". Auch bezüglich des Menschen darf die katholische Apologie die Möglichkeit einer Deszendenz nicht allzuweit von der Hand weisen; denn — S. 76, Z. 6 — „es ist sinnlos, wenn manche den Anschein erwecken, als sei durch den Nachweis einer tierischen Abstammung des menschlichen Körpers dem Gottesglauben und der Erschaffung des Menschen durch Gott der Todesstoß versetzt". 8. Das Leben setzt eine außerweltliche Intelligenz als Ursprung voraus, und 9., der Darwinismus gibt keine vernünftige Erklärung weder für die verschiedenen Tierspezies, noch 10. für die geistige Natur der unsterblichen Menschenseele. Ferner muß 12. die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der Wunder anerkannt werden. Durch sie hat Christus die Uebernatürlichkeit seiner Person und seiner Kirche bewiesen. 13—15. Besonders aber ist der moralische Gehalt der Lehre Christi nicht aus dem Heidentume abzuleiten. 16–21. Die Kennzeichen der Kirche, das Papsttum und seine Kulturarbeit, ebenso die heroische Selbstüberwindung im Ordensleben, das im Mittelalter Vermittler und Träger der Kultur war, weisen auf übernatürliche Ursachen hin. Besonders glänzend und glücklich ist die Behandlung der Babel- und Bibelfrage. Der Verfasser zeigt, sich stützend auf Hummelauer S. J., wie die Historizität der Bücher Ruth, Judith, Esther und Tobias aufgegeben werden kann, ohne daß die Inspirationslehre zu Fall kommt. 23. Wir bedürfen daher nicht einer der neuen Religionen, wie sie von modernen Religionsstiftern auf dem Jahrmarkte des Lebens feilgeboten werden, sondern finden in der alten, durch die Jahrtausende erprobten, die Lösung der Lebensrätsel. Wenn die dynamistische Naturauffassung, die die herrschende zu werden scheint, in weitere Kreise gedrungen sein wird, muß die Apologie auch gegen diese Naturerklärung ohne Gott Front machen.

Der Verfasser trägt ein reiches Material, und zwar das modernste zusammen, und behandelt es in einfacher und klarer Sprache mit durchsichtigen Gründen. Sein Buch verdient daher von recht vielen zu Vorträgen gebraucht zu werden.

Bonn. Dr. Horten.

Vermischtes.

Was einem sinnigen Gemüt ein Buch zu sagen hat.

Eine Lesefrucht, von H. Binder gepflückt.

„Meine Bücher schauen mich wohlgeordnet aus dem Glasschrank an mit ihren Titeln wie mit bekannten Gesichtern; so ein Buch ist ein lieber, trauter Freund, und oft wiege ich einen dicken, schweren Band wohlgefällig in der Hand und denke über das Sonderbare nach, daß solch ein unscheinbarer viereckiger Körper so eine Menge von herrlichem Inhalt birgt, der beim Lesen gleichsam aus ihm herauswächst wie ein prächtiger Wunderbaum mit Blüten, Früchten und gaukelnden Schmetterlingen. Da sehe ich denn wohl den Schreiber dessen im Geiste vor mir im stillen Zimmer bei der einsamen Lampe, wie er gewiß viele Abende darüber saß und dachte und dichtete, wie sein Auge blitzte bei der Erfassung eines Gedankens, oder wie er vor sich hinstarrte in stillem Sinnen.

Nun ist die Hand längst verdorrt, die dies schrieb, und das bißchen Staub, das im Leben seinen Namen führte, ruht unter einem schweren Leichenstein, aber der Geist ist unsterblich, — der ging hinaus ins Volk, und viele Tausende von stillen Lesern ließen den Wunderbaum vor sich aufwachsen, labten sich am Dufte der Blüten, kosteten die süßen Früchte und erfreuten sich still an dem leichten Flatterspiel der Schmetterlinge. Es muß etwas Herrliches sein, ein solches Buch geschrieben zu haben."

Aus Heinrich Seidels „Rosenkönigin".

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 30994

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Wie die Presse über die Borromäus-Blätter urteilt:

In der **Gottesminne** (Jahrgang II, Heft I) schreibt A. Pöllmann, O. S. B.:

„Ihre unabsehbare Wichtigkeit und die Solidität ihrer Gründung sichern ihren Bestand. Der Gedanke, in welchem diese längst ersehnten Blätter ihr Dasein motiviert finden, sollte an allen Straßenecken in Stein gemeißelt prangen: »Die Freunde und Kenner einer gediegenen Literatur nehmen mit Schmerz wahr, daß die Lektüre der Gebildeten sowohl wie die des Volkes nicht immer die beste ist, und je mehr sie eine minderwertige, oftmals geradezu unsittliche Literatur, welche statt einer Fackel der Wahrheit ein Irrlicht für den Geist ist, welche Herz und Phantasie verdirbt, überhand nehmen sehen, um so lebhafter wird in ihnen das Verlangen rege, es möchte dem energisch und erfolgreich entgegengearbeitet werden.«

„Das erste Heft enthält wertvolle Beiträge unserer berufensten Federn. Die neuen »Blätter« empfehlen wir aufs nachdrücklichste: Seelsorger und Lehrer müssen sie halten, und auch Familienväter werden gut daran tun, zu ihrem eigenen Nutzen ein für Jugend und Volk so hochwichtiges Unternehmen zu fördern. Tua res agitur!"

Empfehlenswerte Schriften für kathol. Töchter, zusammengestellt von G. Rohr, 3. Aufl.:

„Die Borromäus-Blätter wollen den gebildeten Katholiken, besonders auf dem so wichtigen Gebiete der schönen Literatur, das Gebiet der Kunst nicht ausgeschlossen, ein gediegener und zuverlässiger Führer sein. Dieselben verdienen wärmste Empfehlung."

Kölnische Volkszeitung, Literarischer Weihnachtsanzeiger 1904, Nr. 6:

„Die Borromäus-Blätter, die vom Verein vom h. Karl Borromäus in Bonn herausgegebene Zeitschrift für Bibliothek- und Bücherwesen, haben sich seit ihrer Umwandelung im vorigen Jahre so gut entwickelt, daß sie in ihrem zweiten Jahrgang in gleichem Umfange und zum gleichen Bezugspreise statt zweimonatlich monatlich erscheinen. (Kötn, Bachem. Jährl. M. 2.) Bei der Wichtigkeit, die die möglichst zahlreich zu gründenden Volksbibliotheken heute haben, ist eine solche Zeitschrift denen von hervorragendem Nutzen, welche über die Entwickelung und Ausdehnung des volkstümlichen Bibliothekwesens und über die verschiedenen Arten der Massenverbreitung von Büchern sich von einem katholischen Organe unterrichten lassen wollen. Gleichzeitig ist die Zeitschrift als literarischer Ratgeber für alle gebildeten Katholiken, besonders für Geistliche, Eltern und Lehrpersonen zu empfehlen. Die praktischen Aufsätze über Schriftsteller und Literatur sind für alle diese interessant gehalten."

Die **Essener Volkszeitung** schreibt in Nr. 15 Jahrgang 1904 ihres Beiblattes „Wissen, Welt und Leben":

„Die Zeitschrift mit ihrem interessanten und anregenden Inhalt verdient warm empfohlen zu werden."

Literarische Beilage der Westdeutschen Lehrerzeitung Nr. 8, Jahrg. 1904:

„Mit regem Fleiße und reicher Sachkenntnis hat die Schriftleitung sich der vorgezeichneten zweifachen Aufgabe (Orientierung über die volkstümliche Bibliotheksbewegung und über die moderne Literatur) zu entledigen gesucht; dies bekundet der Inhalt der bis jetzt erschienenen sechs Nummern. Sie enthalten gediegene zeitgemäße Abhandlungen, Referate und Rezensionen über Klassiker, Schriftsteller und moderne Erzeugnisse der verschiedenen literarischen Gebiete, sie bieten ferner eingehende interessante Berichte über Volksbibliotheken und Lesehallen, alles Arbeiten solcher Personen, die sich durchweg auf literarischem Gebiet einen guten Ruf erworben haben. Das neue literarische Unternehmen sei darum allen gebildeten Katholiken aufs wärmste empfohlen. Möchten besonders die katholischen Kollegen diese gediegene literarische Zeitschrift, welche in so überaus wichtigen Fragen unterrichtet und den breiten Strom der Schund- und Schmutzliteratur abzuwehren sucht, durch Abonnement und Empfehlung in Bekanntenkreisen tatkräftig unterstützen."

Rheydt. Prickartz.

Korrespondenz-Blatt für die Präsides der kath. Jugend-Vereinigungen Nr. 11, Jhrg. 1903:

„Die bisher nur für die Vorstände der Borromäusbibliotheken in freier Folge herausgegebenen Borromäusblätter sind zu einem für die weitesten Kreise bestimmten Literaturblatte umgestaltet worden. Dem Vereinspräses können sie gute Dienste leisten. Beachtenswert ist in der ersten Nummer für die Präsides besonders der gut orientierende Artikel über die Kunsterziehung."

Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 63, Jahrgang 1903:

„ . . . . . Der Inhalt selbst in seiner großen Mannigfaltigkeit beweist, daß man auch über die entsprechenden Kräfte verfügt, die die hohen Ziele zu erreichen wissen. . . . . An uns ist es, diese Blätter, die einen längst gehegten Wunsch mit solcher Tatkraft und Hingabe zu verwirklichen streben, auf jede Weise zu unterstützen." A V.

Dieselbe in Nr. 21, Jahrg 1904: „Eine Reihe anregender und belehrender Artikel bieten diese zwei Hefte (Nr 3 und 4) der Borromäus-Blätter, die unentbehrlich sind für die Leiter von Vereins- und Volksbibliotheken."

Die Niederrheinische Volkszeitung schreibt: „Von den kürzlich an dieser Stelle empfehlend erwähnten »Borromäus-Blättern, Zeitschrift für Bibliotheken und Bücherwesen«, ist uns soeben die erste Nummer zugekommen. Nachdem wir dieselbe einer gründlichen Durchsicht und Prüfung unterworfen, sehen wir uns mit Freuden veranlaßt, noch einmal einige empfehlende Worte zugunsten des schönen Unternehmens zu sagen. Der Inhalt ist ein solcher, daß schon die einfache Angabe dessen, was allein diese eine Nummer enthält, uns einer weiteren Anpreisung überheben würde. — Wir empfehlen die Borromäus-Blätter bestens."

Nr. 652, Jahrgang 1903.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 72.—, eine halbe Seite Mk. 38.—, eine viertel Seite Mk. 20.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20% Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 ×14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Neuere Belletristik aus dem Verlage von J. P. Bachem in Köln.

René Bazin. Aus ganzer Seele. Der Roman einer Modistin. 332 Seiten. 8°. Geh. M. 3.50. In Salonband M. 5.—.

Ferdinande Freiin von Brackel. Im Streit der Zeit. Roman. Dritte Auflage. 2 Bände, 319 und 379 Seiten. 8°. Geheftet M. 7.—. In Salonbänden M. 10.—.

Champol. Herzog Hans. Novelle. 196 Seiten. 8°. Geheftet M. 1.50. In Salonband M. 2.50.

Fabri de Fabris. Was die Blumen erzählen. Geschichten und Bilder. 215 Seiten. 8°. Hochelegante Ausstattung. In Salonband mit Goldschnitt M. 5.—.

Itha von Goldegg. Das Märchen vom Glück. Roman aus der österreichischen Gesellschaft. Dritte Auflage. 2 Bände. 348 u. 288 Seiten. 8°. Geheftet M. 6.—. In 2 Salonbänden M. 9.—.

Jos. Grau. Das Lob des Kreuzes. Eine Kloster- und Hofgeschichte aus der Karolingerzeit. Zweite Auflage. 604 S. 8°. Geheftet M. 6.—. In Salonband M. 7.50.

M. Herbert. Von unmodernen Frauen. Novellen. 431 Seiten. 8°. Geheftet M. 4.—. In Salonband M. 5.—.

— **Alessandro Botticelli.** Ein Künstlerleben. 162 Seiten. 8°. Geheftet M. 1.80. In Salonband M. 3.—.

— **Marianne Fiedler** u. a. Novellen. 205 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.50. In Salonband M. 3.50.

Th. Jeske-Choinski. Eine Sonne im Erlöschen. Historischer Roman aus der Zeit des römischen Kaisers Marc Aurel. Dritte Auflage. 608 Seiten. 8°. Geheftet M. 6.—. In Salonband M. 8.—.

Mrs. Hungerford. Die Schwiegertochter. Roman 348 S. 8°. Geh. M. 3.50. In Salonband M. 5.—.

Anna Freiin von Lilien. Duell und Ehre. Roman aus den höheren Gesellschaftskreisen. Zweite Auflage. 466 Seiten. 8°. Geheftet M. 4.50. In Salonband M. 6.—.

Chr. D. Murray. Glänzende Laufbahn. Roman. 382 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.50. In Salonband M. 5.—.

M. J. Parr. Magdalenens Erinnerungen. Roman. Zweite Auflage. 332 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.—. In Salonband M. 4.50.

M. v. Radkersberg-Radnicki. Kinderscenen. Schumannschen Melodien nachgedichtet. 13 Novellen. 328 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.—. In Salonband M. 4.50.

Anton Schott. Der letzte Richter. Kulturhistorische Novelle aus dem Böhmerwalde. 212 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.50. In Salonband M. 3.50.

P. A. Sheehan. Mein neuer Kaplan. Erzählung aus dem irischen Priesterleben. Vierte Auflage. 392 S. 8°. Geheftet M. 4.50. In Salonband M. 6.—.

Charles de Ultis. Der Roman der Arbeiterin. Preisgekrönter Roman aus dem Pariser Leben. Vierte Auflage. Geheftet M. 4.50. In Salonband M. 6.—

Ignaz Schweitzers katholische Buchhandlung in Aachen

Bücher- und Musikalien-Verlag. Sortiment. Antiquariat. Schreibmaterialien.

Verzeichnisse umsonst und portofrei.

2. Jahrgang. Nr. 4. Januar 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Büchermesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Christoph von Schmid. Von Anna Hilden. — Peter Rosegger und seine Muse. I. Ethisch-ästhetische Würdigung im allgemeinen. Von Dr. Vögele. — Hedwig Dransfeld, eine katholische Jugendschriftstellerin. Von Angelika Harten. — Der Indikator. Von Dr. Heinrichs. — Rezensionen — Vermischtes.

Christoph von Schmid.

Von Anna Hilden-Eschweiler.

Am 3. September verflossenen Jahres erneuerte sich zum fünfzigsten Male der Todestag eines verdienstvollen Mannes, dessen Name vor Jahrzehnten überall bekannt war, wo die Kinderwelt in deutscher Sprache redete und las. Wer von uns alten Leuten hat sich in seiner Jugend nicht an den „Ostereiern", an „Heinrich von Eichenfels", an „Rosa von Tannenburg", am „Weihnachtsabend" und all den anderen Erzählungen des „Verfassers der Ostereier" erfreut? Allerdings haben diese jetzt für die Kinder nicht mehr die gleiche Bedeutung wie zu der Zeit, als sie die einzigen in ihrer Art waren. Seitdem wir eine hübsche Anzahl künstlerisch sehr wertvoller Jugendschriften besitzen, hat nun auch die Kritik mit schärferem Auge nach den Fehlern und Mängeln der Schriften des alten Kinderfreundes gefahndet und viel an ihnen auszusetzen gefunden. Wenn es aber berechtigt ist, unseren Kindern selbst eine Stimme bei der Beurteilung von Jugendschriften einzuräumen, so neigt sich das Zünglein der Rezensionswage immer noch zu gunsten unseres alten Freundes. Gibt es doch auch jetzt noch Kinder genug, auf welche seine Geschichten ihren alten Zauber ausüben. Ja, man kann fast sagen, daß eine Art Kriegszustand zwischen dem Kinde und jenen Jugenderziehern besteht, die Christoph von Schmids Schriften auf ihren Index gesetzt haben. Während sich das Kind gerade gegen jene Erzählung, welche die Jugenderzählung schlechthin sein soll, ganz ablehnend verhält, sitzt es mit pochendem Herzen und glühheißer Wange hinter dem Büchlein, worin die Geschichte der Rosa von Tannenburg zu lesen ist. Das ist auch leicht erklärlich. Das Kind hat es nämlich bald heraus, wer ihm Liebe und Verständnis entgegenbringt. Liebe aber erzeugt Gegenliebe. Das ist bei Christoph von Schmid der Fall. Denn nicht das Verlangen, mit seinem Talente zu glänzen, und noch viel weniger das Bestreben, die Schriftstellerei zur Einnahmequelle zu machen, haben dem einfachen, bescheidenen Manne die Feder in die Hand gegeben, sondern die Liebe zur Kinderwelt und der heilige Eifer für die Geistes- und Herzensbildung der Kleinen. Darin liegt sein Verdienst, das ihn hoch über unzählige Jugendschriftsteller erhebt, die ihre Aufgabe nicht so ideal auffassen. Und weil die Kinder diese Liebe zu ihnen aus allen seinen Werken herausfühlen, deshalb lesen sie ihn gern, ohne sich zu fragen: Ist das auch lebenswahr? Ist das ein Kunstwerk?

Christoph von Schmid wurde am 15. August 1768 in Dinkelsbühl in Bayern geboren und verlebte eine glückliche Kindheit in dem schlichten, gemütlichen Elternhause. Seinen Vater, der bischöflicher Beamter war, schilderte er in seinen „Erinnerungen" als einen biederen, verständigen Mann, seine Mutter als eine vortreffliche Frau, die es nach dem frühen Tode ihres Gatten fertig brachte, ihre neun Kinder ohne bedeutende materielle Hilfsmittel zu braven, tüchtigen Menschen zu erziehen. Der junge Christoph verschaffte sich durch eine Hauslehrerstelle, die er in einem vornehmen Hause zu Dillingen annahm, die Mittel zum Besuche der dortigen bischöflichen Hochschule, woran er Theologie studierte. Hier ward ihm das Glück zuteil, in näheren Verkehr mit dem späteren Bischof Sailer zu treten. Das väterliche Interesse, welches dieser bedeutende Mann dem jungen Theologen entgegenbrachte, ging in herzliche, für das Leben dauernde Freundschaft über.

Nach vorübergehender Wirksamkeit in kleineren Orten wurde der junge Priester zum Schulbenefiziaten in Thannhausen ernannt. Hier blieb er zwanzig Jahre hindurch, von 1796—1816, und wirkte segensreich als geistlicher Schulinspektor und Lehrer der heranwachsenden Jugend. Zunächst arbeitete er eine biblische Geschichte für Kinder aus, die in vielen Schulen gebraucht wurde und sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch als beliebte Sonntagslektüre in manchen katholischen Familien vorfand.

Ein Zufall brachte ihn auf den Gedanken, auch andere Geschichten für die Jugend zu schreiben. Wie er selbst erzählt, belauschte er einst ein paar Schülerinnen der Fortbildungsschule, die am Sonntagnachmittag aus einem der alten Volksbücher gemeinsam die „Geschichte der frommen Pfalzgräfin Genovefa" lasen. Die sichtliche Rührung, mit der sich die Mädchen in den Inhalt des Buches vertieften, machte ihn darauf aufmerksam und veranlaßte ihn, die Erzählung für die Jugend zu bearbeiten, da das alte Volksbuch mancherlei enthielt, was nicht für das junge Völkchen paßte. Als er seinen Schülerinnen diese Geschichte vorlas, konnte er sich selbst von dem mächtigen Eindruck, den sie auf die heranwachsenden Mädchen machte, überzeugen. Dieser Erfolg ermutigte ihn, seine schriftstellerische Tätigkeit für die Kinder fortzusetzen. Eine Erzählung nach der anderen erstand, und das jugendliche Publikum vertrat durch ungeteilte Aufmerksamkeit oder gleichgültigeres Zuhören die Stelle der Kritiker. Zuweilen ließ er kleinere Erzählungen oder einzelne Abschnitte aus den größeren durch die Mädchen nachschreiben, und aus diesen Arbeiten sah er, was sie am meisten angesprochen hatte, und was ihnen kein Interesse einflößte.

„So lernte ich von den Kindern," sagt er, „und ich war vor allem darauf bedacht, in ihrer Sprache zu reden." Das ist wohl der Grund, warum seine Schriften der Jugend stets so anziehend waren; der zuweilen recht abenteuerliche Stoff, über den der gereifte Leser den Kopf schüttelt, genügt für sich allein nicht, um Jugendschriften einen solchen Erfolg zu sichern, wie ihn die Werke des „Verfassers der Ostereier" gehabt haben.

Nachdem Christoph von Schmid zwei Jahrzehnte in Thannhausen gewirkt hatte, wurde er durch Vermittelung des Grafen Stadion zum Pfarrer in Oberstadion in Württemberg ernannt, woselbst er zehn Jahre blieb. Sein Ruf als Jugend- und Volksschriftsteller hatte sich inzwischen durch ganz Deutschland, ja durch Europa verbreitet; verschiedene seiner Erzählungen wurden im Laufe der Zeit in fast alle europäischen Sprachen übersetzt.

Im Jahre 1826 wurde Christoph von Schmid in das Domkapitel nach Augsburg berufen. Dort starb er als 85jähriger Greis am 3. September 1851, nachdem ihm die meisten seiner Angehörigen und fast alle seine Freunde in die Ewigkeit vorangegangen waren.

Wir können zwar den „Verfasser der Ostereier" nicht zu den „Klassikern" der Jugendliteratur rechnen; wir dürfen ihm auch den Lorbeer des Dichters nicht um die Schläfe winden: aber den Ruhm wollen wir ihm lassen, daß er, der liebevolle Freund der Jugend, durch seine Schriften manches Kinderherz erfreut und manchen guten Gedanken in die jungen Seelen gestreut hat. Und wenn auch andere Zeiten nicht bloß andere Sitten und Anschauungen, sondern auch einen anderen Geschmack und andere Volks- und Jugendschriften haben, so meinen wir doch, daß diejenigen zu weit gehen, die seine Erzählungen ganz und gar aus dem Verzeichnis der empfehlenswerten Bücher streichen und ihnen kein Plätzchen mehr in der Haus- und Volksbibliothek einräumen wollen. Für einzelne freilich

müssen wir das Ausweisungsdekret unterschreiben, z. B. „Adelheid von Thalheim", „Klara oder die Gefahren der Unschuld", „Ferdinand", „Das Karthäuserkloster". Andere aber werden von den Kindern immer noch mit Freuden und mit Nutzen für Herz und Gemüt gelesen werden. Dazu rechnen wir: „Die Ostereier", „Heinrich von Eichensels", „Rosa von Tannenburg", „Der Weihnachtsabend", „Ludwig, der kleine Auswanderer", „Gottfried, der junge Einsiedler", „Die Hopfenblüten", „Das Lämmchen", „Das Vogelnestchen" und verschiedene andere kleinere Erzählungen. Den vielangefochtenen „Guten Fridolin und bösen Dietrich" möchten wir auch von der Liste der Kinderschriften streichen. Unter den „Kurzen Erzählungen", von denen verschiedene noch in die neuesten Schulbücher aufgenommen sind, finden sich wahre Perlen, die in keiner Weise hinter neueren Erzeugnissen zurückstehen. So dürften einige kleinere Sachen sich dauernd im Verzeichnis guter Jugendlektüre erhalten, anderes aber so nach und nach daraus verschwinden, nachdem es für lange Jahre gute Dienste getan hat.

Peter Rosegger und seine Muse.

Von Dr. Vögele-Schöntal (Württemberg).

I. Ethisch-ästhetische Würdigung im allgemeinen.

Schon gleich nach Erscheinen seiner ersten Gedichte und Erzählungen hat Peter Rosegger, der ehemalige Schneidergeselle von Alpl (bei Krieglach in Obersteiermark), eine gewisse Volkstümlichkeit sich errungen, die sich mit seinen späteren Werken immer mehr gesteigert hat. Es sind vorzugsweise Knaben- und Jugendeindrücke aus der Zeit, da er mit seinem Lehrmeister „auf der Ster" arbeitete, von denen die reiche Erfindungs- und Gestaltungsgabe des steirischen Dichters in späteren Jahren, ja bis heute, zehrt. Worin seine Anziehungskraft für das Volk liegt, deutet er mit folgenden Worten an: „Ich stelle das Natürliche höher als das Gemachte, das Ländliche höher als das Städtische, die Einfachheit höher als den Prunk, die Taten höher als das Wissen, das Herz höher als den Geist." Ein Dichter ist Rosegger, aber ein tiefer Denker nicht, ja manchmal ein herzlich schlechter Denker. Man merkt es da und dort, daß ihm eine gründliche wissenschaftliche Bildung abgeht. Aber gerade weil er oberflächlich, leicht und angenehm zu erzählen weiß, weil seine Kunst „eine Kunst der kunstlosen Erzählung", heiter und fröhlich ist, weil seine Sprache, weich und biegsam, die feinsten Seelennuancen ausdrückt, weil er in religiöser Hinsicht einen subjektiv verwaschenen Standpunkt einnimmt, eher ein Protestant mit katholischen Allüren ist, als umgekehrt, weil er in moralischer Hinsicht dem seichten Grundsatze: „alles verzeihen" huldigt, hat er einen so ungeheuer (namentlich auch in Deutschland) ausgedehnten Leserkreis gefunden.[1]) In seinem Romane „Weltgift" heißt es: „Sie sind ja ein Bauernsohn. So wissen Sie doch, daß in der Tiefe die Steine sind, die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wirds halt auch nit viel anders sein."

Rosegger ist ein oberflächlicher, angenehmer Erzähler, ein gemütlicher Plauderer, der auch Uninteressantes interessant darzustellen weiß, ein vortrefflicher Waldnovellist. „Wie einem echten Waldkinde fließen ihm Genuß des Augenblicks, Genuß der Erinnerung, Wirklichkeit und Traum zusammen." Mit seiner tiefen Liebe zur heimatlichen Alpennatur verband oder verbindet er die Ueberzeugung, daß Leben und Glück der Menschen dem vermeintlichen „Fortschritt der Zeit" nicht geopfert werden dürfen. Er lebt ganz und gar im Volke und spielt sich auch bei jeder Gelegenheit als Mann des Volkes, als Sohn eines Bauern, als Arbeiter auf. Die herbe Sorge um die Zukunft seines Volkes (infolge der überwuchernden Industrie und Ueberkultur) malt sich ab in seinem Romane „Jakob der Letzte". Daneben äußert er oft genug seine helle Lust an den einfachen Freuden der Natur, am fröhlichen Schwank, an den gesunden und arbeitsamen Menschen wie an den „Sonderlingen" der Alpen.

Wie bei den steirischen Alpenbewohnern ernster Sinn mit Gemüt und Humor verbunden ist, so auch bei Rosegger. Er ist

[1]) Viele zieht auch das kulturkämpferische, kirchen- und priesterfeindliche Element in vielen seiner Werke an.

Digitized by Google

stärkster Subjektiviſt, Gemüts- und Phantaſiemenſch und als Dichter vor allem Lyriker. Er iſt ſo ſehr Gemütsmenſch und Subjektiviſt, daß P. Ansgar Pöllmann in ſeiner trefflichen Broſchüre „Roſegger und ſein Glaube“ von ihm ſagt, er denke, urteile und definiere mit dem Herzmuskel. Roſegger begeht den Fehler, daß er die großen Menſchheitsfragen von der Phantaſie aus löſen will. Sehr richtig ſchreibt P. Pöllmann in der zitierten ſehr empfehlenswerten Broſchüre, daß der Künſtler die großen Menſchheitsfragen wohl zum Hintergrund ſeiner Geſtaltungen wählen könne, daß aber deren Löſung von der Phantaſie aus nie und nimmer gewagt werden dürfe.

Nachdem wir dieſe allgemeine Charakteriſtik über Roſeggers Perſönlichkeit vorausgeſchickt haben, ſoll nun ſeine reiche Schriftſtellerarbeit zuerſt vom äſthetiſchen, dann vom ethiſchen und ſpeziell chriſtlich-katholiſchen Standpunkt aus gewürdigt bezw. beleuchtet werden.

Roſeggers Werke ſind in künſtleriſcher Beziehung ſehr ungleich. Manches muß als literariſch minderwertig, gering, manches als ſehr wertvoll taxiert werden. Im allgemeinen überſchätzt unſere Zeit Roſegger. Wir haben ſchon in der „Allgemeinen Rundſchau“ (Nr. 17 letzten Jahres) dagegen proteſtiert, daß der „Kunſtwart“, deſſen Urteil wir ſonſt in vielen Dingen nicht gering werten, den Steirer Poeten für den „größten lebenden Volksdichter“ erklärt hat. Als den populärſten Volksdichter und auch als den beſten Waldnovelliſten kann man ihn bezeichnen, nicht aber als den größten lebenden Volksdichter. Er hat z. B. nichts geſchrieben, was an Gehalt oder Form den „Kreuzliedern“ Franz Eicherts, dieſes Wiener Sängers, gleich käme. Eine ſolche Sprache voll Glut und Flammen, einen ſo erhabenen Inhalt, ſolch mächtige Lieder, ſolch ſchimmernde Perlen einer goldenen Kunſt und eines groß angelegten edeln Herzens ſucht man beim Steirer Walddichter vergebens. Als Waldnovelliſt und als Kleinmaler des bäuerlichen und bürgerlichen Lebens ſeiner Heimat leiſtet er Anerkennenswertes, ja Vortreffliches und manchmal Bewundernswertes. Das „wunderliche Seelenleben, welches ſich in dem Schatten der Tannenwälder, in den tauigen Wieſentälern und auf den ſtillen Hochmatten entwickelt“ (Vorwort ſeiner „Waldheimat“), das Leben und Weben im Walde, die Berge, die Gewitter, die Schnee- und Eisgänge der Wildbäche und Flüſſe, die Naturereigniſſe verſteht er meiſterlich zu ſchildern. Die kleineren Erzählungen, die in den Sammlungen „Volksleben in Steiermark“, im „Buch der Novellen“, in „Die Aelpler“, „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen“, „Feierabende“, in den „Neuen Waldgeſchichten“, in „Schelm aus den Alpen“, in den „Dorfſünden“ uſw. enthalten ſind, ſchöpfen alle mit Leichtigkeit aus der Fülle des Lebens und enthalten oft wahre Kabinettſtücke. In ſeinen kleinen Novellen (z. B. „Felſenbildnis“, „Der Herrenſepp“, „Die Dorfſchöne“) ſteht Roſegger auf der Höhe ſeiner Kunſt. Nur ein genauer Anſchauer und ſcharfer Beobachter kann ſo ins Detail ſchildern und malen. Unter ſeinen größeren Werken gelten als die formell (oder äſthetiſch) gelungenſten „Die Schriften des Waldſchulmeiſters“, „Der Gottſucher“, „Das ewige Licht“, „Jakob der Letzte“.[1]) — „Die Sprache gleicht in Roſeggers Hand,“ ſchreibt P. Pöllmann (a. a. O. S. 46/47), „dem Wachſe, deſſen Weichheit vor der Wärme ſeines Gemüts allen Stimmungseindrücken zur denkbar möglichen Plaſtik nachgibt, die daher in Klangfarbe und Nüance des Tones den feinſten Erzitterungen des Gefühls gerecht werden kann.“ Sein Stil hat etwas Aphoriſtiſches: Erfahrungen und Eindrücke werden in kurzen Sätzen aneinander gereiht. Der Zauber ſeines Stils liegt in der warmen Innigkeit ſeines Gemüts, der großen Lebhaftigkeit und Friſche ſeiner Phantaſie und in der Klarheit und Anſchaulichkeit der Darſtellung, wie ja überhaupt die Schönheit des Stils in der Wahrheit der Empfindung und Klarheit der mündlichen oder ſchriftlichen Wiedergabe beruht. Roſeggers Geſtalten leben, ſind ganz nach dem Leben porträtiert. Daher das Intereſſe, das Roſeggers Erzählungen von Anfang bis Ende dem Leſer abringen. Aber das „Mephiſtophel iſche“ fehlt Roſeggers Kunſt leider nicht: für die einen ein Anziehungsmittel, für uns ein Stein des Anſtoßes. Seine

[1]) Manche ſeiner Romane bilden keine geſchloſſenen Kunſtwerke; z. B. „Martin der Mann“ iſt eher ein Fragment und „Peter Mayr“ ein aus Epiſoden loſe zuſammengefügtes Unterhaltungsſtück.

Kunſt iſt Tendenzkunſt, wenn nicht in allen, ſo doch in vielen ſeiner Werke. Der Beweis wird ſpäter bei der Beſprechung ſeiner einzelnen Werke erbracht werden. Damit ſind wir von ſelbſt bei der Beleuchtung von Roſeggers Muſe vom Standpunkt der Ethik und des Dogmas aus angelangt.

Roſegger predigt natürliche Tugenden, wie Dankbarkeit, Elternliebe, Pietät gegen Tote, Arbeitſamkeit, Nüchternheit uſw. Er hat aber kein Verſtändnis für das Uebernatürliche, für das wundervolle Reich der Gnade, das doch im katholiſchen Volk der Alpen auch eine Rolle ſpielt. In dieſer Hinſicht ſind ſeine Bergbewohner, ſeine Geſtalten nicht der vollendetſte, nicht der ſchönſte Typus. Roſegger, der Waldnoveliſt, hat ſich da ſelbſt ein Gebiet, in deſſen Tiefen das lauterſte Gold der Herzen und die leuchtendſten Edelſteine von Glauben, Liebe und Tugend zu finden geweſen wären, verſchloſſen. Er tauſcht dafür mit Sozialiſten Brudergruß und Handſchlag aus. „Alles verſtehen, heißt alles verzeihen," lautet ſein oberſter Moralgrundſatz. Indem er für das Recht der Darſtellung des Nackten eintritt, verſchmäht er zuweilen in ſeinen Schriften auch pikante Darſtellungen nicht (z. B. in „Jakob der Letzte", „Weltgift"), räumt dem Liebesleben, dem Gott oder Teufel „Eros" in der Kunſt zu viel Einfluß ein. Hier iſt er eben auch ein Kind ſeiner Zeit. Ein von der Kirche abgeſetzter Muſterpfarrer nach Roſeggers Geſchmack (vgl. „Waldſchulmeiſter") abſolviert ohne weiteres einen Ungläubigen, der kein „Sündenbewußtſein", keine Reue hat, beerdigt Selbſtmörder und Konkubinarier, darf nicht moraliſieren, ſondern den Leuten nur angenehme Dinge predigen.

Wie verkehrt Roſegger in religiöſer Beziehung urteilen kann, ergibt ſich daraus, daß er den „Materialismus" als „den höchſten Idealismus, der denkbar iſt", bezeichnet, daß er im „Atheismus" das glühendſte Verlangen nach Wahrheit, das intenſivſte Gottſuchen erblickt. Die Dogmen erſcheinen nach ihm als etwas, was von der Kirche oder von den Kirchen gegen die Offenbarung zu ihren Sonderzwecken aufgeſtellt worden iſt. Er verwirft die unbefleckte Empfängnis Mariä, hält Jeſum nur für den phyſiſchen Sohn Joſephs, leugnet alſo die Gottheit Chriſti, ferner ſeine leibliche Auferſtehung und Himmelfahrt, Erbſünde, Teufel und Hölle, faßt die Wunder ſymboliſch auf, verflüchtigt ſo Dogmen und Wunder zu Nebel- und Phantaſiegebilden. Nach Roſegger war Jeſus kein Aszet, ſondern ein friſcher Eſſer und Trinker, der ſich gerne zu Gaſtmählern einladen ließ. Ebenſo ſchiefe Vorſtellungen hat der Steirer Poet von Maria. Sie erſchrickt über die Lehren ihres Sohnes und warnt ihn, doch nicht vom Glauben der Väter abzufallen (vgl. den letzten Roman Roſeggers „Leben, die frohe Botſchaft eines armen Sünders" im »Türmer«, Jahrg. 1904.[1]) In der Tat, Anſichten, wie ſie nur im Kopfe eines theologiſch Ungeſchulten vorkommen können! Freilich meint Roſegger: „Schließlich ſchafft ſich ja jeder Menſch ſeinen Gott nach ſeinem Herzen und jedes Volk macht ſich ſeinen Heiland, wie es ihn brauchen kann" (ebendaſelbſt). Auf ſein Bibelforſchen und Bibelerklären tut er ſich etwas zu gut. Aber wir ſagen mit P. Pöllmann (a. a. O. S. 96): „Roſegger treibt Hermeneutik der Oberfläche und hat als Norm ſeiner »Forſchungen« weiter nichts als ein Gefühl, das Gefühl eines Halbgebildeten: die poetiſche Stimmung"; S. 82: „Er ſcheitert überall — in Geſchichte wie in Religion an dem poſitiv unabänderlichen und daher der Souveränität des Künſtlers nicht untergebenen Stoff." Wir fragen mit einer gewiſſen Wehmut: Warum hat denn der talentvolle Volksſchriftſteller, der doch ſonſt die ganze Welt gleichſam in Liebe umfaßt, ſo wenig Liebe für ſeine Kirche? Warum ſteht er ihr ſo kalt und gleichgültig, ja manchmal feindlich gegenüber? — Unter ſeinen vielen Prieſtergeſtalten findet ſich kein einziger wirklich würdiger und frommer Diener nach dem Herzen Gottes. Mit dem Zölibat, den Roſegger abgeſchafft wünſcht, verſtrickt die Kirche nach ſeiner Anſicht ihre Diener ungerechterweiſe in tragiſche Konflikte. Demgemäß tiſcht Roſegger ſeinen Leſern möglichſt viele Prieſterſünden in puncto sexti auf. Wir können ihn von dem ihm gemachten Vorwurf, daß er bewußt den Prieſterſtand der katholiſchen Kirche herunterſetze, herabwürdige, nicht freiſprechen. Ja, wenn

[1]) Inzwiſchen in Buchform erſchienen unter dem Titel „INRI. Frohe Botſchaft eines armen Sünders." Leipzig, Staackmann.

wirklich die Priester Steiermarks und Tirols so wären, wie Rosegger sie schildert, solche Zerrbilder und Karikaturen apostolischer Lehrer, dann wundert uns nur, daß nicht schon lang ganz Steiermark und Tirol von seinem Glauben abgefallen sind. Es gibt ja freilich auch unter Priestern (wie einst unter den Aposteln) als Ausnahme hier und da einen Judas. Aber bei Rosegger sind und bilden diese traurigen Gestalten die Regel. Die lange Kette der Beichtsiegelbrüche im „Ewigen Licht", die teilweise schrecklichen Jesuitenmären in der „Mission zu Falkenbach", in den „Schriften des Waldschulmeisters", das ewige Ankämpfen gegen die „Missionen", die boshaften Bemerkungen über das Fasten, z. B. im „Erdsegen" usw. usw. können einem guten Katholiken niemals gefallen. Warum, so müssen wir fragen, zieht der Steirer Dichter, der Natur und Bewohner seiner Heimat in dem Sonnenschein seiner Poesie zu verklären, zu idealisieren versteht, gerade die Kirche und deren Diener so gerne in den Staub und manchmal in den Kot herab?! In der „Geschichte der deutschen Literatur" von Lindemann-Salzer heißt es: „Die Angriffe gegen die Kirche in ihren Dienern und Einrichtungen, die Bekämpfung mancher wirklicher oder vermeintlicher Auswüchse und Schäden derselben in spöttelndem Tone, wie es Rosegger zuweilen beliebt, die Zeichnung unwissender, einfältiger oder gar stupider Geistlichen, welche nur seufzend ihr Joch tragen und daher nicht selten auf Abwege geraten, all das und anderer destruierender Tendenzen mehr werden zwar bei dem theologisch geschulten Leser nur ein Bedauern über des sonst anmutigen Erzählers Abirrung auf ihm unbekannte Gebiete erwecken, der Romanleser gewöhnlichen Schlages aber wird entweder den Worten des Autors von der Unzulänglichkeit der Kirche Christi für die moderne Zeit Glauben schenken und mit ihr brechen, oder doch an ihrer Göttlichkeit zu zweifeln beginnen."

Wir stimmen ein in den schmerzlichen Ausruf des Benediktiners P. Pöllmann,[1]) der, nachdem er die Zahl der Leser Roseggers auf etwa 20 Millionen geschätzt hat, ausruft: „Welch eine Verflachung des Geisteslebens, welch eine Verheerung der kirchlichen Treue, welch ein Ruin wahrer Gläubigkeit knüpft sich also an den Namen des Pseudopropheten von Krieglach-Alpl!" Aus all dem Gesagten geht nur zu klar hervor, daß bei Roseggers Schriften genaue Sichtung und Prüfung notwendig ist. Wie eine buntschillernde Schlange mit verborgenem Giftzahn hinter blumigen Büschen und Sträuchern lauern kann, so liegt nicht selten beim Dichter unter blumiger Diktion, unter scheinbar harmlos heiterer Sprache ein Angriff oder Spott auf die Kirche, die katholischen Geistlichen, Ordensleute, Ablaßwesen, Fasten u. dgl. versteckt. Durchaus nicht in allen seinen Schriften erscheint Rosegger als der gesunde, naturfrische Sohn der Berge, sondern in manchen (namentlich späteren) Werken als ein vom kirchenfeindlichen Zeitgeist und von der Los-von-Rom-Bewegung Angekränkelter. Wie „Scheffels Ekkehard" bei aller Kunst eine feine Persiflage des Mönchtums, so ist z. B. Roseggers „Hellbart" (in M. Hesses Verlag zu Leipzig erschienen), eine in Poesie getauchte Verspottung von Papst- und Priestertum, von Ordens- und Ablaßwesen einerseits und eine Verherrlichung des Salzburger Luthers und Reformators Matth. Hellbart anderseits. Es besteht die Gefahr, daß einfache, kritikunfähige Leute (und wie viele unter den sogenannten „akademisch Gebildeten" sind das nicht! die Red.), nachdem sie das eine oder andere Buch von Rosegger mit Gefallen und Interesse gelesen haben, auch nach solchen Büchern Roseggers, welche vom ethischen und katholischen Standpunkt aus zu beanstanden sind, greifen und Schaden leiden an ihrer Seele. Darum können wir es verstehen, wenn manche katholische Familienväter und Bibliothekvorstände vom Ankauf Roseggerscher Bücher ganz abstehen. Doch soll man nie das Kind mit dem Bade ausschütten. Es gibt immerhin auch solche Roseggersche Bücher (Jugendschriften), welche man ohne Gefahr in eine katholische Bibliothek einstellen kann. Wir werden in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift die einzelnen bedeutenderen Schriften Roseggers kritisch durchgehen und hervorheben, welche Werke für katholische Familien- und Volksbibliotheken zu gebrauchen

[1]) „Rosegger und sein Glaube." Münster i. Westf. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. 1903. Preis 1 M.

sind und welche nicht. Vorerst mögen die niedergeschriebenen Bemerkungen eine allgemeine Orientierung geben.

Hedwig Dransfeld,

eine katholische Jugendschriftstellerin.

Von Angelika Harten-Aachen.

Die Jugendliteratur hat lange Zeit dagelegen wie ein großes Brachfeld. Jeder, der einigermaßen richtiges Deutsch schreiben konnte und Lust zum Fabulieren hatte, glaubte sich berufen, ein Eckchen dieses Oedackers zu bebauen. Dazu kam, daß manche Buchhändler den Verlag von Jugendschriften gänzlich ohne Rücksicht auf deren ästhetischen oder religiös-sittlichen Wert, lediglich aus merkantilen Rücksichten betrieben, und so konnte es geschehen, daß auf diesem weiten Feld, das doch von Gottes und Rechts wegen ein Paradiesgarten für die junge Welt sein sollte, nicht nur unfruchtbare, wüste Oeden voll Dornen und Disteln, voll nutzloser Unkräuter, sondern auch Irrgärten voll todbringender Giftblumen sich breit machten.

Aber wo wirklich Berufene das Gärtlein gebaut haben, da grünt und blüht und duftet's, daß es ein Gewinn und eine Lust ist für jung und alt. Zu diesen wahrhaft Berufenen gehörten und gehören, um nur einige wenige zu nennen: Robert Reinick, Pocci, Guido Görres, Bechstein, Andersen (mit Auswahl!), Blüthgen, Trojan; von Frauen: Isabella Braun, die ausgezeichnete Schweizer Dichterin Johanna Spyri, die in Heft 1, 2, 3, Jahrg. I dieser Blätter besprochen wurde u. a. m.

Als eine der ersten neueren katholischen Jugendschriftstellerinnen nennen wir die westfälische Dichterin Hedwig Dransfeld, die sich bei der zünftigen vorurteilsfreien Kritik schon einen guten Namen als begabte Lyrikerin gemacht hat.

Hedwig Dransfeld, am 24. Februar 1871 zu Hacheney bei Dortmund als Tochter eines Oberförsters geboren, verlor früh ihre Eltern und verlebte als junge Waise die ersten Jugendjahre bei Verwandten, bis sie im Jahre 1887 ins Paderborner Lehrerinnen-Seminar eintrat und 1890 das Lehrerinnen-Examen für höhere Mädchenschulen bestand. Seit dieser Zeit wirkt sie als weltliche Lehrerin im Klosterpensionate der Ursulinen zu Werl. Hedwig Dransfeld versteht die Kindesseele durch und durch; mehr noch: sie hat die Kinder herzlich lieb. Man merkt das auf Schritt und Tritt, in und zwischen den Zeilen. Diese Eigenschaften, verbunden mit hohem sittlichem Ernst, einer nicht geringen Lebenserfahrung — die jugendliche Dichterin ist schon früh beim Leid in die Schule gegangen, und die Leidensjahre zählen ja zehnfach —, einem schönen Fabulierlalent, einem sorgfältig behandelten reinen Stil und einer Kunst der Darstellung, die manchmal hoch über das Mittelmaß hinaussteigt, befähigen sie vorzüglich zur Jugendschriftstellerin.

Es sei gleich vorab hier gesagt: von hohem religiös-sittlichen, von eminent pädagogischem Wert sind ihre Bücher alle, von künstlerischem Standpunkte wertvoll die meisten, wie dies die geschätzte Literarhistorikerin E. M. Hamann in ihrem Abriß der Literaturgeschichte auch bezeugt. (S. Hamann: Abriß S. 271.)

Gleich in ihren ersten Werkchen: „Das Grafendorli" und „Wie das Grafendorli glücklich wird", hat H. Dransfeld das glänzend bewiesen.

Es werden uns darin die äußeren Schicksale und die seelische Entwickelung einer jungen Waise geschildert, die hochherzig veranlagt ist, der aber leidenschaftliches Ungestüm, Trotz und Herbheit des Charakters manchmal Hindernisse zum inneren und äußeren Glück sind. Nach heldenhafter Ueberwindung seiner Fehler findet das Dorli endlich das Glücksland, wie die poetische Gerechtigkeit — mit der das Leben freilich nicht immer Schritt hält — es so verlangt. Die Charakterzeichnung des Dorli und der Nebenfiguren ist ganz vorzüglich durchgeführt, so namentlich die des edeln Professors Rittorf, der verweltlichten Damen aus Dorlis Verwandtschaft, der jungen Freunde mit ihren übermütigen, recht dem Leben abgelauschten Knabenstreichen, die der kleinen, allerliebsten Liesel Stratmann, der exotischen Carlotta Lee und der rührenden Gestalt ihres todkranken, geduldigen Schwesterchens. Einzelne Episoden dieser Erzählung sind verklärt durch dichterische Schönheit wie Dorlis Opfergang durch die Sturmnacht mit dem fieberkranken Lieselchen in den Armen, die Szene auf dem Teufelssee u. a. m.

Der Erzählung vom Grafendorli ebenbürtig, wenn nicht künstlerisch noch feiner ausgestaltet, ist die Mädchengeschichte: „Nach harter Prüfung." Diese Erzählung ist die Geschichte einer jungen, vornehmen Dame, die ihrem Bruder zuliebe den Beruf einer Dorflehrerin ergreift. Wie sie dies Opfer, das zuerst ein rein äußerliches ist, allmählich verinnerlicht und verklärt durch verzeihende Liebe und wahre Güte und zugleich auch ihrer neuen Umgebung in vielfacher Hinsicht hülfreich und barmherzig zur Seite steht, zeigt uns die glänzend geschriebene Novelle in meisterhafter Weise. Sie ist nach der psychologischen Seite so vertieft und mit solch reifer Kenntnis des wirklichen Lebens geschrieben, daß sie auch Erwachsenen hohen Genuß bereitet. Für die Jugend aber ist dies hohe Lied von der Entsagung und Selbstzucht von außerordentlichem Werte. Dieser herrlichen Frucht aus dem Garten der Dichterin gibt ein sonniger Humor, verkörpert

durch die junge Traut, noch die Edelreife und köstliche Würze.

Auch die Erzählung „Die Geschwister“ behandelt das Thema von der Geschwisterliebe. Die Umwelt ist hier nur eine ganz andere. Die Verfasserin scheint den poetischen Niederschlag von Reiseerinnerungen aus Italien hierzu verwendet zu haben. Der kunstgeübte Pinsel der Dichterin, die in ihrem Buch „Erwachen“ solch farbenglühende Bilder schuf, hat auch in dieser schlichten Erzählung eine Reihe prächtiger Landschaftsbilder hervorgezaubert. Die Fabel des Stückes ist dagegen verbraucht, die Charaktere scheinen mir zu schablonenhaft; man denkt dabei unwillkürlich an die typischen Bösewichte und die verfolgten Unschuldigen der Ritter- und Räubergeschichten à la Bauberger.

In „Flitter und Schein“ wird in überzeugender Weise, durch mancherlei interessante Geschehnisse im Leben einer jungen, ganz verarmten Adeligen gezeigt, wie nichtig das eitle Pochen auf Geburt und Stellung, das krampfhafte Festhalten an wesenlosen Traditionen ist gegenüber einem freudigen Sichbeugen unter die Forderungen des heutigen Lebens, einer ehrlichen Arbeit innerhalb des Berufskreises, in die man hineingestellt ist. Der Bau der Erzählung ist schön und fest gefügt, die Charakterzeichnung scharf und aufs beste durchgeführt. Nur die Adelsideen der Heldin vor ihrer Bekehrung zu vernünftigen Allerweltsanschauungen erscheinen zuweilen ein wenig übertrieben geschildert. Das Buch ist übrigens so frisch geschrieben, von solch anschaulichem, stellenweise hochpoetischem Reiz der Darstellung, namentlich in den Bildern aus Hamburg und von der See, von solch feinen Lichtern der Ironie, zuweilen sogar des Sarkasmus umspielt, daß es auch verwöhnte Leser vollauf befriedigen wird.

Ein ungemein anziehendes Buch für die Jugend, besonders für Knaben, ist die Erzählung „Theo Wesierhoit“, die von den Schicksalen eines trefflich veranlagten, aber unbändigen Knaben handelt, der von einem kurzsichtigen Vormund unter die Maler gesteckt wird, ohne daß er genügende Begabung und Lust und Liebe zur Kunst gehabt hätte. Es gibt in diesem Buche eine Fülle von Abenteuern, Gefahren und Scharmützeln, die das Entzücken einer Knabenseele bilden. Aber auch von ernsthaften und hohen Dingen aus Geschichte und Kunstgeschichte, besonders der niederländischen Malerei, wird mit großer Sachkenntnis und Treue berichtet, und der aufmerksame Leser wird hohen geistigen Gewinn aus diesem so lebendig, frisch und munter geschriebenen Buche schöpfen.

Diese sechs Bändchen sind sämtlich im Verlage von J. P. Bachem in Köln erschienen und wie alle aus dieser hoch angesehenen Offizin hervorgegangenen Werke gediegen und vornehm ausgestattet. Der Preis für das hübsch in Leinen gebundene Exemplar beträgt nur 2,50 M. — Im Auftrage des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen schrieb die unermüdliche Dichterin eine Reihe allerliebster kleiner Märchen und Geschichten, die zum Teil in den „Erzählungen“ für Schulkinder[1]) erschienen sind. In der „Jugendbücherei“ des Allgem. kath. d. Lehrerinnenvereins erschien zudem aus der Feder von Hedwig Dransfeld das hübsch geschriebene Büchlein „Mutterstelle“, worin in ergreifender Weise von einem kaum der Schule entwachsenen Mädchen erzählt wird, das an Stelle der toten Mutter die kleinen Geschwister erzieht, ihnen zuliebe große Opfer bringt und dem mutlosen und verbitterten Vater Trost und Stütze ist.

Der katholische Lehrerverein erwarb aus der Feder der Dichterin für den Verlag der Hermann-Hubertus-Stiftung die reizvolle Erzählung „Die Seeschwalben“. (München, Kommissions-Verlag von Seyfried u. Cie., erschien in zwei Ausgaben wie die übrigen 25 Bände der Sammlung „Jugendperlen“. In Prachtband à 2 M., in starkem Bibliothekband à 1,40 M.)

In dieser Geschichte führt die Verfasserin ihre Leser auf eine einsame Insel der Nordsee. Dort haben zwei schiffbrüchige Waisen, „die Seeschwalben“, Aufnahme bei braven, aber rauhen Schiffersleuten gefunden, und ihre Verlassenheit, ihr Heimweh nach dem Lande ihrer Geburt, ihre Seelenkämpfe werden mit tief ergreifender Lebhaftigkeit geschildert. Die Erzählung hat trotz der reich darin verstreuten, mit Künstleraugen geschauten und mit farbenfrohem Pinsel gemalten Bilder von See und Strand für den mitfühlenden und miterlebenden Leser stellenweise etwas fast unerträglich Drückendes, und man atmet ordentlich auf, wie endlich durch die bessere Einsicht ihrer edeln Wohltäterin das Geschick der armen Kinder sich zum Guten wendet. Durch diese wie durch alle Dransfeldschen Geschichten geht der scharf ausgeprägte Zug einer verständnisvollen, wehmütigen Anteilnahme an den Schicksalen verwaister, unverstandener oder ganz verlassener Kinder. Ueberraschend ist auch der Dichterin Verständnis für die Knabenseele. Mit eigentümlicher Intuition weiß sie sich in solch ein junges, überschäumendes, keck-trotziges

[1]) Diese Heftchen „Erzählungen für Schulkinder“, herausgegeben im Auftrage und unter Mitwirkung deutscher Lehrerinnen und Jugendschriftstellerinnen von Hedwig Dransfeld, seien hiermit der Aufmerksamkeit von Schulen, Pensionaten und Vereinen bestens empfohlen. Bei einem ungläublich billigen Preise (16-seitig à 5 Pfg., achtseitig à 4 Pfg.) bieten sie nur Vortreffliches. Eine stattliche Reihe tüchtiger Mitarbeiterinnen außer der Herausgeberin bürgen dafür. Ich nenne nur: Handel-Mazzetti, Brandis-Zetion, L. Rafael, Emy Gordon, Freiin v. Lilien, Jos. Grau, M. Freericks, Antonie Jüngst, M. Ludolff-Huyn, Helene Pagès, Adelheid Nachtweih, Maria Hohoff.

Knabengemüt hineinzuleben. Man hat überhaupt bei ihr überall den Eindruck, daß sie unmittelbar wiedergibt, was sie im frischen, echten Leben geschaut.

Bei so vielen und großen Vorzügen der Schreibweise wäre es verwunderlich, wenn sich nicht hier und da Mängel zeigten. So wirkt, um eins zu erwähnen, die allzu häufige Anwendung des Präsens, namentlich bei der Schilderung alltäglicher Dinge, im gemächlichen Fluß der Darstellung ermüdend, so wirkungsvoll der Gebrauch dieser Zeitform bei gesteigertem Affekte sonst ist. — Die Aufzählung der Jugendschriften von Hedwig Dransfeld wäre unvollständig, wollte man nicht ihrer hübschen poetischen Gabe: „Il Santo" gedenken, sowie ihrer kleinen Gedichtsammlungen: „Weihnachtsfeier in Schule und Haus" und „Das Buch der Wünsche". Ihre neueste Gedichtsammlung „Erwachen" wurde bereits in Heft III dieses Jahrgangs besprochen.

Il Santo (Paderborn, Junfermann), ein feines Büchtein in künstlerischem Einband, enthält einen bunten Kranz duftender Blüten in gebundener und ungebundener Rede zu Ehren des großen heiligen Nothelfers Antonius von der Dichterin Hand gewunden. Nicht nur der Jugend und dem Volke, auch dem gläubigen Gebildeten werden diese hübsch geschriebenen Erzählungen und Gedichte zu Herzen gehen.

Die kleine Gedichtsammlung „Weihnachtsfeier in Schule und Haus" liegt in 2. Auflage vor. (Nr. 16 der „Kleinen Bibliothek", Hamm, Breer und Thiemann. Preis jeder Nummer 30 Pfg.) Sie enthält Beiträge zu Deklamationen bei Krippen- und Weihnachtsfeiern in Schule und Haus. Wir finden hier wohlklingende Namen wie: Eichendorff, Hensel, Reinick, Prutz, E. Ringseis, Leo van Heemstede, Bone u. a. Hübsch und stimmungsvoll sind Hedwig Dransfelds Gedichte: „Die heilige Nacht" S. 28, „Advent" S. 37 u. a. m. Hervorgehoben zu werden verdienen außerdem die „Cantaten" von Bone. Lieder von E. Ringseis, Anton Müller, Bruder Norbert und das Weihnachtslied des Gottessängers Leo van Heemstede (S. 51), das in seiner edeln Einfachheit, poetischen Schönheit und Herzlichkeit an die Singweise des liebenswürdigen Dichters der Trutznachtigall gemahnt.

Nr. 35 und 36 der „Kleinen Bibliothek" bilden zusammen das „Buch der Wünsche". Es enthält eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten zum Gebrauch bei allen möglichen Veranlassungen und Festen des Lebens in Schule und Familie. Die Herausgeberin hat die meisten Gaben beigesteuert, die alle auf den kindlichen, die meisten auch auf einen poetischen Ton gestimmt sind. Ich nenne nur das schöne Gedicht: „Zu einer Papstfeier", „Bei Todesfällen", „Herr, den du liebst". Von fremden Jugenddichtern sind u. a. in diesem Bändchen vertreten: L. Hensel, R. Koch, V. Blüthgen, J. Lohmeyer, Güll, Bone, Fr. W. Weber, C. Peregrina. Ganz allerliebst sind die kleinen Festspiele und Reigen der Blumen, Vögel, Sterne, Heinzelmännchen, der Jahres- und Tageszeiten, der Monate, alle von der Herausgeberin gedichtet. Wer zu Festspielen etwas recht Poetisches, dem kindlichen Sinn Entsprechendes sucht, findet in diesem Büchlein eine reiche Auswahl. Den Schluß bilden Stammbuchverse, geschickt ausgewählt aus Aussprüchen unserer größten Dichter. Die von der Herausgeberin selbst gedichteten Lebenssprüche sind ganz vortrefflich.

Ein weiteres Bändchen (Nr. 12/13) dieser Sammlung, „Der gute Ton für die heranwachsende Jugend" ist gerade in der letzten Auflage vergriffen und wird binnen kurzem neu erscheinen. — Wir wünschen der Dichterin zum Schlusse ein herzliches Glückauf zu weiterem erfolgreichen, gesegneten Schaffen!

Der Indikator.

Von Dr. Heinrichs-Köln.

Für jede öffentliche Bibliothek ist die Form des Ausleihebetriebes von besonderer Wichtigkeit. Soll eine neue Bibliothek gegründet oder eine bestehende dem Publikum besser zugänglich gemacht werden, so ist die Auswahl eines guten Ausleihesystems eine der ersten Fragen, die der Bibliothekar sich zu überlegen hat. Es gibt kein absolut bestes System; aber als eine der besten Ausleihevorrichtungen hat sich der Indikator, wo er eingeführt wurde, stets bewährt. Er wurde zuerst an englischen Bibliotheken in Gebrauch genommen und zu sehr vielseitiger Verwendungsfähigkeit ausgebildet. Seit einigen Jahren wird der Apparat auch in Deutschland an der Heimannschen Bibliothek in Berlin und an mehreren Volksbibliotheken der Stadt Köln benutzt. Die in Köln verwendete Einrichtung möge im folgenden erläutert werden.

Neben dem Ausgabeschalter einer Volksbibliothek befindet sich eine Glastafel, hinter welcher in senkrechten Kolonnen zu je 100 die Nummern aller Bibliothekbände sichtbar sind. Jedes Nummerplättchen ist 3,5 cm breit und 1 cm hoch. Es enthält die Nummer — der besseren Lesbarkeit wegen — in weißem Druck auf blauem Grunde. Auf den ersten etwa 3000 Plättchen steht vor der Nummer der Buchstabe A, auf den folgenden in geringerer Zahl die Buchstaben B bis E, entsprechend den fünf Abteilungen, in welche die Bibliothek eingeteilt ist.

Schon bei flüchtigem Anſehen fallen Lücken in der Numerierung auf. Ein Teil der Plättchen iſt leer und weiß, andere ſind mit einer der vier Farben: rot, gelb, roſa oder grün bedeckt. Eine Bemerkung auf der erſten Seite des in den Händen der Leſer befindlichen Bücherverzeichniſſes gibt hierüber Auskunft. Sie lautet: „Der neben der Bücherausgabe befindliche Indikator gibt an, ob ein Buch vorhanden oder ob es ausgeliehen iſt. Iſt die Buchnummer ſichtbar, ſo iſt das Buch vorhanden, iſt ſie bedeckt, ſo iſt es nicht vorhanden.“

Der Indikator leiſtet damit ſowohl dem Leſer, wie dem Ausgabebeamten einen weſentlichen Dienſt. Früher kamen die Leſer zur Bibliothek mit einem ſogenannten Wunſchzettel, auf welchem ſie die Nummern der verlangten Bücher aufgezeichnet hatten, und zwar möglichſt viele, um ſicher wenigſtens eines zu erhalten. Der Bibliothekdiener ging dann mit dem Zettel an den Regalen vorbei um nachzuſuchen, und oft genug kam es vor, daß nach langem Suchen der Zettel mit der Bemerkung, es ſei nichts vorhanden, zurückgegeben werden mußte. Jetzt hingegen kann der Leſer ſelbſt am Indikator nachſehen und ſich nötigenfalls aus dem mitgebrachten Bücherverzeichniſſe am Indikator ſelbſt ein vorhandenes Buch ausſuchen, welches ihm dann ohne weiteres verabfolgt wird. Das bedeutet eine große Erſparnis an Zeit und Mühe für Beamte und Publikum.

Um den Zuſammenhang zwiſchen dem Indikator und der Bibliothek zu verſtehen, bedarf es einer ausführlichen Beſchreibung des Apparates. Wir begeben uns daher an die innere Seite der Bücherausgabe. Dort finden wir das gleiche Bild, wie außen: dieſelben Nummern in denſelben Kolonnen, nur hier nicht mit einer Glasplatte bedeckt, ſondern frei zugänglich, und die erſte Kolonne mit A 1 bis A 100 natürlich rechts, weil wir uns an der Rückſeite des Indikators befinden. Die Nummerplättchen aber liegen nicht anſchließend übereinander, ſondern ſo, daß zwiſchen je zweien ein etwa $^1/_2$ cm weit klaffender Spalt ſchräg abwärts verläuft. Zieht man eine Nummer heraus, ſo bemerkt man, daß ſie nur das obere Ende eines 10 cm langen, $3^1/_2$ cm breiten, kräftigen Kartonſtreifens iſt, der an ſeinem unteren Ende, jedoch nach außen aufgedruckt, dieſelbe Nummer, wie oben trägt. Dieſer äußere Aufdruck iſt die dem Publikum ſichtbare Nummer. Nimmt man ſo alle Nummern heraus, ſo beſteht der Indikator nur noch aus den die Kolonnen begrenzenden, ſenkrechten Mahagonileiſtchen, zwiſchen welchen ſchräge Blechplättchen dachziegelförmig übereinander gereiht ſind. Jedes Blechplättchen trägt am unteren Ende einen kleinen aufwärts gebogenen Vorſprung, der verhindert, daß die Nummerkartons und ſonſtige Einlagen an die Glasplatte ſtoßen oder herunterfallen.

Stellen wir uns nun vor, wie der Indikator vor der Eröffnung einer neuen Bibliothek zum Gebrauche hergerichtet wird. Alle Bücher haben Umſchläge und tragen den Abteilungsbuchſtaben und ihre Nummer auf einem weißen, dem Rücken aufgeklebten Zettel. Nach den Abteilungen, und in dieſen nach den Nummern geordnet ſtehen ſie, auch etwa je 100 in einer Reihe, in den Regalen. In die Herrichtung des Indikators teilen ſich nun zwei Beamte. Der eine nennt am Regal der Reihe nach die vorhandenen Nummern, der andere läßt, an der erſten Indikatorkolonne rechts, von oben anfangend die Nummerkartons in die Indikatorſpalten gleiten. Hört er, daß eine Nummer unbeſetzt iſt, ſo kehrt er den Karton ſo um, daß ſowohl oben vorne, wie unten auswärts die leere Papierfläche zum Vorſcheine kommt. So wird fortgefahren, bis der ganze Indikator gefüllt iſt. Dann iſt der Apparat zum Gebrauche fertig; er gibt das Bild der geordneten Bibliothek genau wieder.

Dieſes Bild muß nun auch im Ausleihebetriebe fortwährend ſo erhalten bleiben, daß die außen ſichtbaren Nummern den anweſenden Bibliothekbeſtänden andauernd entſprechen, bezw. daß die Nummern der nicht mehr vorhandenen Bücher außen bedeckt und innen in irgend einer Weiſe beſonders gekennzeichnet werden. Ferner muß die Kennzeichnung der fehlenden Bücher eine ſolche ſein, daß der Bibliothekbeamte an der Innenſeite des Indikators ohne Aufenthalt und Umſtände ſofort alles feſtſtellen kann, was er von dem Verbleib der betreffenden Bücher wiſſen muß, daß ſich alſo jede weitere Kontoführung über den Ausleihebetrieb dadurch erübrigt.

Wie dies alles in einfacher Weiſe erreicht wird, erfahren wir, wenn wir die weiteren

zum Indikator gehörigen Bestandteile ansehen. Neben dem Schalter steht ein Tischchen, unter dessen aufgeklapptem Deckel mehrere hundert senkrechte Fächer sichtbar werden. Darin befinden sich zu je fünfen einige tausend Kartonstreifen von 10,4 cm Länge und 3 cm Breite. Dieselben sind in verschiedener Weise gekennzeichnet. Die meisten haben farbige Enden; die Farben sind an einem Ende vorne grün, hinten rosa, am anderen vorne gelb, hinten rot. Diese Karten sind von 1 bis etwa 2000 so numeriert, daß dieselbe Nummer je viermal, nämlich einmal auf jedem Farbenende einer Karte vorkommt. Ein Rest von etwa 100 farbigen Karten trägt keine Nummer, ist aber auf jedem Farbenende mit einem schrägen Kreuze versehen. Andre Karten haben schwarze Enden mit weißem Aufdruck: „beschädigt", „abgelegt" u. a. Wir wollen die numerierten Karten kurz Leserkarten, die bekreuzten Mahnkarten, die übrigen Fehlkarten nennen. Alle Karten passen in die Spalten zwischen zwei übereinanderstehenden Nummerplättchen des Indikators und ragen, wenn sie hier eingesteckt sind, 4 mm über den oberen Rand der darunter befindlichen Indikatornummer hervor, während sie die außen sichtbare gleiche Nummer durch Bedeckung unsichtbar machen.

Die Bedeutung der Farben erklärt ein am Schalter aufgehängter Wandkalender. Auf diesem sind die Wochen des Jahres abwechselnd durch die Farben der Kartenenden bezeichnet. Es ist also die erste, fünfte, neunte usw. Woche grün, die zweite, sechste, zehnte usw. rosa, die dritte Woche gelb, jede vierte rot übersärbt und zwar so, daß der Montag jedesmal als der erste mit neuer Farbe beginnende Wochentag erscheint. Werden nun, wie dies tatsächlich geschieht, die Leser- und Mahnkarten in solcher Weise verwendet, daß in jeder Woche das mit der Wochenfarbe übereinstimmende Kartenende in bestimmter Weise zur Geltung kommt, so ist damit gekennzeichnet, in welcher von irgend vier aufeinanderfolgenden Wochen die Verwendung der betreffenden Karte stattfand.

Mit der Beschreibung des Indikators und seines Zubehörs sind wir nun zu Ende; hoffentlich ist dem geneigten Leser die Sache nicht „zu bunt" geworden. Jedenfalls gestaltet sich der Ausleihebetrieb viel einfacher als die anscheinende Kompliziertheit des Apparates es vermuten läßt.

Um den Betrieb zu beobachten, begeben wir uns an einem beliebigen Tage an die Innenseite des Schalters. Es möge der vierte Tag (Donnerstag) einer „roten" Woche sein. Der erste, der sich meldet, ist ein neuer Leser, der bisher noch keine Bücher erhielt. Ueber die Aufnahmebedingungen gehen wir hier hinweg und erwähnen nur, daß der Leser zwei auf seinen Namen ausgestellte Erlaubniskarten besitzt, welche etwa die Nummern 528 und 529 tragen und mit diesen Nummern ins Leserverzeichnis der Bibliothek eingeschrieben sind. Auf jede Erlaubniskarte kann er ein Werk entleihen und darf dieses dann drei Wochen lang behalten; auf die zweite Karte werden aber nur Bücher belehrenden Inhaltes ausgegeben. Nachdem der Leser sich am Indikator umgesehen hat, gibt er seine beiden Erlaubniskarten ab und verlangt die Werke A 105/6 und B 82/84. Während der Diener die Bände herbeiholt, entnimmt der Ausgabebeamte dem Kartentische die Leserkarten 528 und 529, hält sie so vor sich, daß das rote Ende oben ihm zugewendet ist und notiert mit Bleistift unmittelbar unter dem Ende auf vorgedruckter Liniatur den Vermerk 4 A 105/6 bezw. 4 B 82/84. Dann läßt er die so gezeichneten Leserkarten aufrecht mit rot nach vorne in die Spalten des Indikators über A 105 bezw. B 82 gleiten und, da das erste Werk zweibändig, das zweite dreibändig ist, fügt er in den darunter liegenden Spalten der Nummern A 106 bezw. B 83 und B 84 noch weiße Kartenstreifen von gleicher Länge wie die Leserkarten hinzu. Dann erhält der Leser Bücher und Erlaubniskarten, und dieser Betriebsvorfall ist einstweilen erledigt.

Ein zweiter Leser bringt Bücher zurück, etwa A 15 und C 24. Die Leserkarten werden aus den betreffenden Indikatorspalten hervorgenommen und, wenn der Leser einstweilen keine neue Bücher haben will, in den Kartentisch zurückgestellt; andernfalls verfährt der Beamte wie vorhin.

Ein dritter Leser bringt ein beschädigtes Buch. Er zahlt den für die Wiederherstellung erforderlichen Betrag, und seine in der Indikatorspalte des Buches befindliche Leserkarte wird dort solange durch Fehlkarte mit der Aufschrift: „Beschädigt" ersetzt, bis

das Buch wieder einstellungsfähig geworden ist.

Ein vierter Leser meldet den Verlust eines Buches. Kennt er dessen Nummer nicht mehr, so kann dieselbe entweder nach dem Titel aus dem Bücherverzeichnis ermittelt werden, oder man sucht an den hervorstehenden Enden der eingesteckten Leserkarten die Nummer des betreffenden Lesers und ersetzt die so aufgefundene Leserkarte durch Fehlkarte mit Vermerk: „abgelegt". Selbstverständlich kann jeder Leser, der seiner Ersatzpflicht genügt hat, sofort neue Bücher entleihen, wozu dann seine freigewordenen Leserkarten wieder benutzt werden.

Ein fünfter Leser wünscht das Buch A 74 vorauszubestellen, welches er mehrmals nicht erhielt, weil es verliehen war. Er setzt dann seine Adresse auf eine mit vorgedruckter Benachrichtigung versehene Postkarte und der Beamte schiebt in die Spalte A 74 hinter die dort befindliche Leserkarte eine leere weiße Karte, auf welcher er nur die Nummer des Bestellers notiert hat. Bringt dann der bisherige Entleiher das Buch A 74 zurück, so fällt beim Herausnehmen seiner Leserkarte die Bestellkarte sofort ins Auge; die Postkarte wird an demselben Abend abgeschickt und am anderen Tage kann der Adressat das für ihn einen Tag lang zurückgestellte Buch abholen.

Diese Beispiele dürften genügen, um den Geschäftsbetrieb am Indikator klarzulegen. In allen den genannten Fällen verschwindet beim Einstecken der Karte die Nummer des betreffenden Buches an der Außenseite, und das Buch kann somit nicht verlangt werden, bis die Karte wieder herausgenommen ist. Gleichzeitig wird dieselbe Nummer des Indikators innen durch das hervorstehende Ende der Einsteckkarte so gekennzeichnet, daß der Bibliothekar alles dort ablesen kann, was er vom Verbleib des Buches wissen muß. Es ist klar, daß durch die so erzielte fortwährende Uebereinstimmung des Indikators mit der Bibliothek Revisionen der letzteren außerordentlich erleichtert, ja in gewisser Hinsicht — infolge des Betriebes selbst — unnötig werden. Der Indikator ist eben andauernd ein getreues und übersichtliches Abbild des Bücherbestandes, welches durch die ihn benutzenden Leser schon auf seine Richtigkeit hin kontrolliert wird.

Es bleibt nun noch eine anscheinende Schwierigkeit hinsichtlich der bunten Enden der Leserkarten zu besprechen. Angenommen nämlich, ein in der „roten" Woche entliehenes Buch bleibe länger als drei Wochen aus, wie kann dann in der nächstfolgenden „roten" Woche der Bibliothekar wissen, welches die richtige Entleihungswoche des betreffenden Buches war, da jetzt doch wieder die Leserkarten mit oben sichtbarem „rot" eingesteckt werden müssen? Die Antwort erhalten wir, wenn wir uns an einem Sonntage, der ja für unsere Farbenwochen jedesmal der letzte Wochentag ist, zur Bibliothek begeben. An jedem Sonntag werden nämlich die überfälligen Bücher, deren Einsteckkarten daran kenntlich sind, daß sie mit der Farbe der viertvergangenen Woche hervorragen, durch Mahnpostkarte von den Lesern zurückgefordert. Die geschehene Mahnung wird sofort im Indikator dadurch notiert, daß vor die betreffende Leserkarte eine gleichfarbige Mahnkarte eingesteckt wird. Das schwarze Kreuz der Mahnkarten kennzeichnet sodann für die Folge diese Büchernummern gegenüber denjenigen, die in der folgenden Woche ausgeliehen werden, solange, bis die Mahnung Erfolg hat und das betreffende Buch zur Bibliothek zurückgebracht wird.

Zum Schlusse unserer Erörterungen über den Indikator sei bemerkt, daß der Apparat nicht gerade billig ist und in Deutschland bis jetzt nicht hergestellt wird. Man bezieht ihn von Cotgreave's Indicator Ltd., Fletchers Chambers, Corporation Street, Birmingham oder von der Library Aids Co., London E., Romford Road. Die Kosten betragen einschließlich Aufstellung usw. etwa 150 M. für je 1000 Nummern.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelanführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Gedichte von Eduard Hlatky. Münster, 1904, Alphonsusbuchhandlung 211 S. Eleg. gebd. 3 M.

Der Dichter des Weltenmorgen ist heute wohl in den breitesten Kreisen bekannt. Als er vor einigen Jahren die trefflichen Szenen „An der Schwelle des Gerichtes" schrieb, in denen er die von irdischen Ehren entblößte Menschheit vor dem Engel des ewigen Richters zittern ließ, da mußte man mit starker Teilnahme seinen Gestalten folgen, denn die Wirkung

einzelner Szenen war einfach erschütternd. Heute erhalten wir von dem greisen Dichter einen starken Band in lyrischer Fassung. Mit dem Zorn eines für Gottes Ehre eifernden Propheten zieht er in starken Worten gegen Loge und Judentum, gegen Betiat und Mammon zu Felde. Härten und starken Prosaismen scheint er mit Absicht nicht aus dem Wege zu gehen. Oesterreicher, denen manches Rügetied auf den Leib geschrieben sein mag, werden sich des mannhaften Streiters von so bedeutendem Rufe freuen. Es wird aber auch mancher sein, dem dies stark potitisch gefärbte Lied nicht gefällt. Ich muß gestehen, daß ich zu diesen Leuten gehöre. Mir will die geringe Mäßigung nicht zusagen, die sich ein Dichtrr, der doch künstterisch wirken will, auferlegen muß. Muß; denn sonst wird sein Lied agitatorisch, im Sinne eines Parteitantus. In vielen Strophen tebt dichterisches Empfinden, das soll nicht verschwiegen sein; aber als Ganzes die Gedichte zu genießen, wollte mir nicht gelingen. Wer mit weniger literarischen Ansprüchen bei der Lektüre eines Dichters austommt und der zornigen Begeisterung oietes nachzusehen vermag, wird ja auch Hlatkys Gedichte gern zur Hand nehmen, der trotzdem ein bedeutender Geist ist und bleibt.

Cötn. Laurenz Kiesgen.

Schlichte Spende. Gedichte von P. Timotheus Kranich O. S. B. kl. 8°, 104 Seiten. Münster, 1904, Alphonsusbuchhondlung. Pr. gebd. 2 M.

Das Wort schlicht tann sich jedenfalls nicht auf die äußere Ausstattung des Bändchens beziehen; denn diese ist in seinem Druck, Papier und Einband eine vorzügtiche Leistung des Vertags. Der Inhatt ist in dem Sinne schlichte Poesie, als das Einfache, allem Ueberschwenglichen und Geschraubten Feindliche meist auch das Poetisch-Schöne schlechthin ist. Wir tauschen den Tönen herzticher Freude, die ein gottliebendes Gemüt über die Schönheiten der Welt empfindet, und werden mit dem frommen Sänger bewegt zu dem Schöpser all dieser Wunder aufbticken. Keine leidenschaftlich schluchzende Nochtigall, aber ein liebenswerter Fink, der mit kräftiger Strophe seine Stelle im Frühlingskonzerte deutscher Sänger würdig vertritt. Möchten seinem Liede zahlreiche Zuhörer beschieden sein.

Cöln. Laurenz Kiesgen.

Die Geschwister. Von Hugo Bertsch. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. Achte Auflage. Stuttgart, 1904. Cotta. 220 S. Preis ungeb. Mk. 2,50.

Ein im hohen Grade merkwürdiges Buch wird uns hier, dank der läligen Mithütse Wilbrandts, aus Amerika geboten. Ein Arbeiter, Hugo Bertsch in Brooklyn bei Neuyork, ist der Verfasser. Seine Wiege hat freilich dort nicht gestanden; tief ist ihm eingewurzelt die Liebe zur deutschen Heimat, zu den Bergen und Tannen des Schwarzwaldes. Und auch das schwärmerische, weiche Gemüt der Schwarzwälder. der mächtige Drang nach Hohem, Dnnklem und Unbekanntem ist dem Kind der Berge in Amerita nicht vrrloren gegangen. Ja, diesr Mitgift hat sich unter dem Druck rechl schwieriger Lebenslagen erst recht entwickelt. Die Schwarzwälder Dorfschule, die Bertsch befucht hatte, war das einzige Fundament seiner Bildung, sie muß ohne Zweifet eine gute Schule gewesen sein, sonst hätte sich Bertsch nicht zu dem entwickeln tönnen, was er geworden ist. In Amerika hat Bertsch nacheinander als Farmer, Bergmann, Holzhacker gearbeitet und unter diesen gewiß nicht günstigen Bedingungen aus innerstem Drang sich selbst durch Lesen und Studieren in den wenigen Freistunden weiter zu bilden gesucht, bis es auf einmal über ihn kam mit unwiderstehlicher Gewatt, das niederzuschreiben, was seinen lebhaften Geist beschäftigte, was sein warmes Herz so heiß schlagen tieß. In seiner Arbeiterseele wohnt eine reiche Fülle von Geist, Beredsamkeit, Humor, Tiefsinn bis zum Grübeln, von Phantasie und weichem, tiefem Empfinden. Aber das, was man Technik nennt, fehltr dem Arbeiter, diesem strebsamen Autodidakten. Eine glücklichr Fügung war es, daß Bertsch es wagte, sein erstes größeres Werk der Rezension Adotf Wilbrandts zu unterwerfen. Witbrandl schildert setbst in der Einteitung des Buches, wir er erstaunt gewesen sei bei der Lettüre über „die Verbindung von hohem Seelenschwung und Geistesflug mit der ungeschutten Unbehilflichkeit". Er hat sich des großen Talentes feeundtich angenommen und es, wenn man so sagen will, geschult, das schöne Resultat ist das vortiegende Buch. „Noch nie," so sagt Wilbrandt in einem Schtußurteil, „hat ein Mrnsch des »oierlen Standes« mit so geist- und seetenvoller, hochaufflammender Beredsamkeit für die Rechte dieses leidenden Standes und gegen das Babel der Zeit gestritten, wie Bertsch in diesem Buch." Wie weit jedoch das Buch in seinen Hauptbestandteiten von Bertsch herrührt und wieviel der Mitarbeit Wilbrandts zufällt, ist einr ungelöste Frage.

Bertsch eröffnet sein Buch, das er „Die Geschwister" nennt, mit einer Einleilung „Das verschollene Grab", die, ganz charakteristisch, alle seine Vorzüge, aber auch die durch seinen Lebensgang bedingten Schwächen enthält: Vorliebe zum Nachdenken und Nachgrübeln, wobei sich der Manget einer „Schule" bemerkbar macht, startes Pathos, das ungezügelt bis zur Phrase werden tann, feines Empfinden für die Reize der Natur, Weichheit des Gemütes, die sich bis zur Sentimentalität steigern, starke Phantasie, die ausschweifend werden kann, und endlich frines Sprachgefühl. Sie bestätigt auf das deutlichste das vorhin erwähnte Urteil Wilbrandts über den ersten Eindruck der Lektüre der schriftstellerischen Versuche Bertschs. Um so mehr ist anzuerkennen, daß Bertsch in der Entwicklung seines Buches viel Selbstzucht und zwar zumeist mit Erfolg versucht hat. An diese Einleitung reihen sich Briefe, die sich die beiden Geschwister Tom und Jennie, ringewanderte Deutsche in Amerita, schreiben. Es sind Geschwister, wie sie dir rauhe Wirtlichkeit nicht hervorbringen tann — und doch, Tom ist woht nichts anderes, als der leibhafte Schwärmer und Idealist, der Grübeler Hugo Bertsch, und Jenni ein weibticher Bertsch, eine überaus fein besaitete Idealgestatt, die manchen Leser und sicherlich alle Lesrinnen zu Tränen rühren wird. Es verrät in der Tat ein großes Tatent, sich so in die Seele eines edlen Weibes, einer liebenden Muttrr hineinzuversenken.

Der erste Brief Toms ist aus dem Hospital. Die Sägr, bei der er arbeitete, hal ihm dir Hand geraubt, er schreibt ooll Verzweiflung als armer, hoffnungsloser Krüppel. Was soll aus ihm, seinem Wrib und Kind werden? Die Schitderung des unglücklichen Ereignisses ist erschütternd, der Vertrüppelte endet mit dem Wutschrei: „Schlagt sie tot, die Maschine." Seine Schwester, die an einen braven, aber ganz ungebildeten Bergarbeiter verheiratet ist und schon fünf Kinder hat, die mit schwärmerischer Liebe und Bewunderung an ihrem einzigen Bruder hängt, antwortrt voll Mitleid und

Sorge; helfen kann ja auch sie in ihrer drückenden Lage dem armen Bruder nicht; aber sie kennt einen Trost: Bete, sagt sie zu dem Bruder, und schildert ihm in heiliger Begeisterung den Segen des Gebetes, des Vertrauens auf Gott. Tom, aus dem Hospital entlassen, geht beten. Nach langen Jahren tritt er zum erstenmal wieder in eine Kirche. Da ergreift während des Hochamtes den armen Krüppel die ganze Sehnsucht des Heimwehes nach der frommen Kindheit; er sieht sich wieder als Kind mit seinen Eltern in dem stillen Dorf des Schwarzwaldes. Der Kultus der Kirche übt seinen ganzen Zauber auf sein empfängliches Gemüt aus, aber er ist seinem Gott, seiner Kirche zu lange fern gewesen. Die Predigt weckt seine Zweifelsucht, seinen Spott. Seine Schwester muß es schon recht ernst ihm verweisen. In den folgenden Briefen spielt sich der furchtbare Kampf des armen Tom ab, der vergeblich nach Arbeit sucht. „Die Arbeitslosigkeit führt zur Hölle", so entwickelt er selbst einmal in seiner so beliebten, philosophierenden Art der Schwester. In dieser düsteren Verzweiflung, bei seiner wilden Phantasie grollt er dem guten Gott, von dem seine stets gleich sanfte Frau und die edle Schwester ihm predigen; hart, häßlich wird sein religiöser Spott. Die etwas lange, fast hätte ich gesagt, langweilige Schilderung über einen Besuch beim heiligen Petrus ist abstoßend, man meint durchhören zu können, daß der arme Tom auf seinem Lebensweg auch die rohen Witze und faden Spöttereien glaubensloser Arbeitsgenossen gehört hat und daß sie jetzt sein krankhaft erregtes, sonst so edles Gemüt verwirren. Ebenso denkt auch die Schwester, die sich trotz ihrer Liebe und Verehrung gegen Tom doch dazu versteht, den Bruder wegen dieser ungehörigen Dinge gründlich abzukanzeln.

Doch, da endet endlich die qualvolle Zeit der Arbeitslosigkeit. Ein Nachtwächterposten wird für einige Zeit frei. In dem freudigen Glückwunschbrief der Schwester bricht noch einmal die Zeit bei dem armen gedrückten und sorgenvollen Weibe eine Gabe ihres Herzens wieder einmal durch, es ist ein köstlicher Humor, der unter Tränen lächelt. Ihr starker Bruder Tom Nachtwächter! Das kommt ihr zu komisch vor, und sie begrüßt diese auch ihr so freudige Nachricht mit wirklich ergötzlichen Ausbrüchen des Scherzens. In den Nächten seines neuen Dienstes kommt Tom, auf das Zureden seiner Schwester, zum Schriftstellern. Die langen stillen Stunden sind ja so geeignet zum Nachdenken und Grübeln. Seine Briefe enthüllen darum auch Proben seiner oft freilich noch unklaren Philosophie. Er ringt sich aber immer mehr durch zum alten Kinderglauben. Es findet sich da ein für die Schreibweise Bertschs charakteristischer Brief, in dem er in allen möglichen Variationen das Thema behandelt: „Gott, Vater ich liebe dich". Da verliert der Arme seine Stelle, er war ja nur zur Vertretung eines kranken Kollegen angenommen worden, aber sein erstes Werk „Der Seestern" ist ja vollendet! Wird er einen Verleger finden? Er beginnt fieberhaft erregt danach zu suchen und vergißt alles andere darüber. Da stirbt, für ihn ganz unerwartet, die treue Schwester Jennie, sie hat lange gekränkelt, aber sie sagte es in ihren Briefen nicht, um den Bruder nicht zu betrüben. Ihr Mann, der durch das vortreffliche Weib geleitet und geführt worden war, verliert den Halt, heiratet eine verkommene Person, die Kinder werden mißhandelt, klagend schreibt der kleine Willie, das Ebenbild der Mutter, an den Onkel Tom — vergeblich.

Der letzte Abschnitt schildert etwas phantastisch die Befreiung der Kinder der armen Jennie durch den Onkel Tom. Er hat mit seinem ersten Buch Glück gemacht. Seine erste Sorge sind die Kinder der Schwester und ein Besuch ihres einsamen Grabes, es ist „das verschollene Grab" der Einleitung. Dort klingt alles versöhnend aus, aus tiefster Seele betet er, der seinen Herrn und Gott wiedergefunden hat, mit den Kindern für die heißgeliebte Schwester und Mutter.

Wir können uns dem Urteil Wilbrandts anschließen. Bertsch hat in seinen Geschwistern ein bedeutsames Werk geliefert, das in steigender Weise den Leser für den Helden, aber auch für den merkwürdigen Mann interessiert, der das Buch mit seinem warmen Herzblut geschrieben hat.

Für gebildete („gebildet" nicht im landläufigen, sondern in strengem Sinne genommen), gereifte Leser empfehle ich das Buch. An einigen Stellen hätte ich freilich gewünscht, daß Bertsch sich noch mehr gezügelt hätte. Ich habe das in der Besprechung angedeutet. Die Anschaffung für Volksbibliotheken ist jedoch nicht anzuraten.

Stolberg. Dr. Franz Kaufmann.

Geschichten im Schnee. Von Ernst Wichert. Dresden, C. Reißner. 249 S. Pr. geh. Mk. 3,—.

In einem Posthause ist eine Gesellschaft eingeschneit. Um die Langeweile zu vertreiben, fängt man an, sich Geschichten zu erzählen. Diese Geschichten, acht an der Zahl, sind der Inhalt des Buches. Sie sind Unterhaltungslektüre; einen höheren Anspruch machen sie nicht. Der Stil ist etwas nüchtern; doch bleibt das Interesse gespannt. Ernstlich zu beanstanden ist wohl nur folgende Stelle (S. 34): Zwei, die sich heiraten wollen und in unvernünftiger Weise davon zurückgehalten werden, haben sich schließlich vergangen. In dezenter Weise wird das erzählt. Dann aber heißt es: „Es war nichts geschehen, was Arnold bereute, im Gegenteil konnte es ihm lieb sein, daß endlich einmal etwas Entscheidendes durchgesetzt werden mußte." Dazu muß bemerkt werden: Was geschehen war, war nach dem christlichen Sittengesetz eine Sünde, und blieb es, auch wenn die angedeutete Folge an sich etwas Gutes war.

Nonnenwerth. Dr. Pfeifer.

Rhönmärchen. Kleine Geschichten von Lud. Rüdling. Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten. 144 S. Preis brosch. 0,50 M., geb. 0,60 M.

In diesen kleinen Geschichten gibt sich Rüdling als liebenswürdiger Märchenerzähler, der eine gewisse herzige Art besitzt, mit den Kleinen kindlich zu reden. Er schreibt seine Märchen eben nicht, er erzählt sie, und man kann sich schon den Großvater auf der Ofenbank vorstellen, wie er den aufhorchenden Kindern die lieben Geschichten vom Treuherz und Liebseelchen vorträgt, kindereinfältige Geschichten, die mit langatmiger Wichtigkeit beginnen: Wie Treuherz und Liebseelchen auf ihrer schönen Burg im Rhönerland lebten und über die Maßen glücklich waren; wie sich Liebseelchen für sein Brüderlein der Hexe anbietet und Treuherz erlöst usw. In gleicher Weise sympathisieren wir mit dem „Zwerglein Morgenstund". — Köstlich geschrieben und lehrreich aufgebaut ist „Die Herrgottsmühle am Rauschelboch". Kindertränen oder Kinderlachen werden in reicher Abwechslung den guten oder traurigen Ausgang der lieblichen Geschichten jedesmal quittieren. Auszumerzen wäre die allzuhäufige Anwendung der

Verkleinerungswörter. Den „Rhönmärchen“ wäre eine weite Verbreitung zu wünschen. Es ist besonders dea in der Rhön befindlichen Volksbibliotheken die Anschaffung dieses Werkchens anzuraten.

Aachen. Nanny Lambrecht.

Ohne Basis. Roman von Paula v. Bütow-Wendhausen. Mainz, Kirchheim. 272 Seiten. Brosch. 2,80 M. In eleg. Salonband 3,50 M.

„Du hast uns für dich gemacht, o Herr, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir!“ Die Wahrheit dieser Worte des hl. Augustinus, die dem Buche als Motto voranstehen, wird durch den ganzen Verlauf der Handlung erhärtet. Wir werden mitten in das moderne Leben versetzt mit seinem Hasten und Jagen nach Genuß und Wohlleben, dem vermeintlichen Glücke; aber das Herz bleibt dabei unbefriedigt, und ungestillt die Sehnsucht nach dem wahren Glücke. „Ohne Basis“ rennen die meisten Menschen dem Glücke nach, um nur Enttäuschung und Verzweiflung zu ernten, weil sie ein Glück suchen, das nicht auf der Religion basiert.

Auch der Hauptperson des Romans, der schönen und klugen Professorstochter „Metitta“, fehlte die Basis der Religion, eine Folge der Erziehung im glaubenslosen Elternhause. Eine freudlose Jugend erweckt in ihr ein verzehrendes Sehnen nach Glück; zweimal meint sie es zu erfassen; aber weder Liebe noch Kunst vermögen den Zwiespalt ihrer Seele zu beseitigen. Fast verzweifelt sie, das „große Glück“ zu finden. Zwar hatte ihr ein alter Freund schon früher geraten: „Ein starkes Gottvertrauen hilft über manches Schwere hinweg.“ Aber das Verständnis für Religion geht ihr erst in Rom auf; da gelangt sie auf eine festere Basis; da findet sie das Glück, und mit einem glücklichen Lächeln und dem geflüsterten: „Requiescat in Te!“ haucht sie ihren jungen Geist aus. — Ich muß gestehen, selten hat ein Buch einen solch tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich ausgeübt; deckt es doch mit erschütternder Tragik und zwingender Wahrheit den Krebsschaden des modernen Lebens auf und gibt das alleinige Heilmittel an, die Erkenntnis der wahren Bestimmung des Menschen: „Fecisti nos Domine ad Te!“ Das Buch sei vor allem den gebildeten Kreisen warm empfohlen!

Odenkirchen. Johann Nüßgens.

Liebe erlöst. Novelle von Hans Eschelbach. 152 S. Köln-Leipzig, Ahn. Pr. 2 M.

Nachdem Hans Eschelbach „Im Moor“ und „Die beiden Merks“ geschrieben hat, dürfte sein Ruf als künstlerischer Erzähler feststehen. Ich will nicht behaupten, daß die vorliegende Novelle einen Fortschritt für ihn bedeutet: dazu umschließt sie ein zu wenig tragisches Problem. Immerhin ist sie eine bemerkenswerte Leistung und zwar auch nach der volkserzieherischen Seite hin. Mag der Held an sich weniger glaubwürdig erscheinen (ein solcher Hyperidealist läuft heutzutage höchstens noch als Unikum herum, werden die meisten sagen), so macht ihn die Zeichnung dennoch möglich — und das genügt, der Hauptsache nach. Der Inhalt ist mit wenigen Strichen gezeichnet: Ein junger Lehrer läßt sich, aus Liebe zur Natur und zum Volke, aus einem gut dotierten großstädtischen Amte in ein schlechtbezahltes auf dem platten, reizlosen Lande versetzen, ohne daß er sich über den neuen Posten rechtzeitig erkundigt (!). Just vor seinem alles andere als Triumphatoreinzuge lernt er die Dame seines Herzens kennen. Im „neuerwachten Gefühle“ leistet er bald Anerkennenswertes als Jugend- und Volkserzieher, macht Dummheiten (nur die klugen Leute „machen“ solche — die anderen sind dumm), korrigiert sie einigermaßen, schwingt sich vom bescheidenen Autor zum brillant bezahlten Redakteur ziemlich plötzlich empor und kehrt, gereift und keineswegs verschlechtert, in die Großstadt, den künftigen Boden seines Ehe- und Arbeitglückes, zurück. Man muß ihm gut sein, dem Helden — wie dem Buche selbst, das prächtige Szenen aus dem Volks- und Kindesleben umschließt

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Eremos, „Fahrt nach dem Frieden“. Verlag von Friedr. Pustet, Regensburg. 273 Seiten. Preis Mk. 2.

Das Werkchen bringt die Tagebuchaufzeichnungen eines gemütvollen Wanderers, der auf der Fahrt nach dem Frieden seine Seelengeschichte enthüllt. Die ganze Handlung, die eigentlich gar keine Handlung, sondern nur ein Zusammenreihen von Episoden ist, verläuft auf italienischem Boden, in italienischer Farbenglut und Stimmungsmalerei. Auf diesem glänzenden Hintergrunde spielt sich indessen keine trockene Betrachtungsgeschichte ab. Was und wie der Erzähler schaut, wie er vergleichende Einblicke nimmt in die Welt und sich selber, das liest sich nicht nur anregend, sondern auch aneifernd. Es ist die Geschichte eines irrenden Wanderers, der ein halbes Menschenalter im gewohnheitsmäßigen Glauben dahinschritt und dann unter den armen Kampagnolenkindern, die von Gott und vom Beten wenig oder gar nichts wußten, segensreich wirkte. Seine Fahrt nach dem Frieden endete in der Bergeseinsamkeit des Klosters Camaldoli. Die Reminiszenzen, welche die Erzählung wie ein duftiges Gerante umwogen, sind wertvolle Beiträge in erbauender geschichtlicher und landschaftlicher Hinsicht. Man wird gut daran tun, auch der reiferen Jugend das Werkchen in die Hand zu geben. Herz und Geist und nicht minder der Phantasie ist reiche Nahrung geboten.

Aachen. Nanny Lambrecht.

Kath. Volksbibliothek! Neue Veröffentlichungen. München, Seyfried u. Co. Preis 10 Pf. pro Nummer von 64 Seiten, pro 100 Bändchen 8 M. franko, pro sämtliche bis jetzt erschienenen 200 Nummern 15,50 M. franko.

„Der Inhalt sämtlicher Bändchen ist von berufener Seite sorgfältig geprüft, steht auf positiv katholischen Grundsätzen, ist durchaus sittenrein, bildend und unterhaltend.“

„Jene Bändchen, welche in dem Verzeichnisse mit einem * versehen sind, eignen sich besonders für die Jugend und können derselben unbedenklich in die Hand gegeben werden. Die übrigen Bändchen bilden mehr eine Lektüre für das Volk und die reifere Jugend.“

Diese beiden Leitsätze des Katalogs kann man der Hauptsache nach getrost unterschreiben. Die Erzählungen in den uns zugesandten, neu herausgegebenen Bändchen 176—192 sind sämtlich sittenrein, und die für die Jugend bestimmten, im Katalog mit * versehenen (warum nicht zugleich auch auf dem Umschlag jedes Heftchens?) in pädagogischer Hinsicht im ganzen einwandfrei. Dafür bürgen die Redaktion, die in den Händen des Charherrn Langthaler von St. Florian ruht, wie die Verfasser selber, darunter: Chr. v. Schmid, Stifter, Isabella Braun, Kolping, E. Giehrl, O. v. Schaching, Th. Messerer, Koneberg.

Die Nummern 182—190 umfassen die Erzählungen: Granit, Turmalin, Katzensilber, Kalkstein, Bergkristall und Bergmilch von Adalbert Stifter. Es wäre überflüssig, ein weiteres Wort zu ihrem Lobe zu sagen, zumal Stifter schon in diesen Blättern gewürdigt wurde.

In Nr. 176, 177, 178 erzählt uns die ewig junge Isabella Braun neun allerliebste kleine Geschichten mit solcher Herzlichkeit, Frische und inneren Wahrheit, daß man sie ordentlich miterlebt und sich unwillkürlich bedenkt, ob man nicht solche Kinder, wie die hier geschilderten, gekannt habe, und ob die Geschehnisse nicht etwa der eigenen Jugend entnommen seien. Einige dieser kleinen Erzählungen haben wirklich künstlerischen Wert in ihrer plastischen Darstellung, treffsicheren Charakterzeichnung, gemüt- und poesievollen Naturschilderung. Aus allen spricht ein edles Frauengemüt, eine kinderliebende Seele, und darum sind vor allem die armen verlassenen, unterdrückten und verkannten Kinder die Hauptheldeu der Geschichten. Ergreifend ist beispielsweise „der Waisenknabe (Nr. 176)", worin von den Leiden eines armen, geduldigen Knaben erzählt wird. Bei den rauhen, ganz verarmten Schustersleuten, die den kleinen Joseph auf Gemeindekosten aufziehen, hat er nichts kennen gelernt als Verachtung, Hunger und Mißhandlung. Und doch — als sich ihm endlich im Hause des Lehrers ein glückliches Heim bietet, zieht er in seinem treuen, geduldigen Sinn vor, bei den armen Leuten auszuhalten. Er hat sich ja gewöhnt, in ihnen Vater und Mutter zu sehen, und ihr jüngstes Kindchen, das er warten muß, ist ihm ans Herz gewachsen. Die Liebe des armen Knaben besiegt endlich die starren Herzen der Pflegeeltern: sie erkennen, welchen Schatz sie in dem Waisenknaben haben und halten ihn nun wie ihren eigenen Sohn. Psychologisch ungemein anziehend und doch ganz kindlich in der Darstellung ist auch die Erzählung „Am Weiher" im gleichen Bändchen. Es wird sie niemand ohne innere Ergriffenheit lesen können.

Aus Bändchen 177 nennen wir als pädagogisch besonders wertvoll: „Vom Schusterspiel." Sehr hübsch und frisch geschrieben sind auch die beiden anderen Erzählungen dieser Nummer: „Ehrlichkeit" und „Jung und alt."

In Nr. 178 ist die wertvollste Erzählung die „Frühlingsgeschichte der Seele"; „Ein Blumenraub" scheint mir ein wenig an Sentimentalität zu streifen.

Kurz und gut: man legt kein Büchlein von Isabella Braun aus der Hand, ohne zu wünschen: „Wäre sie doch noch unter uns und erzählte unseren Kindern noch viele Geschichten in ihrer liebenswürdigen, fröhlichen, zu Herzen sprechenden Art!"

Bändchen Nr. 179 und 180 enthält die Erzählung für junge Mädchen: „Durch Freud und Leid" von C. zur Haide. Die Darstellung ist gewandt, wenn sie auch keinen Anspruch auf künstlerischen Wert machen kann. Jungen, empfänglichen Gemütern wird diese edle, anspruchslose Geschichte gewiß reichen, wenn auch keinen künstlerischen, so doch ethischen Gewinn bringen.

Nr. 181 enthält: „Ein armes Kind" und „Sali", Erzählungen aus dem Oberpfälzischen von Thusnelda Brumann.

Die beiden Geschichten sind trotz einiger Entgleisungen: „Ein unsagbarer Blick" S. 19, ferner Zeile 13 S. 15 nicht ungewandt geschrieben, eignen sich aber trotz des Sternchens im Katalog besser für die reifere Jugend und das Volk, da sie in einer Umwelt sich bewegen, die dem Durchschnittskinde fremd ist. In der ersten Geschichte wird uns von dem Kinde eines Mörders erzählt uno seinem den Umständen nach kaum glaubhaft gemachten einsamen Tode, in der zweiten die Bekehrungsgeschichte eines Judenknaben durch ein Muttergotteskind.

In Nr. 191 „Am Ufer der Traun" erzählt P. Hart ganz ansprechend vom Raubritterleben des Mittelalters in bayerisch-österreichischen Gauen. Freilich laufen einige Unwahrscheinlichkeiten mit unter, so die, daß das Raubritternest nach allen Seiten durch stundenlange unterirdische Gänge mit gewissen Punkten der Umgebung in Verbindung stehe, daß der leibliche Oheim der venetianischen Edelfrau Rottraut den Posten eines Türhüters in deren stolzem Palazzo bekleidet habe.

„Annerl" von Gustav Weber hat zwar ein Kind und sein Kätzchen zum Mittelpunkt der Geschichte, ist aber in unkindlichen Redewendungen erzählt. Das Sternchen hätte also wegbleiben dürfen.

„Im Tode vereint" ist lebendig und frisch erzählt. Es handelt von einem zwölfjährigen Knaben, der, um der sterbenden Mutter eine Arznei in der Stadt zu holen, den Gang durchs wilde Moor wagt, ganz allein zu nachtdunkler Zeit. Auf dem Heimweg überrascht ihn ein Schneetreiben, und er muß elend verfinken, während die Mutter einsam stirbt. — Eine grobe Gedankenlosigkeit hat die Verfasserin sich auf S. 49 zu Schulden kommen lassen. Sie läßt den zwölfjährigen Knaben die Lampe halten, während der Arzt den Körper der vom Heuboden gestürzten Mutter untersucht.

Nr. 192 bringt die Geschichte vom „Lumpensammler" von G. Jobst. Sie ist anschaulich und hübsch erzählt, voll schönen, warmen Lebens und zeigt, wie ein durch Not und Elend dem Glauben entfremdeter Lumpensammler durch barmherzige Liebe Gott und dem Himmel wiedergewonnen wird. Die zweite Erzählung dieses Bändchens heißt: „Die Bergkolonie" von Jos. Meyer. Sie ist, wenn auch etwas nüchtern erzählt, doch nicht ohne erzieherischen Wert.

Die kurz besprochenen Nummern zeigen also zur Genüge, daß die Sammlung viele Stücke enthält, die auch den befriedigen, welcher jede Jugendschrift unbarmherzig vom ästhetischen Standpunkt aus wertet; die Bändchen, welche als zu leicht befunden werden, nimmt man eben mit in den Kauf. Es gibt ja so manchen Leser, dem der künstlerische Wert einer Erzählung fürs ganze Leben verborgen bleibt, der aber zu den eifrigsten Besuchern der Volksbibliothek gehört, weil diese so viele „rührende" und „spannende" Bücher hat. Der Bibliothekar, der ein Praktikus ist, muß dafür sorgen, daß stets etwelche „rührende" und „spannende" Erzählungen da sind, für seine — fleißigsten Leser.

Aachen. Fabri de Fabris.

Kulturstudien von Richard von Kralik. 2. Auflage. Münster, Alphonsus-Buchhandlung, 1904. 372 Seiten. Preis Mk. 2, gebd. Mk. 3.

Neue Kulturstudien von Richard von Kralik. 1. Auflage. 1903, daselbst. 372 Seiten. Preis gebd. Mk. 3.

Mit Freude besprechen wir die 2 Bücher des gelehrten und vielseitigen Mannes, der als Philosoph, Dichter, Aesthetiker und Kulturhistoriker schon Bedeutendes geleistet hat und immer noch mehr zu leisten verspricht. Diese Kulturstudien sind zunächst als nähere Ausführungen und Erläuterungen seiner prosaischen und poetischen Werke anzusehen. Sie sollen Hilfstruppen

sein im Kampfe für eine einheitliche, organische, erhebende und würdige Kultur. Sie erbringen den Nachweis, daß uns diese Kultur durch eine Jahrhunderte lange Revolution, Anarchie und Dekadenz verloren gegangen ist. Zugleich erweisen sie die Notwendigkeit einer Regeneration und zeigen, daß die einzig mögliche Grundlage einer solchen Kultur „das positive, lebendige und zukunftreiche Christentum ist, wie es sich in der katholischen Kirche immer glänzender manifestiert". Die einzelnen Abhandlungen sind meist als Vorträge entstanden und eignen sich deshalb wieder vortrefflich zu solchen in Vereinen. Diese beiden „Kulturstudien" sind goldene Bücher für alle Vereinsvorstände. Was zunächst die 1900 erstmals erschienenen Kulturstudien betrifft, so haben sie erfreulicherweise auch in protestantischen Kreisen wohlwollende Aufnahme gefunden. Besonders wurde an ihnen der „vornehme Ton" gerühmt. Im ersten Kapitel werden klar und lichtvoll die 3 „Elemente unserer Kultur" aufgezeigt. Grelle Schlaglichter wirft Kralik auf die „Dekadenz der modernen Kultur". Ein vielseitiges Wissen und einen weiten Blick zeigt er namentlich in seinem herrlichen Aufsatze über „Katholische Kulturaufgaben". In der vorzüglichen Abhandlung über die gegenwärtige Stellung der katholischen Literatur bemerkt der Verfasser, die jüdischen und akatholischen Belletristen seien „uns weitaus über", aber es wäre traurig, wenn wir in der Belletristik, die dem Publikum schmeichle, es reize, sich ihm anbequeme, anderen über wären. Auf S. 57 rechnet der Verfasser Shakespeare zu den protestantischen Geisteshelden. Nach unserer Ansicht war er eher katholisch. Besonders beachtenswert erscheinen in seinem Aufsatz über „Glaube, Christentum und Katholizismus" die Sätze: „Wir (Katholiken) glauben zu wenig an uns, wie sollen dann die anderen daran glauben." „Ja, wir sind es, denen die vollen Talente der Kultur anvertraut sind. Wir müssen mit ihnen wuchern." Sehr interessant und lehrreich sind die Abhandlungen: „Die moderne Intelligenz und die Kirche"; „Gibt es eine katholische Wissenschaft?"; „Aufgaben katholischer Wissenschaft". In dem Kapitel über die soziale Bedeutung der christlichen Kunst wird mit Recht betont (S. 181): „Die unchristliche Kunst ist es, die mit den Mitteln der Kunst andere Zwecke verfolgt, die eine Tendenz treibt, die außerhalb der Kunst liegt und daher sowohl die Kunst wie das Leben ruinieren muß." Wir heben aus dem reichen Inhaltsverzeichnis noch folgende Abhandlungen hervor: Das Wesen und die weltgeschichtliche Bedeutung des Germanentums; die Erziehung; Johannes de la Salle; die Stellung des Lehrstandes im Organismus der menschlichen Gesellschaft; Vergangenheit und Zukunft der Bühne; über weltliche und kirchliche Musik. —

Die 1903 erschienenen „Neue Kulturstudien" sollen nach des Verfassers Absicht gleichfalls als Ausführungen mancher Teile seiner größeren philosophischen und poetischen Werke gelten. Richard von Kralik erscheint auch in diesem Buche als scharfer, weit und tiefblickender Kritiker unserer Kulturzustände, aber er ist trotzdem kein Pessimist, sondern huldigt einem freundlichen Optimismus. Die Kapitel: „Das Kulturideal", „Katholische Reformbewegungen", „berechtigte Einseitigkeiten" sind glänzend geschrieben und haben sehr aktuelles Interesse. Etwas mager dagegen ist der Aufsatz über „Positive Kulturarbeit" ausgefallen. Die Abhandlungen „Die Frauen und die moderne Literatur", „Die Aufgaben der Jünglingsvereine", „Die Jungen und die Alten", „Die Grundlagen der Sozialdemokratie und des Anarchismus", „Das Grundproblem der Kultur" u. a. können prächtig zu Vorträgen benutzt und ausgearbeitet werden. In einzelnen Fragen nimmt der Verfasser als Oesterreicher auf seine Landesverhältnisse besonders Bezug, z. B. in Nr. 12, 13 und 14. Doch kann auch der Nichtösterreicher daraus lernen. Das Urteil über Bismarck S. 110 dürfte doch etwas hart und nicht ganz richtig erscheinen. Ebenso möchte es doch zu viel behauptet sein, wenn Kralik S. 112 schreibt, daß Richard Wagner „nicht einmal einen würdigen Versteher gefunden". Nr. 15 enthält eine Philosophie der Geschichte in nuce. Das Kapitel über „Idealismus" hätten wir gerne länger gewünscht. Aber der Verfasser schreibt selbst im Vorwort: „Ich darf doch wohl die Ausfüllung mancher Lücke für die Zukunft versprechen." Sehr lesenswert und reich an tiefsinnigen Betrachtungen sind seine Studien über Roswitha von Gondersheim, über den Wiener Volksdichter Ferdinand Raimund, über die moderne Kunst- und Literaturbewegung, über Stil und Stile, Sezession und die Zukunft unserer künstlerischen Kultur. In diesem letzten Kapitel zieht der Verfasser prächtige kulturgeschichtliche Vergleiche zwischen der alten klassischen Kultur, dem Mittelalter und unserer Zeit, die freilich für unsere Zeit nicht schmeichelhaft sind, aber doch nicht ohne Hoffnung ausklingen. —

Einzelne Kapitel sind nicht so leicht verständlich für das Volk, weil der Verfasser ein philosophischer Kopf ist und in die Tiefe dringt. Aber wir möchten durchaus nicht wünschen, daß bloß Gebildete, Studierende, Künstler und Lehrer diese Bücher lesen würden. Vielmehr sollten diese „Kulturstudien" auch intelligenten Handwerkern, Arbeitern und Landwirten in die Hand gegeben werden, damit auch sie die Schäden unserer Zeit erkennen und in die reiche Kulturwelt der alten und neuen Zeit mit kritischem Blick eindringen können.

Kraliks Kulturstudien, eine Fülle feinsinniger zeitgemäßer Betrachtungen enthaltend und vom christlichen, speziell katholischen Standpunkt aus geschrieben, sind Wegzeiger und Pfadweiser hellleuchtender Art für alle Christen im Dunkel und Wirrsal der Zeiten. Sie sind Familien- und Volksbibliotheken, die über die primitivsten Verhältnisse hinaus sind, aufs wärmste zu empfehlen.

Schöntal. Dr. Vögele.

Albrecht Dürer. Sein Leben, Schaffen und Glauben geschildert von Dr. G. Anton Weber, o. Professor am kgl. Lyzeum, Regensburg. III. vermehrte und verbesserte Aufl. mit vielen Abbildungen. 236 Seiten. Regensburg 1903, Friedr. Pustet. Ungeb. Mk. 2.40, gebund. in Leinw. Mk. 3.

Daß man in unserer Zeit sich bemüht, das Verständnis für die Werke der bildenden Kunst aus der Vergangenheit und Gegenwart nicht nur bei Gebildeten, sondern auch in weiteren Kreisen zu fördern, ist eine der edelsten unserer modernen Bestrebungen. Wir leben im Zeitalter der Monographie wie auf allen, so besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Kaum gibt es einen bedeutenderen Künstler, dem nicht ein besonderes Werk gewidmet wäre, doch über unseren großen deutschen Dürer ist die Literatur beinahe unübersehbar. Aber mit kurzen, gediegenen, volkstümlichen Monographien, die neben reichem Bücherschmuck auch den nicht zu unterschätzenden Vorzug haben, billig zu sein, ist der Büchermarkt keineswegs überschwemmt. Professor Weber

schildert in seinem Dürerbuch in kurzen Zügen, aber doch erschöpfend, das Leben des großen Nürnbergers. Geschickt weiß er manch fein gemaltes kulturgeschichtliches Bild aus des „Künstlers Lande" in die Biographie einzufügen. Den Kontroversen ist der Autor nicht aus dem Wege gegangen, und seine Belege dafür, daß Dürer vor 1505 nicht in Venedig war, wird man wohl kaum ohne Beachtung lassen dürfen. In der Auswahl der so zahlreichen und verschiedenartigen Werke des Künstlers, denen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, hatte der Autor eine geschickte Hand. Die Beschreibung der Bildwerke ist kurz aber klar, oft wohltuend begeistert (conf. Hieronymus pag. 69); das Urteil fast durchweg zurückhaltend und frei von Uebertreibungen. Das Hauptaugenmerk richtet der Verfasser auf das Glaubensbekenntnis Dürers. Es mag vielleicht auf den ersten Blick scheinen, daß es des Guten doch zu viel ist, wenn der Autor die Hälfte seines Werkes mit der Frage über die Konfession Dürers ausfüllt. Wenn man aber bedenkt, daß das Glaubensbekenntnis keineswegs gleichgültig ist für die Erklärung mancher Bilder, und wenn man sieht, wie Springer, Reitberg und andere die Werke Dürers den „Stolz der evangelischen Kirche" nennen, dann muß man dem Verfasser dankbar sein für sein erschöpfendes Material und seine ruhige, objektive Beurteilung dieser Frage. Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß Dürer mit aller Wärme seines Herzens die allseitig ersehnte kirchliche Reform herbeiwünschte, und daß er mit manchem seiner Nürnberger Freunde das erste Auftreten Luthers begrüßte. Aber es ist ebenfalls gewiß, daß Dürer sich nicht von der alten Lehre abgewendet hat und im Frieden mit der katholischen Kirche gestorben ist. Ja, „die Mißbräuche, Zerwürfnisse und Unordnungen machte ihn den Neuerungen abgeneigt", so faßt der Autor sein Urteil über die Konfessionsfrage zusammen.

Das Werkchen kann durchaus empfohlen werden, auch für Volksbibliotheken. Doch möchten wir für eine weitere Auflage empfehlen, dem Bilderschmuck mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Abbildungen sind zwar zahlreich, aber für uns durch die Vollkommenheit der heutigen Reproduktionstechniken verwöhnte Menschen keineswegs immer befriedigend (conf. Titelbild, Melancholie u. a.).

Freiburg i. B. Karl Kistner.

Frankreichs Versündigungen an Kirche und Christenheit (843—1904) von Franko-Germanus 2. Auflage. München 1904. Joseph Kolbsche Verlagshandlung. 235 S.

Die kirchenpolitischen Verhältnisse in Frankreich stehen im Vordergrund des Interesses. Dadurch erklärt sich auch die Abfassung des vorliegenden Buches. Es erzählt auf Grund der Arbeiten eines Hefele, Janssen, Pastor, Ranke, Finke von der direkten und indirekten Schädigung der Kirche durch Frankreich. In dieser Darstellung ist Franko-Germanus ein zuverlässiger Führer auf bekannten Wegen. Wer sich freilich über die Stellung Frankreichs zur Kirche ein vollständiges Bild machen will, müßte auch über die Verdienste Frankreichs für die Kirche und Christenheit Bescheid wissen. Das Buch bietet für Vorträge in Versammlungen und Vereinen guten Stoff.

Stolberg. Dr. Franz Kaufmann.

Weltgrund und Menschheitsziel. Von J. Mausbach. M.Gladbach, 1904. 56 S. Preis 60 Pfg.

In dem 4. Heft der von der Zentralstelle des Volksvereins für das kath. Deutschland herausgegebenen apologetischen Tagesfragen behandelt in bekannter meisterhafter Weise Mausbach das Alpha und Omega der christlichen Weltanschauung. Die beiden Abhandlungen sind vorzüglich geeignet, unklare Schlagwörter zu klären, falsche oder einseitige Auffassungen zu beseitigen und zugleich die innere Geschlossenheit, die Größe und Schönheit der christlichen Welt- und Lebensanschauung in helles Licht zu setzen. In prägnanter Gegenüberstellung wird in der 1. Abhandlung gezeigt, daß Kausalität und Finalität, die mechanische Gesetzmäßigkeit und die teleologische Zweckbeziehung sich nicht ausschließen, und daß die teleologische Weltbetrachtung, die mit Notwendigkeit zur Annahme der schöpferischen Intelligenz führt, dem Streben der Naturwissenschaft, die ursächliche Verkettung der Dinge zu erforschen, keineswegs entgegentritt. Besonderer Nachdruck wird auf die Erforschung der Welt der Organismen gelegt, welche mit solcher Kraft auf die Teleologie hinweist, daß nur der Blinde sie leugnen kann. Weitergeführt wird dieser Gedanke in der Beleuchtung des Schlagwortes: Entwicklung, nicht Schöpfung. Der schwindelhafte Versuch, die tatsächliche Welt durch Entwicklung auf mechanischem Wege zu erklären, ist kläglich gescheitert und mußte scheitern, weil er in gröbster Weise das Kausalitätsgesetz verletzte und den Zufall und das Nichts zur welterklärenden Formel erhob. Anderseits schließt die Schöpfung eine Entwicklung aus schöpferisch in die Dinge hineingelegten Anlagen nicht aus. Zum Schluß beleuchtet M. den großen Gegensatz zwischen theistischer und pantheistischer Weltanschauung nach der philosophischen und ethischen Seite hin.

Die zweite Abhandlung behandelt die für die Ordnung unseres Lebens entscheidende Frage nach dem sittlichen Endziel. In vernichtender Kritik werden die Aufstellungen der naturalistischen Ethik und der Diesseitigkeitsmoral abgewiesen. Von besonderem Wert sind diese überzeugenden und schlagfertigen Ausführungen für eine Zeit, die, wenn sie sich vom krassen Materialismus abwendet, in ihrem Kulturfortschritt Grund und Ziel des Sittlichen finden will. In beiden Vorträgen hat der Verfasser es verstanden, die Hauptgesichtspunkte hervorzuheben, sie klar zu beleuchten und dadurch die Hoheit und Weite, die Kraft und die Schönheit der christlichen Welt- und Lebensanschauung zu erweisen. Die Schrift verdient die weiteste Verbreitung, und jeder christliche Vater sollte sie seinen studierenden Söhnen in die Hand geben.

Bonn. G. Esser.

Zeitschriftenschau.

Die Ziele, welche die „**Gottesminne**" verfolgt, die ganze Poesie sub specie aeterni in ihren Bereich zu ziehen, rechtfertigen es wohl, in der Zeitschriftenschau an erster Stelle auf diese Zeitschrift hinzuweisen. Wir müssen Pater Pöllmann dankbar sein, daß er es verstanden hat, in der kurzen Zeit von zwei Jahren die Gottesminne so auszugestalten, daß sie auch auf nichtkatholischer Seite große Beachtung findet und eine Macht für uns Katholiken geworden ist. Auf die statt-

liche Reihe ganz hervorragender Mitarbeiter, welche von allen Seiten her für die Gottesminne die Bausteine zusammentragen, ist schon früher hingewiesen worden (Borr.-Bl., Jahrg. I, Heft 4). Nachdem nunmehr der ganze Jahrgang II in seiner reichen Mannigfaltigkeit vorliegt, möchte ich besonders darauf hinweisen, wie groß der Nutzen für unsere katholische Literatur sein würde, wenn besonders die Vereinspräsides die Gottesminne studierten. Unser katholisches Vereinswesen ist das denkbar fruchtbarste Ackerland christlicher Poesie. Hier, wo man noch mit einem reichen, ungehobenen Schatz von Naivität, Natürlichkeit und Idealismus rechnen darf, was ließe sich da nicht erreichen, wenn man beispielsweise die Vereinsliederbücher kritisch im Sinne der Gottesminne bearbeitete, oder wenn man ernstlich auf die Reform unserer Vereinsbühnen bedacht wäre! In den Abhandlungen Pater Pöllmanns über die deutsche Volksbühne finden sich gerade nach dieser Richtung vorzügliche Winke, und die Analyse von Calderons Auto „Das große Theater der Welt", durch Professor Günther reizt geradezu, einmal auf unseren Vereinsbühnen den Versuch mit den unsterblichen Werken des großen katholischen Dramatikers zu machen. Es sei deshalb ein Abonnement auf den 3. Jahrgang dringend empfohlen.

In den 19. Jahrgang sind nunmehr die **„Dichterstimmen"** eingetreten, das älteste poetische Organ für das katholische Deutschland. Leo Tepe hat das unbestreitbare Verdienst, in ihnen auf manches junge, vielversprechende Talent zum ersten Male aufmerksam gemacht und fast in Vergessenheit geratene ältere katholische Literaten wieder in Erinnerung gebracht zu haben. Wer die katholische Literaturbewegung in Deutschland kennen lernen will, muß die Dichterstimmen unbedingt halten, mag er selber auch nicht zu denen gehören, die unentwegt zum Alten stehen, sondern nach neuen Bahnen suchen, wie sie von denen angestrebt werden, die sich um die **„Literarische Warte"** scharen. Der VI. Jahrgang dieser Monatsschrift für schöne Literatur erscheint wiederum in neuem und zwar geschmackvollerem Gewande als im vorigen Jahre. Im ersten und zweiten Heft bringt Dr. Lohr eine eingehende Skizze über Prinz Emil von Schönaich-Carolath mit gut ausgewählten Proben aus seinen Dichtungen. Wenn die literarische Warte fortfährt, ähnlich wie der Kunstwart Proben unserer bedeutendsten Dichter zu geben und diese kritisch zu erläutern, werden ihr die Leser dafür großen Dank wissen. Es ist der beste Weg, das Verständnis eines Dichters zu erschließen. Ueberrascht hat uns in etwa der Standpunkt von Dr. P. Expeditus Schmidt in seinem Referat „Von unseren Klassikern" (Heft II). Auf Seite 70 schreibt der Verfasser: „Ich will den Schulausgaben (von Klassikern) gegenüber nicht völligen Verzicht auf jede Purgierung verlangen, freue mich vielmehr, daß hier (in der Schöninghschen Schulausgabe) eine sehr schonende Hand gewaltet hat und empfehle diese Textausgabe aufs beste." Auf S. 71 heißt es von der Aschendorffschen Schulausgabe des Oberon: „Natürlich ist die Dichtung mehrfach verkürzt — um etwa die Hälfte. . . . Das gefällt mir schon besser als die Purgierung." Gibt man überhaupt einmal das Recht der Purgierung und Verkürzung bei Schulausgaben der Klassiker zu, die außerdem unter eingehenden Erklärungen des Lehrers gelesen werden, dann wird man sie um so mehr für den Familientisch zugeben müssen. Bedenkt man dann ferner, daß es heutzutage den meisten Menschen rein unmöglich ist, die Klassiker in ihren Gesamtausgaben zu lesen, daß man vielmehr sich auf eine Auswahl des Besten beschränken muß, wenn die lebenden Dichter bei der Lektüre ebenfalls gebührend berücksichtigt werden wollen, dann wird man sich endlich doch auf einer Mittellinie zusammenfinden, auf der der unerquickliche Streit über die Klassikerlektüre endlich einmal aus der Welt geschafft wird. Wenn wir an dieser Stelle nur auf die Arbeiten von Dr. Lohr und Dr. P. Exp. Schmidt hingewiesen haben, so möchten wir doch ausdrücklich betonen, daß die anderen Beiträge keineswegs an Wert unter diesen stehen. Die drei ersten Hefte des Jahrgangs VI, die uns vorliegen, bedeuten einen großen Fortschritt der Literarischen Warte.

Ueber das **„Hochland"** ist in der letzten Zeit viel geschrieben und noch mehr gesprochen worden. Um mit unseren Ausführungen nicht mißverstanden zu werden, möchten wir zunächst die unbedingte Notwendigkeit des Hochlands für unsere gebildeten Kreise betonen. Weder Westermanns oder Velhagen und Klasings Monatshefte noch auch der Türmer können die schöngeistige Revue sein, welche für Katholiken uneingeschränkt empfohlen werden kann. Ein ausgesprochen katholisches Organ, das weitherzig und vornehm redigiert ist, vermag diesem Zweck allein vollkommen zu genügen. Der Redaktion des Hochlands ist es nun gelungen, diese Zeitschrift so auszugestalten, daß sie sich neben jeder anderen Revue dieser Art getrost sehen lassen kann. Die ersten 3 Nummern des zweiten Jahrgangs enthalten eine Reihe von Beiträgen, über die wir uns besonders ihres aktuellen Interesses wegen sehr gefreut haben, z. B. Stübben: „Stadterweiterungen", Dr. M. Ettlinger: „Friedrich Hebbels Welt- und Kunstanschauung", Helmer: „Die Lage in Frankreich". Aus dem gleichen Grunde möchte ich noch besonders auf die unter der Rubrik: „Kleine Bausteine", „Hochland-Echo" und „Rundschau" erschienenen Beiträge: „Germania docet", „Die Kölner Volksbildungsabende", „Sind die Tiere vernünftig"? hinweisen. Der Aufsatz von Professor Willmann: „Die Poesie der Kinderstube" hat seiner Zeit als Vortrag in Bonn großen Anklang gefunden. In dem interessanten Aufsatze: „Religiöse Probleme und moderne Romane" von Lady Blennerhassett ist mir unverständlich geblieben, was die Verfasserin unter „göttlichem Gesetz" meint, wenn sie schreibt: „Wir haben überhaupt nie begriffen, wie außerhalb des göttlichen Gesetzes die Unauflöslichkeit der Ehe verteidigt werden soll" (S. 325). Ist hier bloß das positive göttliche Gesetz gemeint, oder soll das Naturgesetz darin eingeschlossen sein? Dagegen ist ihr vollständig in dem beizustimmen, was sie S. 326 über die Ohnmacht der religionslosen Ethik bezüglich der Unauflöslichkeit der Ehe sagt.

Aus der Reihe der Aufsätze wäre noch manche vortreffliche Arbeit hervorzuheben, wir haben bloß diese wenigen genannt, um zu beweisen, daß, wenn wir an einzelnen Beiträgen scharfe Kritik üben müssen, wir doch dem Hochland wohlwollend gegenüberstehen. Auf die wohllose Inseratenaufnahme in Heft III sei nur eben hingewiesen. Den Streit über die Fortsetzung des Romans „Jesse und Maria" in Heft II lassen wir beiseite und bemerken bloß, daß die Auslassungen der Kölnischen Volksztg. in Nr. 1031 (Jahrg. 1904) unseres Erachtens meist das Richtige getroffen haben. Sobald der Roman ganz erschienen ist, soll er eingehend gewürdigt werden. Als ganz bedenklich aber muß die Novelle „Stimmung" von Roerr bezeichnet werden.

Wer S. 193 u. f. lieſt, wird ſie, gelinde geſagt, als „ſehr ſchwül“ charakteriſieren. Im Intereſſe des Hochlands bedauern wir dieſe Entgleiſung lebhaft und haſſen zuverſichtlich, daß keine weiteren derartigen Leiſtungen die warme Empfehlung des Hachlands erſchweren. Das Putipharſchauſpiel in Jeſſe und Maria iſt ſchon ſeiner beabſichtigten Plumpheit wegen im Vergleich zu dieſer Novelle dallſtändig harmlos. In Heft III hätte man den Aufſatz „Verſtandesleben, Nervoſität und Chriſtentum“ gerne oermißt. Die Verfaſſerin bekämpft darin das Vorwiegen des Verſtandeslebens gegenüber dem Gemüts- und Gefühlsleben. Der aufmerkſame Leſer wird wegen der in retigiöſer Hinſicht verſchwommenen Ausführungen verſchnupft. Pantheiſtiſch klingt ferner Witkops Gedicht: „In den Tagen kleiner Sorgen“ (S. 220).

Dieſe Ausſtellungen mußten wir, ſo ungern es geſchah, an Hachland machen. Möchten aber zum Schluſſe nochmal auf den guten Eindruck hinweiſen, den dieſe Zeitſchrift im großen und ganzen macht. Wir wünſchen ihr daher warme Unterſtützung in allen gebildeten katholiſchen Kreiſen, zumal ſie nur durch die Katholiken gehalten werden kann.

Bann. Herz.

Vermiſchtes.

Literariſche Weihnachtsausſtellung in Bonn.

Durch das Entgegenkommen des Herrn Rendanten Rohr, der ſeine umfangreiche Privatbibliothek zur Verfügung geſtellt hotte, fand am 7., 8. und 9. Dezember im Saale des Bonner Bürgervereins eine Ausſtellung literariſcher Feſtgeſchenke ſtatt.

Die Bücher tagen auf Tiſchen zur Anſicht aus, und junge Damen der Bonner Geſellſchaft woren auf das liebenswürdigſte bereit, Beſtellungen zu vermitteln und Auskunft zu erteilen.

Die Ausſtellung wollte katholiſchen Eltern und Erziehern Gelegenheit geben, Umſchau zu hotten unter einer reichen Fülle wirklich guter und gediegener Jugendwerke und helfen, für das herannahende Feſt die geeignete Wahl zu treffen. Für eine Mutter, die durch ihre häuslichen und geſellſchaftlichen Pflichten ſehr in Anſpruch genammen iſt, und der es daher an der nötigen Muße fehlt, iſt es ſchwer, ſich durch perſönliche Lektüre Einſicht in die einſchlägige Literatur zu derſchaffen. Man kann es daher nur freudig begrüßen, daß durch ſolch eine Ausſtellung Anregung gebaten und auf manches gute und gediegene Werk hingewieſen wird. Auch iſt es von Intereſſe, gleichſam greifbar vor Augen zu haben, was wir an aorzüglichen literariſchen Erzeugniſſen beſitzen. Die große Bedeutung einer geeigneten Jugendlektüre iſt ſchon zu oft betant warden, als daß man es nötig hätte, hier darauf hinzuweiſen. Eltern und Erzieher, die ihre Aufgabe ernſt auffaſſen, ſind ſich einig in der Ueberzeugung, daß es eine Pflicht der Liebe iſt, die wir unſeren Kindern entgegenbringen, wenn wir wollen, daß jedes Buch erhebend und bildend wirken ſoll. Die Wichtigkeit der Sache motiviert daher das Unternehmen zur Genüge. Es würde willkürlich erſcheinen, wollte mon aus dem reichen Schatze der dort ausgeſtellten Werke, die übrigens zum großen Teile dem Leſe- und Bildungsbedürfnis der erwachſenen Frauenwelt dienen ſollten, einige herausgreifen. Die Arbeit des Sammelns iſt mit Liebe, Sachkenntnis und Verſtändnis für die Bedürfniſſe der katholiſchen Frouen und Töchter geſchehen, für Unterhaltung iſt ſo gut geſorgt wie für Belehrung. Die Karten, welche zum Beſuch der Ausſtellung einluden, wieſen auf folgende Arten oan Schriften hin: Romane, Novellen — Jugendſchriften, Bilderbücher — Kunſtblätter, Kunſtgeſchichte — Muſikalien — Reiſewerke — Klaſſikerausgoben, Neuere Dichtung — Religiöſes — Verſchiedenes (Kochbücher uſw.).

Der rege Beſuch der Ausſtellung und die große Zahl der beſtellten Bücher liefern den beſten Beweis, daß man einem Bedürfnis entgegengekammen war. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß man auch in anderen Städten der hier gegebenen Anregung folgte. Zwar wird ſich nicht leicht eine Privatbibiathek finden, die imſtande wäre, eine ſo reiche Auswahl zur Verfügung zu ſtellen, doch könnte man ohne große Mühe Rat ſchoffen. Durch eine Vereinbarung verſchiedener Buchhandlungen würde am leichteſten ein ſotches Unternehmen in die Wege geleitet. Wenn dann die jungen Domen der Stadt, ſo wie es hier in Bonn der Fall war, es übernehmen, während beſtimmter Stunden in der Ausſtellung zu ſein und Aufträge zu vermitteln, ſo würden ſie damit nicht nur einer Sache dan allgemeiner Bedeutung dienen, ſondern auch ſelbſt Anregung und Belehrung empfangen.

Bonn. H. G.

Der kath. Preßverein für Bayern. Aus einem uns vom Generalſekretär dieſes Vereins gütigſt zugeſandten Berichte über den Stand des Preßoereins im Jahre 1903/4 entnehmen wir folgendes:

In der Erzdiözeſe **München** wurden in München, Peiting und Landshut je eine Volksbibliothek und ein Leſezirkel eingerichtet. In Landshut wurden aus der 3000 Bände zählenden Bibliothek ca. 4000 Bücher ausgetiehen Die daſelbſt beſtehende Leſehalle iſt gut beſucht.

In der Diözeſe **Regensburg** haben Regensburg eine Valksbibliathek und einen Leſezirkel, Deggendorf ein Leſezimmer und eine Bibliothek, Straubing eine Valksbibliathek mit ca. 2000 Bänden und ein Leſezimmer. und Gonkhafen eine Volksbibliathek.

In der Diözeſe **Paſſau** beſitzen Paſſau und Altötting je eine Volksbibliathek.

In der Diözeſe **Augsburg** findet ſich in Augsburg eine kleine Volksbibliathek daneben iſt die Kolportage eingerichtet. Ebenſo hat Wertingen eine Valksbibliothek und ein Leſezimmer.

In der Diözeſe **Eichſtätt** beſtehen vom kath. Preßverein eingerichtete Valksbibliotheken: in Eichſtätt mit 700 Bänden (daneben ein Leſezirkel), Neumarkt mit 1400 Bänden (daneben Leſezirkel und Kalportage), Ingalſtadt (daneben Leſezirkel und Kalportage am Bahnhof), in Irlersdorf, Grimersheim, Kipfenberg, Marsbach, Schwnbach, Ochſenfeld, Kerenhüll, Unterſtoll und Eſchenbach.

In der Erzdiözeſe **Bamberg** beſitzen Bamberg eine Valksbibliothek (ſiehe den Bericht in Nr. 3 der Borr.-Bl. Jahrg. II), Leſezirkel und Kolportage; Nürnberg die bedeutendſte kathol. Kolportage in Deutſchland.

Schließlich ſei nach bemerkt, daß der Preßverein den Beneſiziaten Anton Kreutmeier in Landshut als Generalſekretär für den Verein angeſtellt hat.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommiſſionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 33524

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Wie die Presse über die Borromäus-Blätter urteilt:

In der **Gottesminne** (Jahrgang II, Heft I) schreibt A. Pöllmann, O. S. B.:

„Ihre unabsehbare Wichtigkeit und die Solidität ihrer Gründung sichern ihren Bestand. Der Gedanke, in welchem diese längst ersehnten Blätter ihr Dasein motiviert finden, sollte an allen Straßenecken in Stein gemeißelt prangen: »Die Freunde und Kenner einer gediegenen Literatur nehmen mit Schmerz wahr, daß die Lektüre der Gebildeten sowohl wie die des Volkes nicht immer die beste ist, und je mehr sie eine minderwertige, oftmals geradezu unsittliche Literatur, welche statt einer Fackel der Wahrheit ein Irrlicht für den Geist ist, welche Herz und Phantasie verdirbt, überhand nehmen sehen, um so lebhafter wird in ihnen das Verlangen rege, es möchte dem energisch und erfolgreich entgegengearbeitet werden.«

„Das erste Heft enthält wertvolle Beiträge unserer berufensten Federn. Die neuen »Blätter« empfehlen wir aufs nachdrücklichste: Seelsorger und Lehrer müssen sie halten, und auch Familienväter werden gut daran tun, zu ihrem eigenen Nutzen ein für Jugend und Volk so hochwichtiges Unternehmen zu fördern. Tua res agitur!"

Empfehlenswerte Schriften für kathol. Töchter, zusammengestellt von G. Rohr, 3. Aufl.:

„Die Borromäus-Blätter wollen den gebildeten Katholiken, besonders auf dem so wichtigen Gebiete der schönen Literatur, das Gebiet der Kunst nicht ausgeschlossen, ein gediegener und zuverlässiger Führer sein. Dieselben verdienen wärmste Empfehlung."

Kölnische Volkszeitung, Literarischer Weihnachtsanzeiger 1904, Nr. 6:

„Die Borromäus-Blätter, die vom Verein vom h. Karl Borromäus in Bonn herausgegebene Zeitschrift für Bibliothek- und Bücherwesen, haben sich seit ihrer Umwandelung im vorigen Jahre so gut entwickelt, daß sie in ihrem zweiten Jahrgang in gleichem Umfange und zum gleichen Bezugspreise statt zweimonatlich monatlich erscheinen. (Köln, Bachem. Jährl. M. 2.) Bei der Wichtigkeit, die die möglichst zahlreich zu gründenden Volksbibliotheken heute haben, ist eine solche Zeitschrift denen von hervorragendem Nutzen, welche über die Entwickelung und Ausdehnung des volkstümlichen Bibliothekwesens und über die verschiedenen Arten der Massenverbreitung von Büchern sich von einem katholischen Organe unterrichten lassen wollen. Gleichzeitig ist die Zeitschrift als literarischer Ratgeber für alle gebildeten Katholiken, besonders für Geistliche, Eltern und Lehrpersonen zu empfehlen. Die praktischen Aufsätze über Schriftsteller und Literatur sind für alle diese interessant gehalten."

Die **Essener Volkszeitung** schreibt in Nr. 15 Jahrgang 1904 ihres Beiblattes „Wissen, Welt und Leben":

„Die Zeitschrift mit ihrem interessanten und anregenden Inhalt verdient warm empfohlen zu werden."

Literarische Beilage der Westdeutschen Lehrerzeitung Nr. 8, Jahrg. 1904:

„Mit regem Fleiße und reicher Sachkenntnis hat die Schriftleitung sich der vorgezeichneten zweifachen Aufgabe (Orientierung über die volkstümliche Bibliotheksbewegung und über die moderne Literatur) zu entledigen gesucht; dies bekundet der Inhalt der bis jetzt erschienenen sechs Nummern. Sie enthalten gediegene zeitgemäße Abhandlungen, Referate und Rezensionen über Klassiker, Schriftsteller und moderne Erzeugnisse der verschiedenen literarischen Gebiete, sie bieten ferner eingehende interessante Berichte über Volksbibliotheken und Lesehallen, alles Arbeiten solcher Personen, die sich durchweg auf literarischem Gebiet einen guten Ruf erworben haben. Das neue literarische Unternehmen sei darum allen gebildeten Katholiken aufs wärmste empfohlen. Möchten besonders die katholischen Kollegen diese gediegene literarische Zeitschrift, welche in so überaus wichtigen Fragen unterrichtet und den breiten Strom der Schund- und Schmutzliteratur abzuwehren sucht, durch Abonnement und Empfehlung in Bekanntenkreisen tatkräftig unterstützen."

Rheydt. Prickartz.

Korrespondenz-Blatt für die Präsides der kath. Jugend-Vereinigungen Nr. 11, Jhrg 1903:

„Die bisher nur für die Vorstände der Borromäusbibliotheken in freier Folge herausgegebenen Borromäusblätter sind zu einem für die weitesten Kreise bestimmten Literaturblatte umgestaltet worden. Dem Vereinspräses können sie gute Dienste leisten. Beachtenswert ist in der ersten Nummer für die Präsides besonders der gut orientierende Artikel über die Kunsterziehung."

Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 63, Jahrgang 1903:

„. . . . . Der Inhalt selbst in seiner großen Mannigfaltigkeit beweist, daß man auch über die entsprechenden Kräfte verfügt, die die hohen Ziele zu erreichen wissen. . . . . An uns ist es, diese Blätter, die einen längst gehegten Wunsch mit solcher Tatkraft und Hingabe zu verwirklichen streben, auf jede Weise zu unterstützen." A. V.

Dieselbe in Nr. 20, Jahrg. 1904: „Eine Reihe anregender und belehrender Artikel bieten diese zwei Hefte (Nr. 3 und 4) der Borromäus-Blätter, die unentbehrlich sind für die Leiter von Vereins- und Volksbibliotheken."

Die Niederrheinische Volkszeitung schreibt: „Von den kürzlich an dieser Stelle empfehlend erwähnten »Borromäus-Blättern, Zeitschrift für Bibliotheken und Bücherwesen«, ist uns soeben die erste Nummer zugekommen. Nachdem wir dieselbe einer gründlichen Durchsicht und Prüfung unterworfen, sehen wir uns mit Freuden veranlaßt, noch einmal einige empfehlende Worte zugunsten des schönen Unternehmens zu sagen. Der Inhalt ist ein solcher, daß schon die einfache Angabe dessen, was allein diese eine Nummer enthält, uns einer weiteren Anpreisung überheben würde. — Wir empfehlen die Borromäus-Blätter bestens."

Nr. 652, Jahrgang 1903.

Der **„Katholische Seelsorger"** urteilt: „Sie (die Zeitschrift) verdient, da sie zudem wegen ihrer eigenartigen Anlage durchaus nicht in Wettbewerb mit den übrigen Literaturblättern tritt, besondere Beachtung und kann, wie ein genauer Einblick in die bisher erschienenen Nummern ergeben wird, aufs beste empfohlen werden." (Januarheft, Jahrgang 1905.)

An die Leser der Borromäus-Blätter

richten wir die ergebenste Bitte, uns die in der **Lokal-** und **Provinzialpresse** erscheinenden Berichte über **Lesehallen, Volks-** und **Vereinsbibliotheken jeder Art, Kolportage** ꝛc. ꝛc. entweder direkt oder durch die Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus gütigst zukommen zu lassen.

Die Redaktion der Borromäus-Blätter.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 72.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20% Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 × 14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Neuere Belletristik aus dem Verlage von J. P. Bachem in Köln.

René Bazin. Aus ganzer Seele. Der Roman einer Modistin. 332 Seiten. 8°. Geh. M. 3.50. In Solonband M. 5.—.

Ferdinande Freiin von Brackel. Im Streit der Zeit. Roman. Dritte Auflage. 2 Bände, 319 und 379 Seiten. 8°. Geheftet M. 7.—. In Salonbänden M. 10.—.

Chumpol. Herzog Hans. Novelle. 196 Seiten. 8°. Geheftet M. 1.50. In Salonband M. 2.50.

Fabri de Fabris. Was die Blumen erzählen. Geschichten und Bilder. 215 Seiten. 8°. Hocheleganle Ausstattung. In Salonband mit Goldschnitt M. 5.—.

Itha von Goldegg. Das Märchen vom Glück. Roman aus der österreichischen Gesellschaft. Dritte Auflage. 2 Bände. 348 u. 288 Seiten. 8°. Geheftet M. 6.—. In 2 Salonbänden M. 9.—.

Jos. Grun. Das Lob des Kreuzes. Eine Kloster- und Hofgeschichte aus der Karolingerzeit. Zweite Auflage. 604 S. 8°. Geheftet M. 6.—. In Salonband M. 7.50.

M. Herbert. Von unmodernen Frauen. Novellen. 431 Seiten. 8°. Geheftet M. 4.—. In Solonband M. 5.—.

— **Alessandro Botticelli.** Ein Künstlerleben. 162 Seiten. 8°. Geheftet M. 1.80. In Salonband M. 3.—.

— **Marianne Fiedler** u. a. Novellen. 205 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.50. In Solonband M. 3.50.

Th. Jeske-Choinski. Eine Sonne im Erlöschen. Historischer Roman aus der Zeit des römischen Kaisers Marc Aurel. Dritte Auflage. 608 Seiten. 8°. Geheftet M. 6.—. In Solonband M. 8.—.

Mrs. Hungerford. Die Schwiegertochter. Roman 348 S. 8°. Geh. M. 3.50. In Salonband M. 5.—.

Anna Freiin von Lilien. Duell und Ehre. Roman aus den höheren Gesellschaftskreisen. Zweite Auflage. 466 Seiten. 8°. Geheftet M. 4.50. In Salonband M. 6.—.

Chr. D. Murray. Glänzende Laufbahn. Roman. 382 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.50. In Salonband M. 5.—.

M. J. Parr. Magdalenens Erinnerungen. Roman. Zweite Auflage. 332 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.—. In Salonband M. 4.50.

M. v. Radkersberg-Radnicki. Kinderscenen. Schumannschen Melodien nachgedichtet. 13 Novellen. 328 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.—. In Salonband M. 4.50.

Anton Schott. Der letzte Richter. Kulturhistorische Novelle aus dem Böhmerwalde. 212 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.50. In Salonband M. 3.50.

P. A. Sheehan. Mein neuer Kaplan. Erzählung aus dem irischen Priesterleben. Vierte Auflage. 392 S. 8°. Geheftet M. 4.50. In Salonband M. 6.—.

Charles de Vitis. Der Roman der Arbeiterin. Preisgekrönter Roman aus dem Pariser Leben. Vierte Auflage. Geheftet M. 4.50. In Salonband M. 6.—

Ignaz Schweitzers katholische Buchhandlung in Aachen

Bücher- und Musikalien-Verlag. Sortiment. Antiquariat. Schreibmaterialien.

Verzeichnisse umsonst und portofrei.

2. Jahrgang. Nr. 5. Februar 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Büchermesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Von Sylvester Kohler. — Maria von Ebner-Eschenbach. I. Ihre Kunst und Weltanschauung im allgemeinen. Von H. Dransfeld. — Der Verein vom hl. Karl Borromäus. II. Gegenwärtige Organisation. III. Seine gegenwärtige Bedeutung für das katholische Deutschland. Von Herz. — Die meistgelesenen Bücher. — Rezensionen. — Vermischtes.

Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

(1797—1848.)

Von Sylvester Kohler-Bisingen.

Das von Jahr zu Jahr sich steigernde Interesse an der größten deutschen Dichterin ist gewiß freudigst zu begrüßen. Ganz besonderen Grund haben wir Katholiken, uns dieser Erscheinung zu freuen. Trägt man aber auf unserer Seite auch das Nötige dazu bei, den Werken dieser wahrhaft Großen Eingang in jede gebildete Familie zu verschaffen? Oder trifft auch auf uns zu, was Richard M. Meyer von ihr sagt: „Ihre rauhe Kunst behagte dem Publikum freilich nicht wie Ernst Schulzes süße Verse; und noch heut' ist sie viel genannt, wenig gekannt"? („Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts" S. 124. Berlin, Bondi, 1900.)

Vielleicht tragen die folgenden Ausführungen ihren bescheidenen Teil zur weiteren Verbreitung der Werke von Droste-Hülshoff bei. Solche, die näher mit der Annette-Literatur bekannt werden wollen, verweisen wir auf die Arbeiten von Levin Schücking, Schlüter, Elise von Hohenhausen, Joh. Scherr, H. Hüffer, ganz besonders aber auf die sorgfältige Ausgabe der gesammelten Werke unserer Dichterin durch Elisabeth v. Droste-Hülshoff mit der vorzüglichen einleitenden Biographie von W. Kreiten (Schöningh, Paderborn, 1884—87. 4 Bde.); sodann aus der umfangreichen Jubiläumsliteratur vor allem auf den feinsinnigen Aufsatz von Richard M. Meyer in der Wiener „Zeit" (75, S. 138 ff.), der viel dazu beitrug, die Dichterin bei den Fachleuten und Philologen in Erinnerung zu bringen; auf A. Zottmanns Broschüre (Frkf. ztgm. Br. 18. Bd. 2/3), die Münchener Dissertation von Wilh. v. Scholz, die Abhandlung von E. Arens in der Kath. Ztschr. f. Erz. u. Unt. (46. S. 2—25). An Ausgaben der Werke nennen wir außer der oben erwähnten Schöninghschen noch die Gesamtausgabe von E. Arens (Max Hesses Verlag, Leipzig, 2 Bde.), die Ausgabe der Gesammelten Schriften bei Cotta mit einer Einleitung von Schücking, 3 Bde.; an hübsch ausgestatteten billigen Sonderausgaben vom Geistlichen Jahr seien erwähnt die im Verlage von Görlich in Breslau erschienene mit Anfügung der Judenbuche, von Breer-Hamm und

Schöningh-Paderborn. Von Kreiten ist „die Schlacht im Lohner Bruch“ und „das Vermächtnis des Arztes“ herausgegeben in Nr. 2 der Allgem. Bücherei der Leo-Ges.

Die Tatsache, daß außer einem Teil der Prosastücke (die Judenbuche) fast nur die religiösen Gedichte, besonders das Geistliche Jahr für sich allein, in größeren Kreisen bekannt zu werden pflegen, hat viel dazu beigetragen, ziemlich allgemein eine mangelhafte, ja falsche Auffassung von der Dichterin Platz greifen zu lassen, wonach man in der religiösen Lyrik ihre hauptsächliche oder allein charakteristische Tätigkeit sieht. Allein es ist ein großer Fehler, jene religiösen Dichtungen anders als in der Reihe ihrer sämtlichen Schöpfungen und neben diesen und gleich diesen zu betrachten; denn solchermaßen müßte man subjektiv auf die Erfassung ihres Gesamtwesens und damit objektiv auf die Dichterin selbst als solche verzichten.

Ebenso unbedingt notwendig ist es auch bei der Beurteilung der Dichterin, ihre Persönlichkeit, ihre Umgebung, ihre Schicksale in Betracht zu ziehen, denn ihr Schaffen entsprang, wie selten bei einem großen Künstler, so unmittelbar aus jenen Bedingungen, daß es erst durch sie ganz verstanden werden kann.

Schon als Kind schrieb Annette halb unbewußt Eindrücke und Gefühle in Versen nieder. Die frühesten Gedichte zeugen von Frühreife, lebhafter Auffassungsgabe, großer Empfänglichkeit des Gemütes und besonders von angeborenem, ausgeprägtem Sinn für Klang und Form, der sich zuerst am klarsten in einer ungewöhnlichen Begabung für Musik und bald in mehreren, den Mädchenjahren angehörigen Gedichten äußerte, worunter ein allerliebstes „Bettellied“ erwähnt werden muß. Dieses Gedicht offenbart zugleich, wie empfänglich das Mädchenherz für fremde Not war; die kleine Annette schrieb es nämlich auf eine Aufforderung der Verwandten nieder, damit die Verse auf den Sammelteller gelegt würden, der für eine arme Bauernfrau in der Gesellschaft herumgereicht wurde. Im Ausdruck ist das Gedicht ein merkwürdiges Vorzeichen jener formsicheren Realistik, die unsere Dichterin so ganz besonders kennzeichnet. Auch die Klangschönheit der Schillerschen Gedichte wirkte lebhaft auf das Mädchen. Die auch in der Form überraschenden Gedichte „Der Dichter“ und „Der Philosoph“ beweisen eine für dieses Alter staunenswerte Gedankenreife.

Als Siebzehnjährige schrieb Annette das bis zur 6. Szene des 2. Aufzuges gediehene Trauerspiel „Bertha“. Obschon dem Fragment an sich kein hoher künstlerischer Wert beizumessen ist, hat es trotzdem für den Literarhistoriker seine große Bedeutung, die darin besteht, daß uns hier die Dichterin zum erstenmal ihr Inneres selbst bietet. Berthas Liebe zu dem wandernden Spielmann ist nichts anderes als der Ausdruck eines träumerischen und unbestimmten, süß und schmerzlich zugleich auf der Seele liegenden Sehnens nach dem Fernen und Wunderbaren, welches dem Kinde und Mädchen eigen war und in reiferer und ernsterer Form sich noch bis in die spätesten Werke hinein nicht allzu selten findet. Ob dabei auch an eine Liebe zu denken ist, welche die junge Dichterin im stillen hegte, ist demnach für uns eine müßige und gleichgiltige Frage, ebenso wie die, ob sie Klostergedanken hatte, weil in dem Fragment auch vom Klosterberuf die Rede ist; was sich in derlei Stellen sicher dokumentiert, ist jene Unruhe, hervorgebracht durch die drückenden Stimmungen einer das ganze Leben lang unter Kränklichkeit leidenden Natur, die sich so ruhelos nach Ruhe sehnt, daß sogar Gedanken an baldigen Tod sie quälen. Solcherlei Stimmungen sind uns in der Tat gerade für die Entstehungszeit des Trauerspieles hinlänglich bezeugt und fehlten auch im späteren Leben des Fräuleins fast nie.

Ganz die gleichen Motive kehren in den sechs Gesängen des Epos „Walther“ wieder. Auch dessen Wert liegt in solchen Offenbarungen dieser ungemein fein gestimmten Natur. „Walther“ ist deshalb nicht nur mit dem genannten Trauerspielfragment, sondern auch mit dem auf das Epos folgenden Romanfragment „Ledwina“ in eine Gruppe zu vereinigen.

Diese drei Stücke bilden Annettens erste Entwickelungsstufe. Daß uns das Edelfräulein hier schon ganz ihre Seele schenkt, in der Hauptsache also bereits den Dichtergenius offenbart, bildet das eine Hauptelement zur Charakteristik der ersten Periode; die

unklare, verſchwommene, ſich noch nicht auf ſich ſelbſt beſinnende Weiſe und Form der Darſtellung das andere.

Ein gewiſſer Einfluß der Romantik auf die Erzeugniſſe dieſer Periode ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, aber er macht nicht ihr Weſensmerkmal aus.

Gerade eine Prüfung der „Ledwina" zeigt uns jene beiden Hauptelemente ganz klar: Das Seltſame, Grauſenhafte, Unheimliche, das ſich darin findet, iſt der wahre Widerſchein der Stimmungen, welche die Seele der Dichterin beherrſchten; der Ausfluß jener Neigung zum Ungewöhnlichen, zu unheimlichen Ahnungen, die als eine Wirkung des ungemein reizbaren, das Unſcheinbarſte und Fernliegendſte empfindenden Nervenſyſtems anzuſehen iſt. Die Form der Darſtellung aber iſt hier noch nicht, wie beim vollendeten Künſtler, zur ſelbſtändigen Herrin geworden und zeigt noch jene ſelben Unklarheiten und Mißverhältniſſe.

Sehr bald nach den genannten drei Dichtungen, im Jahre 1825, ſetzen jene religiöſen Gedichte ein, die den erſten Teil des Geiſtlichen Jahres bilden. Da ſich wegen der inneren Gleichartigkeit und des beſonderen Gegenſtandes der zweite Teil, der erſt zwölf Jahre ſpäter entſtand, nicht wohl vom erſten lostrennen läßt, ſoll an dieſer Stelle auf das ganze Geiſtliche Jahr ein Blick geworfen werden.

Es wäre ſicher falſch, wollte man annehmen, daß nun gerade in dieſer Zeit die Dichterin angefangen habe, ſich der religiöſen Lyrik zuzuwenden. Anklänge finden ſich bereits in ihren Jugenddichtungen genug, und ohne Zweifel war auch ſchon mancher religiöſe Vers niedergeſchrieben. Aber ſelbſt wenn dies nicht der Fall wäre, dürfte man nicht von einem eigentlichen Uebergange zu einer anderen Art Poeſie reden in dem Sinne, als ob etwa eine Sinnesänderung der Dichterin oder ein ſtarker äußerer Einfluß beſtimmend geweſen wäre. Nein, dieſe Gedichte ſind demſelben Herzen der Dichterin entſprungen, das ſich in den vorangehenden Poeſien offenbart, und das von Kindheit an einen auffallend ſtarken religiöſen Zug erkennen ließ. Auch lief ja die Abfaſſung religiöſer Gedichte faſt zwei Jahrzehnte lang neben mannigfaltigen Erzeugniſſen weltlicher Dichtung einher. Ueber das geiſtliche Jahr muß nun von vornherein geſagt werden: Geiſtliche Gedichte in dem Sinne, daß der Inhalt der Evangelien, Stoffe der heiligen Geſchichte, Belehrungen aus Glaubens- und Sittenlehre in objektiver, den Gegenſtand ganz und nur den Gegenſtand erſchöpfender Weiſe behandelt werden, etwa in der Art Brentanos oder des Kirchenliedes — ſolche geiſtliche Gedichte finden ſich hier keineswegs. Es nimmt vielmehr der ganz ſubjektive Dichtergeiſt den Inhalt der Sonn- und Feiertags-Evangelienabſchnitte nur als Untergrund zur Offenbarung der religiöſen Herzensregungen jeder Art. Ja, dieſes Verhältnis zum religiöſen Stoff iſt ſo bezeichnend für Annettens Geiſtesart und ſo durchgängig geltend, daß unbedenklich geſagt werden kann: Jene Gedichte, worin der Stoff nur der Anknüpfungspunkt iſt, bieten das Beſte, dagegen die meiſt kurzen Partien, wo der Stoff ſelber ſeine objektive Darſtellung findet, ſind kälter und ärmer ausgefallen.

Und nicht nur ſubjektiv, ſondern auch durchaus perſönlich ſind dieſe Dichtungen gehalten. Dieſelben Seelenzuſtände, die ſich uns in den weltlichen Dichtungen offenbaren, kehren hier wieder; nur ſind die Angſt und Not dieſer Seele, die ſie unter dem Druck eines kränklichen Körpers empfand, hier mehr als die anderen Stimmungen wahrzunehmen, eben gemäß der Art dieſer Dichtungen. Uebertreibungen faſt krankhafter Art, ja Anzeichen von Skrupuloſität treten uns nicht ſelten entgegen. Welch ſchwere Selbſtanklagen bringen die Gedichte am 1. und 4. Sonntag nach hl. Dreikönigen, am Dienstag in der Karwoche; welche Beängſtigung ſpricht aus den Liedern zum dritten Sonntag in der Faſten, zum 5. und 23. Sonntag nach Pfingſten! Merkwürdig ſind die oft wiederholten Klagen über Glaubensleere, ja ſogar Glaubensmangel; ſo am am 3. Sonntag nach hl. Dreikönigen, am Oſtermontag. Beſonders auffallend iſt die Stelle zum 3. Sonntag nach Oſtern:

„Die Stirne muß ſich ſenken und erröten.
O bitt're Schmach!
Mein Wiſſen mußte mein Glauben töten."

*

Ihre ſtetige, mitunter auch tiefgehende Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften wird hier offenbar im Zuſtand drückender Seelenangſt der Dichterin Anlaß zu dieſer überraſchenden Anklage.

Doch zweifelt die Dichterin nie an ihrer wahren und aufrichtigen Liebe und bietet ſie als Erſatz des ſchwachen Glaubens; Töne der ſüßeſten Innigkeit und Hingabe findet ſie. In dem hervorragenden Liede zum Pfingſtmontag iſt dies Motiv wohl am ſchönſten ausgeſprochen:

„Iſt es der Glaube nur, dem du verheißt,
Dann bin ich tot;
O, Glaube, der wie Lebenskodem kreiſt,
Er tut mir not.

Ich hab' ihn nicht.
Ach, nimmſt du ſtatt des Glaubens nicht die Liebe
Und des Verlangens tränenſchweren Zoll,
So weiß ich nicht, wie mir noch Hoffnung bliebe."

Die zarteſte Hingebung ſpricht aus dem Gedichte zum 2. Sonntag in der Faſten, zum Palmſonntag, aus dem innigen, reuevoll demütigen Gebet am erſten Sonntag nach Oſtern, aus dem wunderlieben Gebet am erſten Sonntag im Advent. Welche Innigkeit und welch hohes Gottvertrauen in den Liedern zum 11. und 16. Sonntag nach Pfingſten!

Den übergroßen Wechſel in der Stimmung bei dieſen Liedern kann niemand beſſer und richtiger ausdrücken als die Dichterin ſelbſt am Gründonnerstag:

„Doch wie die Schmerzen ſchwinden,
Die mein Gehirn entzünden,
So flieht der Nebelduft,

Und mit geheimem Glühen
Fühl' ich mich neu umziehen
Die friſche ſtarke Luft."

Ja, friſche, ſtarke Luft, die den Druck des Gemütes hebt und Freude und Vertrauen blühen läßt, hatte ihr der Rhein gebracht; Luft und Geſundheit hatte ſie aus jenen Tagen in Köln, Bonn, Koblenz mitgebracht zu manchem dieſer Lieder. Es iſt bedeutſam, daß in dieſe Zeit auch ihre muſikaliſchen Kompoſitionen fallen. Ueberwiegt auch das Gefühl der Geſundheit und Luſt durchaus nicht, ſo zeigt ſich in dieſen Schöpfungen doch weit mehr innere Ruhe und Sicherheit als früher.

Und die Darſtellungsform? Sie iſt klar geworden und ſo ſicher, daß ſie zuweilen bis zur Künſtelei in Reimkombination und Strophenbau gehen kann. Manches Schwierige findet ſich wohl; allein dies iſt nicht ſo ſehr ein Kampf mit der Form, als die Eigenart der Dichterin, die in allen ihren Schriften hervortritt. Eine ſonderbare Vorliebe für Ausdrucksküzung findet ſich ſchon in den erſten Dichtungen und iſt bis in die letzten zu verfolgen. Daß übrigens die Dichterin in dieſen Liedern auch unter myſtiſchen und romantiſchen Einflüſſen ſtand, darf nach Arthur Bankwitz' erſchöpfender, mit philologiſcher Gründlichkeit angeſtellter Unterſuchung kaum mehr bezweifelt werden.[1])

Was haben wir nun an dieſem hervorragenden Buche? Einen Schatz religiöſer Dichtung, aber kein Laienbrevier. Es hieße ſehr oberflächlich urteilen, wenn man das Geiſtliche Jahr als Erbauungsbuch ſchlechthin bezeichnen wollte: es ſucht Leſer von feiner Reflexionsgabe und Empfänglichkeit des Gemüts. Die Dichterin ſelbſt hat ſehr richtig gefühlt, daß es deſto ſicherer in den rechten Händen iſt, jemehr Seelenähnlichkeit der Leſer mit ihr ſelber hat, wenn ſie in dem hervorragenden Gedicht am 5. Sonntag in der Faſten ſagt:

„Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längſt entſchwand.

Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand."

Schweren Herzens hatte das Edelfräulein vom Rhein Abſchied genommen. Ihr ſtanden auch keine glücklichen Tage bevor. Der Juli 1826 brachte den Tod ihres Vaters; es folgte der Auszug aus dem Vaterhauſe und die Ueberſiedelung in die Einſamkeit des Witwenſitzes Rüſchhaus, wo Annette unter der qualvollen Empfindung des Endes ihrer Jugend lange Jahre ein drückend einförmiges Einſiedlerleben führte, das nur durch Reiſen nach Bonn und ins Paderborniſche unterbrochen wurde.

[1]) Arthur Bankwitz, Die religiöſe Lyrik der Annette v. D.-H. Berlin, 1899. Berl. Beitr. zur germ. Philol. Nr. 9.

Auf der ersten Reise nach Bonn im Jahre 1828 sollte ihr denn auch wieder die Idee einer neuen größeren Dichtung aufgehen, die langsam vollendet wurde: sie schrieb „Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard“, oder wie im Manuskript der Titel ursprünglich lautete: „Barry, der Hund vom St. Bernhard.“ Den Kern der Erzählung bildet die Rettung zweier Menschenleben durch die Mönche auf dem Großen St. Bernhard. Es sind drei Gesänge, die eine durchaus geschlossene und vom Schemenhaften zur Klarheit, vom Schaurigen zum Frieden fortschreitende Reihe darstellen. Unter den Schauern der Alpenwelt, die selbst etwas Schemenhaftes an sich hat, bleiben die Gestalten des Greises und des Knaben zunächst ebenfalls noch schemenhaft; das Grausenhafte ihres Schicksals ist mit dem Grausenhaften dieser Alpennatur verschmolzen. Unvergleichlich ist, wie gegen das Ende hin immer mehr mit der friedlicheren Gestalt der Natur auch die Klarheit der Personen zum Durchbruch kommt, bis zu einer wohltuenden, friedlichen Lösung, die über alles Licht verbreitet. Diese prächtige Steigerung vom Dunkel zum Licht und dabei die Verschmelzung von Menschenschicksal und Natur macht die Sonderart des Kunstwerkes aus.

In den Jahren 1832—34 entstand „Das Vermächtnis des Arztes“. Dieses Gedicht ist das Merkwürdigste, was das westfälische Edelfräulein jemals niedergeschrieben hat. Gewahrt man im vorhergehenden Werke Annettens Sonderkunst darin, die Figuren gleichsam als Bestandteile einer finsteren, schemenhaften Natur in geheimnisvollem Dunkel zu zeichnen und sie dann zur Klarheit zu führen, so findet man auch hier die Gestalten in Dunkel gehüllt, aber diesmal als Verkörperung eines finsteren Schicksals und ohne daß eine Aufhellung eintritt. Man wird an gewisse moderne Gemälde erinnert, die sich gleichsam selbst in schwarzes Dunkel hüllen und ihre Figuren nur rätselhaft, geheimnisvoll und schreckhaft bannend hervortreten lassen. Hier nach Umrissen der Gestalten und nach greifbaren Vorgängen suchen, heißt einen großen Mangel an Verständnis für unsere Dichterin zeigen; auch die Untersuchung, ob sich die von der Dichterin selbst skizzierte Handlung mit dem Gedichte völlig deckt, lasse man ruhig unterwegen. Wie grauenvolle äußere und innere Geschehnisse im Menschenleben und der Wahnsinn voller Dunkel sind, so ist hier ihre künstlerische Darstellung ihnen gemäß geartet, im Dunkel dem Grausen und allen Ahnungen Spielraum lassend. Das eben ist die Kunst unserer Dichterin, die ihr allein angehört; was sind hiermit verglichen gewisse Gestalten Byrons?

Aber was wollte das Fräulein mit solcherlei Poesie? — Man sage eher: sie mußte etwas — sie mußte ihrem Seelenzustand künstlerische Aeußerung verschaffen. Krank, in der Einsamkeit von Rüschhaus, die nach ihrem eigenen Zeugnis oft so unleidlich auf sie drückte, daß sie Schwindelanfälle bekam, im gesteigertsten Punkte des Menschen- und Frauenlebens angelangt, unter einer wuchtigen Last von Entscheidungen und Entsagungen, mit einer unaufhörlichen Erregung der Gehirnnerven, die sie, gleichfalls nach eigenem Zeugnis, zur vollen Anspannung der Einbildungskraft peitschte — so schrieb sie dieses Gedicht, das abweisen mag, wer will, das aber ein hohes Kunstwerk bleibt, weil es den Abdruck eines Seelenlebens in einer Darstellungsform gibt, die sich, wie selten, mit dem Dargestellten deckt, ja, wie in der Musik, identifiziert.

Dieses Gedicht bildet einen markanten Abschluß im Schaffen unserer lieben Edeldame: alles Unruhige, ja, Pathologische in ihr ist hier vereint noch einmal aufgestiegen und hat sich künstlerisch festgelegt für alle Zukunft. Mit dem „Vermächtnis des Arztes“ schließt die zweite Hauptperiode ihres dichterischen Schaffens ab.

Die dritte und letzte Periode, vom Jahre 1836 bis zu ihrem Tode 1848, charakterisiert sich als die Periode der Ruhe und Abgeklärtheit. Alles ist hier objektiver, geordneter, selbstsicherer. Es erscheint bedeutsam, daß dieser Periode ein Gedicht mit historischem Stoffe und die Prosaschriften angehören; es ist nicht minder bedeutsam, daß die Dichtungen dieser Zeit in einer neuen Heimat, beim Freiherrn von Laßberg auf Eppishausen im Thurgau und auf der Meersburg entstanden und dabei zu einem guten Teile die väterliche Heimat zum Gegenstande haben.

Kurz nach den Gedichten „Säntis“, worin die ganze Lebendigkeit der Naturbetrachtung sich findet, und „des Pfarrers Woche“, worin sie sich in einer Art Heim-

weh wieder nach Westfalen versetzt, folgte 1838 „die Schlacht im Lohner Bruch“. Sowohl die Wahl des Stoffes, die Niederlage des Herzogs Christian von Braunschweig bei Stadtlohn in der westfälischen Heimat im Jahre 1623, als auch die ruhige und überlegende Art, mit der sie an ihn herantritt, indem sie, selbst auf die Gefahr hin, ihre Phantasie eindämmen zu müssen, gewissenhafte Quellenstudien betreibt, zeigt uns den Geist der Dichterin in einem ruhigen, geklärten, wohl auch gar vielfach resignierten Zustande. So konnte indes natürlich die Dichterin den Subjektivismus nicht überwinden, daß man in diesem Gedichte nun wirkliche Geschichte erwarten dürfte; das ist weder den Tatsachen gegenüber der Fall, noch dem Inhalt nach überhaupt: Reflexion und Schilderung nehmen den meisten Raum und auch die schönsten Stellen ein. Die Schilderung geht hier wesentlich auf die Bewegung und die bewegte Natur. Der Anfang des zweiten Gesanges bringt ein typisches und wunderschönes Beispiel der Vergeisterung — man gestatte den Ausdruck — der Natur, die so ganz mit der Gemütsart Annettens zusammengehört. Die Form hat hier ihre Vollendung erreicht, wie überall in den Dichtungen der letzten Periode; Kraft und Treffsicherheit im Ausdruck können noch für lange Zeit als Muster dienen.

In den Jahren 1839—41 aber wurden nun jene kostbaren Blätter niedergeschrieben, welche die Prosaschriften der edlen Westfälin enthalten. Die Novelle „Die Judenbuche“ und die kulturhistorischen Studien „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ und „Bilder aus Westfalen“ behandeln alle das eine: die westfälische Heimat.

Wie bedauert man, daß die Schilderung von „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ ein Bruchstück von nur 35 Druckseiten geblieben ist! Das Edelfräulein hat hier das vortreffliche Kunstmittel angewendet, in fortlaufenden Erlebnissen eines Edelmannes aus der Lausitz uns ihre engere und engste Heimat, das Schloß Hülshoff, Vater und Mutter, die Landsleute in ungemein anschaulicher und lebendiger Sprache zu schildern.

Die „Bilder aus Westfalen“ geben bloße Schilderung ohne sonstiges Kunstmittel, zeigen aber eine meisterhafte Prosa, besonders im Ausdruck; charakteristische Vorkommnisse zur Kennzeichnung der Bevölkerung sind mehrfach eingefügt. „Die Judenbuche“, deren Stoff die Dichterin den Akten eines alten Kriminalprozesses entnahm, ist, wie es sich gehört, hinreichend verbreitet und bekannt und wird, wie Kleists „Michael Kohlhaas“, ein Muster der Erzählungskunst bleiben.

Bezeichnend für die ruhige, heitere Geistesart dieser Jahre ist es, daß sich Annette 1840 dazu bestimmen ließ, ein Lustspiel niederzuschreiben: „Perdu, oder: Dichter, Verleger und Blaustrümpfe“, Lustspiel in einem Akt. Unter den Namen Sonderrath, Seybold, Frau von Thielen sind darin Freiligrath, Schücking und die Dichterin selbst eingeführt. Künstlerischen Wert hat es nicht: es war nicht aus dem Innern der Dichterin, sondern auf äußeren Antrieb entstanden, und die Dichterin hatte selbst von Anfang an richtig gesehen: es wurde nichts.

Das Jahr 1842 aber brachte noch das letzte der größeren Gedichte: „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers.“ Merkwürdig: Diese große Dichterin sollte die Feder nicht aus der Hand legen, ohne das Faustmotiv bearbeitet zu haben. Diesmal ist es ein unglücklicher Roßtäuscher (Pferdehändler), der seine liebe Menschen- und Seelennot hat, sein Hausgeistlein, das ihm die erwünschten Erdengüter hergeschafft, wieder los zu werden, um das wahre und einzige Gut nicht zu verlieren. Hier ist die künstlerische Vollkommenheit erreicht; es ist ohne Zweifel das beste der größeren Gedichte, wenn auch nicht das interessanteste. Ueber dieses Meisterwerk handelt ausführlich H. Hüffer in der deutschen Rundschau (VII, 433).

Es wurden hier nur die größeren Dichtungen betrachtet, weil aus ihnen das Schaffen und Werden dieses Dichtergeistes in ausschlaggebender Weise abgelesen werden kann. Die Balladen und kleineren Gedichte geben hier nur noch Anlaß, auf dreierlei aufmerksam zu machen.

Neben den vortrefflichen Balladen „Der Graf vom Thal“, „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln“, „Die Vendetta“, „Der Geierpfiff“ findet sich eine Menge Gespenster- und Spukgeschichten — überhaupt viel Unheimliches, Hellseherisches. Man hat sich viel darüber aufgehalten, doch kann es nach dem, was zu den größeren Gedichten bemerkt wurde,

hier nur darauf ankommen, diese Erscheinungen aus der Gemütsart der Dichterin, die schon als Kind die seltsamsten Vorstellungen hatte, sowie aus ihrer Umgebung zu erklären.

Wichtiger ist die aus so manchen Gedichten, in musterhafter Weise z. B. aus der „Mergelgrube", „Die Krähen" ersichtliche Schärfe und Hingabe der Naturbetrachtung und der sicher über die Sehfähigkeit der zeitgenössischen Maler hinaus gesteigerte Sinn für Formen und Farben in der Natur.

Die allgemein als zutreffend anerkannte Behauptung, daß sich so sehr viel Realistisches in Annettens Werken finde, ist dahin zu verstehen, daß, mit Ausnahme von einigem aus der letzten Periode, kein Werk als solches realistisch ist, wie etwa die Werke, die dreißig Jahre nach Annettens Tode einer sogen. realistischen Kunst zum Durchbruch verhalfen. Die Realistik unserer Dichterin besteht vielmehr darin, daß die ideale Konzeption sich bei der künstlerischen Gestaltung den Gegenständen der sinnenfälligen Wirklichkeit mit Vorliebe zuwendet, und daß diese Gegenstände mit scharfen Augen von allen Seiten betrachtet und mit wenigen höchst konkreten Worten bezeichnet werden.

Wie kommt es nun, daß dieser in sehr vielen Beziehungen hochmoderne Dichtergenius so vielen fremd bleibt? Man sollte meinen, daß Annette, von der Richard M. Meyer in seiner bereits erwähnten „Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts" auf Seite 124 schreibt: „In der Meisterschaft intimer Lyrik aber, in der Fähigkeit, durch die Balladen die Stimmungen des Grauens, des Schreckens, der Reue und Versöhnung zu »fuggerieren« (ich nenne nur den wunderbaren „Spiritus familiaris des Roßtäuschers"), in der kraftvollen Nachzeichnung landschaftlicher Eigenart hat diese größte deutsche Dichterin alle Verskünstler ihrer Zeit so unendlich übertroffen und mehr noch übertroffen als Willibald Alexis mit der Größe seiner Gesamtauffassung oder Jeremias Gotthelf mit der Stärke seiner Anschauung die zahllosen Erzählertalente, die die Zeit vorzog", man sollte, ich wiederhole es, meinen, der Leserkreis der Westfälischen Dichterin wäre ein überaus großer. Und doch ist dem nicht so. Warum nicht? Weil das liebe Publikum an den intimeren Reizen der Natur blöde vorübergeht und die zarteren und leiseren Regungen des Seelenlebens nicht versteht, eine ganz erklärliche Erscheinung im Zeitalter der Sports. Deshalb bleibt ihm Annette fremd. Bei einem anderen Teile des Lesepublikums, und das gilt besonders für das katholische, ist der Geschmack durch den Uebergenuß an literarischem Süßholz, zumal wenn noch frömmelnde Ingredienzien beigemischt waren, gründlich verdorben worden. An den höheren Schulen, welche die Jugend mit unseren erstklassigen Dichtungen vertraut machen sollen, wird Annette mit Mörike der gleichen Nichtbeachtung gewürdigt. Sie haben ja auch so wenig Sentenzen, die man in Schulausgaben gesperrt drucken und in Klassenaufsätzen abschlachten kann! Und doch müssen bereits unsere Sekundaner, noch mehr aber die Primaner und ebenso die „höheren Töchter" mit der Annette vertraut werden. Nicht als ob in diesen Jahren schon auch nur zur Hälfte ihnen das Verständnis der Dichterin aufginge. Aber sie müssen, soweit es möglich ist, in diese wunderbare Poesie eingeführt werden, sie müssen mit Annette in die Natur schauen und auf die Regungen des Seelenlebens achten lernen. Später werden sie dem Lehrer oder Vater gewiß Dank wissen, der sie mit der großen Dichterin bekannt gemacht hat. Deshalb gehören Annettens sämtliche Werke in jede gebildete Familie und ebenso in jede städtische Volksbibliothek. Für das Land wäre eine ziemlich gekürzte Ausgabe mehr am Platze mit jenen Werken, für deren primitivstes Verständnis ein durch bloße Unterhaltungslektüre noch nicht verdorbenes, natürliches, ungeschultes Kunstempfinden ausreicht. In Betracht kämen: „Die Judenbuche", „Bei uns zu Lande auf dem Lande", „Bilder aus Westfalen" (letztere beiden Werke wenigstens für westfälische Dorfbibliotheken), eine Auswahl von Gedichten (namentlich aus den „Heidebildern", den „Balladen", aus Scherz und Ernst z. B. „Des alten Pfarrers Woche", „Die beschränkte Frau" und aus „Dem Geistlichen Jahr"), und der Spiritus familiaris des Roßtäuschers. Mit „Das Hospiz auf dem Großen St. Bernhard", und mit „Die Schlacht im Lohner Bruch" könnte man vielleicht den Versuch wagen. Ich glaube, erstere Dichtung wenigstens würde bei manchem schlichten Leser einen starken Eindruck hinterlassen. Doch, so lange wir eine eigens den Bedürfnissen des Volkes angepaßte Volksausgabe nicht besitzen, möge man bei etwas reichlichen Mitteln

getrost die ganze Annette in die Dorfbibliothek stellen. Ein gelegentlicher Vortrag über die Dichterin in irgend einem Vereine würde ihr bald einen dankbaren Leserkreis sichern. Sehr zu bedauern ist, daß es keine Auswahl von ihren Gedichten für die Jugend vom 14. Jahre an gibt; aus den bereits vorhin genannten Gedichtzyklen ließe sich ein prächtiges Bändchen zusammenstellen. Vielleicht geben diese Zeilen die Anregung zu einem solchen Unternehmen oder tragen wenigstens etwas zur Verbreitung der Werke von Annette von Droste-Hülshoff bei.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Von Hedwig Dransfeld-Werl.

I. Ihre Weltanschauung und Kunst im allgemeinen.

Marie von Ebner ist nicht die bedeutendste, wohl aber die gelesenste deutsche Schriftstellerin der Gegenwart, vorausgesetzt natürlich, daß nur wirkliche Künstlerinnen in Betracht kommen. Die Verfasserin einer „Berliner Range" mag sich ja vielleicht einer noch höheren Auflagenzahl erfreuen, im übrigen aber steht sie mit ihresgleichen außerhalb des literarischen Wettbewerbs. Marie von Ebner ist dagegen durch und durch Künstlerin. Selbst diejenigen, welche einen sittlichen und religiösen Tendenzen schroff gegenüberstehen, rühren nicht an ihren Ruf als Schriftstellerin, sondern geben zu, daß sie eine Meisterin der Prosadichtung ist.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß sie mit jedem ihrer Werke einen Schuß ins Schwarze getan hätte. Man kann sie nicht gerade eine „Vielschreiberin" nennen — das Wort hat einen zu übeln Nachgeschmack —, aber da sie seit Jahren regelmäßig auf dem Büchermarkt erscheint, hat die Zahl ihrer Romane und Novellen doch schon eine ziemliche Höhe erreicht. Und es müßte uns wie ein literarisches Wunder vorkommen, wenn sich in dieser vollen Garbe nicht auch taube und brandige Aehren befänden.

Die Dichterin steht bereits im Greisenalter. Sie wurde am 13. September 1830 auf dem Schlosse Zdislavic in Mähren als Tochter des Grafen Dubsky geboren. Das Leben der jungen Gräfin verlief in konventionellen Formen, und eine frühe Heirat gab ihm schon bald die sichere Richtlinie. Die Jugendeindrücke waren tief und haben sich nie verwischt: Das feine, reiche Elternhaus, wo das junge Mädchen unter dem Einfluß einer gütigen Stiefmutter aufwuchs, das elegante Wien mit seinem Theater- und Gesellschaftstreiben, die landschaftlich reiche Umgebung des mährischen Schlosses und das Volksleben auf den benachbarten Dörfern, deren Bewohner so grell und unmittelbar den uns oft unverständlichen slavischen Typ verkörpern.

Aus Kette und Einschlag dieser Jugendeindrücke entstand und entsteht das Gewebe der Ebnerschen Dichtung. Denn von ihr darf man wie von wenig anderen behaupten, daß sie aus dem Eigenen schöpft, daß ihre Werke ein getreuer Spiegel ihrer Zeit und ihrer eigenen Seele sind, daß sie ihr Leben dichtet und ihre Dichtung lebt. Deshalb kann man aus ihren Schriften auch durchgängig auf ihre Grundsätze schließen und eine gründliche Charakterzeichnung entwerfen, ohne wesentlich fehl zu gehen.

Ihr Talent hat sich nicht früh durchgerungen, und über den Schwerpunkt desselben ist sie sich erst in reifen Jahren klar geworden. Sie füllte als junges Mädchen dicke Hefte mit lyrischen Gedichten, und es ist bezeichnend, daß der alte Grillparzer sie bereits wegen ihrer scharfen Beobachtungsgabe und gesunden Satire lobte. Die geliebte und glückliche Gattin des Reichsfreiherrn Moritz von Ebner ging von der Lyrik zur Dramatik über, und manchen kühnen Plan hat sie begraben müssen, ehe sie die Roman- und Novellendichtung als ihr ureigenes Gebiet erkannte. Und hier sollten ihr die Lorbeeren zu teil werden, die das kapriziöse Theater-Publikum ihren jetzt durchgängig vergessenen Dramen nicht spenden wollte.

Noch viele Lebensjahre voll Fleiß und Erfolg sind ihr danach beschieden gewesen. Ein reicher Freundeskreis sammelte sich in ihrem Wiener Heim und blieb ihr ein Trost, als im Jahre 1898 ihr Gatte nach fünfzigjähriger Ehe abberufen wurde; eine Schar von Neffen und Nichten wuchs in Zdisla-

vic auf, und alle hingen mit vergötternder Liebe an der Tante Marie, so daß diese mit halb gutmütigem, halb resigniertem Stolz von sich sagen konnte: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder."

Sie ist katholisch, aber die Katholiken haben keinen Grund, sie nun auch tatsächlich zu den Ihrigen zu zählen. Zwischen dem positiven Christentum und ihrer Weltanschauung weitet sich eine Kluft, die freilich dem oberflächlichen Leser nicht so breit und tief erscheint, daß sie nicht überbrückt werden, daß nicht die Hand der Versöhnung von dem einen zum anderen Ufer reichen könnte. Denn sie ist keine offenbare Gottesleugnerin, keine Religionsspötterin, und sie gibt sich wenigstens nach außen den Anschein, als ob sie der Kirche und kirchlichen Dingen unparteiisch gegenüberträte. Aber dennoch rüttelt sie an dogmatischen Grundlehren; und was schlimmer ist: ihr Christentum ist dehnbar und verschwommen, die alten Formen werden zwar beibehalten, aber es sind eben nur Formen, in die sie eine neue Religion des menschlich Guten und Edlen hineinpaßt, so gut und so schlecht es geht. Kaum irgendwo treffen wir in religiöser Beziehung auf eine ruhige, starke Bejahung oder Verneinung. Sie läßt die Tatsachen reden, die sie als Dichterin in ihrer Gewalt hat und stellt ihre Ueberzeugung hinter das tönende Wort oder die gut gewählte Handlung ihrer Helden, oder sie flüchtet überhaupt ins Nebelland der Redensarten. So wirkt sie auf den unkritischen Leser verwirrend, und er merkt nicht, daß sie ihn zu sich hinüberzieht in die kühle Atmosphäre der „ethischen Kultur",[1]) daß sie ihm den ewigen persönlichen Gott mit seinen klaren Gesetzen langsam in einen schönen, ehrwürdigen Begriff verwandelt.

Die Parabel „Der Gottesleugner" darf als ein packendes Beispiel für ihre Gottesauffassung überhaupt gelten. Sie ist nicht neu, Hunderte haben vor ihr dasselbe oder ähnliches behauptet, und es wurde in dieser Form zu einer direkten Verneinung des Christentums: „Gott steht zu hoch für den Glauben oder Unglauben der Menschen, ihr Tun und Lassen reicht an seine Majestät nicht heran". Gott im theistischen Sinne muß als das einzige absolute Wesen seine Autorität auch dem Geringsten gegenüber durchsetzen, für ihn hat das bequeme Wort der Abwehr: „Du kannst mich überhaupt nicht beleidigen", keine Geltung. Aber Marie von Ebner macht ihn zu einem gutmütigen Philosophen der josephinischen Zeit, der dem Gottesleugner im Gericht mit einem Stich ins Spöttische sagt: „Ob ein armes Menschlein wie du an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz?"

Diesem Gott gegenüber ist der Mensch nur das Produkt einer blind schaffenden Natur, die Keime und Triebe in ihn hineinlegt und entwickelt, ohne ihm Gewalt über sie und ihr Wachstum zu geben. Wie der Mensch wird, so mußte er werden, wie er endet, so mußte er enden! Damit fällt die Willensfreiheit, sowie die Lehre von der Sünde, von Strafe und Rechtfertigung; der Mensch ist dem Zufall preisgegeben. „Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt," sagt sie in ihren Aphorismen. Man dürfte dieses Wort für eine oft gehörte poetische Floskel halten, wenn sie es nicht in der Erzählung „Das Schädliche" in Tatsachen umgesetzt hätte und uns mit allen Mitteln der Dichtung glaubhaft zu machen suchte.

Ihre Kirchenfeindlichkeit tritt uns oft schroff entgegen; heilige Messe und Sakramente sind ihr nur Zeremonien und dazu häufig recht überflüssige. Irgendwelche Sympathie gegen kirchliche Personen hat in ihrem sonst gütigen Herzen keinen Platz, obgleich sie sich oft genug mit ihnen beschäftigt. Der opferfähige, kluge und gütige Priester, der echte Heilandsjünger, wie er im katholischen Volke doch zum Glück keine Seltenheit ist, scheint kaum in ihren Gesichtskreis getreten zu sein. Man hat das Gefühl, als ob sie sich Mühe gäbe, grau in grau zu zeichnen, als spiele ihre Vorein-

[1]) Die „Ethische Kultur", Jahrg. 1900, sagt von ihr S. 299, daß sie „auch wie zu uns rechnen dürfen, sachlich wie persönlich, war sie doch eine der allerersten, welche bei Begründung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sich in deren Listen einzeichnete". Damit ist ihr von authentischer Seite das Zeugnis antichristlicher Gesinnung ausgestellt. Aber sie ist mehr, sie huldigt ganz unleugbar dem Pantheismus. In diesem pantheistischen Sinne ist z. B. in „Unsühnbar" die Stelle S. 151 zu verstehen: „Sie betete die eine einzige Kraft an, die webt und treibt im Hälmchen auf der Wiese, widerhallt aus der tönenden Brust der Nachtigall, unwiderstehlich lockt und ringt im Menschenherzen." Die Red.

genommenheit sogar ihrer poetischen Gestaltungskraft und Gerechtigkeit dann und wann einen Streich. Die freigeistige Oesterreicherin, die nur deshalb nicht im Sturme der Los von Rom-Bewegung steht, weil sie auch den Protestantismus schon überwunden hat, weil sie dem Gegenpol des Christentums zusteuert! Deshalb sind ihre Priester entweder hart und grausam wie der Pfarrer im „Gemeindekind", oder gutmütig beschränkt wie P. Joseph in „Die erste Beichte", oder zum Sterben unglücklich und von Zweifeln gehetzt wie der Kooperator Leo Klinger in „Glaubenslos"?

Die Stellung der Dichterin zu den Sterbesakramenten ist nicht katholisch und nicht christlich. Besonders die beiden Erzählungen „Die Reserl" und „Der gute Mond" sowie „Unsühnbar" (S. 236 f. u. 357 ff.) sind in dieser Beziehung ihre Eideshelfer. „Die Reserl" ist auch künstlerisch verunglückt, die Absicht, dem fanatischen Dechanten eins anzuhängen, schaut zu deutlich hervor. Aus dem Ausruf des Priesters: „Tot, und hat über der Versöhnung mit einem Menschen die Versöhnung mit Gott vergessen," klingt zugleich die Ansicht der Dichterin: „Was sollen die Sakramente an diesem Sterbebett?" — „Der gute Mond", der seiner sterbenden Gattin die Tröstungen der Religion fernhält, spricht diese Ansicht dann klipp und klar aus: „Die Kleine brauchte keine Tröstungen, denn sie hatte keinen Gram, und den meinen verbarg ich ihr."

Das ist die Stellung der Ebner zu Dogma und Kirchentum, die noch auf manche andere Weise aus ihren Schriften illustriert werden könnte. Aber auch rein bürgerlichen Fragen und Fragen der Sitte und Sittlichkeit gegenüber versagt sie oft. Sie tritt für die Doppelmoral ein und gestattet dem Manne ohne viel Herzbeklemmung, was sie dem Weibe als unsühnbare Schuld anrechnet. Sie will, daß der Mann von der Vergangenheit der Frau Rechenschaft fordert, gesteht aber der Gattin nicht dasselbe Recht zu. Daß infolgedessen Ehescheidung und Ehebruch ihren Helden keine allzu großen Gewissensbisse verursachen, daß sie nicht über Zwirnsfäden stolpert, braucht dabei wohl kaum bemerkt zu werden.

Es wäre aber vollständig verfehlt, wenn man sie dieser zweifellos falschen Tendenzen wegen zu einer gewissen Sorte des modernen Literatentums zählen wollte, die nur Wirkung zu erzielen hofft, wenn sie sich an das dunkelste Triebleben im Menschen wendet. Es kommt freilich vor, daß sie der Grenze des Erlaubten bedenklich nahe tritt, ja, daß sie dieselbe auch überschreitet, wenn sie den Leser in die schwülste Atmosphäre sittlicher Verwahrlosung führt, sei es in der Hütte oder in dem Palast. Sie ist eben viel zu sehr Menschenbeobachterin und Menschenkennerin, um sich nicht getrieben zu fühlen, auch den dunkeln Spuren des sexuellen Lebens nachzugehen; aber durchgängig bleibt sie auf der Höhe, und in den eigentlichen Sumpf steigt sie nie hinab. Sie ist auch selbst zu streitbar gegen den literarischen Schmutz vorgegangen — ich erinnere an Bertram Vogelweid — um jemals versucht zu werden, ihre eigenen Warnungstafeln zu zertrümmern. Dabei bleibt bestehen, daß ihr der klare Begriff der Sünde fehlt, daß sie mit dem weiten Herzen und dem entschuldigenden Lächeln der großen Dame einer sittlichen Verfehlung gegenübertritt. Das große Elend unserer Zeit, an dem nicht nur die österreichischen Schriftsteller kranken!

Als Dichterin ist Marie von Ebner sehr vielseitig; sie kennt die Salons der Reichen und die Hütten der Ausgestoßenen und Verachteten, sie redet ihre Sprache und denkt und fühlt mit ihnen. Ihre Romane und Novellen sind meistens vorzüglich aufgebaut, und die Personen werden fest am Zügel gehalten; die dramatische Dichterin verleugnet sich nicht. Auch ihre Erfindungsgabe ist groß, wenn auch die Kritik ein Nachlassen ihrer Gestaltungskraft konstatiert hat. Und tatsächlich ist nicht jede ihrer Romanfiguren ein Original, manche haben nur umständlich Toilette gemacht. Aber interessant bleiben sie doch. Marie von Ebner besitzt eben die Kraft der Schilderung, sie weiß uns in atemloser Spannung zu erhalten; ihr Stil ist von großer Reinheit und Anmut, und mit wenigen Worten ist oft ein Charakter, ein Milieu in wunderbarer Feinheit dargestellt. Sie kann sich aber auch in ermüdende Breiten verlieren und allerlei literarische und sozial-politische Ansichten vortragen, die den Gang der Handlung nicht zu ihrem Besten unterbrechen.

Einen Vorzug hat sie noch, der sie über die meisten dichtenden Frauen erhebt: sie verfügt über einen frisch quellenden Humor und gesunden Sarkasmus.

Es fragt sich nun: Wie stellen wir als Katholiken uns zu den Werken der Dichterin? Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß eine Empfehlung ihrer sämtlichen Schriften unmöglich ist; denn als Katholiken sind wir verpflichtet, uns an die Richtlinien zu halten, welche durch das christliche Sittengesetz und durch oberhirtliche Erlasse gewiesen sind. Eine knappe Charakterisierung der einzelnen Dichtungen ist zur Beantwortung dieser Frage unbedingt nötig. Diese Kennzeichnung und die Feststellung des aus ihr sich ergebenden Resultates soll im nächsten Hefte dieser Zeitschrift versucht werden.

Der Verein vom hl. Karl Borromäus.

Von Herz.

II. Gegenwärtige Organisation.

Durch die Eintragung des Vereins in das Vereinsregister am 10. März 1900 ist der Borromäusverein ein „eingetragener Verein" im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches geworden. Dieser Schritt, welcher dem Verein alle Vorteile eines eingetragenen Vereins brachte, ihn aber auch allen diesbezüglichen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches unterwarf, machte in erster Linie eine Revision seiner Statuten notwendig. Hier seien nur jene Bestimmungen mitgeteilt, die unbedingt notwendig sind, um den Fernstehenden einen Einblick in die gegenwärtige Organisation des Vereins zu bieten.

I. Satzung des Vereins vom hl. Karl Borromäus.

§ 1. Der Zweck des unter dem Namen „Verein vom hl. Karl Borromäus" mit dem Sitze in Bonn gebildeten Vereins ist Begünstigung, Förderung und Verbreitung guter Schriften erbauenden, belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

§ 2. Der Verein besteht aus:

A. Mitgliedern,
B. Teilnehmern,
C. Ehrenmitgliedern.

Alle Vereinsangehörigen haben das Recht, die zur Erreichung des Vereinszweckes dienenden Einrichtungen nach den Bestimmungen der Geschäftsordnung zu benutzen.

§ 4. Mitglieder (§ 2 A) können nur großjährige, römisch-katholische Personen männlichen Geschlechts sein. Sie zahlen entweder einen einmaligen Beitrag von 200 Mark oder einen Jahresbeitrag von 6 Mark, der durch Beschluß der Mitgliederversammlung bis zu 10 Mark erhöht werden kann. Der Eintritt eines neuen Mitgliedes kann nur auf Grund eines Beschlusses der Mitgliederversammlung erfolgen. Die Zahl der Mitglieder soll mit Ausschluß der Ehrenmitglieder mindestens 30 betragen.

§ 5. Teilnehmer (§ 2 B) werden alle, die sich als solche anmelden und den in der Geschäftsordnung festgesetzten Beitrag zahlen . . .

§ 7. Der Verein wird durch den Vorstand geleitet und in allen Angelegenheiten vertreten.

Der Vorstand des Vereins besteht aus fünf Personen. . . .

Die Mitglieder des Vorstandes werden durch die Mitgliederversammlung auf 3 Jahre gewählt. Wiederwahl ist zulässig.

§ 11. Zu dem Geschäftskreise der Mitgliederversammlung, in welcher das Stimmrecht durch Stellvertreter nicht ausgeübt werden kann, gehören alle Angelegenheiten des Vereins, soweit ein anderes in dieser Satzung nicht zum Ausdrucke gelangt ist.

II. Geschäftsordnung des Vereins.

§ 1. Der Verein sucht seinen Zweck d. h. die Begünstigung, Förderung und Verbreitung guter Schriften erbauenden, belehrenden und unterhaltenden Inhalts dadurch zu erreichen, daß er

1. jährlich allen Vereinsangehörigen nach Maßgabe ihres Beitrages und der Vereinsmittel eine oder mehrere Schriften als Vereinsgabe unentgeltlich zugehen läßt;
2. ein Verzeichnis seinem Zwecke entsprechender Schriften veröffentlicht, deren Anschaffung allen Vereinsangehörigen zu einem niedrigen Preise ermöglicht ist;
3. aus den jährlichen Ueberschüssen Bibliotheken errichtet und unterstützt, zu deren Benutzung die betreffenden Vereinsangehörigen berechtigt sind;
4. Arbeiter- und Volksbibliotheken, sowie Bibliotheken von Asylen, Krankenanstalten und anderen Einrichtungen, welche charitativen oder sozialen Zwecken dienen, unterstützt.

§ 2. Die Teilnehmer des Vereins zerfallen in drei Abteilungen:

a) solche mit einem Jahresbeitrage von 6 Mark oder einem einmaligen Beitrage von 200 Mark;
b) solche mit einem Jahresbeitrage von 3 Mark oder einem einmaligen Beitrage von 100 Mark;
c) solche mit einem Jahresbeitrage von 1 Mark 50 Pfg. oder einem einmaligen Beitrage von 50 Mark.

Die Teilnehmer unter a haben, mit alleiniger Ausnahme des Stimmrechtes auf der Mitgliederversammlung, dieselben Rechte wie die Vereinsmitglieder.

III. Von den Hülfsvereinen.

§ 19. An den einzelnen Orten, an welchen der Verein vom hl. Karl Borromäus Mitglieder zählt, werden nach Bedarf Hülfsvereine errichtet. Diese finden in der Regel in Pfarrbezirken ihre Begrenzung.

Dem Vorstande in Bonn liegt es ob, einen oder mehrere Hülfsvereine in jeder Diözese als Haupthülfsverein mit der Wahrnehmung der Geschäfte für die ihm unterstellten Hülfsvereine zu betrauen.

§ 20. Zur Bildung eines Hülfsvereins genügen fünf erwachsene Vereinsangehörige. Auf Bibliotheksgaben haben aber nur solche Hülfsvereine Anspruch, welche einen Jahresbeitrag von mindestens 30 Mark an die Zentralstelle Bonn eingezahlt haben.

§ 22. Die Vorstände der Hülfsvereine haben die Aufgabe, die Wirksamkeit des Vereins nach allen Seiten hin zu fördern und zu verbreiten.

Sie werden zu diesem Zwecke, möglichst viele Teilnehmer zu gewinnen suchen, die Beiträge einsammeln und dem Vorstand des Vereins vom hl. Karl Borromäus in Bonn unter genauer Angabe der Zahl der Teilnehmer jeder Abteilung zur Verfügung stellen.

Sie werden die bestellten Bücher rechtzeitig unter Beifügung der entsprechenden Geldbeträge bei der Zentralstelle Bonn anmelden und für die Verteilung der Flugblätter, Vereinsgaben und Verzeichnisse guter Schriften, sowie für die möglichst rasche Weiterbeförderung der bestellten Bücher an die Beteiligten Sorge tragen.

Endlich haben sie die Pflicht, dem Vorstande des Vereins vom hl. Karl Borromäus in Bonn einen Jahresbericht über die Wirksamkeit und den Stand ihres Hülfsvereins nebst etwaigen den Zweck des Vereins fördernden Vorschlägen einzureichen.

§ 24. Die Haupthülfsvereine haben die Aufgabe, durch ihren Vorstand oder ihren Geschäftsführer den geschäftlichen Verkehr zwischen den einzelnen Hülfsvereinen ihres Bezirks und dem Vorstand des Vereins vom hl. Karl Borromäus zu Bonn zu vermitteln ...

§ 25. Die alljährliche Zuwendung von Bibliotheksgaben an die einzelnen Hülfsvereine richtet sich in Zahl und Wert der Bücher nach der verhältnismäßigen Größe des Beitrages der einzelnen Hülfsvereine und der daraus erwachsenden Ueberschüsse. Um den Hülfsvereinen weitere Kosten zu sparen, sollen ihnen die überwiesenen Bücher gebunden und portofrei zugesandt werden.

Die Auswahl der jedem Hülfsverein in Höhe der ihm mitgeteilten Summe zustehenden Bücher bleibt ihm selbst überlassen.

Die Hülfsvereine haben das Recht, ihre Vereinsbibliothek auch Nichtangehörigen des Vereins gratis oder gegen ein kleines Entgelt zugänglich zu machen.

§ 26. Geht ein Hülfsverein ein, so bleibt seine Bibliothek als Eigentum des Vereins vom hl. Karl Borromäus in Bonn so lange bei der betreffenden Pfarrei, bis sich darin ein neuer Hülfsverein bildet, dem sie sofort zu überweisen ist.

Ein Vergleich mit dem früheren Statut zeigt uns, daß die neuen Satzungen eigentlich bloß eine Anpassung des früheren an moderne Zeitverhältnisse bedeuten. Der § 72 des B. G. B. läßt nämlich eine große Zahl eigentlicher Vereinsmitglieder als untunlich erscheinen. Deshalb hat man die Einteilung in Vereinsangehörige mit 6 Mk. Beitrag, mit 3,00 Mk. und 1,50 Mk. getroffen. Die Mitgliederversammlung übt der Hauptsache nach die Rechte der früheren Vorstandssitzung und der jetzige Vorstand die des früheren Zentralverwaltungs-Ausschusses aus. Die Bezirksvereine hat man ebenfalls fallen lassen und kennt jetzt nur noch Hülfsvereine und Haupthülfsvereine.

Nun wird man sich aber fragen: Welchen Nutzen stiftet der Borromäusverein in seiner jetzigen Gestalt? Wir kommen damit zu:

III. Die gegenwärtige Bedeutung des Vereins vom hl. Karl Borromäus für das katholische Deutschland.

Trotzdem über den Nutzen der guten und den Schaden der schlechten Lektüre schon unendlich viel geschrieben worden ist, und jeder einigermaßen begabte Sekundaner einen ganz leidlichen Aufsatz darüber fertig bekommt, muß gleichwohl konstatiert werden, daß die volle Einsicht in die Wirkung der guten oder schlechten Lektüre verhältnismäßig selten zu finden ist; denn sonst wäre es nicht erklärlich, wie man gerade in maßgebenden und einflußreichen Kreisen dieser wichtigen Sache so gleichgültig, wenn nicht gar feindselig gegenüberstehen könnte. Darin, daß in jedem katholischen Hause gediegene Gebetbücher, Legenden, Handpostillen, einige Cochems ꝛc. ꝛc. zu finden sein müssen, herrscht Einigkeit, und für die Anschaffung solcher Bücher wird fast nur zu reichlich Sorge getragen. Für den katholischen Kalender sorgt ein herumziehender Bruder irgend einer Missionsgesellschaft. Ferner läßt man ganz allgemein gelten, daß auch einige Bände Christoph von Schmid, Herchenbach, Karl May ꝛc. ꝛc. nicht gerade schädlich wirken können, weil sie die Leute gut unterhalten und von unmoralischen Vergnügungen wenigstens zeitweilig fern halten. Aus einer früher einmal vorhandenen Borromäusbibliothek werden die harmlosen Bändchen als letzte Zeugen verschwundener Herrlichkeit wieder unter das Volk gebracht. Nun glaubt man aber übergenug getan zu haben. Daß damit noch herzlich wenig geleistet ist, kommt manchem kaum zum Bewußtsein. Und doch ist man zum Ausrufe versucht: „Was nützen alle Gebet- und Erbauungsbücher angesichts der Waffen, deren sich die Gegner des Christentums bedienen? Namentlich die Sozialdemokraten überschwemmen die katholischen Gegenden und Familien mit Büchern und Zeitschriften, in denen Geschichte, Naturwissenschaft, Belletristik, Volkswirtschaft, kurz, das ganze menschliche Wissen in den Kampf gegen die katholische Kirche geführt wird? Die an sich gute und gewiß unentbehrliche Erbauungsliteratur muß deshalb einen durch und durch modernen Bundesgenossen erhalten. Nur wenn wir in gleicher Rüstung dem Feind gegenüber treten, gehört uns der Sieg. Die Katholiken müssen eine Organisation haben, welche auch in das entlegenste Bergdorf den verschiedenartigsten Lesestoff auf die denkbar billigste und umfangreichste Weise liefert. Wir müssen das katholische Volk überschwemmen mit Schriften, welche solid die Wahrheiten unserer Religion positiv begründen und erläutern, müssen geschichtliche, naturwissenschaftliche, populärphilosophische, belletristische Werke unter dem Volke verbreiten, welche den gegnerischen Angriffen, die diesen Gebieten entnommen sind, auf eben diesem Gebiet geschickt begegnen. Eine der-

artige Institution aber besitzen wir nur im Borromäusverein.

Zwar kann die katholische Kolportage bei akuten Fällen, z. B. Graßmannrummel schneller auf dem Plan sein als genannter Verein, weshalb diese Art der Schriftenverbreitung ein immer dringenderes Bedürfnis wird, aber es steht ihr nicht soviel Lesematerial zur Verfügung wie dem Borromäusverein. Es kommt noch hinzu, daß wir heutzutage absolut nicht mehr in der Lage sind, für die Hausbücherei auch der anspruchslosesten Arbeiter soviel Lesestoff aufzutreiben, daß sein in vernünftigen Grenzen sich haltendes Lesebedürfnis befriedigt wird. Die Fachbildung des Landwirts, Handwerkers und Arbeiters, die mehr allgemeineren Volksbildungsbestrebungen, die Sittlichkeits- und Mäßigkeitsbestrebungen, welche dem Volke statt der rein materiellen und sinnlichen Genüsse geistige Freuden als Ersatz bieten müssen, wenn sie nicht bloße Augenblickserfolge erzielen wollen, all diese Faktoren machen eine reichlich ausgestattete Volksbibliothek selbst in den Dörfern zur unbedingten Notwendigkeit.

Für uns Katholiken jedoch steht und fällt die Volksbibliothek mit dem Borromäusverein.

Was auf dem Gebiete des volkstümlichen Bibliothekswesens für das katholische Volk zu leisten ist, muß auch durch das katholische Volk geleistet werden.

Als in Innsbruck vor ein und einem halben Jahre katholischerseits die erste Tiroler Volksbibliothek und Lesehalle eingerichtet wurde, hat der bekannte protestantische Stahlkönig Carnegie der Bibliothek trotz ihres katholischen Charakters 300 Dollars geschenkt. Wenn wir deutsche Katholiken die Gründung von volkstümlichen Bibliotheken so lange hinausschieben wollten, bis dieses Beispiel bei den katholischen beati possidentes zahlreiche Nachahmer findet (einzelne Beispiele dieser Art gibt es ja), dann wäre es besser, das Schlachtfeld für immer kampflos zu verlassen. Bibliotheken können wir in nennenswerter Zahl bloß durch den Borromäusverein gründen und erhalten. Diese Lehre gibt die tägliche Erfahrung. Wenn katholische öffentliche Bibliotheken mit Lesehallen in die trostloseste Lage geraten sind, so geschah es, weil das Fundament fehlte: blühende Borromäusvereine. Unsere katholischen Bibliotheken werden — und das ist ihr größter Ruhm — großenteils Groschenbibliotheken sein und bleiben, Bibliotheken, von den Groschen unterhalten, die sich der Arbeiter, Bauer und Handwerker durch Schwielen verdient und am Munde abgespart hat.

Oder sollen wir auf die konfessionelle Bibliothek ganz verzichten, uns mit paritätischen kommunalen Bibliotheken zufrieden geben und nur darauf dringen, daß diese Bibliotheken auch bei Einstellung katholischer Autoren wirklich paritätisch verfahren? Darüber wird dann erst zu diskutieren sein, wenn einmal für die Katholiken die Preisgabe der konfessionellen Schule und der konfessionellen Jünglings-, Gesellen-, Arbeiter-, Kaufmanns- ꝛc. Vereine diskutabel erscheint. Bis dahin ist es aber inkonsequent, mit aller Zähigkeit um die Erhaltung der konfessionellen Schulen und Vereine zu ringen, jedoch nichts danach zu fragen, ob der vierzehnjährige Junge, die höheren Töchter ihre Lektüre sich aus einer pikanten Leihbibliothek holen oder aus anderen sonst ernsten Büchereien, die aber wenig katholische Autoren enthalten. Wenn es so gleichgültig ist, was der nicht gründlich durchgebildete Mann für ein Buch liest, weshalb hätt man denn von den paritätischen Bibliotheken, von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, katholische Lektüre so ängstlich fern? Ob unserem katholischen Volke eine christliche, vernünftig-konservative Gesinnung erhalten bleibt oder nicht, das wird zu einem sehr großen Teil von unseren Fortschritten auf dem Gebiete der volkstümlichen Bibliotheksbestrebung abhängen.

Katholischerseits beliebt man so gern zu sagen: Die katholische Kirche könnte viel segensreicher wirken, viel mehr zur Lösung der sozialen Frage beitragen, wenn sie nur mehr Freiheit besäße. Nun, bezüglich der Gründung von Volksbibliotheken haben wir vollkommen freie Hand. Niemand verwehrt uns die Einführung von Borromäusvereinen. Also: Hier Rhodus, hier spring!

Die meistgelesenen Bücher.

(Herbst 1903 — Herbst 1904.)

Das litterarische Echo schreibt in No. 7 Jahrg. VII:

„Unsere diesjährige Rundfrage nach den meistgelesenen belletristischen Büchern des abgelaufenen Jahres wurde von 136 Leihbibliotheken (Lesezirkeln, Lesehallen, Volksbibliotheken) beantwortet. Die Erkundigung bezog sich auf die 5—6 meistverlangten Werke.“ Was kann nun Das litterarische Echo als Resultat mitteilen? Als meistgelesene Bücher (unter 136 Antworten) werden genannt:

„Götz Krafft“ (Stilgebauer)	96	mal,
„Das schlafende Heer“ (Viebig)	78	„
„Briefe, die ihn nicht erreichten“ (Heyking)	70	„
„Jena oder Sedan?“ (Beyerlein)	64	„
„Jörn Uhl“ (Frenssen)	43	„
„Erstklassige Menschen“ (Baudissin)	43	„
„Buddenbrooks“ (Th. Mann)	41	„

Als meistgelesene Autoren des Jahres ergibt unsere Aufstellung:

Ed. Stilgebauer (96),
E. Viebig (94),
E. v. Heyking (70),
F. A. Beyertein (65),
Gustav Frenssen (54),
W. Graf Baudissin [Frhr. v. Schlicht] (43),
Th. Mann 41).

„Namen und Reihenfolge“, so schreibt Das litterarische Echo weiter, „der meistgelesenen Bücher und Autoren decken

sich diesmal genau, wie überhaupt unsere ganze Statistik ein erheblich einförmigeres Bild ergibt, als die der früheren Jahre. Mehr und mehr scheint sich auch bei unserem Lesepublikum die englisch-amerikanische Mode, des »Buchs der Saison« herauszubilden. Während im vorigen Jahr bei nur 107 Antworten insgesamt nach 33 Autoren mehr als je dreimal genannt wurden, betrug deren Zahl diesmal bei 136 Antworten nur noch 23. Ein für unsere litterarische Kultur erfreuliches Zeichen ist diese Wahrnehmung nicht; viel eher ein ungesundes, was wir wohl nicht erst näher zu begründen brauchen.

Demgemäß hat auch diesmal, weniger noch als in den letzten Jahren, das Ergebnis unserer Statistik für den Kenner der litterarischen Marktverhältnisse etwas Ueberraschendes. Von den sieben Büchern und Autoren, die an der Spitze stehen, befanden sich vier (Beyerlein, Frenssen, Heyking, Mann) schon unter den »Siegern« des vorigen Jahres. Beyerlein und Heyking standen damals an erster und zweiter, Frenssen (dessen »Jörn Uhl« nun schon im dritten Jahre zu den meistgelesenen Büchern zählt) an dritter, Mann an vierter Stelle. Die äußeren Gründe, die den Romanen von Baudissin und Stilgebauer zu ihrem Auflagenerfolg verhalfen haben, sind bekannt. Angenehm auffallen könnte es vielleicht, daß der kleine Garnison-Roman des Herrn Bilse nur eine so kleine Stimmenzahl (12) aufweist. Aber dieser Schluß zugunsten unseres Publikums wäre leider zu optimistisch. Die kleine Stimmenzahl rührt nur daher, daß das Buch in Deutschland verboten wurde (weshalb man es in unserer Liste auch fast ausnahmslos nur von ausländischen Bibliotheken gemeldet findet). Tatsächlich hat dieses aromatische Bitsenkraut, dank der Rührigkeit des wiener Verlags, der sich des ausgestoßenen Werkes annahm, auf dem Kreuzbandwege eine Verbreitung von über einer halben Million Exemplaren gefunden. Von der Begier, mit der es im Ausland aufgenommen wurde, mag es einen Begriff geben, wenn die weltbekannte Leihbibliothek von Mudie in London uns mitteilt, daß bei ihr von Bilses Buch in der deutschen Ausgabe 300 Exemplare, von der englischen Ausgabe 1000 Exemplare sich in Zirkulation (!) befanden.

Wir führen nach des Vergleiches halber die Bücher an, die außerdem noch eine größere Stimmenzahl auf sich vereinigten. Es waren »Peter Camenzind« von Hermann Hesse (21), »Die Bären von Hahen Eip« von Nataly von Eschstruth (21), »Denise de Montmidi« von Georg Frhrn. von Ompteda (18), »Pittje Pittjewitt« von Josef Louff (10), »Lisetatte von Reckling« von Gabriele Reuter (9), »Pastor Klinghammer« von Wilhelm Hegeler (8), »Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn« von J. Lorimer (8).

Die Reihe der meistgelesenen Autoren hätten im Anschluß an die oben angegebenen Namen zunächst fortzusetzen: Nataly v. Eschstruth (32), Georg Frhr. v. Ompteda (26), Hermann Hesse (21).

Hatten wir im vorigen Jahre schon auf den Umstand aufmerksam machen können, daß unter den sieben meistgelesenen Autoren sich kein einziger Ausländer mehr befand, während einzelne, wie Gorki, Sienkiewicz, Gejerstam, wenigstens noch mit größeren Stimmenzahlen vertreten waren, so ist diesmal — mit alleiniger Ausnahme des amerikanischen Humoristen Lorimer — das Ausland aus der ganzen Statistik überhaupt verschwunden.

Endlich sei noch erwähnt, daß auch ein paar nichtbelletristische Werke, insbesondere »Das Jahrhundert des Kindes« von Ellen Key und »Der Kaiser« von Paul Liman, uns häufiger als meistgelesene bezeichnet wurden; da sich jedoch unsere Umfrage einstweilen noch auf die Belletristik beschränkt, konnten sie in den Listen keine Berücksichtigung finden."

Ob in den Volksbibliotheken die gleichen Bücher zu den meistgelesenen gehörten oder nicht, ob sich hier eine andere, vielleicht bessere Geschmacksrichtung geltend machte, kann aus den Mitteilungen des litterarischen Echo nicht ersehen werden, da unter den 136 Leihbibliotheken nur 14 Volksbibliotheken sich befinden. Es sind das:

Altona (Verein f. Volksbildung):
Eschstruth, Verschiedenes.
Frenssen, alles.

Bielefeld (Lesehallenverein):
Frenssen, Jörn Uhl.
Ganghofer, Der Herrgottsschnitzer.
Roode, Der Hungerpastor.
Rosegger, Schriften des Waldschulmeisters.

Cannstatt (Verein für Volksbildung):
Beyerlein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Ganghofer, Schloß Hubertus.
Reuter, Verschiedenes.
Viebig, Verschiedenes.

Charlottenburg (Städtische Volksbibliothek):
Beyertein, Jena oder Sedan?
Frenssen. Jörn Uhl.
Ganghofer, Die Bochontin.
Viebig, Die Wacht am Rhein.

Frankfurt o. M. (Freibibliothek):
Beyertein, Jena oder Sedan?
Stilgebauer, Götz Krafft.
Viebig, Das schlafende Heer; Die Wacht am Rhein.

Gießen (Lesehallenverein):
Beyertein: Jena oder Sedan?
Frenssen, Jörn Uhl.
Heyking, Briefe ꝛc.
Stilgebauer, Götz Krafft.

Gotha (Stadtbibliothek):
Eschstruth, alles.
Frenssen, Jörn Uhl.
Roode, Der Hungerpastor.

Hagen i. W. (Städt. Bücher- und Lesehalle):
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Heyking, Briefe ꝛc.

Hildesheim (Lesehalle des Vereins für Verbreitung von Volksbildung):
Frenssen, Jörn Uhl; Die drei Getreuen.
Ompteda, Verschiedenes.
Viebig, Das tägliche Brot.

Jena (Lesehallen-Verein):
Beyertein, Jena oder Sedan?
Frenssen, Die drei Getreuen.
Ganghaver, Schloß Hubertus.
Heyking, Briefe ꝛc.

Kattowitz (Volksbibliothek):
Frenssen, Jörn Uhl.
Roode, Der Hungerpastor.

Reichenbach i. V. (Städt. Volksbibliothek):
Eschstruth, Bären von Hohenesp.

Stuttgart (Volksbibliothek):
Werke von Frenssen, Ganghofer, Heer, Rosegger.

Wiesbaden (Volksbildungsverein 4 Bibliotheken):
Frenssen, Jörn Uhl.
Ompteda, Unser Regiment.
Die Besucher unserer Volksbibliotheken haben im großen und ganzen demnach auch nach dem gegriffen, wofür recht kräftig auf die Trommel geschlagen wurde.

Im Anschluß an diese Statistik über die meistgelesensten Romane des Jahres läßt Das litterarische Echo eine Aufstellung der meistgespielten Bühnenwerke für die gleiche Berichtszeit (Herbst 1903 bis Herbst 1904) folgen, die sich aus dem deutschen Bühnen-Spielplan (Verlag van Breikapf & Härtel) ergibt. Danach entfällt die größte Zahl von Aufführungen auf F. A. Beyerleins „Zapfenstreich", der 1490 mal gegeben wurde. (Im vorigen Jahre hatte „Alt-Heidelberg" van einzelnen Stücken mit 1255 Aufführungen die höchste Ziffer.) Schiller erschien 1159 mal auf deutschen Bühnen (1111 im Vorjahre), Schönthan mit Mitarbeitern 1146 mal (1366), Oskar Blumenthal 1037 (1337), Kraatz und Neal („Der Hochtourist") 789, Sudermann 784 (1050), Shakspere 769 (658), Hauptmann 749, Halbe 651, Meyer-Förster 559, Gorki 557 (123), Goethe 425 (347), Ibsen 406 (323), L'Arronge 397, Anzengruber 360, Lessing 341 (212), Fulda 320, Grillparzer 306 (338), Maeterlinck 300 (835), Dreyer 279, Oskar Wilde (248), Molière 214 (208), Sardou (210), Hebbel (173), Schnitzler 163, Birch-Pfeiffer 158, Kleist 155 (178), Wedekind (149), Otto Ernst 140, Hofmannsthal 135, Hartleben 129, Lindau 123, Gutzkow 115, Raimund 116, Capus 109, Björnson 106, Wildenbruch 98 mal. Die zahlreichen Stücke, die Gustav von Moser mit verschiedenen Campagnons verfaßt hat, wurden rund 500 mal gegeben.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelanführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Klassikerausgaben.

Schillers Werke. Auswahl mit einer Biographie und einem Bildnisse Schillers. Paderborn, Schöningh. Preis gbd. Mk. 3.—.

Vielleicht weckt die 100jährige Wiederkehr des Sterbetages Friedrichs v. Schiller, der 9. Mai 1905, neue Begeisterung für unseren Schiller. Vielleicht kommt dann manchem beim Rückblick auf die Entwicklung unserer Literatur der Gedanke, daß wir es seitdem doch nicht „so herrlich weit gebracht" haben, und vielleicht wird diese Erkenntnis Veranlassung, einmal wieder zu Schiller zurückzukehren. Für alle die, welche im Drange der Geschäfte nur das Beste van Schiller lesen können, empfehlen wir vorliegende Ausgabe aufs wärmste. Sie enthält: eine gute Auswahl der Gedichte, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut van Messina, Wilhelm Tell. Der ganze Band ist sehr handlich, die Ausstattung hübsch. Druck und Papier gut. Kann auch für ländliche Bibliotheken empfohlen werden.

Theodor Körners ausgewählte Werke. Mit einer Biographie und Bildnis des Dichters. Taschenausgabe mit großer Schrift. Breslau, Görlich. 612 S. Preis eleg. gebd. M. 3,00.

Vorliegende Ausgabe enthält Gedichte in 3 Abteilungen (Leier und Schwert, Knospen, Vermischte Gedichte), Dramen (Zriny, Hedwig, Josef Heyderich, Toni, Alfred der Große, Der Kampf mit dem Drachen, Die Bergknappen, Das Fischermädchen, Der Vetter aus Bremen, Der Nachtwächter, Die Gouvernante, Der vierjährige Posten, Scharaden und Anagramme ꝛc.), Erzählungen (Hans Heilings Felsen, Woldemar, Die Reise nach Schandau, Die Reise nach Wörlitz). Handlichkeit und hübsche Ausstattung empfehlen diese Ausgabe besonders. Sie ist für Jugendbibliotheken besonders geeignet.

Von **Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht** liegen uns vor: Grillparzer, Der Traum ein Leben, Das goldene Vließ; Goethe, Aus meinem Leben, Italienische Reise, Hermann und Dorothea; Shakespeare, Hamlet, ferner: Körner, Zriny; Schiller, Wilhelm Tell; Otto Ludwig, Der Erbförster; außerdem eine Sammlung vaterländischer Gedichte unter dem Titel: Der Vaterlandsgedanke in der deutschen Dichtung von Dr. Schmitz-Mancy, deren Einleitung mir jedoch wenig zugesagt hat. Besonders lobenswert ist es, daß diese Sammlung etwas weiter hinausgreift als bisherige derartige Schulausgaben und neben Grillparzer auch Otto Ludwig berücksichtigt. Mit der verkürzten Wiedergabe von „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" ist ein glücklicher Griff getan worden. Gymnasiasten sind gemeiniglich für das ganze Werk noch nicht reif, nachdem aber die Reise eingetreten, bleibt den wenigsten Zeit und Lust übrig, das Buch zu lesen. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß hier eine verkürzte Ausgabe geboten wird, die dem Verständnis der Schüler angepaßt ist. Sämtliche mir vorliegende Bände zeichnen sich durch vortrefflichen Druck und hübsche Ausstattung aus. Wenn auch der Erwachsene bei Sentenzen und geflügelten Worten den Sperrdruck und die vielen nur für Schüler berechneten Anmerkungen sehr gern vermissen würde, so wird er dafür durch die vortrefflichen Einleitungen und literarischen Erläuterungen reich entschädigt. Die Ausgaben können daher warm empfohlen werden.

Dante Alighieris Göttliche Komödie, metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Fünfter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe van 1865—66. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Mit drei Bildnissen, einem Plane van Florenz, drei Karten und vier Grundrissen auf Doppeltafeln. Leipzig 1904, Teubner. Preis gebd. M. 6,00.

Ueber vorliegende Dante-Uebersetzung von Philalethes und die Anmerkungen zur Uebersetzung braucht nichts mehr gesagt zu werden, denn ihre Vorzüge sind allbekannt. Dagegen hat der Teubnersche Verlag neues, großes Lob verdient, weil er diese so vortreffliche Dante-Übersetzung auf gutem Papier in schönem Druck (lateinische Typen) so billig liefert. Wir empfehlen ihre Anschaffung allen Dantefreunden aufs wärmste.

Bann. Herz.

Annette Freiin von Droste-Hülshoffs sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben van Eduard Arens. Mit zwei Bildnissen, drei Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe.

In 2 eleganten Bänden gebunden 3 Mk. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Vorliegende Ausgabe der Werke der unsterblichen Annette ist eine Musterleistung. Die äußere Ausstattung ist geschmackvoll, der Preis beispiellos billig. Der Verlag hat den geschätzten Droste-Kenner Eduard Arens, dessen gründliche Studien über die Dichterin der Literarische Handweiser öfters brachte, mit der Herausgabe beauftragt. Die Einleitung Arens' ist erschöpfend und verrät die Literaturkennern bekannte, eingehende Kenntnis Arens' auf diesem Gebiete. Ich kann nicht unterlassen, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß kein katholischer Verleger uns diese mustergiltige Droste-Ausgabe geschenkt hat. Wer eine ungemein wohlfeile, gediegene Ausgabe der Werke unserer größten Dichterin sich verschaffen will, wird mit Fug und Recht zu dieser neuen Ausgabe greifen.

Stolberg. Dr. Franz Kaufmann.

Christoph Flaskamp. 1) **Frommer Freude voll.** 1904. 80 S. Brosch. 1,20 M., gebd. 1,50 M. 2) **Parzival.** 1904. 88 S. Gebd. 1,50 M. Münster, Alphonsusbuchhandlung.

Die Geheimnisse von Klang und Licht sind es, die der neuen Lyrik auf Grund des Goethischen Realismus zu — leider vielfach problematisch theoretisierenden — Schaffensgebieten sich gestaltet haben. Die Vertiefung der Naturanschauung zur einen Stimmung und ihr ausgleichendes Abwägen an der Parallele der Empfindung in der liedhaften Aussprache des Gefühls ist eine Aufgabe, die nur dem Gottbegnadeten gelingt, nur den Talenten, die fern von der Schule auf sich selbst gestellt, einsame Wege wandeln. Den Uebergang von dem nach mehr im Gefühl schwelgenden Goethe zur neuesten Stimmungspoesie bildet für Deutschland Greif. Baudelaire und Verlaine gaben ihre Momente dazu, und so erhielten wir, was Falke, Busse und Betge schufen. Wir Katholiken hatten — von Greif abgesehen — noch keinen Vertreter dieser Richtung, bis er uns in Flaskamp erstand. Die Stimmungslyrik war Pachtgut des Pantheismus, und es gehörte keine kleine Kraft dazu, dem modernen Determinismus seinen unrechtmäßigen Besitz zu entreißen. Flaskamp hat das Wagnis unternommen, und es ist ihm glänzend gelungen. Noch hat man ihn nur halb verstanden, weil man die feine Nuance vielfach noch nicht entdeckt hat, die den träumerischen Westfalen von seinen Vorgängern trennt. In den streng katholischen Kreisen ist man überhaupt nur schwer zum Verständnis des reinen Kunstempfindens in Natur- und Seelenleben schon deshalb vorgedrungen, weil — das lag in unserer Erziehung und unseren auf Kampf gestellten apologetischen Zwecken — der Gedanke als solcher König war in der Provinz von 1850 an. Die Reaktion mußte das notgedrungen auf die Sentimentalitäten der Heineschen Frühdetadenze und den amarantenen Duft der Nachromantik mit sich bringen. Nun ist das Eis so ziemlich gebrochen, und Flaskamp hat als der Typus zu gelten, der bis jetzt seine Stimmungen in unverfälschter Klarheit und einer kongenialen Form am meisten zum Ausdruck gebracht hat. Dabei ist aber der Münsteraner kein blasser Schwelger in Farben und Tönen, sondern ihn, den echten Christen, zieht alles, was schön ist, noch oben. Freilich darf von einem so feinen Kopfe niemand erwarten, daß er das katholische Mäntelchen an die offene Luft hänge, wie es leider so viele gerade in letzter Zeit getan haben. Gott sei Dank, wir haben einen waschechten Künstler vor uns, der nicht vom Erstlingserfolg berauscht, drauflos reimt, sondern immer mehr und mehr nach innen schaut, um im Liederschachte Quarz und Gold unterscheiden zu lernen: jubelte er im ersten Bande „frommer Freude voll" vor Seligkeit des Erstlingsschaffens, so nennt er sich im zweiten Bande schon einen Suchenden — „Parzival". Parzival rang sich durch Nacht zum Licht, durch Torheit zur Sälde. Wenn Flaskamp bei dieser Ehrlichkeit bleibt, dann werden uns seine beiden köstlichen Gaben, die an sich schon Gabe genug sind, trotz einiger unausgeglichenen Stellen, Versprechungen für die Zukunft sein, mit denen wir heute schon rechnen können. Eichert hat Flaskamp freudig auf dem Parnaß begrüßt, und Eichert muß wissen, wem da oben ein Platz gebührt. Helfen wir dem jungen Dichter noch weiter hinauf, indem wir ihm baldigst einen Platz in unserer Bibliothek verschaffen.

Beuron. P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

Deutscher Balladenborn für jung und alt. Herausgegeben vom Hildesheimer Prüfungsausschuß für Jugendschriften. Mit vielen Bildern von Franz Stassen, Hans van Valkmann, Ernst Liebermann, Georg A. Ströbel, Franz Müller-Münster, Franz Hein. Düsseldorf, Fischer und Franke. 176 S. Preis gbd. M. 2,00.

Wir wollen einmal annehmen, ein aus Geistlichen bestehender Prüfungsausschuß für Jugendschriften gäbe einen Balladenborn für jung und alt heraus, worin sich auch das bekannte Lied vom armen Dorfschulmeisterlein mit einer Karrikatur des Lehrers im Stile der Münchener Jugend aber des Simplizissimus fände. Von Memel bis Straßburg, vom Bodensee bis an die Grenzen Dänemarks ginge ein Entrüstungssturm durch sämtliche deutsche Lehrerzeitungen über eine derartige Leistung des „lehrerfeindlichen Klerus". Nun, was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Im deutschen Balladenborn haben sich Hildesheimer Lehrer dem katholischen Klerus gegenüber das, ja noch viel mehr geleistet, als was ich hypothetisch vom Klerus dem Lehrerstande gegenüber angenommen habe. Ich meine die Aufnahme von Bürgers „der Kaiser und der Abt" mit einem Bilde des Abtes, würdig des Simplizissimus! Es gibt kaum eine größere Verhöhnung des katholischen Klerus und des Mönchtums als wie dieses Gedicht mit diesem Bilde. Daher hinaus mit solcher Lektüre aus katholischen Häusern!

Bonn. Herz.

Ums liebe Brot und zehn andere Novellen von H. Sienkiewicz. Einsiedeln, Benziger. Preis ungbd. 3,20 M., gebd. 4 M. — **Marquise Peri** von J. Sternaux. Paderborn, F. Schöningh. 148 S. Preis kart. 1,35 M. — **Minnetreue** von Konrad von Balauden. Mainz, Kirchheim. 385 S. Preis 2,50 M., gbd. 3,50 M.

Die erstgenannte Sammlung verrät die starke realistische Kunst des polnischen Meisters. Die Titelnovelle schildert die leidensvollen Schicksale eines verarmten polnischen Bauern, der mit seiner Tochter nach Amerika auswandert, um dort sein Brot zu suchen. Aber in diesem Kampfe ums Dasein zwingt sie das Schicksal mit eiserner Faust nieder, und nach einem Leben voll entsetzlicher Entbehrungen und ungestillten Heimwehs finden sie in der neuen Welt ein trauriges Ende.

Sienkiewicz tritt hier als Warner vor sein heißgeliebtes Volk. Er zeigt ihm an dem abschreckenden Beispiel, daß der mit der heimatlichen Scholle so fest verwachsene polnische Bauer in der Fremde sei wie ein schwankes Rohr. Die Novelle zeichnet sich durch prächtige Naturschilderungen und psychologische Feinheiten aus. Trotz ihrer Tendenz ist sie ein echtes Kunstwerk und wäre als besonderes Büchlein im Preise von 10—15 Pfg. zur Massenverbreitung vorzüglich geeignet. Eine wehmütige Erinnerung aus seiner Jugendzeit gibt uns der Verfasser in „Der schönen Hania". Heinrich und sein Freund Mirza lieben beide die bezaubernde Hania. Diese erwidert die Neigung Mirzas, der sie entführt. Das gibt den Anlaß zu einem Duell, das nach Sienkiewicz der polnische Edelmann als eine selbstverständliche Institution betrachtet. Man schlägt sich, beichtet und schlägt sich nachher wieder. Heinrich wird schwer, Mirza leicht verwundet. Hania ist erschüttert, klagt sich als Urheberin des Unglücks an und nimmt zur Sühne den Schleier. Es liegt ein weicher, fast lyrischer Zug über der Novelle. Uns Deutschen kommt die Schwärmerei Heinrichs für Hania übertrieben vor. Das Milieu selbst ist echt polnisch. Wir lernen Land und Leute kennen, namentlich den altpolnischen Adel mit seinen ehrwürdigen Traditionen und ritterlichen Ehrbegriffen. Mit dem Bauern verbindet den Herrschaftshof ein patriarchalisches Verhältnis. Jugendlektüre ist die Novelle durchaus nicht. Eine fein abgetönte Skizze ist „Der Leuchtturmwächter". Sie erzählt von einem stillen, hartgeprüften Menschen, der auf dem Leuchtturm von Panama Anstellung findet, bis ihn ein ungünstiges Geschick aufs neue in die Wogen des Lebens wirft. In hochinteressanter Weise wird geschildert, wie er auf seiner einsamen Hochwarte zum Mystizismus gelangt. Der Humor kommt zur Geltung in der „Komödie der Irrungen", einer Erzählung aus dem aufblühenden Westen Nordamerikas, und in der Novelle „Die Dritte", genommen aus dem Künstlerleben Warschaus. Es ist ein köstlicher Humor, voll von komischen Situationen und lustigen Verwicklungen. Die tollen Einfälle sprudeln hervor, überpurzeln und überschlagen sich wie herabstürzende Kaskaden. Es muß jedoch betont werden, daß die Moral in „Die Dritte" ziemlich taxiert ist. „Janko der Musikant" kann als ein kleines Meisterwerk bezeichnet werden, eigentlich eine Elegie in Prosa voll poetischen Zaubers. Ergreifender hätte die Liebe des verkümmerten, von allen vernachlässigten armen Knaben Janka zur Musik kaum geschildert werden können. „Durch die Steppe" ist eine bessere Präriengeschichte, reich an poetischen Schönheiten. Für jugendliche Leser könnte der darin ausgesprochene Gedanke, daß kein Mensch der Liebe widerstehen könne, gefährlich werden. Das Buch schließt mit einer Apotheose des Christentums: Die Novelle „Folgen wir ihm nach!" hat zum Inhalt die Bekehrung des Römers Cinna, seiner Gemahlin und des alexandrinischen Weisen Timon. In ihnen ist das Suchen jener Zeit nach religiöser Befriedigung verkörpert. In allen diesen Novellen hat Sienkiewicz seine Meisterschaft in der Naturschilderung gezeigt, mag er einen Frühling in der einsamen Steppe oder einen polnischen Winter beschreiben. Er ist ein Kenner des menschlichen Herzens mit seinen Leidenschaften, seinen Wünschen und seinem Hoffen. Die Schilderung des Dämonischen gelingt ihm vor allem. Ich denke hier an die Dachszene in der Titelnovelle. Die Uebersetzungen lesen sich recht gut, die Ausstattung ist eine hübsche, doch ist die ganze Sammlung trotz ihres künstlerischen Wertes einzelner schiefen Anschauungen und heikler Partien wegen nur reifen Lesern zu empfehlen. Für die Jugend eignet sie sich nicht.

So erfreulich die Gabe des polnischen Autors ist, so wenig ist das bei dem zweiten vorliegenden Buche „Marquise Peri" der Fall. Der Stoff ist aus der Pariser Aristokratie genommen. Im Plaudertan wird uns von der alternden, aber genuß- und gefallsüchtigen Marquise Peri erzählt, die, in den Vorurteilen ihrer Umgebung gegen Religion und Kirche befangen, durch mehrfachen Todesfall in der Familie und ihrem Bekanntenkreise schließlich zu Gott zurückgeführt wird. Die Erzählung ist leichte Dutzendware. Dem Leser werden die religiösen Ideen in übertriebener, lehrhafter Weise aufgedrängt. Das Buch macht fast den Eindruck süßlicher Bigotterie. Von den Personen sind die Marquise und ihre Freundin gut gezeichnet, die übrigen nur skizzenhaft angelegt. Mangelhaft ist die psychologische Vertiefung und Motivierung; es ist eben ein sehr bequemes Mittel, in der Marquise die Wandlung infolge eines vierfachen Todesfalles sich vollziehen zu lassen. Das Buch vermag trotz dieser Leichenhäufung nicht zu ergreifen.

Auch Balandens Buch „Minnetreue" kann nicht als erfreuliche Erscheinung gelten. Agnes, die Erbtochter des staufischen Pfalzgrafen Konrad, bewahrt dem ihr anverlobten ältesten Sohne des geächteten Heinrich des Löwen treue Liebe, trotzdem Kaiser Heinrich VI. als Oberlehnsherr Einspruch gegen das Verlöbnis erhebt, und die Söhne der angesehensten Fürstengeschlechter um sie werben. Das der Inhalt. Balanden gibt ein anschauliches Bild von den religiös-sittlichen Ideen jener Zeit. Er preist die phantasiereiche Glaubensfreudigkeit, den reinen, schwärmerischen Frauendienst und schildert den gigantischen staufischen Weltreichsgedanken in Verbindung mit der absolutistischen Kaiseridee. Aber andererseits drängt der Verfasser die rein historische Seite so sehr in den Vordergrund, daß die eigentliche Handlung mehr als eingestreute Episode erscheint. Von Barbarossa und Heinrich VI. ist ein tendenziöses Zerrbild entworfen, während die beiden Welfen als makellose Idealgestalten gezeichnet sind. Das ist höchst einseitig und unhistorisch.

München. Hermann Etzel.

Stöffele. Lebensbild eines tiralischen Heldenpriesters. Von Arthur Achleitner. Wien 1904. Kirschs Verlag. 382 S. Brosch. M. 3; geb. M. 4.

Man hat in der letzten Zeit Arthur Achleitner bei Besprechung seiner Bücher mehrfach vor Ueberhastung gewarnt, damit unter der Quantität die Qualität nicht leide. Ich gestehe, „Partiunkuta" auch nicht ganz befriedigt aus der Hand gelegt zu haben. Besser hat mir der „Eiskaplan" gefallen. „Stöffele" aber, ein Heldenpriester aus den Tiroler Freiheitskämpfen, gehört zu den reifsten Früchten von Achleitners Erzählungskunst, soweit ich sie bis jetzt auf mich wirken ließ. Hier waren allerdings auch keine psychologischen Probleme zu ergründen, keine großen Seelenkämpfe zu entwickeln. Nein, der Stoff lag gegeben in einer bis jetzt ungedruckten Biographie Stephan Krismers, vulgo Stöffele. Verfasser des Manuskriptes ist R. Schranz, Pfarrer in Ischgl, Eigentümer jetzt das k. k. Kaiserjäger-Museum auf dem Berge Isel bei Innsbruck. Achleitner hat sein Material in eine durchaus ansprechende Form gebracht und dem heldenmütigen und doch so bescheidenen Stöffele ein würdiges Denkmal gesetzt. Der Leser glaubt ihn

zu sehen und zu hören, den kleinen, beweglichen Mann mit seiner glühenden Liebe zur Kirche, Christenseele und zum Kaiser; er bewundert insbesondere die Klarheit seines Denkens, die Festigkeit seines Wollens, die Entschiedenheit und Ruhe seines Handelns. Der geistliche Leser vor allem blickt mit Bewunderung auf den unvergleichlichen Opfergeist, der aus Stöffele wirkte. Achleitner fühlte hier die Seite priesterlichen Wesens und Wattens heraus, die dem christlichen Volke besonders sympathisch ist. Und dieser Stöffele, der für Kirche, Menschenseele und Vaterland ganze Nächte beten, ganze Tage wandern, sein ganzes Leben darben konnte, besitzt den gesunden Humor des freien Sohnes der Berge als prächtige Beigabe. Wie köstlich pfiffig zeigt sich der Stöffele, als er (S. 190—212) in Pions mit dem bayrischen Hauptmann zusammentrifft, der geschworen hatte, den „Erzfanatiker" Krismer in Ketten nach München zu bringen und dort prozessieren zu lassen. Die Schlittenfahrt mit dem Hauptmann und das Hochzeitsmahl beim Müller zu Brennbichl, bei dem Stöffele und der Hauptmann Freundschaft schließen, ist die köstlichste Szene des prächtigen Büchleins, das uneingeschränkte Empfehlung verdient.

Bensheim. Lenhart.

Der Strahl. Alleinberechtigte nach der 37. Auflage bearbeitete deutsche Ausgabe von M. R. Montaur: Le Rayon. Deutsch von C. zur Hoide. München 1904. J. Rothsche Verlagshandlung. 162 S. 8°. 1,80 M.

Der französische Verfasser nennt sein Buch eine Legende, der Begleitzettel des deutschen Verlags einen Roman. Die letztere Bezeichnung ist unrichtig und irreführend. Der Strahl ist Christus und die ganze Erzählung eine Mischung der evangelischen Berichte über das Leben und Leiden des Heilandes mit kulturgeschichtlichen Tatsachen, eingetaucht in eine lebendige Phantasie und jene weiche, religiös-stimmungsvolle Sprache, die man bei gläubigen französischen Schriftstellern nicht selten findet. Aber die Persönlichkeit des Heilandes ist nicht herabgezogen, nicht realistisch angehaucht, der Verfasser hat ihm seine ganze göttliche Hoheit gewahrt, mit der er als Strahl in seine Umgebung tritt. Als Erbauungsbuch in belletristischem Gewande für weite Kreise empfehlenswert, aber künstlerisch geringwertig. Die 37 französischen Auflagen erklären sich wohl aus dem Geschmack an sentimentaler Auffassung des religiösen Lebens in Frankreich. Die Uebersetzung ist — das Vorwort ausgenommen — im ganzen fließend und deutsch.

Ratingen. Ad. Jos. Cüppers.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses von J. Spillmann S. J. **Illustrierte** Ausgabe. 8. u. 9. Aufl. Herder, Freiburg. Preis ungbd. M. 2,40, gbd. M. 3.00.

Die vorliegende, für jede Volksbibliothek sich eignende Geschichte beruht, wie der Verfasser in der Vorrede versichert, auf einer wirklichen Begebenheit. Der Dichter hat sie nur in ein anderes Milieu gestellt und der Oekonomie des Stückes entsprechend eine Anzahl von Nebenpersonen hinzugefügt. Er hat es meisterhaft verstanden, den richtigen Ton zu treffen und in edel einfacher Sprache durchaus objektiv die ergreifenden und schrecklichen Geschehnisse darzustellen. Die Handlung entwickelt sich ungezwungen in logischer Folge, die Charaktere sind in scharf umrissenen, festen Linien gezeichnet, besonders der des Helden, des demütigen, opfermutigen jungen Priesters, seiner gottergebenen Mutter, der hülfsbereiten Nachbarn Le Roir usw., welch letztere auch einen leisen, liebenswürdigen Humor verkörpern, der angenehm neben der oft so düsteren Handlung einhergeht. Vor dem Fehler parteiischer Licht- und Schattengebung, der in derartigen Erzählungen so leicht zur Klippe für die künstlerische Ausgestaltung wird, hat sich der Autor mit großem Geschick ferngehalten, und so atmet der Leser, dem die anschauliche, frische Darstellung gegenwärtiges Erlebnis wird, befreit auf, da schließlich nicht nur auf die Gestalten der religionsfeindlichen „Gebildeten" des provenzalischen Oertchens, sondern selbst auf die des reuigen Verbrechers, dessen verstocktes Herz der schier unbegreifliche Edelmut und die hohe Pflichterfüllung des Priesters endlich gerührt haben, die milden Strahlen versöhnenden Lichtes fallen. Welch' außerordentlichen Erfolg diese lebenswahre Erzählung in der kath. Lesewelt hat, beweist der Umstand, daß in wenigen Jahren schon die 8.—9. Auflage notwendig wurde, sowie die Uebersetzung des Werkes in die englische, französische, holländische, norwegische, ungarische, spanische und italienische Sprache. Ob die diesen neuen Auflagen beigegebenen 12 Illustrationen (Vollbilder) den Wert des Buches erhöhen? Ich möchte es bezweifeln. Dafür wirken sie, obwohl nicht schlecht gezeichnet, nicht künstlerisch genug. Besonders die beiden S. 152 und S. 182 scheinen mir die edle Gestalt des Helden, wie sie dem Leser vorschwebt, nicht würdig genug zum Ausdruck zu bringen. Warum, wenn solche Bücher überhaupt illustriert werden sollen, nicht lieber die kleinen, in den Text verstreuten Illustrationen, die unaufdringlich wirken wie liebenswürdige, künstlerische Randglossen?

Aachen. Fabri de Fabris.

Franz Webers Jugendbibliothek. Christoph von Schmids Erzählungen. Neue, im Sinne des Verfassers berichtigte Ausgabe mit großer Schrift. In neuer Rechtschreibung. Breslau. Verlag von Franz Goerlich. Jedes Bändchen, 128 Seiten stark, kostet br. 40, geb. 60 Pfg.

Es lagen die ersten neun Bändchen vor.

1. Die Ostereier, das Täubchen, das hölzerne Kreuz.
2. Heinrich v. Eichensetz, der Kanarienvogel, die Wasserflut.
3. Der Weihnachtsabend, die Kapelle in Wolfsbühl, das Rotkehlchen.
4. Ludwig, der kleine Auswanderer, der Diamantring, der Kuchen.
5. Das Lämmchen, das Marienbild, die Feuersbrunst.
6. Gottfried, der junge Einsiedler, die Kupfermünzen, die Kirschen.
7. Die Hopfenblüten, das alte Raubschloß, die Waldkapelle.
8. Das Blumenkörbchen.
9. Der Rosenstock, die zwei Brüder, die Melone.

Die Sammlung kann für das mittlere Kindesalter empfohlen werden. Die neue Rechtschreibung ist nicht überall zu erkennen, die Satzzeichensetzung willkürlich, oft geradezu falsch. Druckfehler sollten in einer Jugendschrift erst recht nicht vorkommen. Papier und Druck sind gut; die Illustrationen haben unseren Beifall nicht gefunden. (Vgl. auch den Artikel über Christoph v. Schmid in Heft IV, Jahrg. II der Korr.-Bl., der eingehender die Christoph v. Schmid-Frage behandelt. Anm. der Red.)

Jugendschriftenkommission Rheinland.

A. Fabion, Veen.

Meine Reiſe nach Schottland. Erlebtes, Reflexianen und Phantaſien von C. P. Brühl. Mit fünf Illuſtrationen. Münſter 1904. Alphanſus-Buchhandlung. 224 S. Preis gebd. 2 M.

Bei genanntem Werkchen darf man nicht an einen modernen „Reiſeführer" denken, der alles Sehenswerte genau aufzählt und über alles Merkwürdige berichtet. Nur, was die Phantaſie des Beobachters beſonders anregt und zu Betrachtungen veranlaßt, hat der Verfaſſer niedergeſchrieben. Ihn trieb, wie er im Beginn ſagt, „frohe Wanderluſt, die Sehnſucht, Gottes Herrlichkeit zu ſchauen in der großen, weiten Welt, den Spuren ſeiner Weisheit bewundernd nachzugehen in Feld und Wald, die geheimnisvollen Runen ſeiner Offenbarung zu leſen in den Wundern des Firmaments und den ewig ungelöſten Rätſeln der emſig ſchaffenden Natur; der Wunſch, die verſchlungenen Pfade der Menſchen kennen zu lernen, ihr Denken und Fühlen ihnen abzulauſchen, ſich zu erfreuen an ihren kühnen Werken und edlen Taten." Dieſem Programm iſt der Verfaſſer treu geblieben. Der Weg führt ihn von Köln nach Loewen, Brüſſel, dem „Paris en miniature", Gent, Brügge bis Oſtende; von dort Ueberfahrt nach England mit den Stationen Dover, London, Mancheſter, Glasgow und Neilſton; zuletzt über Harwich nach Haek van Holland zurück. Neben dem „Erlebten" intereſſieren vor allem die „Reflexionen" über Gemälde und architektaniſche Kunſtwerke, über den lateiniſchen Kirchengeſang (S. 24—25), über die ſieghafte chriſtliche Charitas, wie ſie ſpeziell in den Klöſtern und Anſtalten vam guten Hirten geübt wird (S. 81—83); ferner über die moderne Mädchenerziehung, die Nachteile und Vorſchläge zur Beſſerung (S. 84—88), über die Fähigkeiten des Weibes für die höchſte Wiſſenſchaft (S. 123 bis 124). Daran ſchließen ſich beherzigenswerte pädagogiſche Ausführungen (S. 114—122) und ſolche über die maderne Literatur (S. 140—145), über die Schäden und Segnungen der modernen Induſtrie (S. 102 bis 104). Zum Schönſten gehören die prächtigen Naturſchilderungen, „Phantaſien", wie der Verfaſſer ſie mit Recht nennt, ſa der Anblick des Meeres (S. 32 fg., 42 fg., 161—167), die lebendige Schilderung des toſenden Wildbaches und ſtillen Bergſees (S. 109 bis 112), der ſchaltiſchen Hachlandſchönheit und ihrer Bewahner (S. 134 fg.), u. a. Die oft eingeſtreuten Proben aus Dichtwerken und Proſaſchriften bezeugen die umfaſſende Beleſenheit des Autors. An den manchmal etwas breiten Schilderungen wird ſich die empfängliche Jugend begeiſtern, der Phantaſie neue Bahnen öffnen und den Blick für das künſtleriſch Schöne ſchärfen. Die Sprache iſt durchaus pactiſch und zauberiſch, ſchwungvoll wie die Selma Lagerlöfs in „Göhta Berling" und Oſſians. Für die Schülleebibliatheken an Gymnaſien, ſowie für die akademiſche Jugend eignet ſich das Werkchen am eheſten. Ebenſo empfiehlt ſich deſſen Anſchaffung für volkstümtiche Bibliotheken in Städten.

Borbeck. Dr. Menne.

Das Tragiſche in der Welt und Kunſt und der Peſſimismus. Van der Tübinger Univerſität mit dem 1. Preis gekrönte Schrift von A. Vögele. IV und 96 S. Zu beziehen durch die Prechterſche Buchhandlung (Inhaber O Hager) in Stuttgart, Catwertſtraße 21 und vom Verfaſſer ſelbſt. 1904. (Preis M. 1.00.)

Eine Schrift, die eingehende Beachtung erheiſcht, hinter der ein erſtklaſſiger Idealrealismus ſteht: ein chriſtlicher nämlich, der Höhen und Tiefen der Welt kennt und ſich zum Herzen Gattes ſtellt. Ein ſcharfer durchdringender Verſtand, eine klarſcheidende Logik und viel ideelle Wärme. Ein unabhängiger Geiſt, der ausgetretene Wege meidet, aber Autaritäten nach Verdienſt zu reſpektieren weiß. — Es iſt unmöglich, eine einigermaßen erſchöpfende Kritik in knappem Umfange über das Büchlein zu bieten, aus dem einfachen Grunde, weil letzteres lauter eng zuſammenhängende Ideen von großer Zahl und von großer Bedeutung umſchließt. Leicht wäre es, über dieſe Broſchüre ein Buch zu ſchreiben, und zwar ein umfangreiches. Das iſt Lob an ſich, wenngleich kein abſolutes. Ein ſotches gibt es derartigen Themen bezw. deren Ausführungen gegenüber überhaupt nicht: dazu ſind ſie zu dehnbar, ſtaßen zu ſehr auf ſubjektive Meinungsverſchiedenheit. Aber daß dieſe zutiefſt auf poſitiv chriſtliche Lebensanſchauung gegründete Schrift van der Tübinger Univerſität mit dem 1. Preiſe gekrönt wurde, beweiſt an ſich die ihr innewahnende Ueberzeugungskraft, die ſich zudem in gewinnende ſprachliche Gewandung kleidet. Aufgefallen iſt mir die Ungleichheit des Titels, der beſſer lauten dürfte: **Das Tragiſche in der Welt und Kunſt;** die diesbezügl. Stellung des Peſſimismus; poſitive Darlegung des Begriffs des Tragiſchen. Der von dem Verfaſſer gegebene Titel hätte volle Berechtigung, wenn die poſitive Daelegung des Begriffs des Tragiſchen an erſte Stelle geſetzt worden wäre. Der erſte Hauptteil: Darſtellung und Kritik der auf das Tragiſche ſich beziehenden Lehren Schapenhauers und ſeiner Nachfalger, beſchäftigt ſich im Anfangskapitel mit der Darſtellung und Kritik der einſchlägigen Lehren Schapenhauers, im zweiten mit der Darſtellung und Kritik der Lehren Bahnſens vam „Tragiſchen als Weltgeſetz", im dritten mit der Darſtellung und Kritik der auf den Begriff des Tragiſchen ſich beziehenden Lehren Ed. von Hartmanns. — Der zweite Hauptteil: Poſitive Darlegung des Begriffs des Tragiſchen konſolidiert, nach einem „Uebergang", in einem Exkraparagraphen den Begriff des Tragiſchen im allgemeinen, um darauf im erſten Kapitel das Tragiſche in dee körperlichen, im zweiten es in der geiſtigen Welt zu erörtern. Die erſte Hälfte des Werkes gibt ſich als die geiſtig ſprühendere, die zweite als die geiſtig befruchtendere.

In dem erſten Hauptteile werden die betr. peſſimiſtiſchen Anſchauungen und Widerſprüche auf den Grund geprüft, mit ſchöner Objektivität, welche leidenſchaftslos die viele Spreu vom wenigen Weizen ſcheidet. Der klaffende und doch ſo häufig überſehene Unterſchied zwiſchen „tragiſch" und „traurig" erhält richtige Beleuchtung, desgleichen die Verkehrtheit des Schapenhauerſchen Kardinalprinzips: der tragiſche Prozeß an ſich bedeute die Abbüßung des Daſeins als der Erbſchuld. — Wo der Meiſter Wind ſäte, erntete der Schüler (Bahnſen) Sturm in dem „haarſträubenden" Trugſchluſſe auf eine Nichtexiſtenz des Tragiſchen überhaupt, während Ed. v. Hartmann letztere nur für den Unſterblichkeitsglauben proklamierte. Auf der durch den erſten Hauptteil gelegten kritiſch-negativen Baſis vollzieht ſich im zweiten Hauptteite der poſitive Aufbau des Begriffs des Tragiſchen: zunächſt kurz im Totalen, dann ausführlich im Speziellen. Wenn man auch annehmen darf, daß für den einigermaßen Bewanderten nichts abſolut Neues geſagt wird, ſo macht doch auch hier der Ton die Muſik, und die Klarheit und Schönheit der Geſamt- und Einzelformulierung

verdient rückhaltlose Anerkennung. Der Intellekt des Lesers wird ununterbrochen angespannt, nicht bis zur Ermüdung, sondern zur steten wohltuenden Anregung. Das Ganze liest sich fast wie ein literarisches Kunstwerk, bei dessen Entgegennahme die Freude am erzielten Selbstgewinne überwiegt. Hier und da mutet eine Stelle wie eine Wiederholung an: das liegt an der Stoffanordnung, bezüglich derer wohl ein Für und Wider entbrennen könnte. Aber einem guten Bekannten begegnet man auch in kürzeren Intervallen gern, zumal wenn, wie hier, dem Genusse der positive Nutzen beigesellt ist. Das Buch verdient für städtische Bibliotheken und für alle Gebildeten warme Empfehlung.

Gößweinstein. E. M. Hamann.

Der Papst. Die Regierung und die Verwaltung der heiligen Kirche in Rom. Mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung Papst Pius' X. von Paul Maria Baumgarten. Mit 4 Farbenbildern, 52 Tafelbildern und 770 Bildern im Text. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Gr. 4°. S. 567. Preis in Original-Prachteinband M. 30,00.

Mit Vergnügen machen wir die Leser unserer Zeitschrift auf diese monumentale Leistung der Leo-Gesellschaft aufmerksam. „Es ist hocherfreulich, daß die erste, sehr hohe Auflage schneller abgesetzt worden ist, als die allgemeine buchhändlerische Erfahrung es erwarten ließ" (Vorwort). Der vorliegenden Neubearbeitung ist die gleiche Verbreitung zu wünschen, da sie sich als eine den veränderten Zeitverhältnissen angepaßte gründliche Umarbeitung der unter dem Titel „Rom, das Oberhaupt, die Einrichtung und die Verwaltung der Gesamtkirche" erschienenen ersten Auflage erweist. „Die Ziele der ersten Auflage", so heißt es im Vorwort, „waren in einigen Beziehungen verschieden von denen, die sich die vorliegende Auflage gesteckt hat. Ohne auf die anderen Unterschiede einzugehen, sei nur besonders hervorgehoben, daß das Persönliche in den Bildern aus der zweiten Auflage ganz verschwunden ist, wenn man von den Porträts der Kardinäle, die jetzt alle auf Gruppentafeln vereinigt sind, absehen will, dadurch wird der dauernde Wert des Werkes erhöht. Wenn also nach dieser Seite hin der Illustrator eine große Zahl Bilder persönlicher Art ausgeschaltet hat, so glaubte er aus den gleichen Gründen auch auf die Namhaftmachung und die entsprechenden biographischen Nachweise für die einzelnen Personen verzichten zu können. Die einschlägigen biographischen Angaben der ersten Auflage behalten ihren vollen Wert, da sie nur um die eine oder andere Ernennung oder Beförderung hätten bereichert werden können. Wer solche Angaben sucht, wird darum für diese Dinge auf die erste Auflage verwiesen. Die kurzen Lebensbeschreibungen der Kardinäle sind dagegen beibehalten und ergänzt worden."

Einzelne Abschnitte über die Kurie sind geändert und überarbeitet worden und ihnen die Darstellung ganz neu errichteter Behörden beigefügt worden. Was aber die neue Auflage wesentlich von der alten unterscheidet, ist erstens die ganz neue Darstellung des großen Abschnittes über die Ordensgenossenschaften von dem wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen Begabung allgemein bekannten P. Konrad Eubel O. M. C., zweitens die Biographie Pius' X., geschrieben von Karl Maria Baumgarten.

Die Biographie Pius' X., der eine kurze Schilderung der Schicksale der Kirche von 1800—1870, sowie der Gesamterscheinung und des Pontifikats Leo XIII. (Seite 3—30) vorangeht, nimmt einen Raum von 117 Seiten (S. 30—147) ein. Baumgarten zeichnet objektiv den Lebensgang und die Taten des Papstes bis zu der Zeit, als die Drucklegung der neuen Auflage begann. Ist die Biographie eines Papstes, der der untersten Volksklasse entstammt und den Konnex mit dem Volke niemals verloren hat, ja, sich selbst vielfach als Mann des Volkes wiedergibt, an und für sich von großem Interesse, so wird dieses noch erhöht durch die Art und Weise, wie Baumgarten den Papst schildert, da er alles zu Gebote stehende Material sorgfältig verarbeitet hat. Der Verlag darf daher mit Recht auf eine große Abnahme vorliegenden Werkes rechnen. Die Biographie des regierenden Papstes wird allen eine willkommene Gabe sein, die zehn Abschnitte über die Regierung und Verwaltung der heiligen Kirche in Rom werden die kirchenrechtlichen Kenntnisse des Klerus nach mancher Richtung hin erweitern, den Laien aber einen hochinteressanten Einblick in den kirchlichen Organismus geben. Redakteure und alle im politischen Leben tätigen Männer sollten das Werk besitzen, für öffentliche Lesehallen, in denen Ordnung und Sauberkeit herrscht, ist das Buch als Nachschlagewerk zur Anschaffung warm zu empfehlen. Wer sodann meint, dem Luxus huldigen zu müssen, im Salon das eine oder andere Prachtwerk aufzulegen, dem nennen wir dieses Werk wegen seiner hervorragenden Ausstattung an erster Stelle.

Bonn. Herz.

Vermischtes.

Ueber die Fortschritte, welche **die öffentliche Volksbibliothek in Bamberg** (siehe Artikel in Nr. 3, Jahrg. II dieser Zeitschrift) bis Ende des Jahres 1904 gemacht hat, wird uns folgendes mitgeteilt: „Seit ihrer am 19. Oktober 1904 stattgefundenen Eröffnung wurde die Bibliothek von 1142 Entleihern benutzt, die den verschiedensten Ständen angehören. An den 29 Ausleihterminen wurden 4907 Bände, also durchschnittlich 169 Bände verausgabt und zwar mit einem Maximum von 270 Bänden am 21. Dezember und einem Minimum von 82 Bänden am 23. Oktober. Die ausgegebenen Bände verteilen sich folgendermaßen auf die sieben Abteilungen der Volksbibliothek: 2240 Bände Unterhaltungslektüre, 1454 Jugendschriften, 874 Zeitschriften, 130 schöne Literatur, 86 Bände geschichtlichen, 85 naturwissenschaftlichen, und 38 religiösen Inhalts. — Das Lesebedürfnis ist also ein unleugbar sehr großes, dagegen hält es schwer, bessere Lektüre auszugeben, das „Lesefutter" wird bevorzugt. — Die Anzahl der Bände der Volksbibliothek hat das zweite Tausend nunmehr überstiegen. Den Grundstock der Bibliothek bildet die ehemalige Bibliothek des Vereins vom hl. Borramäus, die hochherzig überlassen wurde (vorbehaltlich des Eigentumsrechts), dazu kamen große Schenkungen von seiten geistlicher und weltlicher Wohltäter und Ankäufe in den Buchhandlungen. Obgleich seither die Wochenleihgebühr für einen Band nur einen Pfennig betrug, wurde doch (einschließlich der Abonnementsgelder zu 1 Mk. pro Jahr und des Erlöses aus verkauften Katalogen) seither die verhältnismäßig hohe Summe von 271 Mk. 26 Pfg. vereinnahmt. Jedenfalls steht der Volksbibliothek ein bedeutender Wirkungskreis für das kommende Jahr bevor; möge sie eine erziehliche Tätigkeit für weite Kreise entfalten!"

Bamberg. Dr. Senger.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 2485

2. Jahrgang. Nr. 6. März 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Wie die Presse über die Borromäus-Blätter urteilt:

In der **Gottesminne** (Jahrgang II, Heft I) schreibt A. Pöllmann, O. S. B.:

„Ihre unabsehbare Wichtigkeit und die Solidität ihrer Gründung sichern ihren Bestand. Der Gedanke, in welchem diese längst ersehnten Blätter ihr Dasein motiviert finden, sollte an allen Straßenecken in Stein gemeißelt prangen: »Die Freunde und Kenner einer gediegenen Literatur nehmen mit Schmerz wahr, daß die Lektüre der Gebildeten sowohl wie die des Volkes nicht immer die beste ist, und je mehr sie eine minderwertige, oftmals geradezu unsittliche Literatur, welche statt einer Fackel der Wahrheit ein Irrlicht für den Geist ist, welche Herz und Phantasie verdirbt, überhand nehmen sehen, um so lebhafter wird in ihnen das Verlangen rege, es möchte dem energisch und erfolgreich entgegengearbeitet werden.«

„Das erste Heft enthält wertvolle Beiträge unserer berufensten Federn. Die neuen »Blätter« empfehlen wir aufs nachdrücklichste: Seelsorger und Lehrer müssen sie halten, und auch Familienväter werden gut daran tun, zu ihrem eigenen Nutzen ein für Jugend und Volk so hochwichtiges Unternehmen zu fördern. Tua res agitur!"

Empfehlenswerte Schriften für kathol. Töchter, zusammengestellt von G. Rohr, 3. Aufl.:

„Die Borromäus-Blätter wollen den gebildeten Katholiken, besonders auf dem so wichtigen Gebiete der schönen Literatur, das Gebiet der Kunst nicht ausgeschlossen, ein gediegener und zuverlässiger Führer sein. Dieselben verdienen wärmste Empfehlung."

Kölnische Volkszeitung, Literarischer Weihnachtsanzeiger 1904, Nr. 6:

„Die Borromäus-Blätter, die vom Verein vom h. Karl Borromäus in Bonn herausgegebene Zeitschrift für Bibliothek- und Bücherwesen, haben sich seit ihrer Umwandelung im vorigen Jahre so gut entwickelt, daß sie in ihrem zweiten Jahrgang in gleichem Umfange und zum gleichen Bezugspreise statt zweimonatlich monatlich erscheinen. (Köln, Bachem. Jährl. M. 2.) Bei der Wichtigkeit, die die möglichst zahlreich zu gründenden Volksbibliotheken heute haben, ist eine solche Zeitschrift denen von hervorragendem Nutzen, welche über die Entwickelung und Ausdehnung des volkstümlichen Bibliothekwesens und über die verschiedenen Arten der Massenverbreitung von Büchern sich von einem katholischen Organe unterrichten lassen wollen. Gleichzeitig ist die Zeitschrift als literarischer Ratgeber für alle gebildeten Katholiken, besonders für Geistliche, Eltern und Lehrpersonen zu empfehlen. Die praktischen Aufsätze über Schriftsteller und Literatur sind für alle diese interessant gehalten."

Die **Essener Volkszeitung** schreibt in Nr. 15 Jahrgang 1904 ihres Beiblattes „Wissen, Welt und Leben":

„Die Zeitschrift mit ihrem interessanten und anregenden Inhalt verdient warm empfohlen zu werden."

Literarische Beilage der Westdeutschen Lehrerzeitung Nr. 8, Jahrg. 1904:

„Mit regem Fleiße und reicher Sachkenntnis hat die Schriftleitung sich der vorgezeichneten zweifachen Aufgabe (Orientierung über die volkstümliche Bibliotheksbewegung und über die moderne Literatur) zu entledigen gesucht; dies bekundet der Inhalt der bis jetzt erschienenen sechs Nummern. Sie enthalten gediegene zeitgemäße Abhandlungen, Referate und Rezensionen über Klassiker, Schriftsteller und moderne Erzeugnisse der verschiedenen literarischen Gebiete, sie bieten ferner eingehende interessante Berichte über Volksbibliotheken und Lesehallen, alles Arbeiten solcher Personen, die sich durchweg auf literarischem Gebiet einen guten Ruf erworben haben. Das neue literarische Unternehmen sei darum allen gebildeten Katholiken aufs wärmste empfohlen. Möchten besonders die katholischen Kollegen diese gediegene literarische Zeitschrift, welche in so überaus wichtigen Fragen unterrichtet und den breiten Strom der Schund- und Schmutzliteratur abzuwehren sucht, durch Abonnement und Empfehlung in Bekanntenkreisen tatkräftig unterstützen."

Rheydt. Prickartz.

Korrespondenz-Blatt für die Präsides der kath. Jugend-Vereinigungen Nr. 11, Jhrg. 1903:

„Die bisher nur für die Vorstände der Borromäusbibliotheken in freier Folge herausgegebenen Borromäusblätter sind zu einem für die weitesten Kreise bestimmten Literaturblatte umgestaltet worden. Dem Vereinspräses können sie gute Dienste leisten. Beachtenswert ist in der ersten Nummer für die Präsides besonders der gut orientierende Artikel über die Kunsterziehung."

An die Leser der Borromäus-Blätter richten wir die ergebenste Bitte, uns die in der **Lokal- und Provinzialpresse** erscheinenden Berichte über **Lesehallen, Volks- und Vereinsbibliotheken jeder Art, Kolportage** ꝛc. ꝛc. entweder direkt oder durch die Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus gütigst zukommen zu lassen.

Die Redaktion der Borromäus-Blätter.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 32.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20% Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 × 14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Im Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg

sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Arndt, Aug. S. J., **Großes Epistel- und Evangelienbuch.** Nach der vom Apostol. Stuhle approbierten Bibelübersetzung. Mit einem Anhange von Gebeten und Litaneien. Mit den neuesten Festen vermehrte und verbesserte Auflage. Mit oberhirtlicher Genehmigung. (Rote Linieneinfassung.) 400 S. 8°. M. 2,—, in schwarzem Leinwandband M. 3,—, in schwarzem Lederband mit Goldschnitt M. 4,20, in rotem Lederband mit Goldschnitt 5,20.

Muck, P., Das größte Wunder der Weltgeschichte. Ursprung, Fortbestand, Wirksamkeit und Merkmale der katholischen Kirche. Mit oberhirtlicher Genehmigung. 256 S. 8°. M. 1,50, in Leinwandband M. 2,—.

In neuen Auflagen liegen vor:

von Bolanden, C., Raphael. Ein Zeitroman. 2. Aufl. 8°. 470 S. M. 3,—, in feinem Leinwandband M. 4,—.

Diessel, P. G., C. Ss. R., **Die Arbeit betrachtet im Lichte des Glaubens.** Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 3. Aufl. 8°. 308 S. M. 2,—, in ½ Chagrinband M. 2,60.

Morotius, C. J., Cursus vitae spiritualis. Ed. III. a quodam sacerdote Congr. Ss. Redempt. adornata. 8°. 346 p. M. 2,40, in ½ Chagrinband M. 3,20.

Trautmann, F., Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern, genannt der Kämpfer. Für Alt und Jung erzählt. 2. Abdruck der 3. mit histor. Noten versehenen, reich illustrierten Aufl. 8°. 770 S. M. 4,50, in feinem Leinwandband M. 6,—.

Für die bevorstehende Fastenzeit besonders empfohlen:

Officia propria Mysteriorum et Instrumentorum Passionis D. N. J. C. juxta Breviarium Romanum cum Psalmis et Precibus in extenso Cum Approbatione S. Rit. Congr. in 12°. IV und 156 S. In Rot- und Schwarzdruck. In Leinwandband M. 1,90, in Lederband mit Rotschnitt M. 2,80.

M. 1,— = 1 Kr. 20 h Ö. W. = 1 Fr. 25 cts.

Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Der Christ im Weltleben

und

seine Unvollkommenheiten.

Zur Beherzigung für gebildete Christen aller Stände.

Herausgegeben von **Tilmann Pesch, S. J.**

Fünfzehnte Auflage.

In geschmackvollem Kaliloband mit Decken- und Rückentitel und Rotschnitt M. 1,80.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Ausführliches Verzeichnis aller in unserer

Dilettanten-Bühne

enthaltenen Theaterstücke (177 Hefte) mit kurzer, orientierender Inhalts- und Preisangabe nebst Rollenübersicht ist gratis und franko durch alle Buchhandlungen sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Jos. Kösel'sche Buchhandlg., Kempten u. München.

(Franz-Josephstr. 29/II.)

Ignaz Schweitzers katholische Buchhandlung in Aachen

Bücher- und Musikalien-Verlag. Sortiment. Antiquariat. Schreibmaterialien.

Verzeichnisse umsonst und portofrei.

2. Jahrgang. Nr. 6. März 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Marie von Ebner-Eschenbach. II. Ihre Werke. Von H. Dransfeld. — Rosegger. II. Seine Jugendschriften. Von Dr. Vögele. — Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Von Herz. — Bibliotheksberichte. — Rezensionen.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Von Hedwig Dransfeld-Werl.

(Fortsetzung.)

II. Ihre Werke.

Marie von Ebner scheint lange an dem Glauben festgehalten zu haben, daß sie ein bedeutendes dramatisches Talent besitze und der Welt die Früchte desselben schuldig sei. Trotz aller Mißerfolge arbeitete sie unermüdlich weiter, und ein Drama nach dem anderen gelangte zur Vollendung. „Maria Stuart in Schottland" wurde von Devrient in Karlsruhe zur Aufführung gebracht und von Otto Ludwig in einem kritischen Essay günstig beurteilt; das „Waldfräulein" ging im Wiener Stadttheater zum erstenmal über die Bühne, während sich über „Marie Roland" kein Theaterdirektor erbarmen wollte. Die Schriftstellerin selbst scheint diese dramatischen Versuche nicht hoch anzuschlagen. Es wäre für die berühmt Gewordene vielleicht ein leichtes, eine Neuauflage derselben zu veranstalten; aber sie tut es nicht, sie gibt sich nicht einmal die Mühe, sie bei Aufzählung ihrer Werke mit anzuführen. Wenigstens fehlen in dem mir vorliegenden Kürschner die betreffenden Notizen.

Im Jahre 1875 erschien ihr erster Novellenband, betitelt „Erzählungen"; aber erst die achtziger Jahre brachten ihr Ehre und Ansehen in der literarischen Welt. Und doch verrät sich schon in den fünf vereinigten Novellen die Meisterhand, obgleich sie verschiedenen Wert haben. Am wenigsten bedeutend ist entschieden die letzte Ein Edelmann, ein Fragment, das man ohne weiteres einen Mißgriff nennen muß, sehr romantisch, stellenweise sogar überspannt gehalten. An die Gläubigkeit des Lesers werden hohe Anforderungen gestellt. Vielleicht hat Marie von Ebner einmal mit Bewußtsein spannend sein wollen, und als sie merkte, daß sie dabei langsam ins Ueberspannte geriet, brach sie klugerweise ab. Dieses Vorgehen ist im Grunde ein gutes Zeugnis für ihren Geschmack und ihr künstlerisches Verständnis.

Wir haben aber in diesem ersten Werke schon Gelegenheit, neben der plumpen Romantik des Edelmanns die allerfeinste Realistik der Dichterin zu bewundern und zwar in der ersten Novelle Ein Spätgeborener. Eine Lieblingsfigur der Ebner — sowohl im guten wie im schlechten Sinne — ist der Literat. Das heutige Schriftstellertreiben scheint ihr im Grunde des Herzens verhaßt zu sein. Deshalb unternahm sie es, in Andreas Mut, dem Spätgeborenen, einen Unmodernen, einen echten Idealisten voll hoher Träume und allerbescheidenster Ansprüche zu zeichnen, was ihr vortrefflich gelungen ist. Salmeyer, der fesche, rücksichtslose Feuilletonist, charakterisiert ihn treffend: „Sie sind zu spät geboren! Vor dreißig oder fünfzig Jahren wäre man ihnen verständnisvoll entgegengekommen, Ihre Stimme hätte einen lauten Widerhall erweckt. Aber heut'! . . . Die Menschen, für welche Sie schreiben, sind tot." Das ist kein angenehmes Dichterlos. Und tatsächlich wirkt das Schicksal dieses Spätgeborenen, allzu

Sensitiven, dieses einsamen Mannes, der als ein Opfer fremder Sensationslust und eigener Noblesse zugrunde geht, niederdrückend.

Auch in Chlodwig ist die Fabel ernst und düster, und deshalb vermag der reich quellende Humor der Dichterin nicht, das Ganze zu durchdringen und zu verklären. Er wirkt nur wie zerstreut funkelnde Lichter. — Chlodwig ist ein Landjunker, der aus unglücklicher Liebe irrsinnig wird. Sein Hausgenosse, der langsame, schwerfällige, gutmütige Major, hat ein Talent, das beiden gut zu statten kommt: er weiß für seinen Freund in den Momenten der höchsten Ekstase immer ein prachtvoll nüchternes, prachtvoll abkühlendes Wort zu finden.

Nicht die Hauptperson, aber doch die erste unter den Nebenfiguren ist P. Joseph in der Geschichte Die erste Beichte. Ein gutmütiger, sehr devoter Priester, der die Kinder liebt und fast instinktiv den Weg zu ihrem Herzen findet. Nur seine kleine Pönitentin Clary, die Heldin der Erzählung, wächst ihm über den Kopf. Sie weiß auffallend gescheite Querfragen auszuklügeln, und ihr priesterlicher Berater ist — ratlos. „Tue, was dir vorgeschrieben ist und grüble nicht," ist alles, was er zu sagen weiß. Er hat ein goldedles Gemüt, aber für einen Lehrer und Seelenführer dürfte er doch etwas mehr Verstand und wissenschaftliche Bildung besitzen. Das ist eine Angewohnheit der Marie von Ebner: Wenn sie ihren Geistlichen einen tadellosen Charakter gibt, dann setzt sie ihnen wenigstens etwas Dummheit oder eine kleine Lächerlichkeit auf die Rechnung.

Die Großmutter ist ein Bild aus dem Leben, in etwas grellen Farben gezeichnet, aber trotzdem von tiefer Wirkung. Sie bildet die zweitletzte Erzählung des Bandes, der für Volksbibliotheken kaum empfahlen werden kann. Die Charakteristik in Chlodwig und dem Spätgeborenen ist zu kompliziert, die Fabel stellenweise zu verwirrend, um vom einfachen Leser richtig verstanden und gewürdigt zu werden. Auch die Geschichte der kleinen Clary mit der fein einschattierten Tendenz und den ungelösten Fragen wendet sich mehr an den Gebildeten.

In ihrem nächsten Werk lut Marie von Ebner den Schritt vom Genrebildchen zum Gemälde, von der fein ausgearbeitelen Novelle zum groß angelegten und prächtig durchgeführten Roman. Die Titelheldin ist Bozena, die Dienstmagd, gewaltig, zäh, leidenschaftlich aufgefaßt; durch jahrelange selbstlose Treue macht sie einen schweren Jugendfehler wieder gut. Auf der Höhe ihres Könnens ist die Ebner in diesem Roman allerdings noch nicht. Dafür verteill sie noch zu parteilsch Licht und Schallen und läßl die Handlung schließlich zu konventionell verlaufen: Röschen bekommt ihren Grafen, und die tugendstrenge Regula rettet sich zu ihrem ältesten, treuesten Liebhaber. Das Buch bildel eine Bereicherung unserer städlischen Volksbibliotheken; für ländliche Bibliotheken dürfte es kaum zu empfehlen sein; ein paar schwüle Stellen, wobei aber die Grenzen des Erlaubten noch nicht überschritten werden, heben den Gesamtwert nicht auf.

Marie von Ebners Begabung führte rasch zu derjenigen Dichtungsart, in welcher besonders die Franzosen Meister sind, weil sie in ihren leicht flüssigen Stil und eleganten Satzbau am besten hineinpaßt: den Aphorismen. Eine Sammlung derselben ist vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren erschienen und neuerdings mit den Gedichten und Parabeln der Ebner in ein Bändchen zusammengefaßt worden. Denn auch die Poesie im engeren Sinne pflegte sie weiter, wenn auch in höchst bescheidenem Maße. Und bescheiden muß man auch den Erfolg nennen, denn die reine, stille Verinnerlichungskraft des lyrischen Dichters, das Einssein mit dem Gedanken, so daß dieser unbewußt zum Liede wird, besitzt sie nicht. Sie hat freilich ein paar hübsche Sächelchen geschrieben, darunter das stimmungsvoll-naive und glockenreine: Was ist ein Lied? Aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Ihre Aphorismen sind bedeutender. Hier steht ihr das Wort in fellenem Maße zu Gebote. Die alte Bewunderung, die wir beim Lesen eines Dramas von Goethe oder Shakespeare so oft empfunden haben, ergreift uns wieder. Soviel Weisheit in der knappen Umrahmung eines lässig hingeworfenen Sätzchens! Soviel graziöse Finder- und Erfindungsgabe! Soviel dolchscharfe Satire! Marie von Ebner ist in diesen Aussprüchen ganz Lebenskünstlerin, von einer gesunden Herbe ohne Härte, einer bewußten Güte, die nicht in Sentimentalität ausartet, einer hohen Auffassung ihres Berufes, einem gutmütigen Spott, der die großen und kleinen Schwächen der Menschen aufs Korn nimmt, einer nachsichtslosen Strenge gegen das eigene Ich, einer ätzenden Schärfe besonders gegenüber einer besonderen Art von modernem Literalentum.

Aber es macht sich auch ein großer Mangel bemerkbar und zwar gerade in den Aphorismen. Marie von Ebners Reich ist von dieser Welt; sie hat keine Ewigkeitssehnsucht; das Glauben, Hoffen und Lieben der gottbegeisterten Seele ist bei ihr dem reinen, ruhigen Lebensgenuß, der erbarmenden Liebe, der schön abgeklärten Menschlichkeit gewichen. Lebenskunst — voilà tout!

Ein paar Beispiele:

„Sich mit wenigem begnügen, ist schwer, sich mit vielem begnügen, noch schwerer."

„Man kann so schnell sinken, daß man zu fliegen meint."

„Wir sträuben uns gegen das Leiden, wer aber möchte nicht gelitten haben?"

Es unterlaufen allerdings Halbheiten und ge-

fährlich schiefe Behauptungen, die sich mehr durch Kühnheit als durch Folgerichtigkeit auszeichnen, die sogar Glaubens- und Sittengesetzen schroff entgegentreten.

Wiederum ein paar Beispiele.

„Die Liebe hat nicht nur Rechte, sie hat auch immer recht."

„Die Treue ist etwas so Heiliges, daß sie sogar einem unrechtmäßigen Verhältnis Weihe verleiht." —

Die Parabeln gewähren durchgängig nicht so reinen Genuß, denn Marie von Ebner hat wenig Talent zum Symbolismus; deshalb wird sie unklar und häuft Worte, obgleich sie die Gabe hat, sich weise zu beschränken. Freilich kommt diese Gabe in einzelnen Parabeln wieder zum Vorschein und macht sie zu wahren Kabinettstücken. Ich denke an Zwei Gräber: Das Verhalten der Poesie am Grabe eines Dichters und eines Tagelöhners — und an Ungelöste Aufgaben: Die Prinzessin will ihren Freier nur erhören, wenn er drei Bedingungen erfüllt. Er soll ein Vorurteil suchen, das durch Vernunft besiegt wurde, eine Torheit, die so groß ist, daß noch kein Mensch sie begangen hat, eine Lästerung, so schamlos, daß sich keine Zunge findet, sie zu wiederholen. Der Freier zieht aus und kehrt nicht wieder. Er hat seine Aufgaben nicht lösen können.

Auch die Parabeln geben die Weltanschauung der Ebner getreulich wieder; und sie sieht scharf und urteilt scharf und liebt es, zu überrumpeln, unsere letzte Meinung zu beeinflussen, während sie sich noch aus dem Durcheinander der Vorstellungen herausarbeitet. Das ist Dichterrecht, aber für den Leser, besonders den unreifen, nicht immer günstig. Deshalb eignet sie sich auch nicht wahllos zu einer Lehrerin und Führerin trotz ihrer unbestreitbaren Begabung und ihrer durchweg reinen und edlen Absicht; aus den schönen Blumen ihrer Dichtungen ist schon mancher vergiftende Tropfen gesaugt worden, der in der Volksseele langsam, aber sicher weiter wirkte. Deshalb sind ihre Aphorismen und Parabeln auch nur unter der Bedingung zu empfehlen, daß sie vorher nach künstlerischen und ethischen Grundsätzen gesichtet wurden.[1])

Auf die Parabeln folgten zwei Bände Dorf- und Schloßgeschichten und die beiden Erzählungen von der Muschi und der Paula, die unter dem Gesamtitel Zwei Komteſſen zusammengefaßt sind.

Dorf und Schloß spielen in allen Werken der Ebner eine große Rolle, man merkt, daß sie unter Kindern des Volkes aufgewachsen ist, ihren Charakter versteht und ein warmes Herz für ihre Not und ihre Bedürfnisse hat. Das Wort noblesse oblige ist ihr nicht Schall und Rauch, sie stellt hohe Ansprüche an ihre Standesgenossen. Sie fordert und verurteilt rücksichtslos. sie will als Dichterin mitarbeiten am sozialen Aufschwung. Ihre Augen sind geschärft für die Zeichen der Zeit, und die Stürme der Vergangenheit haben ihr deutliche Spuren hinterlassen. Sie gehört nicht zu denen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben.

Den galizischen Bauernaufstand mit seinen Schrecken, seinem Elend, seinen Verschwörungen, seinem bodenlosen Haß auf der einen, seinem unbegreiflichen Leichtsinn auf der anderen Seite hat sie im ersten Bande der Dorf- und Schloßgeschichten in zwei Erzählungen geschildert: Jakob Szela und Der Kreisphyſikus. Die erste Erzählung beginnt: „Die einen nennen Jakob Szela einen Volksführer, die anderen einen Volksverführer; die ersten sehen in ihm ein Muster schönster Loyalität, die zweiten einen Räuber und Mordbrenner." So ist er von der Dichterin auch dargestellt, maßlos in der Geduld, maßlos in der Grausamkeit, dunkel und schrecklich wie eine Naturkraft.

Der Kreisphyſikus ist bedeutender und eigenartiger. Nicht oft finden wir in der deutschen Literatur Charakterköpfe wie Nathanael Rosenzweig, den jüdischen Arzt, den Mann mit der dunkeln Seele, die aus Widersprüchen zusammengesetzt scheint. Mit wunderbar zarter Liebe zur steinalten Großmutter verbindet er eiserne Selbstsucht und rücksichtslosen Tatendrang, der ihn kaum zum Aufatmen kommen läßt. Neben ihm vegetiert die sybillenhafte Großmutter, arbeitet der treuherzig-naive Joseph, der „Chamer", den er — aus Selbstsucht — vom Tode des Erfrierens errettet hat, gleitet der geheimnisvolle „Sendbote" Eduard Dembowski durch die Massen, ein politischer Schwärmer voll glühender Leidenschaft und einer Gewalt der Rede, von welcher der Leser allerdings nicht viel merkt. die aber in Nathanael langsam eine Umwandlung vollzieht. Schade, daß dem Leser auch der größte Teil der Theorien recht dunkel und verwaschen bleibt. Ueber viele Seiten geht es fort in orakelhaftem Ton: „Mit dem Frieden hören die Kämpfe nicht auf; aber während früher der Haß der Urheber war, ist's jetzt die Liebe, und die Feinde heißen Leiden und Leidenschaft." Aber der Erfolg ist da, und er zeigt sich sowohl am Redner selbst, als auch am Hörer. Dembowski, der gewaltige Volksführer, endet als Bauer im kleinen Kreise, Nathanael, die verkörperte Selbstsucht, als Wohltäter der Menschheit.

Noch drei weitere Erzählungen finden wir im

[1]) Da die Aphorismen und Parabeln in getrennten Bändchen zu haben sind, scheiden wir die Parabeln von jeder Empfehlung ganz aus. Bezüglich der Aphorismen bemerken wir, daß derartige Bücher überhaupt nicht für Volksbibliotheken geeignet sind. Solche Bücher gehören, wenn sie überhaupt etwas taugen, in die Privatbibliothek als dauernder Besitz. Anm. der Redaktion.

ersten Band der Dorf- und Schloßgeschichten: Die Poesie des Unbewußten, Die Reset, Krambambuli. Die erste Erzählung ist ein leichtherziges Geschichtchen in bizarrer Form, das den schon erwähnten Grundsatz vertritt: Der Mann hat von der Vergangenheit der Frau Rechenschaft zu fordern, sie aber nicht von ihm. — Die Geschichte der Reserl wird dem gräflichen Ehepaar im Forsthaus Fichtenberg von einem alten biederen Oberförster erzählt. Die Gräfin beklagt sich über einen wortkargen Jäger, der sie heute begleitet hat. Es war der Verführer der Reserl, die sich erschoß, als er ihr — in einer Laune, einem Eigensinnsanfall — die Heirat verweigerte, die sie allein noch vor öffentlicher Schande schützen konnte. Tödlich verwundet muß sie aus der hochgelegenen Hütte des Jägers ins Tal hinunter transportiert werden, um die Wegzehrung zu empfangen, denn der fanatische Dechant tritt Gesetz und Nächstenliebe mit Füßen, indem er die zornige Weigerung ausspricht: „Wie? das Allerheiligste hinauftragen an die Stätte, wo alles Heilige mit Füßen getreten worden?" Die entflohene Tochter kehrt als Schwerverwundete ins Elternhaus zurück, und nun folgt eine Sterbeszene, die dem armen Mädchen mit deutlichen Seitenhieben auf die eifernde, unduldsame Geistlichkeit den Heiligenschein webt und die Martyrerkrone aufsetzt.

(Diese Erzählung gibt uns wegen der Sterbeszene Anlaß zu einer etwas allgemeineren Betrachtung: Da Vitalis, Reserls Beichtvater, vom Dechanten gehindert wird, an die Unglücksstätte zu eilen, trägt er das Allerheiligste in das Sterbezimmer im Elternhause. Während des Transportes hat Reserl unaufhörlich gebetet, was ihr allein schon die Berechtigung auf ein kirchliches Begräbnis erworben hätte. Nachdem das todwunde Mädchen zu Hause ihre Eltern um Verzeihung angefleht hatte, fährt Ebner in der Erzählung folgendermaßen fort: „Nun hat der Geistliche sich genähert und ihr zugesprochen mit herrlichen Worten, dann ihre kurze Beichte gehört, und ist eben im Begriff gewesen, ihr die Absolution zu erteilen, als ein Krakehl vor der Tür entstanden ist" (S. 170). Ihr Geliebter stürzt herein und fleht um Verzeihung. „Der Kaplan wendet sich ab (!!), die Eltern pressen die Gesichter in das Kissen, auf dem Reserl liegt" ꝛc. ꝛc. (S. 171). Nun empfiehlt Reserl allen Anwesenden ihren Geliebten und bittet, man solle ihm verzeihen, wie sie ihm verziehen habe. Der Kaplan mahnt jedoch: „Mein Kind, denke jetzt nur an den Ewigen, vor dem du bald stehen wirst . . . denk' an das Heil deiner Seele." Reserl: „Mein Leben lang habe ich um Verzeihung gebeten, jetzt bittet einer mich, und ich soll sie ihm verweigern?" Der Kaplan: „Dein Heiland, mein Kind, begehrt einzuziehen in dein Herz — empfange deinen Heiland, mein Kind." „Zuerst verzeihen," antwortet Reserl und richtet ihre halbgebrochenen Augen auf den armen Sünder: „Ich verzeih' dir, Toni, und wenn auch Gott mir nicht verzeiht — ich verzeih' dir." Damit war sie hinüber. Tot, und hat über der Versöhnung mit einem Menschen die Versöhnung mit ihrem Schöpfer versäumt" (S. 171 u. 172).

Diese Stelle ist in mehr als einer Hinsicht typisch. Jeder Katholik weiß: So konnte und durfte kein Priester handeln und so handelt auch keiner. Für ihn ist dieser Schluß einfach eine Ungeheuerlichkeit, und von seinem katholischen Standpunkt aus muß er diese Erzählung, eben weil er sie als innerlich vollständig unwahr und psychologisch unmöglich erkennt, als künstliche Mache ohne jeden künstlerischen Wert beurteilen. Hier zeigt sich also, wie der Katholik in bestimmten Fällen infolge seiner besseren Einsicht einen ganz anderen Standpunkt bezüglich der künstlerischen Beurteilung einnehmen muß, als der Nichtkatholik, der, mit katholischen Verhältnissen unbekannt, die psychologische Ungeheuerlichkeit nicht erkennt.

Sodann ist die Erzählung ein wahrhaft klassisches Beispiel konfessioneller Brunnenvergiftung. Wenn der Dichterin auch, wie obige Stelle klassisch zeigt, jedes Verständnis für die katholische Rechtfertigungslehre abgeht, ja hat sie doch in allen ihren Werken eine gewisse Kenntnis des katholischen Ritus gezeigt. Man darf daher mit Recht annehmen: sie wußte, daß kein katholischer Priester so handeln darf und auch keiner so handelt wie der Dechant und wie Vitalis. Aber warum läßt die Dichterin sie so handeln? Einzig nur deshalb, damit Reserl nicht kirchlich beerdigt wird, sondern als Selbstmörderin abseits vom Friedhof im Walde, damit so die katholische Kirche als fanatisch gebrandmarkt werden kann. Hier gibt sich die Ebner-Eschenbach ungeschminkt und unverfälscht. „Gewährt mir die Bitte: Ich sei im Bunde der Hoensbroech und Böthtingk die Dritte." (Anm. der Red.)

Um Marie von Ebner ganz gerecht zu werden, darf man ihre Hundegeschichte Krambambuli nicht unerwähnt lassen. Das ist Poesie und echtere Tragik als bei der Reserl, wenn es sich auch nur um ein Tier handelt. Krambambuli ist von einem Landstreicher an einen Förster verkauft worden. Nach langer Zeit sieht er seinen ersten Herrn wieder, der gerade einen schmählichen Mord vollbracht hat. Im Kampfe zwischen dem Förster und dem Landstreicher muß er Partei nehmen, und er wählt nach kurzem Zaudern — seinen ersten Herrn. Dieses Zaudern — Seelenkampf möchte man es nennen — dieses Festhalten an der alten Treue, wobei der zweite, der eigentliche, der stets gütige Herr geopfert werden

muß, ist mit dramatischer Kraft geschildert. Ein Krambambuli kann im Leben und in der Literatur nur einmal vorkommen! Diesen Ausspruch eines Kritikers kann man wohl begreifen, aber auch die Ansicht anderer, daß das Tier nach bekannten Theorien zu menschlich aufgefaßt, gewissermaßen vermenschlicht wurde.

Der erste Band der Dorf- und Schloßgeschichten ist für Volksbibliotheken nicht zu empfehlen. Die Erzählungen aus dem galizischen Bauernaufstande stehen mit ihrem fremden Milieu und ihrer tönenden Beredsamkeit dem Volksinteresse zu fern. Die Poesie des Unbewußten ist leichte Ware, und die Reserl hat schroff antikathalischen Charakter. Schade, daß sich der Krambambuli in diese Gesellschaft verirren mußte!

Es ist gewiß kein Spiel des Zufalls, daß eine fein ausgearbeitete, mustergültige Humareske der Ebner den ersten durchschlagenden Erfolg brachte. Sie versteht nämlich die Kunst, selbst herzhaft zu lachen und die Lacher um sich zu versammeln. Der Humar ist eine Gottesgobe. Und da er im Kreise der dichtenden Frouen nicht häufig anzutreffen ist, genießt man ihn bei der Ebner mit doppeltem Vergnügen. Eine ihrer köstlichsten Figuren ist Muschi, die Spartskomteß mit der Jockeysprache, den burschikosen Monieren und dem ehrlichen Herzen. Sie schreibt ausführliche Briefe über ihre Heiratsaussichten und versetzt die Freundin gleich „in milias res . . . Lateinisch, meine Liebe! kammt van milieu". Mit vollendeter Harmlosigkeit plaudert sie über „Dido auf Naxos", „einen comme-il-faut-en Abschied" und ihre Verachtung olles Klassischen, weil der Gaethe unmoratisch und der Schiller gar zu geschwollen ist.

Kamteß Pauto ist im ganzen ernster gehalten: eine Ich-Erzöhlung, stellenweise mit feiner Selbstironie. Die junge Dame hat von den Erziehungsgrundsätzen, nach denen ihre Jugend geregelt war, nicht viel Gutes zu berichten. Den Rekord schlägt ein Kaplan, der so seltsam geortet ist, daß er ouf einen Platz im Wachsfigurenkabinett Anspruch erheben könnte. Nach jeder Beichte pflegt er das junge Mädchen zu folgendem Gebet zu ermahnen: „Lieber Gott, ich danke dir für alle Gnaden, die du mir erweisest und meiner hohen Fomilie." In der Unterrichtsstunde sagte er einmal: „Am Nordpol ist es kalt und am Südpol metnetwegen — heiß." (Er spricht nämtich Stedpal statt Südpal.) Es ist dach gut, daß solche Kapläne nur in der Phantasie der Marie von Ebner existieren.

Das Bändchen Zwei Kamtessen ist obzulehnen. Das Volk steht der häufig raffinierten Satire ous dem High-Life verständnislos gegenüber.

Die neuen Dorf- und Schloßgeschichten enthalten drei Novellen: Die Unverstandene ouf dem Dorfe, Er laßt die Hand küssen und Der gute Mond. Die Heldin der ersten Erzähtung ist Marie, die Tochter der Waschfrau Josepha Lakomy, die aus ihrer bäuerlichen Umgebung vorteilhaft hervorragt: eine empfindliche, feine, blasse Gestalt, wie man sie im Volke nicht suchen sollte. Sie muß einen Leidensweg gehen; ihr Bräutigam läßt sie im Stich, der ungeliebte Gatte, der ein Trinker ist, mißhandelt sie, sie wird schwer verleumdet. Aber sie ringt sich durch, den Feinden und Neidern zum Trotz, und ihr hortes Leben klingt in der Vermöhtung mit dem Schullehrer friedlich und versönlich aus. Marie Lakamy ist einer der kompliziertesten Charaktere. Schweigend, in scheuem Statz, in bewußter Zurückhaltung lebt und arbeitet sie mit dem großen Hausen; sie ist gütig, zortfühlend und doch von eiserner Willenskroft; ihr Bildungstrieb läßt sich durch äußere Schwierigkeiten nicht zurückschrecken, Schicksatsschläge beugen sie nicht, Beleidigungen prallen äußerlich an ihr ab. Jasepha ist ganz das Gegenteil ihrer Tachter, das reiche Innenleben derselben bleibt ihr fremd, sie lebt gedanken- und klagelos dos Leben der Masse. Von feiner Beabachtung und Kenntnis des Frauencharakters zeugt das Urteil, dos die Ebner über die Waschfrau fällt: „Dem Mädchen (ihrer Tochter) einen »Ernöhrer« zu verschaffen, war der höchste Wunsch der Frau, die sich selber erst satt aß, nachdem ihr Ernährer gestarben war."

Die kleine Erzählung Er laßt die Hand küssen ist ein Drama, im Plauderton vorgetragen. Eine Mischung van feudaler Sittenstrenge, die einen Stich ins Heuchlerische hat, feudaler Sarglasigkeit, feudaler Grausamkeit mit jener auf dem Sumpfboden des Elends emporgesproßten, rückhaltlosen, fast instinktartigen Liebe, die das Heute genießt, ohne nach dem Margen zu fragen! Die dumpfe Atmosphäre der Leibeigenschaft, der Zarn der schöngeistigen Herrin, die den ungtücklichen Liebhaber zu Tode peitschen läßt, dte Schwüle, die über einigen Stellen liegt, endlich dos stets wiederhalte, unterwürfige Wart des Gequälten: „Er laßt die Hand küssen," geben dem Ganzen etwas Beklemmendes, das nicht zum Aufatmen kommen läßt.

Der gute Mand ist eine hübsch erzählte, aber ziemlich unwohrscheintiche Liebes- und Großmutsgeschichte mit einer schroff antikirchlichen Wendung am Schluß. — Die Sammlung dieser drei Navellen könnte in städtische Bibliotheken eingestellt werden, trotzdem die Erzählung Er laßt dte Hand küssen einige Schwierigkeiten bereitet; denn sie gehört nicht in die Hände eines unreisen Lesers.[1])

[1]) Weil das beste, auch für unsere städtischen Volksbibliotheken empfehtenswerte Stück „Die Unverstandene auf dem Dorfe" in einer Sonderausgabe zu haben ist, tehnen wir die Sammlung als solche ab. Die Red.

Ihren Hauptruhm verdankt Marie von Ebner dem Gemeindekind, von dem Keller, als einer seiner Freunde es „nett“ fand, wütend erklärte: „Das Gemeindekind ischt nicht nett, das ischt gut.“ Es sitzt eine urwüchsige Kraft darin, ein Verständnis des Lebens und Treibens der untersten Volksschichten bis ins Dunkle, fast Perverse hinein, wie in wenigen anderen Frauenromanen. Das Gemeindekind ist Pavel Holub, dessen Vater wegen Raubmordes hingerichtet, dessen Mutter wegen Teilnahme an demselben Verbrechen zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt wurde. Pavel ist ein Martyrer seiner Verhältnisse. Die Gemeinde als Erzieherin, diese Gesellschaft von grausam und roh gesinnten Menschen! Der ganze Roman ist ein Hohn auf die sozialen Einrichtungen, ein wilder Appell an das Volksgewissen. Marie von Ebner hat scharfe Waffen, sie will nicht nur aufrütteln, sondern auch verwunden. Und es gelingt ihr. Das Buch hat etwas Niederdrückendes wie eine grau in grau gemalte Novemberlandschaft. Selbst die spärlich aufgesetzten Lichter, der Verkehr Pavels mit dem wundertichen Lehrer Habrecht, die Großmutsanwandlung der Schloßfrau, die dem Gemeindekind ein Stück Ackerland schenkt, die stille Größe der Zuchthäuslerin können keine Helle verbreiten, sie lassen das herrschende Dunkel nur noch deutlicher hervortreten.

Mit der feinsten Seelenkunde ist die Gestalt Pavels ausgemalt. Alle wider ihn, und er wider alle! Er sucht der Gemeinde ihr Unrecht redlich zu vergelten; und seinen höchsten Triumph feiert er, als er ihren Gewalthabern dreimal das Wort „Bagage“ entgegendonnert, das in seinem Munde zu einem Ausdruck der grenzenlosen Verachtung, des elementaren Hasses wird. So leidet und ringt er sich durch, von allen gestoßen und verraten, einmal sogar beinahe gesteinigt. Aber in seinem vierschrötigen Körper wohnt ein unbeugsamer Geist, ein harter Wille, und so wird etwas aus ihm — trotzdem.

In diesen Pavel-Roman ist die Milada-Episode verflochten, die Geschichte der kleinen Schwester Pavels, die von der Schloßfrau adoptiert und einem Kloster zur Erziehung übergeben ist. Bei der Schilderung des Klostermilieus zeigt Marie von Ebner ihr altes Gesicht: durch schöne, scheinbar überzeugende Worte verschleiert sie ihre innere Feindseligkeit gegen alles Positive und Kirchliche. In dieser Beziehung wirkt sie wie Rosegger: bestechend, aber mit Bewußtsein untergrabend. Der an sich gute Sühnungsgedanke der Milada wird unter ihren Händen widersinnig, unmoralisch, grausam; die Gemeinde der Ordensschwestern wirkt in ihrer unberührten Selbstgerechtigkeit abstoßend, der Priester ist hartherzig, parteiisch, hochmütig. Wieder ist von den kirchlichen Personen mit Vorsicht das Licht fern gehalten. Das heißt nicht lebenstreu schildern, das heißt seiner Voreingenommenheit nachgeben.[1])

Die folgenden Jahre brachten uns die Novellen-Sammlungen: Neue Erzählungen, Miterlebtes und Drei Novellen. Die neuen Erzählungen enthalten nur zwei Arbeiten, darunter ein Meisterwerk: Die Freiherrn von Gemperlein; es sind zwei Brüder, die auf ihrem Gute Wlastowitz hausen, die um jede Kleinigkeit heftig aneinander geraten und sich im Herzen doch mit einer wunderbar zarten und treuen Liebe zugetan bleiben. Sie können den besten Figuren von Dickens und Reuter an die Seite gestellt werden, so liebevoll, so ganz und gar mit dem Blick des Miniaturmalers sind sie geschaut und entworfen.

Die Erzählung Nach dem Tode berichtet von einem Grafen, der seine Gattin erst lieben lernt, als sie für immer von ihm gegangen ist, und er nun überall auf die Spuren ihres Wirkens und die durch den Tod gerissenen Lücken trifft. An literarischem Gehalt steht die zweite Erzählung der ersten bedeutend nach.[2])

In der Sammlung Miterlebtes sind Die Kapitalistinnen besonders humorvoll behandelt. In ihrer Aengstlichkeit, Unbeholfenheit und Umständlichkeit gleichen sie Nippfigürchen im Rokokostil, während die kleine Lehrerin in Wieder die Alte, die von Berufs wegen — als Unterhaltungsfräulein der gräflichen Familie nämlich — lachen und scherzen muß, und die hochsinnige Wohltäterin in Der Muff im ganzen ernsteren Charakter aufweisen. Schon der dunkle soziale Hintergrund läßt kein rechtes Lachen aufkommen. Ihr Traum entwirft in weichen, verschwimmenden Linien den Studienkopf einer Greisin, die das Opfer einer Wahnidee ist, da sie täglich ihre verstorbenen Enkel erwartet. Es gehört literarisches Feingefühl dazu, sowohl diese aus dem Nebel ihrer Vorstellungen schattenhaft auftauchende Gestalt zu schaffen, als auch sie voll und ganz zu erfassen und Gefallen an ihr zu finden. Alltagsware ist diese Erzählung nicht. Der Glaube scheint der Dichterin jedoch weiter nichts als schöner Wahn zu sein. Das Duell wird für gewisse Fälle als berechtigt verteidigt.

Die Titel der Drei Novellen sind: Oversberg, Der Nebenbuhler und Bettelbriefe.

Oversberg gehört zu jenen männlichen Romangestalten, deren Leben ganz Selbstaufopferung und ganz Großmut ist, und denen der kritische

[1]) Vgl. hierzu auch die Bemerkung in „Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ S. 114 dieses Heftes. Die Red.

[2]) Für städtische Bibliotheken mag das Buch passieren. Für unser auf dem Acker, in der Werkstatt und in der Fabrik arbeitendes Volk gibt es jedoch geeignetere belletristische Lektüre zur Erfrischung und Belebung von Geist und Gemüt.

Leſer deshalb etwas mißtrauiſch entgegentritt. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem guten Mond; nur heiratet dieſer aus Großmut, und jener verzichtet aus demſelben Motive auf ſeine Braut, die er liebt, und von der er wiedergeliebt wird. Der alte Dechant, der in dieſer Erzählung auftritt, ſpielt eine beſſere Rolle als ſeine Kollegen. Zwar klingt es für einen Fachmann etwas ſonderbar, wenn er mit Nachdruck erklärt: „Mannesehre? Im Evangelium habe ich nie etwas von ihr geleſen, auch nicht in der Vulgata und Thora.“ Aber ſonſt hat er das Herz auf dem rechten Fleck, und für den Edelmut Doersbergs zeigt er warmes Verſtändnis.

Der Nebenbuhler iſt eine Erzählung in Briefform. Ein junger Graf, der das Leben auf die leichte Achſel nimmt und mit Frauenehre nicht gerade vorſichtig umgeht, erzählt ſeinem geiſtlichen Lehrer, wie ſeine letzte Liebesgeſchichte in die Brüche ging. Er hat die Abſicht, die Frau ſeines Freundes zur Untreue zu verführen. Aber dieſe iſt mittlerweile Mutter geworden, und der kleine Erdenbürger hat den Liebhaber vollſtändig aus ihrem Herzen verdrängt.

In den Bettelbriefen offenbart ſich ein gütiger Frauencharakter, der durch eine ſchwere Erfahrung lernen mußte, in rechter Weiſe mit den Armen zu verkehren und ihnen Wohltaten zu ſpenden.

Der große Roman des Wiener Hochadels iſt Unſühnbar, dem Milieu nach das Gegenſtück zum Gemeindekind.

In Unſühnbar ſind wir mitten in der Atmoſphäre des High-life. Eine verwickelte Fabel: Der folgenſchwere Fehltritt einer hochſtehenden Frau, die glückliche Gattin und Mutter iſt. Dieſer Fehltritt wird öffentlich gebüßt und — im Gegenſatz zum Titel — auch geſühnt, freilich unter den ſchweren Opfern des perſönlichen Glückes, der Ehre und ſchließlich des Lebens. Die hier vertretene Weltanſchauung iſt die deterministiſch-pantheiſtiſche.

Den Erdgeruch, die ſichere Urſprünglichkeit und die gewaltige Leidenſchaft des Gemeindekindes hat Unſühnbar nicht, wenn der Roman auch keine konventionelle Gräfinnen- und Salongeſchichte iſt. Es muß am Stoff liegen; dieſe Fichten- und Patſchuli-Atmoſphäre der oberen Zehntauſend macht blaſiert und nervös und löſt keine reine Befriedigung aus.

Die Novelle Margarethe iſt in künſtleriſcher Beziehung verfehlt und ſittlich durchaus nicht einwandsfrei. Der Wiener Hochadel und die Hefe des Volkes berühren ſich, vertreten durch einen in ſeiner Großmut und Gewiſſenhaftigkeit kaum glaubhaften Grafen und ein haltloſes, leidenſchaftliches Geſchöpf, das ein hochtrabendes Buchdeutſch ſpricht und gewiſſermaßen die ganze Welt für ſeinen Fall und ſein Unglück verantwortlich macht. Marie von Ebner arbeitet hier mit alten Romanraritäten. Die wütende Margarethe fällt ihren Wohltäter, der ihre Liebe nicht erwidern will, mit einer Schere an, ſie wird verblüffend raſch von einer armen Arbeiterin zur ſtadtbekannten Maitreſſe eines hohen Herrn, ſie ſtellt auf einem Maskenfeſte die Kleopatra im Palaſte zu Alexandrien ſeenhaft dar und ſorgt ſchließlich für einen effektvollen Abgang, indem ſie ſich am anderen Morgen auf dem Grabe ihres Kindes tötet. In dieſer Erzählung iſt nicht Saft noch Kraft, ſondern Theaterſchmerz mit ſeinem Hang zu Vielrederei und Uebertreibung. Abſtoßend wirkt es, wenn Margarethe vor der verhängnisvollen Tat „belet“: „Ich komme ungerufen, Herr; auf der Flucht fragt man nicht lange: Darf ich kommen?“ Abſtoßend wirkt es auch, wenn die Schriftſtellerin die Epiſode, worin der galante Liebhaber ſich verzweifelnd über die Leiche der Selbſtmörderin wirft, mit den Worten ſchließt: „Margarethe feierte ihren letzten Sieg.“ — Ablehnen!

Die Novelle enthüllt uns eine der trübſten Seiten des Lebens, und ſie tut es nicht gerade in zarter Weiſe. So viel ich mich erinnere, iſt hier das ſexuelle Moment am ſchärfſten und am wenigſten glücklich herausgearbeitet. Keiner beſtreitet dem echten Künſtler das Recht, an die dunkelſten Fragen des Menſchentebens heranzutreten, er muß nur ſeine Grenzen kennen und reſpektieren.

Nur ſelten befaßt ſich Marie von Ebner mit den dunkeln Regungen des Liebesledens an ſich, wie beiſpielsweiſe im Verhältnis Pavel Hotubs zur Vinska. In dieſer Beziehung unterſcheidet ſie ſich vorteilhaft von den extremen Naturaliſten, die mit Zweideutigkeiten um ſich werfen und dem verdorbenen Geſchmack der Leſer Zugeſtändniſſe machen. Marie von Ebner will wenigſtens künſtleriſch bleiben, will nicht an das Tier im Menſchen appellieren. Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß ihre Schriften unbedenklich jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden können.

Die äußere Seite des Liebesledens, die tauſend Abſtufungen der in den verſchiedenen Kreiſen herrſchenden Sitte und Sittlichkeit wird deſto ausführlicher behandelt. Und dabei iſt Maria von Ebner ganz Kind ihrer Kreiſe und Kind ihrer Zeit. Sie überſieht viel und duldet viel bis zu einer feſt beſtimmten, von der Geſellſchaft gezogenen Grenze, und Gottes- und Kirchengebote ſpielen in ihre Darſtellungen nicht hinein. Aber wehe, wenn die Geſellſchaft ihr Anathem ſpricht! Dann wird der Fehltritt einer Gräfin Dornach zu einer „unſühnbaren“ Schuld.

Ein kleiner Roman iſt eine Ich-Erzählung, leicht und gefällig dargeſtellt, eine Unterhaltungslektüre im wahren Sinne des Wortes und eigentlich etwas zuviel „Roman“. Denn die arme Gouvernante, der ſich ein Graf zu Füßen legt — hier ſogar zwei —, hat literariſch ſchon ſeit Jahrzehnten abgewirtſchaftet. Pſychologiſch in-

teressant ist die Gestalt der kleinen boshaften Anka. Die Ereignisse der napoleonischen Kriege spielen in die Waldidylle des Grafenschlosses hinein, allerdings in sehr zahmer Weise. Zu empfehlen aber eben nur als Unterhaltungslektüre.

(Schluß folgt.)

Rosegger.

II. Seine Jugendschriften.

Von Dr. Vögele-Schönlal.

„Waldjugend". Geschichten für junge Leute von 15—70 Jahren. 9.—12. Tausend. Mit zahlreichen Illustrationen von Alfred Mailick. Leipzig, Staackmann. Eleg. gebd. 6 M.

Nach dem vom Verfasser 1897 geschriebenen Vorwort enthält das Buch „Geschichten für junge Leute von 15—70 Jahren". Rosegger ist hier von der Ansicht ausgegangen, daß jungen Leuten von 15 Jahren an aufwärts „das Belehrtwerden", „das fortwährende Anspielen auf das Bravseinsollen zuwider" sei. Sein Grundsatz war bei Abfassung und Zusammenstellung dieser Waldjugendgeschichten: „sittlich anregend in einfacher und klarer Weise für das Volk" zu schreiben. „Der Erzähler mache Welt und Leute nicht besser als sie sind, aber er zeige sie von ihrer besten Seite." (Vorwort.)

Die Mehrzahl der in dem Bande „Waldjugend" erzählten Geschichten ist trefflich dem Leben abgelauscht. In den ersten Erzählungen des Bandes lernen wir durchtriebene Handwerksburschen und Roseggers Jugendstreiche kennen. Recht drollig sind die zwei Geschichten: „Als ich das Ofenhückerl war" und „Als ich um Hasenöl geschickt wurde". Die Erzählungen gewähren uns einen Einblick in die Kinder- und Jugendzeit des Steirer Poeten. Wir sehen da, was Rosegger als Knabe für ein Leben führte, wie er z. B. an seinem Namenstag beschenkt wurde, wie er zur Schulprüfung ging ꝛc. ꝛc. Interessant ist es, zu erfahren, daß die Heimatgemeinde Roseggers, Alpel (bei Krieglach), einen wegen 1848er Umtriebe von der Kirchenbehörde abgesetzten Lehrer als Schulmeister angestellt, und daß Rosegger bei diesem seinen ersten Unterricht empfangen hatte. Bei der Schulprüfung in Krieglach urteilte dieser über den jungen Rosegger, als das Waldbauernbübchen beim Rechnen nichts wußte: „Das ist halt von den Schwächeren einer."

Für die lustigste und heiterste Geschichte im ganzen Buche sehe ich die aus Roseggers Schneiderlehrlingszeit an: „Vom Hacherl, der auf dem Tische saß." Allerliebst und völlig harmlos geschrieben ist die Erzählung „Im Storchennester", worin Rosegger das Leben und Treiben seiner kleinen Mädchen beschreibt. Im einzelnen hätten wir an dem Buche folgende Ausstellungen zu machen:

Die Anspielung auf die Scheilerhausen der Spanier im Mittelalter (S. 16) ist an den Haaren herbeigezogen und wäre besser weggeblieben. In der Bemerkung (S. 41), daß bei seinem Gebet vor dem Bilde der vierzehn Nothelfer es ihm vorgekommen sei, als schiebe während seines Gebetes auf dem Bilde „einer sich sachte hinter den anderen zurück", zeigt sich Roseggers schelmische bez. satirische Ader; desgleichen in den unteren Zeilen von S. 58. Die Bemerkung über den Lehrer Patterer, der „im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt": „Der alte, besonnene Mann wird gewußt haben, warum" (S. 62), halten wir für überflüssig und unangebracht, desgleichen die andere ähnlicher Art S. 63. Die Nutzanwendung (S. 156 f.) aus der sonst hübschen Geschichte „Zwei Wohltäterinnen" ist zwar harmlos, klingt aber etwas sonderbar und kommt unerwartet. Die Erzählung „Der Hagenstab" ist vollständig märchenhaft und fast etwas zu phantastisch. In der „Geschichte vom Lamperl" fällt der Satz Roseggers (S. 223): „Weil ich zeitweise an die Seelenwanderung glaube", auf. Allein, weil dies doch nur wenige und verhältnismäßig kleine Mängel bezw. Ausstellungen in dem 230 Seiten umfassenden Buche sind, so kann es jungen Leuten von 14 und 15 Jahren an wohl in die Hände gegeben werden. Auch ältere Leute, die eine leichte und lustige Unterhaltungslektüre wünschen, werden daran Gefallen finden.

„Ernst und Heiter und so weiter." Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von Peter Rosegger. 2. Aufl. Leipzig, Staackmann. Preis 4 M.

Die meisten dieser Geschichten sind frisch und humorvoll erzählt, besonders: „Wie ein steirischer Lehrer die Schlußvorstellung des Burgtheaters besuchte"; „Wie man Urgroßvater wird". Für die schönste Geschichte des ganzen Bandes halte ich die erste: „Ein Kind Gottes", worin das Leben und Sterben eines frommen, heiligmäßigen Ministranten geschildert wird. Hübsche, poesievolle Naturbeschreibungen finden sich hauptsächlich in den Erzählungen „Eine Winternacht", „Auf dem Meere".

In der Geschichte: „Beim Herrn Onkel zu Gaste" zeichnet Rosegger einen würdigen, gastfreundlichen Landpfarrer, der nobel ab-

ſticht gegen einen alten geizigen Beamten. Die Falſchheit und Klatſchſucht gewiſſer Menſchen wird in „Der Vetter“ trefflich gegeißelt. Anziehend weiß der Dichter immer die Einleitung ſeiner Erzählungen zu geſtalten. Wie poetiſch iſt z. B. die Einleitung zu der Erzählung „Unſer Gretchen“. So hübſch und drollig im allgemeinen Roſegger die Arten und Eigenarten ſeines Kindes darzuſtellen weiß, ſo kann man doch mit einzelnen Wendungen nicht einverſtanden ſein: z. B. S. 108: „Mitten ins Herz ſchneidet es mir“ uſw. Das braucht einem Vater nicht mitten ins Herz zu ſchneiden, wenn der ungeſchickte, kindlich einfältige Glaube ſeines Kindes nicht erfüllt wird. Ebenſo teilen wir die Anſicht (S. 114) nicht, daß es nicht zu rechtfertigen ſei, wenn in der Schule der Lehrer Kinder aufſtelle, die während ſeiner Abweſenheit aufpaſſen ſollen. Intereſſant iſt das Selbſtgeſtändnis Roſeggers (S. 127): „Ich bin eigentlich doch ein ſpottſchlechter Kirchengeher“. Aeſthetiſch und ethiſch anziehend iſt das Kapitel „Verſöhnung“ geſchrieben. „Der Prälat“, ein Ziſterzienſer-Abt vom Stift. St. Anna, bei dem Roſegger einſt als Jüngling mit Freunden zu Tiſche geladen war, iſt als verehrungswürdige Perſönlichkeit geſchildert.

„Ernſt und Heiter“ hat die Jugendſchriften-Warte für junge Leute von 13 bis 14 Jahren unbegreiflicherweiſe empfohlen. Wir möchten dieſen Band jungen Leuten unter 18 Jahren nie in die Hand geben und zwar wegen der zwei Erzählungen „Aus den Tagen des Schwärmens“ und „Von der Kirche des hl. Petrus“. In der erſteren ſchreibt Roſegger von ſich und einem verliebten Jugendfreunde: „Denn wir ſahen ein, daß ſo Burſchen wie wir — ihr Liebchen haben müſſen.“ In der Beſchreibung der Kirche vom hl. Petrus zeigt er ſich ſchon recht als Nörgler und Grübler. Wir hätten am liebſten dieſes ganze Kapitel aus dem Bande einer Jugendſchrift geſtrichen, zumal den Satz (S. 297): „Ich war ein guter Katholik und habe lange ſchon erwachſen noch Peterspfennige gegeben —. Aber wenn der Menſch älter wird und erfahrener und denkender . . .!“

Im einzelnen wären noch folgende Sätze zu beanſtanden: S. 90 iſt von ſieben Todſünden anſtatt Hauptſünden die Rede. S. 117 heißt es: „Leute, ſeid auf die Tiere gut, das iſt mir ſo lieb wie ein Gottesdienſt.“ S. 213 bezeichnet Roſegger das Vorbeten bei Sterbenden als ein „Quälen mit Stoßſeufzern und Zuſprüchen, in denen immer wieder von der Gefahr vor Teufel und Verdammnis die Rede iſt“. Ferner findet er es (S. 287) unbegreiflich, als ihm ein Lotſe auf dem Schiffe nach Holland erklärt, daß über die Pfingſtfeiertage die Leute nicht gern auf der See wären. Wenn Roſegger ein frommer Chriſt wäre, hätte er dies begreiflich finden müſſen.

„Als ich noch der Waldbauernbub war“ 3 Bändchen für die Jugend ausgewählt aus den Schriften Roſeggers vom Hamburger Jugendſchriftenausſchuß (61. bis 70. Tauſend). I., II. und III. Teil hübſch gebunden à 90 Pfg. Staackmann, Leipzig.

Dieſe Geſchichten hat der Hamburger Jugendſchriftenausſchuß 1899 aus folgenden Roſeggerſchen Schriften ausgewählt: „Waldſerien“, „Deutſches Geſchichtenbuch“, „Waldheimat I und II“, „Idyllen aus einer untergehenden Welt“ u. a. Er legt ſie der Jugend vor mit den Worten: „Genieße dieſe kleinen Kunſtwerke mit ernſthafter Freude.“ Ueber die einzelnen Bändchen iſt folgendes zu bemerken: Im I. Teil hätten wir die Geſchichte: „Als ich Bettelbub geweſen“ lieber nicht aufgenommen gewünſcht. Man kann doch das übermütige und lügneriſche Treiben des kleinen Peter und ſeines Kameraden, die ſich am Wallfahrtsort als Bettelbuben verkleidet eine Menge Geldes und Almoſen von den Wallfahrern in frecher Weiſe erſchwindelten, nicht als Muſter der Jugend hinſtellen oder vorſtellen. Wir können um dieſer ungeeigneten Erzählung willen leider den I. Teil[1]) Kindern nicht empfehlen.

Im II. Teil halten wir die Erzählungen „In der Chriſtnacht“ und „Von meiner Mutter“ für die ſchönſten. In dieſem zweiten Teile hat der Hamburger Jugendſchriftenausſchuß entſchieden die glücklichſte Wahl getroffen. Dieſen Band können wir uneingeſchränkt empfehlen.

Im III. Teil erzählt Roſegger, wie er als Knabe Chriſttagsfreude holen ging, wie er nach Maria-Zell eine Wallfahrt machte, wie er „der Müller war“, wie er „den Himmliſchen Altäre gebaut“, wie er „zum Pfluge kam“. Ferner beſchreibt er

[1]) Wir bedauern dies inſofern, als ſich ſonſt im I. Teil manche ſchöne und recht liebliche Erzählung, z. B. „Wie ich dem lieben Herrgott mein Sonntagsröpvl ſchenkte“ findet

in lebhaften Farben einen Waldbrand und das Leben und Glühen in einem Eisenhammer. In diesen Beschreibungen kann er so recht seine Phantasiekunst und Kleinmalerei zeigen.

In der Erzählung „Als ich im Walde beim Käthele war" nennt sich Rosegger selbst einen „Schlingel van elf Jahren". Daß er wirklich ein solcher war, geht da und dort aus seinen Waldjugendgeschichten hervor: z. B. hatte er auf einem bei der Fronleichnamsprazession als Altar benutzten Tisch nach kurz vor dessen Benutzung mit einem älteren Ministranten Karten gespielt (vgl. „Der Fronleichnamsaltar"). Bei der Beschreibung des „Wegs nach Maria-Zell" sagt er (S. 56): „trugen wir jeder den Hut und die Rosenkranzschnur in der Hand und beteten laut einen Psalter. Des schämte ich mich" —; „mir kamen im Gebete stets so verschiedene und absonderliche Gedanken, die mir sonst sicherlich nicht eingefallen wären." In der Geschichte „Als ich beim Käthele war" erklärt das etwa 13jährige Hirtenmädchen (S. 89) in der Einsamkeit des Waldes mit verschämt glühendem Antlitz dem 11jährigen Peter Rosegger: „Du bist mein lieber Waldbauernbub". Was soll diese gesperrt gedruckte (an sich harmlose) Liebeserklärung in einem Büchlein für Kinder?! Die Erzählung „Der Fronleichnamsaltar" macht uns zu unserem großen Bedauern die Empfehlung dieses Bandes unmöglich. Katholische Geistliche und Lehrer können doch unmöglich ein Buch den Kindern zum Lesen geben, worin das Dogma von der Gegenwart Christi im Allerheiligsten Altarssakrament geleugnet und die Verehrung dieses Geheimnisses insofern auf die gleiche Stufe mit dem heidnischen Kult der Götterbilder gestellt wird, als gesagt wird, daß in beiden Fällen nicht Brot oder Holz oder Stein, sondern die unter diesen Substanzen verkörperte Gottheit angebetet werde. Auch finden sich darin sonst noch verschiedene Bemerkungen, die den Katholiken nicht gefallen können. Die Bemerkung in der Erzählung „Als ich der Müller war" S. 67: „der eine (der Pfarrer) hielt's ganz mit Gott, der andere (der Amtmann) mit dem Kaiser — und mit uns (der armen Waldbauernfamilie) hielt's keiner von beiden", finde ich sehr bashaft. Was S. 58 über den Ablaß gesagt wird: „Aber ein paar Hunderl Schritte weiter oben im Waldschachen stand ein Kruzifix mit der Inschrift: »Hundert Tage Ablaß, wer das Kruzifix mit Andacht küsset und fünfhundert Tage vallkammenen Ablaß, (!!) wer Gelobt sei Jesus Christus sagt«", wirft ein merkwürdiges Licht auf Roseggers religiöse Kenntnisse.

Manche dieser Erzählungen in den drei Bändchen der vom Hamburger Jugendschriftenausschuß ausgewählten Geschichten sind kleine Kunststücke. Kinder von 12 Jahren und darüber können diese Geschichten mit Genuß lesen, weil sie aus dem Waldleben eines gesunden und mutwilligen Knaben frisch geschöpft, naturgetreu und lebenswahr dargestellt sind. Auch sind in diesen Erzählungen viele katholische Gebräuche (Weihwassernehmen, Wallfahren, Rosenkranzgebet, Fasten und dgl.) in sinniger, freundlicher Weise dargestellt, wie wir es später (in seinen Romanen für Erwachsene) bei Rosegger nicht mehr finden. Ebenso berührt es wohltuend, von Roseggers Vater zu hören, daß er gerne gebetet habe, namentlich lange an den Samstagabenden, daß seine Mutter gerne in die Kirche gegangen, viel Almosen gegeben habe und in ihrer langen Leidenszeit eine christliche Dulderin war, daß seine Eltern an den Samstagen zu Ehren der Mutter Gottes gefastet und die Armen gespeist haben.

„Deutsches Geschichtenbuch." Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von Peter Rosegger. Illustriert. Dritte Auflage. Leipzig-Staackmann. Eleg. geb. 4 Mk.

In der ersten Hälfte dieses Geschichtenbuchs werden sehr viele, nach unserer Meinung zu viele Jugend- und Schelmen-Streiche des kleinen Peter und seiner Genossen erzählt. Bald erfahren wir, wie der kleine Rosegger ein Kruzifix aus Neugierde in seine Bestandteile zerlegt, dann aus Furcht vor der Strafe sich in den großen Uhrenkasten versteckt, bald wie er einen Brotlaib über einen Berghang hinabkollern läßt, so daß er unten ein Zicklein totschlägt, bald wie er einem alten Knecht seine Münzsammlung verschleppt, nur um sich an dessen Bestürzung und Aufregung zu weiden usw. An Schnurren, Possen und heiteren Aufschneidereien hat eben Rosegger schon als Knabe seine Freude gehabt. Wenn nun auch solche Geschichten gut unterhalten und zum Lachen reizen, so haben sie doch keinen erzieherischen Wert. Allerdings fehlt es in dieser Sammlung auch nicht an ernsten Erzählungen mit einem sittlichen Kern. Manche haben einen geradezu erschütternden Inhalt, wie „Das Ereignis in der Schrun"; „Der Judas von Tirol"; „Die Harfenspieler". Besonders gut haben dem Rezensenten „Der Fremde im Vaterhause" und „Der Pfarrer im Hochgebirge" gefallen. In der letzten Geschichte beschreibt Rosegger das entsagungsvolle, aber segensreiche Leben und Wirken eines Priesters in einem weltverlorenen, armen Gebirgsdorf. Wenn wir im Januarheft der Borromäusblätter geschrieben haben: „Unter seinen vielen Priestergestalten findet sich kein einziger wirklich würdiger Diener nach dem

Herzen Gottes", so hatten wir dabei speziell die Hauptwerke Roseggers und seine Schriften für Erwachsene im Auge. Zwei Proben von sinniger Naturbetrachtung bezw. Tierbeobachtung gibt Rosegger in den Erzählungen vom „Waldspinnlein" und den „Ameisen als Mördern".

Auszusetzen haben wir folgendes: Nicht erbaulich ist das Benehmen der Buben auf dem Gang zur Firmung (S. 85). Die Unarten des ausgelassenen und verdorbenen „Rüsselbuben" nehmen einen zu breiten Raum (S. 86—93) ein. Der Firmpate führt die Jungen zu viel ins Wirtshaus (S. 95). Auf S. 264 und S. 270 kommt das Wort „simuliert" vor, was aber keinen Sinn gibt. Rosegger hat wohl „sinnuiert" oder „spintisiert" schreiben wollen. Seite 285 läßt Rosegger eine „fromme Bäuerin", die öfters Wallfahrten machte und zu Hause die Geißen und Schweine hungern ließ, in die Hölle kommen. Das dürfte doch schwerlich einen Grund für die Verdammnis bilden. —

Abgesehen von diesen wenigen Ausstellungen haben uns die meisten Erzählungen in diesem „Geschichtenbuch" ästhetisch und ethisch befriedigt. Rosegger hat erreicht, was er nach seinem Vorwort angestrebt hat: „Ich denke, daß die Geschichten und Lebensbilder dieses Büchleins nicht langweilig sein, und daß sie in dem Gemüte meiner jungen Freunde manche gute Regung und Anregung wecken werden." Man kann sie anstandslos der reiferen Jugend in die Hände geben.

Waldferien. Ländliche Geschichten für die Jugend, gewählt aus den Schriften von Peter Rosegger. Illustriert. Dritte Auflage. Leipzig-Staackmann. Gebd. 4 Mk.

Rosegger schreibt im Vorwort, daß er diese Geschichten für die halberwachsene Jugend auf Veranlassung von Jugendfreunden und Lehrern zusammengestellt habe. Diese „Waldferien" sollen nach des Verfassers Absicht ein Ferienbuch, ein Erholungs- und Erfrischungsbuch sein. „Das wird nicht viel belehren und moralisieren," meint er, „es will vielmehr freundlich anregen und erziehen."

Man könnte viele dieser Geschichten auch schon Kinder von 13 und 14 Jahren lesen lassen: z. B. „Wie ich dem lieben Herrgott mein Sonntagsjöppl schenkte"; „Wie der Meisensepp gestorben ist"; „Als ich den Kaiser Joseph suchte"; „Einer, der nach Amerika geht"; „Der Ameisler". Aber andere in den „Waldferien" stehende Geschichten, wie z. B. „Als ich Bettelbub gewesen"; „Bübchen, wirst du ein Rekrut," worin viel von Liebchen die Rede ist; „Wie die Bienen Hochzeit halten" sind für Kinder nicht geeignet. In den Lebensregeln des „Vaters an seinen Sohn" finden sich unter anderem auch Verhaltungsmaßregeln gegenüber Frauen und in Bezug auf die Wahl einer künftigen Lebensgefährtin, wozu Rosegger selbst bemerkt: „Dieses Kapitel kann dich wohl erst interessieren, wenn du über dein sechzehntes oder siebzehntes Jahr hinaus bist." Nach all dem möchten wir die Waldferien erst Leuten von 17 bis 18 Jahren und darüber empfehlen. Diese haben auch mehr Verständnis für die darin enthaltenen prächtigen Kabinettstücke: „Das Felsenbildnis," „Der Herren-Sepp". In der Tat, in diesen Stücken erscheint Rosegger als echter Künstler, als ein Meister der Darstellungskunst, als trefflicher Naturschilderer und Seelenmaler. Diese Sammlung enthält die größten Kunstwerke Roseggers unter seinen Jugendschriften. Hier zeigt er sich auf der Höhe seiner Leistungskraft als erster Waldnovellist. Auch unter den am Schluß angefügten Gedichten finden sich wirkliche Perlen von Volkspoesie, wie z. B. „Grüaß Dich Gott, liaba Wold!" „Unserm Herrgotte sei Hohzatfest." „Der Herrgott zünd't die Felsen on." In ästhetischer Beziehung stehen diese „Waldferien" unter Roseggers Jugendschriften obenan. Auch in ethischer Beziehung finden wir viel Lobenswertes darin. Er erzählt z. B., wie er den Schutzengel um seinen Beistand gebeten, wie er als Knabe nach Wien zog. Er schildert, wie viel Wohlwollen, Liebesfreudigkeit und Opfersehnsucht in den kleinen Gaben und Freuden von seiten eines Mutterherzens liege. Das Walten einer gütigen Vorsehung kommt zur Darstellung in „Der liebe Gott zieht durch den Wald," ideale Nächsten- und Feindesliebe in „Der Säemann".

Im einzelnen haben wir auszusetzen: Abgesehen von den Druckfehlern S. 124 „beschneide Männer" statt „beschneite", S. 150 „Lärchenstämem" statt „Lärchenstämme", S. 201 „nähern" statt „nähren" gefällt uns nicht, daß Rosegger als nach Wien ziehender Knabe die „Sieben Himmelsriegel," dieses abergläubische Gebetbuch, bei sich trägt. Die Geschichte vom „Bettelbuben" (vergl. Waldbauernbub 1. Teil) hätten wir auch hier lieber nicht gesehen; doch kann sie und wird sie auf reifere Leute eher abstoßend als anziehend wirken. Seite 150 schreibt R. vom Schutzengel, „wie ein falscher nach christlicher Mythe jedem Menschen

auf Erden beigegeben ist". Nein, Herr Rosegger! Das ist nicht Mythe oder Sage, sondern altüberlieferte christliche Glaubenslehre! Auf S. 223 heißt es: „Kein Beruf sonst ist imstande, das Herz mit einer solchen göttlichen Genugtuung zu lohnen, als das Künstlertum." Wir meinen aber: Das Priestertum lohnt noch mehr mit einer solchen Genugtuung. Geradezu falsch ist der Satz S. 225, daß eine Frömmigkeit, die nicht gleich beselige, nichts tauge. Ferner ist es doch eine sonderbare Regel, die R. jungen Leuten für den Verkehr mit Priestern gibt (S. 231): „Wirst du (in religiösen Fragen) selbst angegriffen, so weise mit ruhiger Entschiedenheit den Eingriff in dein Gewissen zurück." Noch sonderbarer ist der Satz S. 233: „Vergiß niemals, daß Priester- und Frauenlogik für den gewöhnlichen Menschenverstand ein unerreichbares Ding ist."

Da in die Sammlung „Waldferien" Roseggers vielbewunderte Kabinettstücke „Das Felsenbildnis" und „Der Herrensepp" aufgenommen sind, da überhaupt viel Kunst in ihr enthalten ist und die Ausstellungen nur von untergeordneter Bedeutung sind, so wird man wohl nichts dagegen einzuwenden haben, wenn nicht mehr allzu jugendliche, reifere Leser, die Rosegger auf der Höhe seiner Kunst kennen lernen wollen, sich diese Sammlung anschaffen.

Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend. Illustriert. Geb. 4 Mk.

Diese Geschichten hat der Dichter seiner verklärten Mutter in Liebe und Pietät gewidmet im Jahre 1872. Sie liegen nunmehr in fünfter Auflage vor. Rosegger hat im Vorwort zur I. Auflage geschrieben: „Das Beste, was ich mit meiner schwachen Kraft bisher imstande war zu schaffen, habe ich in diese Blätter gelegt." Wie schon der Titel der Erzählungen zeigt: „Das Holzknechthaus", „Der Vogelfänger", „Der Halterbub und sein Kreuz" usw., schildert Rosegger hier das Leben der Waldbewohner und will damit „der Jugend Freude an Wald und Natur und an guten, heiteren Menschen wecken und pflegen". (Vorwort zur 5. Auflage.) In diesem Bande zeigt er sich als Meister im Schildern und Beschreiben der kleinen Leute, z. B. des „Pechölmanns", des „Wurzelgrabers". Wie wertvoll ein guter Freund für den jungen Menschen ist, illustriert die Geschichte „Der Lex von Gutenhag". „Ein Sterben im Walde" ist meisterhaft mit realistischer Kleinmalerei dargestellt. Nur hätte Rosegger sich und uns die unpassende Kritik über P. Cochem, worin er von den „grellen Gedanken des eifernden Paters" spricht und seine Darstellung der vier letzten Dinge „schauererregend" nennt (S. 218), ersparen können. Schön ist der Schluß S. 172. Daselbst wird das Rosenkranzgebet dem armen Mann empfohlen. Da und dort finden sich im Buche Stellen über fromme Sitten der Alpenbewohner, die angenehm berühren. Die in das Kapitel „Ein Winterabend" eingeflochtene „Geschichte vom Räuberhauptmann" ist gar zu grausig und wäre deshalb besser weggeblieben. — Das Buch „Aus dem Walde" kann ohne Bedenken der Jugend von 13 und 14 Jahren zur Lektüre empfohlen werden.

Fassen wir nun die gewonnenen Resultate unserer Untersuchung zusammen, so sagen wir: am wenigsten gefallen unter allen seinen Jugendschriften hat uns „Ernst und Heiter". Hier kommt schon der Zweifler und Nörgler an seiner Religion mehr zum Vorschein. Weniger gefallen hat uns auch „Waldjugend" wegen schiefer Aeußerungen Roseggers über die revolutionäre Gesinnung seines Jugendlehrers, sowie Teil I und III von „Als ich noch der Waldbauernbub war".

Am besten gefielen uns 1. „Als ich noch der Waldbauernbub war" II. Teil; 2. „Waldferien" wegen der darin enthaltenen Kabinettstücke und 3 die Sammlung „Aus dem Walde". Diese 3 Bände sind jedenfalls die harmlosesten und einwandfreiesten Schriften des Steirer Volkserzählers. Wenn eine kath. Bibliothek etwas von Rosegger anschaffen will, so können wir ihr diese 3 Sammlungen am meisten empfehlen. — Jedenfalls möchten wir diese den Sammlungen „Waldjugend" und „Ernst und Heiter" vorziehen.

Wenn wir unter den Jugendschriften Roseggers eine schöne Anzahl auch der kath. Jugend empfehlen können, so wird jedoch die Ernte für uns Katholiken um so spärlicher ausfallen, wenn wir nun daran gehen, die Werke bezw. Schriften des steierischen Waldpoeten für Erwachsene unter die kritische Lupe zu nehmen und vom christl. katholischen Standpunkt aus zu beleuchten. Als Jugendschriftsteller lernen wir Rosegger jedenfalls mehr von seiner guten, sympathischen und lichtvollen Seite kennen, denn als Volksschriftsteller überhaupt.

Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Von Herz.

Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung wuchs aus dem Gedanken hervor, daß es für einen Dichter nicht immer die beste Form der Ehrung sei, wenn ihm auf öffentlichem Platze ein Denkmal aus Erz oder Stein errichtet wird, sondern daß die weiteste Verbreitung seiner Werke in allen Kreisen der Bevölkerung ihn weit mehr ehre. Ein Freund dieser Idee stiftete daher zur Begründung der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung im Jahre 1901 ein Kapital von 1000 Mk., um „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen". Dieser Zweck soll erreicht werden:

1. Durch Ankauf größerer Auflagen schon gedruckter Werke direkt von den Verlagsbuchhandlungen, um die Bücher (in nicht schmutzendes, abwaschbares Dermatoidleinen gebunden) an Volksbibliotheken, namentlich in Dörfern und kleinen Städten, zu verteilen.

2. Durch Herstellung eigener Buchausgaben, um sie zu dem geschilderten Zwecke zu verwenden, gleichzeitig aber auch, um sie dem Publikum käuflich zur Verfügung zu stellen. Besondere Aufmerksamkeit wird darauf gerichtet, daß die Bücher sich nicht nur durch billigen Preis, sondern auch durch schönes, holzfreies Papier, großen, klaren, schönen Druck, soliden Einband auszeichnen. Ziel der Stiftung ist, daß sämtliche Bände dieser „Hausbücherei" in jedem deutschen Hause, in jeder Familie zu finden sind.

Ihre Tätigkeit, die sie im Jahre 1903 begann, beschränkt die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung nicht auf das Deutsche Reich — „so weit die deutsche Zunge klingt, will sie ihre Wirksamkeit und ihr Werben entfalten. Auch die Deutschen im Auslande sollen also an ihren Vorteilen teilhaben, wie andererseits erwartet wird, daß sie ebenfalls zur Förderung der Stiftung beitragen." (Werbeblatt.)

Die Agitation setzte sehr energisch ein. Laut Jahresbericht 1901—1903 wurde im Jahre 1902 an mehr als 1500 Zeitungen und Zeitschriften ein diesbezüglicher Aufruf verschickt, den die meisten Blätter abdruckten. Ebenso wurde er während der beiden Betriebsjahre an etwa 7000 Privatpersonen, ungefähr 3200 Magistrate, Kreisausschüsse und ähnliche Körperschaften und an etwa 1000 Vereine versandt. Der Erfolg entsprach den Bemühungen nicht ganz. In dem Jahresbericht heißt es, die Tatsache „daß trotzdem während der beiden Jahre zusammen nur 9408,06 Mk. an einmaligen und 14345,02 Mk. an jährlichen Beiträgen eingingen — wovon als feste Jahresbeiträge nur etwa 6200 zu betrachten sind — würde uns allen Mut nehmen müssen, wären wir nicht darauf gefaßt gewesen, nicht überall wirkliches Verständnis, geschweige denn den Willen zur Mithilfe erhaffen zu dürfen. Immerhin müssen wir gestehen, daß wir von dem »Volke der Dichter und Denker« eifrigere Unterstützung erwartet hätten, als daß nach so tatkräftiger Werbung erst 298 Privatpersonen, 76 Vereine, 45 Magistrate und Kreisausschüsse und eine Anzahl von Volksbibliotheken sich zu Jahresbeiträgen verpflichtet haben. — Insbesondere haben wir die bedauerliche Erfahrung gemacht, daß gerade in den wohlhabenden und reichen Kreisen sehr wenig Interesse für unsere Bestrebungen zu finden ist, während man im »gebildeten Mittelstande« viel eher auch für uns ein Scherflein übrig hat."

Mit diesen nicht gar großen Mitteln hat die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, die gegenwärtig ihren Sitz in Hamburg Großborstel hat, gut gewirtschaftet und deshalb schöne Erfolge erzielt.

Es wurden 32 größere und kleinere Bücher in je 500 Exemplaren angekauft, um sie an die gleiche Zahl von Volksbibliotheken zu verteilen. Die 32 Bücher wurden in 17 Bände gebunden. Dazu kamen noch die 3 ersten Bände der Hausbücherei, so daß je 20 Einzelbände an 500 Volksbibliotheken abgegeben werden konnten, insgesamt also 10000 Bände. Für jeden Band brauchten die Volksbibliotheken nur die geringe Summe von 40 Pfg. zu bezahlen. Einzelnen Büchern (Fontanes „Grete Minde" — Raseggers „Als ich noch der Waldbauernbub' war" — Marie von Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind" — Brüder Grimms „Deutschen Sagen") wurden Einleitungen mit dem Bilde der Dichter vorgebunden, die durch die Stiftung eigens zu diesem Zwecke hergestellt wurden.

Ganz besondere Sorgfalt hat die Stiftung auf die Herausgabe der Hausbücherei verwendet. Es sind bis jetzt (das Betriebsjahr 1904 mit eingeschlossen) erschienen:

Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Göthe: Götz von Berlichingen. Deutsche Humoristen. 3 Bde. Diese 5 Bände, von denen den ersten Ernst Liebermann prächtig illustriert hat, und die sehr gefällig ausgestattet und gebunden sind, können nur deshalb zu dem niedrigen Preise von à 0,80 – 1,00 Mk. abgegeben werden, weil die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung sie im eigenen Verlage erscheinen läßt.

Die Gelder für die Zwecke der Stiftung werden aufgebracht:

a) Durch einmalige Zuwendungen seitens einzelner Personen;

b) durch einen jährlichen Beitrag von mindestens 2 Mk. (oder einem einmaligen von 20 Mk.), wofür die Stiftung einen Band ihrer Hausbücherei als Gegenleistung abgibt. Für einen Jahresbeitrag von 25 Mk. werden sämtliche in dem betr. Jahre erscheinenden Bände als Gegenleistung abgegeben;

c) durch Zuwendungen von Vereinen, Gemeinden, Kreisausschüssen ꝛc.;

d) durch Beiträge einzelner Bibliotheken. Die Bibliotheken, welche eine Unterstützung seitens der Stiftung wünschen, werden um einen Jahresbeitrag von 5 bis 10 Mk. gebeten, von sehr armen Bibliotheken werden bloß die Einbandskasten gefordert. Bibliotheken, welche selbst diese nicht erschwingen können, erhalten gegen Zahlung von 3 Mk. 20 Bände leihweise für ein Jahr.

Die Gesamteinnahmen bis Ende des Jahres 1903 betrugen 26801,78 Mk., die Ausgaben 17351,88 Mk.

Nach Mitteilung dieser kurzen statistischen Angaben bleibt noch die Frage zu beantworten 1. Wie muß das Wirken dieser Stiftung im allgemeinen, 2. wie muß es vom katholischen Standpunkt aus beurteilt werden?

In dem erwähnten Jahresbericht wird mit Recht auf die vielerorts geradezu trostlose Lage der volkstümlichen Bibliotheken namentlich in Landgemeinden hingewiesen. Eine Unterstützung, wie sie hier die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung bietet, muß daher an sich freudigst begrüßt werden. Rein literarisch betrachtet, werden auch durchweg gute Bücher zur Verfügung gestellt. Aber sobald man auf die Tendenz und

das sittlich-religiöse Moment der Bücher ebenso großes Gewicht legt, wie auf den rein ästhetischen Genuß, dann können für katholische Volksbibliotheken nicht alle angebotenen Bücher als verwendbar bezeichnet werden.

Bezüglich der 5 Bände der Hausbücherei hätte ich zwar nur einem Bande — Band III — gegenüber Bedenken. Ich bin nämlich fest davon überzeugt, daß Katholiken, die dem allerheiligsten Altarssakrament jene Ehrfurcht und Verehrung entgegenbringen, die man von einem gläubigen Katholiken erwarten darf, von Roseggers dortiger Schilderung eines Versehganges sich abgestoßen fühlen.

Aber unter den 32 angekauften Büchern findet sich mehr als eines, das für Büchereien, die auch Katholiken benutzen sollen, ungeeignet erscheint, zumal wenn die Bibliothek vom Pfarrer, Lehrer oder Bürgermeister eingerichtet ur verwaltet wird. Von den aufgenommenen ersten 20 Bändchen der Wiesbadener Volksbücher habe ich noch nicht alle gelesen. Von den gelesenen sind Rosegger „Das zu Grunde gegangene Dorf", Ebner-Eschenbach „Der gute Mond", Viebig „Am Totenmaar" m. E. zu dem bestimmten Zwecke absolut nicht verwendbar, ebensowenig Ebner-Eschenbach „Das Gemeindekind".

In „Das zu Grunde gegangene Dorf" wird der katholische Geistliche als dummer, fanatischer Pfaff geschildert. Ebner-Eschenbach polemisiert vollständig unmotiviert und unkünstlerisch gegen den Empfang der Sterbesakramente in „Der gute Mond". „Das Gemeindekind" muß trotz seines hohen künstlerischen Wertes als Tendenzstück durch und durch charakterisiert werden. Die Erzählerin hat das wenig ehrliche Kunststück angewendet, das christliche Erziehungsideal zuerst in eine Erziehung durch bigotte, scheinheilige Klosterfrauen zu verzerren und diesem Zerrbild als Ideal die Erziehung im Sinne der „Ethischen Kultur" gegenüberzustellen. Der Pfarrer, der darin geschildert wird, wirft mit dem Allerheiligsten in der Hand „Blicke voll Verdammnis" auf ein gequältes verstaßenes Menschenkind. Hinzu kommt noch ein vollständig unkünstlerischer, an den Haaren herbeigezogener Lobeshymnus auf die „Ethische Kultur". Unstreitig die saftigste Leistung enthält jedoch das Viebig-Bändchen der Wiesbadener Volksbücher. Die Echtheit des hl. Rockes in Trier ist gewiß kein Dogma, jeder kann darüber denken, wie er mag. Aber diese Verhöhnung der Wallfahrt, welche die Viebig sich leistet, verletzt aufs tiefste.

Nun denke man sich, ein katholischer Geistlicher oder Lehrer solle zur Verbreitung derartiger Bücher in seiner Gemeinde mitwirken, mitwirken zur Verhöhnung seiner selbst und des katholischen Dogmas, wirken gegen sein eigenes Wirken! Und in welchem Lichte würde sich ein Lehrer oder Bürgermeister zeigen, der sich die Verbreitung derartiger Lektüre angelegen sein ließe!

Offenbar hat die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung auch mit der Verbreitung ihrer Bücher in katholischen Gegenden gerechnet, und offenbor hat sie keineswegs verletzen wollen. Die Herren, die an der Spitze stehen, haben eben vom katholischen Dogma keine teise Ahnung und verstehen nicht, sich in katholisches Denken und Empfinden hineinzuleben. Daher die gewiß nicht beabsichtigten Verstöße. Würden sie aber die Werke von wahrhaft überzeugungstreuen Katholiken, die auch als Literoten einen wohlverdienten Ruf haben, erst durchlesen lassen und auf deren Vorschläge eingehen, dann würden wir Katholiken gerne an ihren Bestrebungen teilnehmen. Denn auch unsere Borromäusbibliotheken könnten vielerorts die Unterstützung durch genannte Stiftung wohl brauchen. In ihrem Verhältnis zum Borromäusvereine würde nichts geändert werden und die volle freie Verfügung über die Bibliothek könnte dabei gewahrt bleiben.

Bibliotheksberichte.

Die Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen.

Die Anregung, in der Stadt Posen eine neue große Bibliothek zu gründen „als Bollwerk der deutschen Kultur und als Wahrzeichen der unauflöslichen Verknüpfung der Geschicke der preußischen Ostmark mit denen der Monarchie" ist im Jahre 1898 von dem Ministerialdirektor Dr. Althoff ausgegangen. Die besonderen Aufgaben und den Charakter der zu gründenden Bibliothek schilderte er in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Februar 1899 folgendermaßen: „Es handelt sich aber nicht bloß um wissenschaftliche, sondern zugleich um volkstümliche Werke, um populärwissenschaftliche Aufgaben. Was man vermißt hat, das soll gerade dort geschaffen werden; es soll dort ein Volkslesesaal mit der Bibliothek verbunden werden, und diese Bibliothek soll nach amerikanischem Muster ihren Lesestoff über die ganze Provinz verbreiten durch Versendung der Bücher in größeren Abteilungen und Bibliothekkästen, so daß sie gewissermaßen ein großes Reservemagazin für alle Volksbibliotheken und Lesesäle im Lande sein wird. Das ist uns ein Hauptpunkt, nicht bloß die Förderung der Wissenschaft, sondern das populäre Wirken durch Verbreitung von Licht und Aufklärung über das ganze Land — das ist die Aufgabe der künftigen Bibliothek." Kurz gesagt: angestrebt wurde die Gründung einer großen, freien, öffentlichen Bibliothek nach englisch-amerikanischem Vorbild — die Einheitsbibliothek. Man erließ alsbald einen Aufruf und bat darin um Unterstützung durch Geldbeiträge und Bücherspenden. Bibliotheken wie die Königliche Bibliothek in Berlin, die Großherzogliche von Weimar ꝛc. stellten ihre Dubletten zur Verfügung; die Verleger sorgten ebenfalls nicht mit Büchergeschenken; an Geldspenden gingen bis Ende des Jahres 1899 rund 20 000 Mark ein; der Fiskus, der Provinzialverband und die Stadt Posen unterstützten das Unternehmen finanziell. Erfahrene, energische Bibliothekare wie Professor Dr. Liesegang, Dr. Johannes Franke, Professor Dr. Focke leiteten und regelten alles; schließlich kam ein Vertrag zwischen dem Fiskus und dem Provinzialverband der Provinz Posen zustande, worin die Kostenfrage für den Bauplatz, den Bau der Bibliothek, die Verwaltung and Unterhaltung der Bibliothek geregelt wurde.

Am 14. November 1902 konnte die feierliche Eröffnung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek stattfinden. Die Bibliothek ist im Hochrenaissancestile erbaut. Im Untergeschoß befinden sich drei Wohnungen für verheiratete Unterbeamte, ein Packraum und die Räume für die Buchbinderei. Im ersten Geschoß des Vordergebäudes gelangt man rechts in den Vortragssaal mit 187 Sitzplätzen, links in die Dienstwohnung des Direktors. Das Obergeschoß des Vordergebäudes nimmt die eigentlichen Räume der Bibliothek auf: Ausgaberaum, zwei Katalogzimmer, Geschäftszimmer, Arbeitszimmer des Direktors, Lesesaal mit 60 Plätzen und Zeitschriftenzimmer. Das Büchermagazin hat Raum für 250000 bis 300 000 Bände,

kann aber zu einer Aufnahmefähigkeit von 5 bis 600000 Bänden erweitert werden. Die katalogisierten Bände, deren man zur Zeit der Eröffnung 110000 zählte, sind in sieben 2,30 bezw. 2,50 m hohen Geschossen in eisernen Regalen (System Lipman, Straßburg i. E.) aufgestellt. Wenn der Bücherbestand der früheren Landesbibliothek in den Katalog der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek vollständig aufgenommen sein wird, beträgt die Bändezahl 150 000 ohne die jährlichen Neuanschaffungen. Die Baukosten für die Bibliotheken einschließlich der elektrischen Anlagen, inneren Einrichtungen und Bauleitungskosten beliefen sich auf 674 000 M.

Das Beamtenpersonal der Bibliotheken zählte am 31. März 1903 insgesamt 21 Personen.

Die Ausgaben betrugen im Etatsjahr 1903: persönliche 40385,01; sachliche 27380,72 M., zusammen also 67 765,73 M.

Die Ausleihezeit und ebenso die Oeffnungszeit des Lesesaals und Zeitschriftenzimmers war in den beiden Betriebsjahren verschieden. Vom 1. Januar 1903 an standen Lesesaal und Zeitschriftenzimmer an den Wochentagen von 9 bis 1 und von 5 bis 10 Uhr, am Sonntag von 4 bis 10 Uhr offen. Die Bücherausgabe fand von diesem Zeitpunkt an nur noch an den Wochentagen und zwar täglich von 12 bis 1 und von 5 bis 8 Uhr statt. Seit 16. September 1903 wurde jedoch die Oeffnungszeit für die Bücherausgabe an den Wochentagen von 12 bis 1 und von 5 bis 9 Uhr, am Sonntage von 11 bis 1 Uhr festgesetzt.

Die Benutzung der Bibliothek und der Lesesäle gestaltete sich folgendermaßen. Im Etatsjahr 1902 (14. Nov. 1902 bis 31. März 1903) wurde die Bibliothek von 4307 Personen benutzt, darunter von 362 Auswärtigen. Die Zahl der ausgeliehenen Bände betrug 25404. Der Lesesaal wurde von 30228 Besuchern in Anspruch genommen, was einem Tagesdurchschnitt von 231 gleichkam.

Während des Etatsjahres 1903 (1. April 1903 bis 31. März 1904) wurden 63313 Bände an 6843 Leser ausgeliehen. Der Lesesaal, welcher während 347 Tagen offen stand, wurde 52985 mal besucht, täglich also im Durchschnitt 153 mal, gegen 231 im Vorjahr. Unter den 6843 Bücherentleihern befanden sich bloß 15 Arbeiter. Die Hauptkontingente stellten: Frauen 2405 (darunter 188 Lehrpersonen); Fabrikanten und Kaufleute 942 (darunter 475 Selbständige und 467 Gehülfen und Lehrlinge); subalterne Beamte 899; Handwerker 467 (darunter 224 Selbständige und 243 Gesellen und Lehrlinge); Lehrer an niederen Schulen 398 (darunter 231 von auswärts); Militärpersonen 355 (darunter 157 Offiziere und Militärbeamte im Offiziersrange und 198 sonstige Militärpersonen); männliche Berufslose 274; Juristen und höhere Verwaltungsbeamte 267; Techniker 229.

Von den 63313 ausgeliehenen Büchern entfallen auf die schöne Literatur weitaus die meisten Bände. Das ergibt sich klar aus der Benutzungsstatistik, worin es heißt: Indogermanische Sprachen und Literaturen Teil I 0,37%; Teil II₁ (Deutsch einschließlich der schönen Literatur) 46,83%; Teil II₂ 7,76%; Jugendschriften 9,77%; Allgemeine Schriften (worunter wohl vorwiegend Zeitschriften) 10,01%. Hieran reihen sich die Abteilungen Geschichte mit 5% und Lebensbeschreibungen mit 2,16%. Auf Technologie entfielen 2,08%. Alle anderen Fächer weisen weniger als 2% auf.

Bei der großen Einwohnerzahl der Stadt Posen, die noch der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 117033 betrug, erscheint die Ausleihezisser der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek nicht gerade hoch. Es wird dies wohl in erster Linie davon herrühren, daß in der Provinz Posen die polnische Bevölkerung weitaus überwiegt und sich gegen alles, was auch nur im entferntesten mit der Förderung des Deutschtums zusammenhängt, ablehnend verhält.

Ueber die Benutzung der Provinzial-Wanderbibliothek enthält der Jahresbericht pro 1903 noch keine statistischen Angaben. Es wird bloß mitgeteilt, daß 2340 Bände zur Versendung gelangten, die auf 17 Bibliotheken, darunter 15 Kreiswanderbibliotheken, mit zahlreichen Ausgabestellen verteilt wurden. Für den nächsten Jahresbericht sind nähere Mitteilungen in Aussicht gestellt. Der Verwaltung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek wird man Dank wissen, wenn sie den Jahresbericht pro 1904 wieder mit solcher Sorgfalt zusammenstellt wie die Berichte pro 1902 und 1903. Ihnen und der Denkschrift „Die Begründung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen in den Jahren 1898 bis 1902 dargestellt von der Verwaltung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek“ (alle 3 von Prof. Dr. Fucke verfaßt), die mir seitens der Verwaltung gütigst überreicht wurden, sind alle Mitteilungen über die Bibliothek entnommen.

Bonn. Herz.

Ueber die **M. Gladbacher Volksbibliothek und Lesehalle** (Kirchplatz 13) schreibt die Westdeutsche Landeszeitung: „Im Monat Dezember wurde die Volksbibliothek und Lesehalle (Kirchplatz 13) von 2064 Personen benutzt. Verlangt wurden 4462 Bände, davon 239 in der Lesehalle selbst. Diese enorme Zunahme im Vergleich zur Frequenz im Monat November (1448 Personen und 2523 Bände) erklärt sich aus dem Umstande, daß am 1. Dezember die kleineren Bibliotheken in den einzelnen Pfarrbezirken sich an die Volksbibliothek und Lesehalle (Kirchplatz 13) angeschlossen haben. Es sind das die Bibliotheken in Eicken, Pesch, Hermges und in Holt; eine weitere Filialbibliothek für den Bezirk Hardterbroich wird mit dem 8. Januar eröffnet. Der Bändebestand verteilt sich folgendermaßen: in der Volksbibliothek zirka 3200 Bände, in der Filialbibliothek Holt 700, in Eicken 900, in Hermges 700, in Pesch 265 und in Hardterbroich 120 Bände, zusammen ein Bestand von 5885 Bänden. Die Volksbibliothek zählte 1499 Leser, 151 mehr als im Monat November; die Filialbibliotheken in Eicken 180, in Holt 177, in Hermges 123, in Pesch 85 Leser. Ueberall gelten dieselben Bestimmungen bezüglich der Mitgliedschaft. Die Mitglieder des Barmäusvereins erhalten unentgeltlich eine Lesekarte für das laufende Jahr, die übrigen Leser zahlen für je 10 zu entleihende Bücher 20 Pfg. Auch andere Vereine, die entsprechend der Zahl ihrer Mitglieder einen jährlichen Beitrag an die Volksbibliothek oder die Filialbibliotheken entrichten, können für ihre Mitglieder besondere Vergünstigungen erhalten. Es gelangten im einzelnen zur Ausgabe: in der Volksbibliothek selbst 3225 Bände, in Eicken 240, in Holt 519, in Pesch 175, in Hermges 313 Bände. Die Ausgabe erfolgte in der Volksbibliothek täglich, in den Filialbibliotheken Sonntags in den Morgenstunden von halb 11 bis 12 Uhr, und zwar geschieht sie in den Filialbibliotheken in der Weise, daß die Mitglieder Sonntags oder im Laufe der Woche bis Donnerstags auf einen besonderen

Wunschzettel mehrere Nummern aus dem Gesamtkatalag aufschreiben und am nächstfolgenden Sonntag eines der gewünschten Bücher in der Filialbibliathek in Empfang nehmen. Milte Dezember ist der neue, ziemtich umfangreiche Katatog erschienen, der auch für die Filiatbibliatheken (ausgenammen Eicken) Gültigkeit hat. In 13 Ableitungen sind die Bücher in diesem neuen Katalag geardnet; zunächst Jugendschriften, schöne Literatur und Unterhattungsliteratur, dann satgen Naturwissenschaften, Reisebeschreibungen, Geschichte, Biagraphien, Heimatkunde, Kunstgeschichte, Theatagie, Pädagagik und Sazialpatitik, zum Schluß, hauptsächlich zur Benutzung in der Lesehalle selbst bestimmt, Lexika, Katender und Zeitschriften. Die meisten Nummern entfallen natürlich auf die Ableitungen Unterhatlungsliteratur und Jugendschriften. Besonders bemerkenswert ist die achte Abteitung im Katalag „Heimatkunde", die nicht weniger ats 54 Nummern aufweist und für jeden Interessantes bietet. In dieser weiteren Ausgestaltung wird die Vatksbibtiathek sich ahne Zweifel auch fernerhin eines regen Zuspruches seitens der Benutzer zu erfreuen haben und im neuen Jahr vielleicht auch manchen Freund und Gönner finden, der das so schön und erfatgreich begannene Werk nun glücklich vallenden hitft." Ergänzend können wir nach mitteilen, daß vam 1. bis 11. Januar l. J. in der Vatksbibliothek allein 1624 Bände zur Ausgabe kamen.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Volkstümliche Lesehallen. Leitfaden zur Begründung und Verwattung van Vatksbibliatheken und Lesehallen in Stadt und Land. Van Tews. Berlin, 1904. Simian. 57 S. Preis kart. 0,40 M.

Ein wirklich praktisches Büchtein, dessen Anschaffung den Vorständen van Vatksbibliatheken bezw. Barramäusbibtiatheken empfahlen werden kann. Auf einzetne Bemerkungen, die zu prinzipiellen Auseinandersetzungen Veranlassung geben könnten, sei hier nicht eingegangen, da die betreffenden Punkte in dieser Zeitschrift an anderer Stelle teils schan behandett sind, teils nach behandett werden. Unrichtig ist die S. 11 geäußerte Ansicht des Verfassers, wanach der Katatag des Vereins aam hl. Karl Barramäus ein Musterkatatag für kathalische Bibliatheken sein sall. Einen salchen besitzen wir bis zur Stunde teider nach nicht; der Katatag des Barramäusaereins ist weiter nichts als ein Verzeichnis der durch den Verein beziehbaren Bücher, in das allerdings btaß in sittlich-retigiöser Hinsicht einwandfreie Bücher aufgenammen werden, ahne daß damit auch schon über die literarische Qualität ein in jedem Falle günstiges Urteil gefällt werden sall. Bei der Aufzählung der Fachargane S. 11 hätten die Barramäusblätter unbedingt genannt werden müssen, da sie allein vam kathalischen Standpunkt aus über das Lesebedürfnis kathatischer Leser arientieren. S. 35 ist in dem Farmular für die Buchtarte ein Versehen unterlaufen. In der Liniatur muß es heißen Nr. des Lesers, nicht des Buches.

Bann. Herz.

Zweites Jahrbuch der vereinigten Jugendschriftkommissionen des kath. Lehrerverbandes des D. Reiches. Herausgegeben vam Vorsitzenden der Zentratkammission Rektar S. Balar in Tharn. 79 S. gr8°. 1904. Gegen Einsendung van 0,65 M. (für Verbandsmitglieder 0,35 M.) pastfrei vam Herausgeber.

Daß endtich dem 1. Jahrbuch (Düren 1901) das zweite gesalgt, ist sehr erfreulich. Der historische Rückblick legt ein schönes Zeugnis ab für die eifrige Tätigkeil der Kammissianen, die manchen geradezu überraschen dürfte, da bis jetzl eine Uebersicht sehr erschwert war. Eine Fülle van gediegenen grundsätzlichen Erörterungen und praktischen Winken geben der Schrift dauernden Wert. Der „Quellennachweis zum Studium" bedarf nach dringend der Ergänzung (Fick, Zur Reform der Jugendlileratur; Zillessen, Das Bilderbuch Fitzebutze; „Die Kunst im Leben des Kindes" vgl. diese Blätter, 1. J. S. 7, und viele andere dürfen nicht fehten), Sichtung (Albrecht und Hartung z. B. sind klägliche Reklameschriften) und besseren Gruppierung.

Empfehlenswerte Jugendschriften. Herausgegeben van den vereinigten Deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften. 51 S. gr8°. Leipzig, Wundertich. 1904. 0,60 M.

Das Schriftchen ist der verbesserte und vermehrte Sanderdruck des Anhanges der Schrift „Zur Jugendschriftenfrage" (Barr.-Bt. l. J. S. 10) und enthält die affizielle Büchertiste nebst Kammentar. Es muß, wie alles van den Ausschüssen bisher Veröffenttichte, ats aarbitdlich denen dringend empfahlen werden, die ihre Arbeit der Jugendschriftenfrage wimmen. Als Ratgeber für das kath. Haus dagegen ist das Verzeichnis van der kath. Kritik längst einstimmig abgelehnt warden.

Mitteilungen über Jugendschriften an Ettern, Lehrer und Bibliothekvorstände van der Jugendschriften-Kammissian des Schweizer. Lehrervereins. 27. Heft. 140 S. 8°. Basel, Verein f. Verbr. guter Schriften, 1904. 0,50 M.

Unsere Jugendschriften-Kammissianen begehen vielfach den Mißgriff, daß sie entweder die Auswahl ihres Arbeitsstaffs dem Zufall überlassen, indem sie sich beschränken auf die van den Verlegern getieferten Rezensionsexemplare, ader alles beschaffen, was an Jugendschriften überhaupt zugänglich ist, sodaß sie leicht den Wald nicht mehr sehen var tauter Bäumen. Eine vernünftige Arbeitsökanamie fardert, zumal bei beschränkten Kräften, daß man das Minderwertige tunlichst van varnherein ausscheidet und füe ältere Publikatianen unbeschadet der eigenen Kritik sich auf die Schuttern seiner Vargänger stellt. Nachdem in der freien Falge dieser Blätter bereits 1902 die selbständigen kath. Vararbeiten zusammengestellt warden sind, ist mir die vargenannte Schrift ein erwünschter Anlaß, auf die ganze Serie der „Mitteilungen" (erschienen seit 1870 bis 1900 bei Sauerländer in Aarau; Gesamtzahl der Besprechungen ungefähr 5000) hinzuweisen ats auf das beste Wert über Jugendschriften, das van nichtkath. Seite veröffentlicht warden ist. Absolute Unabhängigkeit und gründliche Kritik nach christlichen (protestantischen) und pädagagischen Grundsätzen geben dieser Sammlung ats Nachschtagewerk dauernden Wert. Neuerdings scheint die Arbeit der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse den Herausgebern über Gebühr zu impanieren; mögen sie auch nach dieser Seite ihre valle Setbständigkeit

wohren. Schriften lotholischer Herkunft werden in der Regel durchaus objektiv behandelt.

Königswinter. Folkenberg.

Geschichte der deutschen Literatur. Nebst kurzgefaßter Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Von Gustav Brugier. Mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar. 11. Aufloge. gr8°. Freiburg 1904, Herder. 818 S. Preis 6,50 M., geb. 9 M.

Von den 818 Seiten des Werles entfollen 724 auf die Geschichte der deutschen Literatur, der übrige Teil auf die Poetik, das Glossar und das torgfällig angelegte Sachregister. Im Vorwort zur elften Auflage heißt es: „Die zehnte Auflage ist die letzte, an der seine (Brugiers) nimmermüde Hand gearbeitet hat. Am 19. September 1903 ist er entschlafen. Der Neudruck mußte, sollte dos Buch in den Schulen nicht fehlen, sehr schnell hergestellt werden. So konnte unsere Fürsorge diesmol sich nicht weiter erstrecken, als daß wir eine auf das Notwendigste beschränkte Durchsicht von sochkundiger Seite vornehmen ließen; nur der Schluß, der unverändert nicht geboten werden konnte, ist umgearbeitet worden." Es ist lebhoft zu bedauern, daß mit so großer Eile die Neuauflage hergestellt werden mußte; denn Brugiers Literaturgeschichte, die für die vom Verfasser beabsichtigten Zwecke sich so vorzüglich eignet, hätte im Schlußteil vor allem einer gründlicheren Umarbeitung bedurft. Eine gonze Reihe von Namen lotholischer und akotholischer Schriftsteller wäre besser der Vergessenheit anheimgefallen, während andere Schriftsteller und Dichter eingehender hätten behandelt werden müssen. Was tun z. B. die Namen einer Marlitt, Heimburg und Nathaly v. Eschstruth in einer Literaturgeschichte! Und doch sind ihnen zusammen 9 Zeilen eingeräumt worden, wogegen die ganz hervorragende Märchendichterin Gnauck-Kühne und der eigenartige Lyriker P. A. Pöllmann gar nicht erwähnt sind. Daß Oskar v. Redwitz 2½ und Cordulo Wöhler beinahe 2 Seiten samt Proben einnehmen, wogegen auf Eichert ganze 7 Zeilen entfollen, und keine Probe mitgeteilt wird, finde ich unbegreiflich. Während für Theodor Storm ⅛ Seile und für Otto Ludwig nicht gonz eine halbe Seite übrig bleiben, sind Geibel sage und schreibe 5 Seiten und den Erzählungen des Hofrats Theodor Zingeler beinahe eine ganze Seile eingeräumt worden. Solchen Mißverhältnissen begegnen wir noch öfters. Bei einer neuen Aufloge wird hoffentlich gründlich gesäubert. Auch wird dann mehr den modernen Kunstanschauungen Rechnung getragen, dos Epigonenhafte mehr in den Hintergrund gedrängt und die wirklich Großen der neueren und neuesten Zeit eingehender behandelt werden müssen. Der alte Brugier umgeändert und ergänzt entsprechend den neuesten Resultoten der Forschungen und dem geläuterten Kunstgeschmack, wie er sich wenigstens bei einem Teile des deutschen Volkes entwickelt hat, wäre eine sehr wertvolle Gabe auf dem Büchermarkt.

Bonn. Herz.

„Ueber das Seelenleben des Kindes." Von Dr. Adolf Dyroff. Bonn, 1904. P. Hanstein. 59 S. Preis 1 M.

Man will das zwanzigste Jahrhundert zum Zeitalter des Kindes stempeln. Die Psychologie hat als neuen Zweig die Kinderseelenkunde getrieben. Schon ist eine gonze Bibliothek von Werken zur Kinderpsychologie entstanden. Auch für die Erziehung ist jeder Fortschritt in dieser Beziehung von Interesse, um an Stelle von bloßer Empirie, von Meinen und vertrauensvollem Glauben ein genaues Wissen setzen zu können. So kann es die Erziehungslehre nur dankbar begrüßen, wenn neues Licht kommt in die noch dunklen Gebiete der kindlichen Psychogenese, in die typische Entwicklung des normalen Kindes noch der Seite des Sinnenlebens, des Geschmock- und Temperalursinns, der Gesichts- und Gehörwohrnehmung, der Ausbildung des Wollens, des Erwachens des Verstandes, der Sprachtätigkeit, der ersten Begriffsbildungen. Ueber diese Fragen hat Professor Dyroff in genanntem Büchlein in einer für weitere Kreise bestimmten Darstellung interessante Aufschlüsse gegeben, die für jeden Vater und Erzieher von Wichtigkeit sind. Auch die zweite Abhandlung: „Von der Dichtkunst des Kindes" ist sehr lesenswert. Sie gipfelt in der Erkenntnis, daß auch die poetische Kraft im Kinde dem Gesetze des geistigen Wachstums sich fügt und eine lange, stetig aufsteigende Entwicklung erfordert.

Rovensburg. Karl Kohler.

Das andere Leben. Ernst und Trost der christlichen Welt- und Lebensanschauung. Von Dr. Wilhelm Schneider, Bischof von Paderborn. Sechste Aufl. Paderborn 1902. Ferdinond Schöningh. 711 S. Preis M. 6,20.

In trüben Stunden soll vorliegendes Buch Trost bringen und die zerstörten Hoffnungen wieder aufrichten, indem es den Blick auf das Leben jenseits des Grabes richtet. Es betrachtet folgende Themata: 1. Christliche und heidnische Todesverachtung. Der wahre Wert des Lebens. Pflicht der Arbeit. Christliche Lebensfreude. 2. Die Unsterblichkeit ist gewiß: aus dem Gesetze der Konstanz der Energie des Weltalls (dieses Gesetz ließe freilich auch eine Transformation der Lebensenergie zu, mit der der Verlust des Bewußtseins verbunden wäre), aus der Einfachheit der Seele, ihrer Substantialität, aus der Ahnung und dem Wunsche nach Unsterblichkeit, dem Bewußtsein der Menschen und der Notwendigkeit, einen Zweck des Daseins zu haben, aus unserem Kindschaftsverhältnis zu Gott, dem Gewissen, dem Sittlichkeitsbewußtsein und Gerechtigkeitsgefühl, der Furcht vor Vergeltung, der Allgemeinheit und Beständigkeit des Unsterblichkeitsglaubens, seiner Unentbehrlichkeit für das menschliche Glück, seiner Wirksamkeit auf die Menschennatur und aus dem Widerstreit zwischen Tugend und Glück. 3. Der Unsterblichkeitsglaube bei allen Völkern. 4. Entkräftung der Einwände gegen diese Zeugnisse der Menschheit. Spiritismus. 5. Die Hoffnung auf Wiedervereinigung ist allgemein und dem Menschen natürlich. 6. Die Fortdauer des Bewußtseins nach dem Tode. Die Visionen in der Todesstunde. Die Denktätigkeit ist auch ohne Gehirn möglich. 7. Die Erkenntnis der Seligen im Lichte Gottes. 8. Die Fortdauer der Liebe und Freundschaft und deren Betätigung gegen die Hinterbliebenen. 9. Der Verkehr der Verklärten mit Gott und den Menschen. (Der Verfasser hätte hier seiner Phantasie die Zügel nicht so sehr schießen lassen sollen.) 10. Das schwierige Problem der Auferstehung des Leibes wird in eingehender Weise durch Analogieen der Natur und Gründe der Vernunft erläutert. 11. Wiedersehen und Scheidung am jüngsten Tage. 12. Das Leben der Seligen im verklärten Leibe. 13. Die Wohnstätten der Seligen, das Weltende, der neue Himmel und die neue Erde. 14. Die

Zeit des jüngsten Gerichtes. 15. Das Fegefeuer. 16. Tod der Ehegatten, Kinder, Eltern, Geschwister und Freunde. 17. Das Los der ungetauften Kinder, Ungewißheit der Seligkeit, plötzlicher Tod, Trost bei vermutungsweise unglückselig Gestorbenen. 18. Unser eigener Tod.

Moderne Einwände werden auf Schritt und Tritt widerlegt, so der, daß das Christentum kulturfeindlich, daß seine Weltflucht Pessimismus sei usw. Betrachtungen über die heutige Weltlage sind häufig eingeflochten, aber vielfach etwas zu düster kolariert. Der Versuch, den Untergang und die Neuschöpfung der Welt, wie ihn die Bibel lehrt, auch modernwissenschaftlich zu begründen, ist verunglückt.

Doch diese Kleinigkeiten können dem wahrhaft erhebenden Inhalte des Buches keinen Abbruch tun, weshalb es hiermit besonders den gebildeten Kreisen warm empfohlen werden soll.

Bonn. Dr. Max Horten.

Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Erneuert von Richard von Kralik. Volksausgabe. Band I. Amelungensage. 311 S. Band II. Wilzen- und Welsungensage. 388 S. Band III. Die Göttersage. 290 S. Band IV. Dietrich und seine Gesellen. 364 S. Band V. Rosengarten und Rabenschlacht. 332 S. Band VI. Nibelungennot und Dietrichs Ende. 360 S. Preis pro Band: brosch. M. 1,35, gebd. M. 2,—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Schon Uhland, Simrock und andere haben es versucht, die Gesamtheit der deutschen Sagen zum Bewußtsein der Nation zu bringen. Trotzdem glich dieses Gebiet einem riesigen Trümmerfelde. Richard von Kralik ist es gelungen, den gesamten Sagenschatz, den unsere Urahnen uns hinterlassen haben, mit der größten Treue und Vollständigkeit in lesbarer Form zusammenzustellen und zu erneuern. Sechs stattliche Bände sind das Ergebnis einer 20jährigen Arbeit. Ueber den Zweck derselben sagt der Verfasser selbst: „Mir schwebte von Anfang an vor, daß für die deutsche Kultur das geleistet werden müsse, was die Griechen durch ihr Epos, durch ihren Hesiod und Homer, durch ihren ganzen epischen Zyklus für ihre Kultur geleistet haben. Nur ein solches nationales Epos kann die Grundlage einer nationalen Literatur sein. Wir haben es in einer dem klassischen Epos der Griechen im ganzen und im einzelnen ebenbürtigen Weise. Wenn uns auch die ausgeglichene Form abgeht, so hat unser Sagenkreis doch wieder andere Vorzüge. Aber sei es, wie es sei, er muß so, wie er ist, gepflegt werden. Nur dadurch kann er, was ihm noch etwa fehlt, erreichen und zu größerer Vollendung gelangen. Ich glaube, durch meine gewiß noch sehr unvollkommene Leistung den Beweis gegeben zu haben, daß wir unseren nationalen Sagenkreis, unser klassisches Epos in vollständigerer und reinerer Form erhalten haben, als man vielleicht bisher gemeint hat. Ich glaube, daß mein Grundsatz der treuesten und gegenständlichsten Wiedergabe ein überraschendes und erfreuliches Ergebnis zu Tage gefördert hat.

„Wenn nun aber unser nationales Epos seine Bedeutung voll ausnützen sollte, so dürfte es nicht etwa bloß als altertümliche Merkwürdigkeit entgegengenommen werden, es müßte vielmehr für unser ganze Kultur, für unsere Kunst, unsere Sitte, unsere Bildung eben dieselbe Stellung einnehmen, die Homer für die griechische Kultur einnahm. In die Oeffentlichkeit gehört daher der Volkshort, nicht nur in Lesebücher." Im weiteren möchte der Verfasser sich dagegen verwahren, als ob er unser Schrifttum zurückschraube in eine abgetane Zeit, auf einen überwundenen Standpunkt. Im Gegenteil, er möchte so viel wie möglich nach vorwärts drängen, Neues, Unerhörtes anstreben und vorbereiten. Er ist der Meinung, daß wir auf dem bodenlosen Grund unserer gegenwärtigen Kultur nicht mehr weiter kommen können. Neues könne aber nur aus dem Alten erstehen.

So dankenswert und weitreichend auch das Ziel ist, das sich Kralik gesteckt hat, schwerlich aber fast gar nicht wird es sich erreichen lassen. Der Hinweis auf die griechische Literatur dürfte die Möglichkeit auch nicht beweisen, daß unsere Literatur, unsere Kultur auch einen einheitlichen Untergrund haben könne. Zunächst haben wir kein zusammenhängendes Werk über die Sagen und Taten aus grauer Vorzeit, das schon durch sein Alter seinen dauernden Wert erbracht hat und derart zum Gemeingut des Volkes geworden ist, daß auf ihm seine kulturelle Entwicklung beruhen könnte. Nein, es sind nur Bruchstücke, manche dazu in schlechten Bearbeitungen und mit verwirrenden Zutaten. Ein Werk von solch weittragender und einschneidender Bedeutung im 20. Jahrh. zu schaffen und dann annehmen, daß es die angegebenen Ziele erreichen könnte, erscheint mir einfach unmöglich. Die Grundlagen unserer Zeit sind denn doch andere, als die der griechischen Zeit und der Epache, in der ein Nibelungenlied ein Volksepos werden konnte. Wir haben unsere klassischen Dichter, wir haben eine kulturelle Entwicklung, die selbständig ist und nicht in den Bahnen wandelt, die uns Kraliks Sagenhort vorzeichnet.

Soviel über den Zweck der umfangreichen Arbeit. Wird auch der Erfolg nicht der sein, den sich der Dichter vorgestellt hat, so liegt das weniger an der Art der Behandlung des Stoffes. Es muß zugestanden werden, daß die Bearbeitung des ungefügen und überreichen Stoffes eine geschickte ist.

Während die Originale in den verschiedensten Formen dargestellt sind, wählt der Verfasser für das ganze Werk eine einheitliche Form, die Strophe des Nibelungenverses. Doch hat er den Strophencharakter durch Aufgeben der Vierzeiligkeit verschwinden lassen und kommt so dem griechischen Hexameter am nächsten. Aber nicht die Form, sondern die schlichte Erzählung ist ihm die Hauptsache. Die schwerste Arbeit bestand darin, in der Sprache die richtige Mitte zwischen altertümlicher Echtheit und moderner Verständlichkeit und Glätte zu treffen. Aus Pietät für das Alte hat Kralik manche Worte und Wendungen beibehalten, deren Sinn sich nur aus dem Inhalte ergibt. Zudem sind die fremden Ausdrücke in Fußnoten und in einer längeren Worterklärung am Schlusse des sechsten Bandes erklärt.

Jedem einzelnen Bande schickt der Verfasser eine längere Vorrede voraus, die uns in den Inhalt einführt, den Zusammenhang der verschiedenen Sagen zeigt, Widersprüche der Ueberlieferung aufdeckt und tilgt und auf die Quellen hinweist. Gerade diese Arbeiten zeigen uns den Verfasser als den eingehenden Beherrscher der deutschen Sagen. Die Vorrede des I. Bandes schließt mit einer kurzen Inhaltsangabe des Gesamtwerkes und gewährt dadurch eine vollständige Uebersicht. Der letzte Band bringt dann noch eine Menge Erläuterungen und Nachträge, deren Zweck hauptsächlich der sein soll, zu zeigen, wie vielleicht aus

dem reichen Quellenschatz sich noch manche Ergänzung mancher Lücke ergeben kann. Ferner gibt der Anhang die Stammtafeln, die bereits erwähnten Worterklärungen und eine Uebersicht der Hauptquellen.

Ob des Verfassers Wunsch, in weiten Volkskreisen das Verständnis für den allen Deutschen gemeinsamen Schatz erschlossen zu haben, in Erfüllung gehen wird, ist bei dem großen Umfange des Werkes fraglich. Sicherlich wird das Buch bei Historikern sowie bei der studierenden Jugend Beachtung finden. Wir wünschen ihm eine weite Verbreitung, wozu der billige Preis viel beitragen wird. (Anm. d. Red.: Jedenfalls gehört Kralils Bearbeitung der deutschen Heldensagen in die Volksbibliotheken und die Bibliotheken der Realschulen, Gymnasien und den diesen entsprechenden Mädchenschulen unbedingt hinein.)

Odenkirchen. Joh. Thelen.

Ein Buch von der Güte. Novellen von M. Herbert. Köln, J. P. Bachem. 338 S. Preis M. 4,—.

Diese Sammlung enthält drei Novellen: Don Quichatte, Die eines guten Willens sind, Frau und Dame; und zwei novellistische Skizzen: Irdische und himmlische Liebe, Der Arzt. Ein tiefer Strom von Güte geht durch das ganze Buch: er gehört der Dichterin selbst, ist das Gesamtresultat von dem, was sie in der Lebensschule sich zu eigen gemacht hat. Jede einzelne der Erzählungen setzt dem Weltthema „Güte" ein charakteristisches Schlaglicht auf. M. Herbert ist eine gewiegte, feine Menschenkennerin; zugleich hat sie Mut und Kraft, unseren (der Gesellschaft wie der Individualitäten) „Menschlichkeiten" ins Gesicht zu leuchten, ohne doch sich je auf schlüpfrigen Boden zu verirren. Mitunter zittert ihr noch vor innerer Empörung die Hand, welche die Leuchte trägt, z. B. bei „Die eines guten Willens sind". Das rein künstlerische Moment mag darunter in etwa leiden — das ethische erhält, wenn nicht immer, so doch meist dadurch ein gewisses Uebergewicht. Es gehört ja auch viel dazu, die Empörung völlig niederzuhalten bei Behandlung eines „vornehmen" Verbrechens, wie z. B. des Duells, noch dazu des frival heraufbeschworenen. Daß M. Herbert wiederholt dem letzteren Unwesen entgegentritt, haben wir ihr sehr zu danken, denn sie verfügt über die Sprache der Unmittelbarkeit, die zuweilen einschlägt wie der Blitz in übertünchte Moderherrlichkeit. — Legt man das „Buch von der Güte" aus der Hand, so wird man sich bewußt, in guter Gesellschaft gewesen zu sein. Das gilt auch vom künstlerischen Standpunkte aus, wiewohl M. Herberts ausgeprägtes Talent noch merklich höher zu steigen vermag.

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Arbeite und bete. (Esther Waters.) Roman von George Moore. Uebersetzt von Annie Neumann-Hafer. (Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904, M. 6,—.)

Diesem interessanten Werke ist eine subjektiv gefärbte Einleitung von Max Meyerfeld beigegeben, die uns über das Schicksal und den Charakter des Buches wie dessen Verfassers, eines Iren, orientiert; man wird freilich sehr sein eigenes Urteil festhalten müssen, um bei der Lektüre nicht irre zu gehen.

Der Roman, der ursprünglich, und zwar besser, Esther Waters heißt, ist zehn Jahre alt geworden, ehe er verdeutscht bei uns Eingang fand. In England hat man ihn zuerst schier mit Verachtung zurückgewiesen; heute genießt er eines Weltrufs, dieser „klassische Dienstbotenroman", der zugleich sich nachdrücklichst gegen das britische Backfischlaster des Wettens stellt. — Kein Zweifel: die Dichtung — denn das ist sie — verdient weder die einstige Vernichtungskritik seitens der philiströsen Prüderie noch den Verhimmelungsrummel seitens der heutigen Uebertoleranz. Daß der Autor eine einmal Gefallene zur Heldin erhob, mag ihm vom künstlerischen Standpunkte aus zum Vorwurfe gemacht werden, gegen den er sich durch das Beispiel berühmter Vorbilder verteidigen kann: vom ethischen Standpunkte aus läßt sich gegen diese Heldinnenwahl kaum ein Einwand erheben, wohl aber gegen die ethischen Uebergriffe, die er sich in der Ausführung seines Themas erlaubt; gegen Geschmacklosigkeiten wie die Vergleichziehung zwischen der „ringlosen" Mutter und einer Raffaelschen Madonna; gegen naturalistische Abklatsche, die aus der Darstellung geradezu herausschreien. Diese mehr oder weniger groben Fehler abgerechnet, weist das Buch große Vorzüge auf. Es greift mitten hinein in das aktuelle Leben; es geht dem persönlichen Werte auch in die Schlupfwinkel der Armut, des Elendes nach; es analysiert, ohne zu zerstören; es stellt Menschen und Menschentum in wahren, einheitlichen und auch vielfach versöhnenden Zügen vor uns hin; es ist getragen von Nächstenliebe (die sich allerdings zuweilen stark im Thon und Ton vergreift); es ist durchweht von echtem Humor — es ist die nicht selten an unsere feinsten Herznerven rührende Schöpfung eines warmherzigen Charakters, der freilich mit sich selbst und der Welt auch nicht annähernd im reinen ist. Kein Wunder. Man braucht nur George Moores Zwiespältigkeit zu verstehen, nur sein Selbstbekenntnis zu lesen: „Wie ein Vogel in den Zweigen beim ersten Morgengrauen erwacht, so erwachte mein Herz beim Klange von Shelleys Namen, und wenn auch alles rings um mich her noch dunkel war, ja wußte ich doch, daß der Tag angebrochen war." Nun, der „Tag" brachte ihm viel Irrtum. Mit sechzehn Jahren aus dem Priesterseminar relegiert, ergab er sich der Passion für Pferdestall und Turf. Mit impressianistischer Unbeständigkeit wandte er sich einer bunten Reihe von Interessen zu. Er wurde Soldat, Maler, trieb nach des Vaters Tode, den er betrauerte und zugleich als Ichbefreiung für sich selbst begrüßte, den „üppigsten Persönlichkeitskult", praktizierte sich stolz als Atheist, gestaltete sein Dasein, zumal während der „Pariser Lehrjahre", zu einem „einzigen Chaos von Zerstreuung und Sinnentaumel". Er lernte französisch denken und dichten, vertauschte den Pinsel gegen die Feder, kehrte nach England zurück als „dezidierter" Nichtkatholik und Nichtchrist, erklärte der „Tyrannei der Priester den Krieg bis aufs Messer" und warf alle gesammelten Lebensanschauungen bunt durcheinander: „den Naturalismus trug ich um den Hals," sagt er selbst von seiner Londoner Periode; „die Romantik war an mein Herz gesteckt; den Symbolismus führte ich wie einen zierlichen Revolver in der Tasche." Allmählich begann dach der Poet sich in ihm zu klären; auch der „Abscheu" gegen sein engeres Vaterland verwandelte sich in leidenschaftliche, bis auf den heutigen Tag nicht ausgegorene Liebe. Ehe er nach Irland zurückkehrte, schrieb er das seinen Londoner Aufenthalt krönende Werk: Esther Waters, das einen dichterischen Niederschlag seines bis dahin gewonnenen Gesamtlebensinhaltes bedeutet.

Einer Anschaffung dieses Werkes für unsere freien, öffentlichen Bibliotheken können wir nicht das Wort reden.

Gößweinstein. i. Oberfr. E. M. Homonn.

Durchgekämpft. Roman von Marie Louise Freiin v. Hutten-Stolzenberg. Mit einer Einleitung: Behandlung tieferer Konflikte im Roman. Köln a. Rh., Verlag von J. P. Bachem. Pr. gbd. 4,50 M.

Inhalt: Ein vornehmer jugendlicher Offizier verliebt sich in ein ebenfalls vornehmes, aber ormes Mädchen; läßt sich von der Wahl seines Herzens durch die Wahrnehmung abschrecken, daß sein flottes Leben die Einnahmen seiner Güter erheblich geschädigt hat; heiratet eine schöne, reiche, nicht ganz ebenbürtige Kokette; wird unglücklich mit ihr und verraten, verlassen von ihr; verweigert die Ehescheidung auf Grund seiner inzwischen reger gewordenen katholischen Ueberzeugung; widmet sich der gewissenhaften Verwaltung seines Erbes und der Erziehung seines Söhnchens; lernt eine hochsinnige junge Adelige, die nichts von seinem unglücklichen Schicksale weiß, kennen und unbewußt lieben; reißt, ohne Schuld, sie hinein in den Pflichtenkampf, den beide tapfer bestehen; führt ihr seinen liebsten Freund zu; begibt sich, zur weiteren inneren Festigung, auf längere Reisen; findet seine sterbende Frau wieder, verzeiht ihr, pflegt und begräbt sie; leidet, kränkelt, erringt den Frieden und stirbt als Sieger in Gott, nachdem er sein Kind der Obhut jenes durch ihn zusammengeführten, beglückt lebenden Ehepaares übergeben hat.

Liest man das flott geschriebene Buch, welches in mehr als einer Beziehung über dem Durchschnitte der Unterhaltungslektüre steht, in einem Zuge, so begreift man kaum das Für und Wider, das, bezüglich seines Stoffes, während der erstmaligen Veröffentlichung durch die Kölnische Volkszeitung im Lesepublikum entbrannte und die Redaktion zu einer energischen Abwehr gegen übertriebene Aengstlichkeit, zu einer Prüderie und Moral gut beleuchtenden „Herzerleichterung" führte. Erklären läßt sich der Vorgang einerseits durch den Mangel an Uebersicht und Geduld, der so manche Leser am ruhig erwägenden Abwarten der Entwicklung eines in Fortsetzungen erscheinenden Romanes hindert, anderseits durch die wirklich noch vielseitig herrschende Begriffsverwirrung inbezug auf heikle Probleme und heikle Darstellung, welcher zwei sehr verschiedene Faktorenegar zu oft als ein einziger gelten.

„Durchgekämpft" umschließt eine durchaus sittliche und auch zarte Behandlung eines leider im Gesellschaftsleben nur zu häufig auftauchenden, in die Peripherie des 6. Gebotes fallenden Themas. Wir können unmöglich wünschen — wollen wir überhaupt unsere Belletristik auf den Boden des Lebens und dadurch ihrer eigenen Lebensfähigkeit gestellt wissen —, daß solche Stoffe dem katholischen Prosaepiker als verboten erachtet werden; ebensowenig wie wir zugeben oder gar danach streben dürfen, derartige Probleme als das *A* und das *Ω* unserer Romandichtung erhoben zu sehen.

Der Verlag hat den eben geschilderten Prozeß der eingreifenden Teilnahme seitens des Lesepublikums und, infolgedessen, seitens der Redaktion an der ursprünglichen Veröffentlichung des vorliegenden Romans in einem eigenen Kapitel abgespiegelt und dieses dem Buche vorangestellt. Das ist dankenswert — für die erste Auflage. Für die zweite wird sich dieser „Pharus" auf den Wassern katholischer Belletristik hoffentlich als bereits überflüssig erweisen

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Goldene Früchte aus Märchenland. Märchen für jung und alt von Elisabeth Gnauck-Kühne. Mit 46 Illustrationen von Franz Stassen. Bremen, G. A. v. Halem. 127 S. Preis gebd. M. 2,80.

Die Verfasserin betont im Vorworte, daß das vorliegende Buch (eine schöne Neuausgabe von „Aus Wald und Flur") nicht nur dem Kinde, sondern auch der „Familie, dem Hause, dem deutschen Volke" gehöre. Die dann folgende Ausführung dieses Gedankens zeigt, wie konkret (also alles andere als arrogant) er sich im Gemüte der Dichterin gestaltet hat. Sie weist darauf hin, daß keine Dichtungsart dem deutschen Wesen mehr entspricht als die symbolisierende Naturbetrachtung, daß die schöpferischen Gedanken des deutschen Geistes jederzeit Verwandtes in der Natur gesucht haben, daß aber das Verständnis der Natur die Liebe für sie, ein Mitleben mit ihr, bedinge: Faktoren, die das rapide Anschwellen unserer Großstädte immer mehr bedroht. Zur Begegnung solcher Gefahr dienen Bücher wie dieses, das die „stille Freude an Wald und Flur neu beleben" soll. Die Verfasserin kennzeichnet in wenigen Strichen die mögliche Verwirklichung ihres Wunsches betreffs einer allgemeinen Verbreitung: „Jung und alt nimmt sein Teil an dem einzelnen Märchen; das naive Herz ergötzt sich an der Erzählung; das reife Gemüt an der Symbolik." Ich selbst glaube, daß nicht vorzugsweise die Kinder, nicht einmal die Jugend im weiteren Sinne, daß vielmehr die vorgeschrittenen, geläuterten, die Elitemenschen das Hauptkontingent der Leser dieses Buches ausmachen werden. Eben weil in letzterem die Symbolik vorwiegt, und zwar bedeutend; weil es Kunstmärchen im guten und besten Sinne sind, welche die Dichterin hier bietet. Eine abgeklärte, edle Seele spricht aus ihnen allen, auch eine echt dichterische, der jener echte Humor eignet, dem nach dem Ausspruche Jean Pauls das Lächeln auf den Lippen, die Träne im Auge thront. Die einzelnen Märchen sind leichtbegreiflich nicht gleich vollgewichtig: das wäre auch kaum zu wünschen, weil es die für den ästhetischen Genuß notwendige zeitweilige Reaktion ausschlösse. Aber alle sind vollberechtigt, und damit sprechen wir der Sammlung jenes warme Lob aus, das sie verdient.

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Frankreichs Lilien. Die Schicksale der Kinder Ludwigs XVI. nach ursprünglichen Quellen geschildert von A. Hensler. Ill. mit 24 ganzseitigen Einschaltbildern. Preis geb. 3,60 M. Benziger in Einsiedeln.

Vorstehendes Buch wird jedem jungen Leser, der den historischen Begebenheiten Interesse entgegenbringt, eine schöne, lehrreiche Hauslektüre sein. Es bietet in stilistisch vollendeter Form eine überaus spannende Erzählung, die einen tiefen Einblick in die schauerlichen Tatsachen der französischen Revolution gewährt. Getreu der Geschichte entrollt die Verfasserin ein anschauliches Bild von dem Lebensschicksale Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin Marie-Antoinette. Eingehender noch schildert das Buch das Schicksal der Kinder Ludwigs XVI., insbesondere das des Sohnes Ludwig.

Wärm empfehlen wir das lehrreiche Buch der reiferen Jugend und hoffen, daß es in vielen Borromäusbibliotheken Eingang finden werde.

Jugendschriften-Kommission des Kath. Lehrerverbandes, Provinz Rheinland.

Bremenkamp-Altenessen.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 3615

NOV 28 1905
PRINCETON, N. J.

2. Jahrgang. Nr. 7. April 1905.

Fünf empfehlenswerte Bücher-Serien für Volksbibliotheken.

Zusammengestellt von der **Redaktion der Borromäus-Blätter.**

Die Bücherlitel und deren Nummern sind dem Katalog des Borromäusvereins entnommen und folgen in der Reihenfolge auch den Katalognummern. Die mitgeteilten Preise haben nur für die Angehörigen des Borromäusvereins Gültigkeit. Der Preis bezieht sich, sofern der Nummer nicht ein a beigefügt ist, nur auf ungebundene Bücher. Die Bücher, die alle literarischen Wert haben, sind für jedermann, namentlich für das arbeitende Volk in Stadt und Land berechnet.

Serie I.

No.		
112	Brentano, Erzählgn. — Immermann, Oberhof. — Herder, Cid.	0.80
125	Klassische Novellen von Eichendorff: Aus d. Leben eines Taugenichts, Schloß Dürande, Marmorbild — von Hauff: Das Bild des Kaisers — von E. A. Hoffmann: Meister Martin der Küfer u. seine Gesellen — von Kleist: Michael Kohlhaas	0.80
171a	Hebel, J. P., Schatzkästlein des rhein. Hausfreundes	0.80
184	Stifter, Bunte Steine	1.—
1130	Scott, Waverley	2.—
1132	Archenholz, Geschichte d. 7jährig. Krieges	2.—
1139	Cüppers, Aus schwerer Zeit. — H. Kerner, Geschichten aus dem alten Cöln. — Kujuwa, Die verwechselten Feldwebel	0.70
1143	Schott, Anton, Die Einöder	0.70
1475	Wichner, Jos., Im Schneckenhause	1.35
2277	Kolping, Andres d. Nachtwächter	0.70
2282	— Bleib' daheim	0.85
2901	Hansjakob, Bauernblut	2.40
2906	— Im Schwarzwald, Erzählungen f. d. deutsche Jugend	0.75
2917	— Wilde Kirschen	1.70
3476	Keym, Fr., Geschichte d. 30jähr. Krieges	1.35
3904	Bach, Studien u. Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Bd. I	2.35

Summa Mk 20.25

Serie II.

No.		
1882	Kümmel, Konr., Der Schreinermax	1.60
2749a	Dickens, Das Heimchen auf dem Herde	1.25
2750a	— Die Silvester-Glocken	1.35
2751a	— Der Weihnachtsabend	1.20
2778a	Giehrl, Emmy, Aus meiner Kindheit	1.70
3200	Schaching, Waldesrauschen	2.—
3321	Vitis, Charles de, Der Roman der Arbeiterin	3.—
3352	Wiseman, Fabiola	0.80
10215	Baumberger, Georg, Juhn — Juuhu! Appenzellerland u. Appenzellerleut	2.15
10230	Grimme, Fr. W., Auf roter Erde ꝛc.	2.—
10240a	Herbert, M., Oberpfälzische Geschichten	1.35
10275	Schaching, Stasi, eine Geschichte aus d. bayr. Walde	1.—

Summa M. 19.40

Serie III.

3226	Schmidl, Maxim., Starnbergersee-Geschichten. Bd. I	1.—
3227	— Bd. II	1.—
3253	Seeburg, Frz., Die Fugger und ihre Zeit	3.—
3912	Forsteneichner, Naturbilder für Jung und Alt	2.15
10164	Kümmel, Konrad, An Gottes Hand. Erzählungen. 6 Bde	7.20
10222	Bonn, Ferd., Lustige Soldatengeschichten für Jugend und Volk	1.35

No.		
10384a	Baumberger, Georg, Blaues Meer u. schwarze Berge. Volks- u. Landschaftsbilder aus Krain, Istrien, Dalmatien, Montenegro.	3.—
10406	Engelen, Wilh., Im Telegraphen- und Telephonbureau	0.80
	Summa M.	19.50

Serie IV.

(Diese Serie nimmt mehr auf Jugendbibliotheken Rücksicht.)

151	Brentano, Gockel, Hinkel und Gackelei, Märchen mit 15 bildl. Darstellungen getreu nach d. Originalen	2.40
169a	Grimm's Märchen. Für Jugend und Volk, ausgew. und bearb. von Dierkesmann	0.80
1129	Conscience, Heinr., Der Löwe von Flandern.	2.—
1154	Dransfeld, Hedw., Nach harter Prüfung	1.35
1200	Kerner, H., Walter der Erzpoet. Erz. a. d. Zeit d. Kaisers Friedrich Barbarossa	1.70
3918	Reinke, Stef., Wanderungen in Gottes Natur. Lebensbilder für die Jugend und ihre Freunde. . . .	1.20
9988	Arens, Bernh., S. J., Durch die Jahrhunderte. Geschichten und Gestalten	1.35
10027	Ritter, G., Mit Meißel u. Pinsel. (Künstlererzählungen) illustr. . . .	1.70
10031	Harten, Angelika, Heimchen, Eine Mädchengeschichte	1.70
10101a	Miller, Elise, Die Fleißbildchen, Das Milchmädchen v. Bergach . .	0.90
10102a	— Ein Bubenstreich, Franzels Geheimnis	0.90
10108a	Hansen, Helene, Thereslis Preis, Abenteuer der schwarzen Schlange. Lunz und die Miez, Die kleinen Plänemacher	0.90
10228a	Finn, Frd. J., S. J., Philipp der kleine Sänger, Weihnachtserz. . .	2.90
10367	Krembs, Dr. B., Lebensbilder a. d. Geschichte der Sternkunde für die reifere Jugend	0.95
	Summa M.	20.75

Serie V.

(Auch diese Serie nimmt zunächst auf das Lesebedürfnis der Jugend Rücksicht.)

936	Harten, Angelika, Am Wichtelborn	2.—
1160	Dransfeld, Hedw., Die Geschwister	1.35
1900	Herder, Gottfried, Palmblätter, Erlesene morgenländische Erz. u. Sagen	0.70
2341	Schaching, Otto v., Der Geigenmacher von Mittenwald	0.70
2347	— Auf Rußlands Eisfeldern . .	0.70
2611a	Robinson der Jüngere, für die deutsche Jugend bearb. v. Heitzer .	0.70
2780a	Giehrl, Emmy, Zum Zeitvertreib	1.50
2799a	Finn, Frz. S. J., Percy Wynn .	2.—
2800a	— Tom Playfair	2.—
2919a	Hattler, Frz. S. J., Ein Sträußchen Rosmarin	1.60
9990a	Gnauck-Kühne, Elis., Goldene Früchte aus Märchenland	1.90
10024	Holdschmidt, Ad., Der Türkenschreck	1.70
10033a	Doorman, Christine, Aus dem Wunderland	0.85
10035a	Messerer, Theod., In der Staffelklamm.	0.85
10036a	— Am Gamshörnl	0.85
	Summa M.	19.40

An die Leser der Borromäus-Blätter richten wir die ergebenste Bitte, uns die in der **Lokal-** und **Provinzialpresse** erscheinenden Berichte über **Lesehallen, Volks-** und **Vereinsbibliotheken jeder Art, Kolportage** ꝛc. ꝛc. entweder direkt oder durch die Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus gütigst zukommen zu lassen.

Die Redaktion der Borromäus-Blätter.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 72.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20% Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 × 16 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Verlag von Kirchheim & Co. in Mainz.

Soeben erschien:

„Otto der Große."

Historische Erzählung aus dem X. Jahrhundert

von

Konrad von Bolanden.

Zweite Auflage. (VIII und 474 S.)

Preis geheftet M. 4.—, gebunden in Salonband M. 5.—.

Der „rote Löwe" Otto ist eine gewaltige, heldenhafte Erscheinung in der Weltgeschichte. In seiner Zeit ist er der Vorkämpfer der wahren christlichen Kultur und Gesittung, ein zweiter Karl der Große. Die Heldenkämpfe des christlichen Recken schildert uns Bolanden in seinem historischen Romane, der soeben in zweiter Auflage vorliegt.

2. Jahrgang. Nr. 7. April 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Gedruckte Kataloge für Volksbibliotheken. Von Herz. — Marie von Ebner-Eschenbach. II. Ihre Werke. (Schluß.) Von H. Dransfeld. — Ludwig Ganghofer. Von Georg Albert-Nürnberg. — Verein für Verbreitung guter Schriften in der Schweiz. Von Herz — Berichte über katholische Volksbibliotheken. — Eine Lesehalle auf dem Lande. — Von Dr. Rody-Oestrich a. Rh. — Ueber die Bibliotheksgründungen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. — Rezensionen. — Vermischtes.

Gedruckte Kataloge für Volksbibliotheken.

Von Herz.

Nachstehende Ausführungen werden dem Artikelschreiber — das ist sehr leicht vorauszusehen — wenig Dank eintragen, namentlich bei den Vorstehern ländlicher Bibliotheken nicht. Ist es doch schon sehr zweifelhaft, ob bei allen ländlichen Bibliotheken auch nur der primärsten Forderung, der Anlegung eines Stammkatalogs oder Inventars mit gewissenhaft geführten Nachträgen, nachgekommen wird. Bevor an dieser Stelle Ausführungen über den gedruckten, für die Leser bestimmten Katalog gemacht werden, müßte man eigentlich zunächst eingehend über die Anlage eines Inventars reden. Aber es soll einmal in einem Anlauf zum kühnsten Optimismus angenommen werden, die früher in freier Folge erschienenen Borromäus-Blätter wären, wie es Pflicht war, gewissenhaft dem Bestande der Borromäus-Bibliotheken eingereiht worden. In diesem Falle wird ein sehr großer Teil unserer Leser in der Lage sein, das Notwendige über die Anlage eines Inventars daselbst Seite 23 f. nachzulesen.

Indem wir uns vorbehalten, später einmal auf diesen Gegenstand zurückzukommen, sei für diesmal nur auf die Wichtigkeit gedruckter Bibliothekskataloge hingewiesen.

Die Bücher einer Bibliothek bilden ein geistiges Kapital, eine Nahrung für Geist und Gemüt. Wie nun jeder den Umfang seines Vermögens an Hab und Gut, die Nahrungsvorräte für die leiblichen Bedürfnisse kennen will und muß, um mit ihnen richtig wirtschaften zu können, so sind die Leser einer Bibliothek auch darüber aufzuklären, wieviele und welche Bücher vorhanden sind. In unserer Zeit, in der so viel von Volksbildung geredet und dafür getan wird, ist dies besonders notwendig, denn die Lektüre bildet das Fundament und Rückgrat aller dieser Bestrebungen. Der Handwerker, der Arbeiter, der Landwirt, welcher in Versammlungen Vorträge über die verschiedenartigsten Gegenstände mitanhört, muß zu Hause das Gehörte durch die Lektüre ergänzen und in der Erinnerung festhalten können. Ein gedruckter Katalog seiner Volksbibliothek weist ihn sofort auf die richtigen Bücher hin. Aber auch die Redner der Volks-Hochschulkurse ꝛc. ꝛc. sollten den Umfang der am Orte befindlichen Volksbibliotheken kennen, um ihren

Zuhörern geeignete Winke zur Ergänzung des Gehörten geben zu können. Hierzu ist ihnen ein gedruckter Katalog unbedingt notwendig. Vom Standpunkte der Volksbildung aus, sowie von dem der Einreihung der Volksbibliothek als wichtigstes Glied in die Kette der Volksbildungsbestrebungen kann daher die Drucklegung des Katalogs nicht dringend genug empfohlen werden. Daß ferner die Benutzung der Bibliothek, überhaupt das Interesse, die Begeisterung und Opferfreudigkeit für ein derartiges Institut gehoben wird, wenn das Publikum einen Einblick in die geistigen Schätze erhält, ist augenscheinlich.

Soll nun jede, auch die kleinste Dorfbibliothek ihr gedrucktes Bücherverzeichnis besitzen, und wie soll ein solches angelegt werden?

Für Bibliotheken, die auf einem mäßigen Büchergestell Raum finden, und deren Bestand in kurzer Zeit vom Auge überflogen wird, wäre die Drucklegung eine unnütze Geldverschwendung. Innerhalb der wenigen Minuten, binnen welcher die Entleiher vor dem Bücherschranke stehen, lernen sie auch dessen Inhalt kennen. Dagegen würde es sich empfehlen, von Zeit zu Zeit in der Lokalpresse den Stammkatalog oder wenigstens die Neuanschaffungen zu publizieren, um bisherige Nichtbenutzer mit der Bibliothek bekannt zu machen.

Sobald jedoch der Bücherbestand auf einige hundert Bände angewachsen ist, sollte mit der Drucklegung nicht mehr gezaudert werden. Den Katalogen werden mit großem Vorteil die Hausordnung der Bibliothek sowie einige nützliche Leseregeln vorgedruckt (cfr. Borr.-Bl. Jahrg. I, Nr. 3, S. 52). Gehört die Bibliothek einem Bücherverein, etwa dem Borromäusverein, so empfiehlt es sich, in dem Katalog auf die Vorteile des Vereins hinzuweisen. Das Bücherverzeichnis in alphabetischer Reihenfolge nach Verfassernamen anzulegen, kann nicht empfohlen werden. Wenn der Katalog den oben angedeuteten Zweck erfüllen soll, so muß er ein Sachkatalog sein, d. h. die Bücher müssen nach Abteilungen geordnet und innerhalb dieser Abteilungen alphabetisch aufgeführt werden. Wie weit jedoch die Systematisierung durchzuführen ist, hängt von der Anzahl der vorhandenen Bücher ab. Befänden sich z. B. in der Abteilung Geschichte höchstens zehn Bücher, dann wären weitere Unterabteilungen vollständig zwecklos. Bei Bibliotheken mit nicht mehr als 1000 Bänden dürften die Hauptabteilungen und die allerwichtigsten Unterabteilungen genügen. Die Jugendschriften wird man in ein besonderes Verzeichnis zusammenfassen. Nur wo die ganze Abteilung Belletristik kaum mehr als einige hundert Bände umfaßt, genügt die Kennzeichnung der Jugendschriften durch Sternchen oder Kreuzchen vollständig, anderenfalls käme man oft in die größte Verlegenheit, ob man das Buch unter Jugendschriften oder unter Bücher für Erwachsene rubrizieren soll.

Die Anlage eines Autoren- oder Sachregisters bedeutet bei kleineren Katalogen, die noch keine 50—80 Seiten 8° umfassen, eine Verschwendung an Papier, Zeit und Geld. Wohl aber dürfte sich auch bei Katalogen von ganz mäßigem Umfang die Anlage einer genauen, sorgfältig ausgearbeiteten Inhaltsübersicht mit Angabe der Seitenzahl der einzelnen Abteilungen sehr empfehlen.

Je mehr der Bücherbestand anwächst, um so detaillierter muß die Systematisierung durchgeführt werden, allerdings ohne jede Tüftelei und Kleinigkeitskrämerei. Sachregister und Autorenregister für die belehrende Abteilung werden bei Bibliotheken mit über 5000 Bänden zur Notwendigkeit. Nur die Abteilung „Schöne Literatur" erhält ein solches Register nicht. Die alphabetische Gruppierung nach einzelnen Ländern und innerhalb der Ländergruppen alphabetische Aufführung der einzelnen Autoren reicht für die Uebersichtlichkeit aus.

Wie größere Kataloge angelegt werden können, mögen einzelne Beispiele zeigen:

Sehr gut gefällt uns in seiner Anlage das Bücherverzeichnis der öffentlichen Lesehalle Jena (2. Aufl. 1904). Die zweite Auflage hat die Grundlagen der von Dr. A. Heidenhain herausgegebenen ersten Auflage bestehen lassen. Der erste Teil enthält die Zeitschriften, Nachschlagewerke — Wörterbücher, Jahrbücher, Kalender und die schöne Literatur nebst den Jugendschriften. Die schöne Literatur ist nach Ländern und innerhalb dieser alphabetisch geordnet. Im zweiten Teil hat die belehrende Literatur eine eingehende,

ſtrenge, aber nicht zu weit ſich ins Detail verlierende Syſtematiſierung erfahren. Die Ueberſichtlichkeit und Handlichkeit des 552 Seiten in kl8° umfaſſenden Katalogs wird ungemein erleichtert durch ein Sachregiſter zur belehrenden Literatur (Druck auf rotem Papier), durch ein biographiſches Verzeichnis auf gelbem und ein Verfaſſerverzeichnis zur belehrenden Literatur auf blauem Papier. Auch der intelligentere Arbeiter wird ſich in kürzeſter Zeit über die Schätze der Bibliothek (15000 Bände) an der Hand dieſes Verzeichniſſes orientieren können. Aehnlich angelegt ſind die Kataloge der ſtädtiſchen Volksbibliothek zu Charlottenburg (Wilmersdorferſtraße 166/67), 3. Auflage, Preis 30 Pfg. und der Hugo Heimannſchen öffentlichen Bibliothek- und Leſehalle, Berlin, 2. Auflage. Preis 1 M. Während dieſe jedoch ein biographiſches Verzeichnis nicht haben, ſondern ſich auf ein Verfaſſer- und Sachregiſter zur belehrenden Literatur mit verſchiedenfarbigem Papier beſchränken, finden ſich eingangs die Beſtimmungen der Leſe- bezw. Bibliotheksordnung abgedruckt. Der Katalog der Leſehalle Bremen (Preis 1 M.) verzichtet auf ein Perſonen- und Autorenregiſter, bringt dafür aber außer dem Sachregiſter zur belehrenden Literatur noch eine Art biographiſches Regiſter, wohingegen der Katalog der Elberfelder Stadtbücherei, 2. Aufl., Preis 75 Pfg., Namen- und Sachregiſter miteinander verſchmolzen hat. Unſerer Anſicht nach erfüllen die genannten Kataloge, mögen auch fachkundige Bibliothekare verſchiedenes daran auszuſetzen wiſſen, im großen und ganzen ihren Zweck vollſtändig. Wenn ſich ein Mann aus dem Volke an einem Abend eine halbe Stunde hinter einen ſolchen Katalog ſetzt und ſich nicht ausnahmsweiſe ungeſchickt anſtellt, wird er denſelben zu handhaben wiſſen und eine Ahnung von den reichen Schätzen erhalten, die in einer ſolchen Bibliothek als eine Nahrung für Geiſt und Gemüt aufgeſpeichert liegen. Denn das Hauptſächlichſte und Wichtigſte bei Anfertigung ſolcher Kataloge beſteht darin, daß das allgemeine Inhaltsverzeichnis mit möglichſter Ueberſichtlichkeit und logiſch-wiſſenſchaftlicher Durchführung angefertigt wird. Deshalb kann der gewöhnliche Mann ſelbſt mit den beiden Katalogen der Kruppſchen Bücherhalle fertig werden, obſchon dort ſämtliche Regiſter fehlen, was wir zwar gerade nicht als einen Vorzug bezeichnen wollen. Bemerkt ſei noch, daß dieſe Kataloge neben dem Buchtitel auch die Signatur des betreffenden Buches vermerken.

Die Gefahr, daß die gedruckten Katatoge der freien öffentlichen Bibliotheken vom Publikum, namentlich von dem weniger gebildeten, nicht hinreichend benutzt werden, liegt anderswo. Wenn der Bücherbeſtand allmählich immer mehr anwächſt und ſchließlich 20—30000 und mehr Bände erreicht, wird der Katalog naturgemäß voluminös. Unſeres Erachtens verſteht ſich aber ein Arbeiter ſchwer dazu, einen Katalog im Preiſe von 1 M. mit 700—800 Seiten und mehr in gr8° zu kaufen. Würde es ſich daher nicht empfehlen, einen Auszug aus dem großen Katalog anzufertigen, der mehr für die breiten Maſſen berechnet iſt und die Titel aller jener Werke nicht aufführt, die ſeltener und hauptſächlich von Akademikern geleſen werden oder überhaupt eine akademiſche Bildung vorausſetzen? Wenn das Verſtändnis und der Wiſſensdurſt einzelner Arbeiter, Handwerker uſw. über ein ziemlich hoch angeſetztes Mittelmaß einmal wirklich hinausgeht, werden dieſe wenigen Bevorzugten ſich dann ſchon den großen Katalog zu verſchaffen wiſſen. Aber während unter den obwaltenden Umſtänden das wenig bemittelte Publikum den teuren voluminöſen Katalog leider verhältnismäßig ſelten kauft, würden die billigen, handlichen Auszüge großen Abſatz finden und mehr Nutzen ſtiften als die beſten amerikaniſchen und engliſchen Schlagwort- und Kreuzkataloge.

Marie von Ebner-Eſchenbach.

II. Ihre Werke.

Von Hedwig Dransfeld-Werl.

(Schluß.)

Den katholiſchen Prieſter als ſolchen macht Marie v. Ebner zum Helden in ihrem Roman Glaubenslos? Der Titel hat nicht mit Unrecht ein Fragezeichen. Am ganzen Roman iſt alles Frage, auf die er keine Antwort gibt, und am Schluſſe ſollte erſt recht ein Fragezeichen ſtehen.

*

Leo Klinger ist der Kooperator des gutherzigen alten Pfarrers. Er hat eine trübe Jugend gehabt, und die Erinnerung daran zittert in all seinen Worten und Handlungen nach. Mit Eifer geht er ans Werk, in seiner bäuerlichen Gemeinde Sitte und Gottesfurcht zu verbreiten, und der Mißerfolg stürzt ihn von einer Seelenqual in die andere. Den ersten Ruck gab ihm ein Knabe, den er geliebt und dem er vertraut hat; er entdeckt ihn bei einer schmählichen Tierquälerei. Und nun kommt's heraus: Der junge Kooperator hat überhaupt die Menschen nicht erkannt, für ihn lag über ihrem innersten Wesen ein Schleier, er ließ sich von heuchlerischen Worten täuschen; denn in Wirklichkeit ist er in seiner Gemeinde von Niedertracht und Lastern umgeben, der Abschaum der Menschheit scheint sich um ihn gesammelt zu haben.

Es ist ein unkünstlerischer Zug der Dichterin, ihren Helden in dieses aus dem Bilderbogen geschnittene Milieu zu setzen, um ihre Idee folgerichtig an ihm entwickeln zu können. Dieses moralisch verseuchte Dorf mutet wie eine stark retouchierte Photographie an, dieser Kooperator, der sich an den Schranken der Menschennatur den Kopf einrennen will, wie ein Theaterkaplan. Aus rein menschlichen und leicht verständlichen Gefühlen entwickelt sich das Maßlose. „Er hatte den Menschenglauben, und der war seine Stärke und seine Schwäche, der Quell der Begeisterung, mit der er lehrte, und der Verzweiflung, die ihn nach allzu herben Erfahrungen ergriff." Dieses bodenlose Erschrecken des Menschen vor dem Menschen erlebt jeder einmal; aber der schlichte Verstand scheitert an dieser Klippe nicht. Man ist ja nicht plötzlich vom Monde in diese schlechte Welt hineingefallen, sondern hatte Jahre zur Verfügung, um in das Erkennen und Sichfügen langsam hineinzuwachsen. Auch Leo Klinger erkennt, aber er fügt sich nicht; er ist ein Priester, aber ohne inneren Beruf; ein meisterhafter Prediger, aber kein Seelsorger; ein Berater, aber kein Helfer; ein Führer, der mächtig voranschreitet, aber hinweg über das geknickte Rohr und den glimmenden Docht, ein seltsames Gemisch von Strenge und einer gewissen resignierten, verstandesmäßigen Güte, kein Heilandsjünger; ihm ist die Idee vom Opferleben des Priesters und der allumfassenden Barmherzigkeit, die größer ist als die Sünde, noch nicht aufgegangen.

Leo Klinger ist, trotzdem er beim Eintritt in das Priesterlum eidlich seinen Glauben an die katholischen Dogmen bekräftigen mußte, als Zweifler in das Heiligtum getreten; und als Zweifler, dem die Glaubenslehren vom Fegfeuer und der Hölle eitler Wahn sind, besteigt er die Kanzel und erschüttert die Gemeinde durch eine von innerem Grall durchsetzte, die eigene Zerrissenheit ausströmende Bußpredigt. Die Erkenntnis seiner priesterlichen Unzulänglichkeit macht ihn nicht demütig, sondern hart und finster. Seine Selbsttäuschung wächst, seine Charakterentwickelung wird zum psychologischen Rätsel. Die Dichterin scheint selbst zu fühlen, daß ihr der Faden entglitten ist, daß sie es künstlerisch nicht begründen kann, wenn sie einen Menschen, der uns anfangs so klug, so edel, ja voll des guten Willens entgegentrat, an den natürlichen Leiden und Enttäuschungen des Erdenlebens zu grunde gehen läßt. Deshalb wird sie dunkel, verwarren, widerspruchsvoll, wo sie klar und scharf bleiben sollte.

Leo will den Priesterberuf aufgeben, und er verabschiedet sich von seinem Pfarrherrn mit — Phrasen. „Ich flüchte in die Welt hinaus, und eine Wüste wird die Welt mir sein. . . . Mein Beruf ist der des Priesters. Kann ich ihn nicht erfüllen, dann stürzt mir alles zusammen."

Aber es kommt anders. Und wie ein verhältnismäßig kleines Ereignis der Anlaß seiner gewaltigen Seelenkämpfe war, die ihn schließlich zum fahnenflüchtigen Priester machen, so führt ein ebenso unbedeutendes Ereignis ihn in den Pfarrhof zurück, als er gerade im Begriffe steht, den Ort seiner Wirksamkeit auf immer zu verlassen: eine stolze Bäuerin beugt auf sein Zureden ihren Willen und gibt die Heirat ihrer Tochter Broni mit dem Knechte Seppi zu. Einmal hat die Ermahnung des Kooperators Erfolg gehabt, und auf diesen Erfolg hin will er ein neues Leben beginnen.

Das große Fragezeichen des Schlusses: Ist Leo Klinger nun gläubig geworden? Ist sein Opferentschluß rein und tief und nachhaltig? Ist ihm das Verständnis für das Heilandswort aufgegangen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder!?" Oder ist die Katastrophe nur um einige Monate oder Jahre hinausgeschoben? Man weiß es nicht und kann es nicht wissen, und deshalb legt man das Buch verwirrt und unbefriedigt aus der Hand. — Ablehnen!

In der Novelle Lotti, die Uhrmacherin, spielt neben der liebenswürdigen Titelheldin ein literarischer Tagelöhner eine Rolle. Er hat Kraft zum Besten, fabriziert aber des Geldes wegen Lesefutter — auf Kosten seines Talentes, seines Seelenfriedens und seiner Mannesehre. Da greift Lotti ein, seine frühere Braut, die innerlich Gesunde, das Mädchen mit der arbeitsamen Hand und dem edlen Herzen. Sie opfert ihm das Erbteil des Vaters, die kostbare Uhrensammlung, um ihn aus pekuniärer Not und literarischem Sumpfe zu retten. Es gelingt ihr nicht, aber das Opfer trägt ihr selbst reichen Lohn: innerlich gefestigt und beruhigt vermag sie es, den Jugendgeliebten zu vergessen und dem Arbeitsgenossen und treuen Werber die Hand zum späten Ehebund zu reichen.

Marie von Ebner verfügt selbst über eine prächtige Uhrensammlung; und so braucht man sich nicht zu verwundern, wenn aus der Erzählung

die feinsinnige Kennerin spricht, wenn Uhrmacherkunst und Schriftstellerei in den Personen der edlen Lotti und des früheren Bräutigams sich so nahe berühren. Für städtische Bibliotheken kann die Erzählung empfohlen werden.

Der Literatenroman comme-il-faut ist Bertram Vogelweid. Die Farben sind zwar etwas dick aufgetragen, und der Umstand, daß auf einmal ein bis dahin ganz normales Haus an Literatur erkrankt, Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Nichte, und zwar genau dasselbe Haus, worin der verhetzte und überhetzte Schriftsteller Bertram Vogelweid eine wohlverdiente Erholung sucht, schmeckt arg nach Tendenz und gibt der Erzählung eine unkünstlerische, wenn auch in der Darstellung recht amüsante Gleichförmigkeit. Natürlich haben sie alle kein Talent. Der Herr des Hauses hat ein Drama geschrieben, und er bekommt von seinem Freunde folgendes Urteil zu hören: „Dein Stück ist roh und unsittlich, das Gegenteil von allem, was du selbst bist. Einen besseren Beweis dafür, daß du gar kein Talent hast, gibt es nicht." Nicht besser geht's dem Herrn Sohn, einem Prachtexemplar der Jugend von heute: „Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent." Die lyrischen Gedichte der beiden jungen Mädchen, von denen das eine, die Nichte, schon allein zur Vernunft gekommen ist, sind rasch abgetan. Und die Hausfrau braucht in betreff ihres Romans gar keine Rezensenten-Grobheiten mehr, denn sie ist durch die Gemeinheiten und Erpressungen eines Pseudo-Redakteurs bereits gründlich kuriert. Nach diesen ereignisreichen Ferien kehrt Bertram in die Stadt zurück, aber zum Glück nur auf kurze Zeit. Denn bald wird er das leidenschaftlich ersehnte Ziel seines Lebens erreicht haben; er darf die Literatur, die ihm Geld und Ruhm eingebracht hat, an den Nagel hängen und — Bauer werden. Das ist der kräftige und gesunde Rückschlag des mißhandelten Geistes und ein Stück für den berühmten Mann, der ein ganzes Volk durch seinen sprühenden Witz unterhält und im praktischen Leben unbeholfen ist wie ein Idiot.

Bertram Vogelweid ist ein Roman der Abwehr, dem modernen Literatentum ins Stammbuch geschrieben; er hat die Lacher auf seiner Seite, denn er trifft mehr als einmal den Nagel auf den Kopf, und er ist mit gesundem, zuweilen etwas derbem Humor gewürzt. Ermüdend wirken die langatmigen Auseinandersetzungen über literarische Interna und politische Tagesfragen; deshalb ist Bertram Vogelweid ebenso wenig wie Lotti, die Uhrmacherin, für ländliche Bibliotheken geeignet, der Bauer bringt derartigen Abhandlungen, die sich nur zu oft ins Spitzfindige verlieren, kein Interesse entgegen. In städtischen Bibliotheken dürfte Bertram immerhin Leser finden, und wenn diese durch die Lektüre den Respekt vor einem gewissen Literatentum verlören, wäre das immerhin ein Gewinn.

In der Novelle Das Schädliche erzählt ein Gatte und Vater die Geschichte und das Unglück seines Lebens. Der düstere Glanz des Fatalismus liegt über der meisterhaften Darstellung, denn das Schädliche ist seine Frau Edith und seine Tochter Lore. Seine Frau, die ihn durch ihre krankhafte Liebe und Eifersucht gequält und ihn dann verlassen hat, ist gestorben. Nun gehört all seine Liebe der kleinen Lore. Sie dankt es ihm schlecht, aus dem boshaften Kinde entwickelt sich ein selbstsüchtiges, trotziges und treuloses Mädchen. „Wie sie so geworden? Nein, nicht geworden, sie war so geboren, hat sich ihrem innersten Gesetze gemäß entfaltet, wie es in ihrer urkräftigen Natur lag, allen äußeren Einwirkungen zum Trotz." Das ist das Evangelium des Determinismus, wie man es klarer nicht aussprechen kann; und um derartige verwirrende Grundsätze nicht in die breiten Massen des Volkes zu tragen, ist die Erzählung — so hoch man sie literarisch werten mag — für katholische Bibliotheken abzulehnen.

Die Totenwacht ist von derselben erschütternden Tragik. Der reiche Bauernsohn sucht das Mädchen, das er ins Unglück gestürzt hat, an der Leiche der Mutter auf, um ihr nachträglich die Heirat anzubieten. Seine Berechnungen täuschen ihn; das gequälte Geschöpf erhebt sich zu einer wunderbaren moralischen Größe, und die Anklagen prasseln mit schneidender Schärfe auf den verspäteten Freier herab. Jeder, der bei der Lektüre mehr als bloße Unterhaltung sucht, wird die Erzählung mit Genuß lesen. Als Bändchen für sich herausgegeben, könnte „Die Totenwacht" Erwachsenen empfohlen werden; in der Gesellschaft von „Das Schädliche", sehen wir die Erzählung sehr ungern.

Weniger bedeutend ist Rittmeister Brand. Ein Kraftmensch, der mit Leib und Seele Soldat war, aber seinen Abschied nahm, um sich mit seinem Oberst duellieren zu können. Dieses Duell umgibt auch den a. D. nach immer mit einer Gloriole und verschafft ihm Respekt, wohin er sich wendet. Er würde sein eintöniges Leben wahrscheinlich unverändert zu Ende leben, wenn nicht die Frau, die er früher geliebt, aber aus materiellen Gründen verschmäht hat, wiederum in sein Dasein träte und demselben neuen Inhalt gäbe. Sein Hang zum Erziehen ist mit Humor geschildert, allerliebst sind einige Kinderszenen, allerliebst ist auch der kleine Bube, der sein Gesichtchen an das Gitter drückt und sehnsüchtig schreit: „Mein Rittmeister! Mein Rittmeister!" Wegen des manchmal wenig sauberen Milieus können wir das Buch als Volks- und Jugendlektüre nicht empfehlen.

Die Sammlung Alte Schule enthält fünf Erzählungen: Ein Verbot, eine Episode aus

dem Armenhaus, so voll realistischer Kraft und von so glänzendem Aufbau, daß die Erzählung wie nur wenige sich zur Massenverbreitung in 10 Pfg.-Bändchen eignet, Der Fink, eine niedliche Tiergeschichte, Eine Vision, unklar, niederdrückend, unwahrscheintich, mit gewagtem Hintergrund, Schattenleben, eine phantastische Plauderei, die man liest und vergißt, und Verschollen, eine Malergeschichte mit langen Kunstgesprächen und im übrigen ganz interessanten Einzelheiten. Die künstterisch werttose und ethisch auf dem niedrigsten Niveau stehende Vision verdirbt den Band für unsere Volksbibliotheken.

Marie von Ebners letzte Novellensammlungen sind betitelt Aus Spätherbsttagen und zeigen das Talent der Dichterin noch einmat im schönsten Lichte. Der erste Band umfaßt drei Erzählungen: Der Vorzugsschüler, Mastans Frau und Fräulein Susannens Weihnachtsabend.

Der Vorzugsschüler ist der Martyrer des vätertichen Ehrgeizes. Die Leidensgeschichte dieses hochherzigen, mit den schönsten Charaktereigenschaften ausgestatteten Kindes und der geduldigen, ängstlichen, sich in Sorge verzehrenden Mutter überschattet auch die Seele des Lesers und läßt sie den Druck mittragen, den der tyrannische und im Grunde doch rechtschaffene Vater auf seine Umgebung ausübt. Die Katastrophe ist tief traurig: Der Vorzugsschüler geht in einer sein gezeichneten seetischen Verwirrung schließlich ins Wasser, weil er seinen strengen Vater nicht mehr befriedigen kann.

Maslans Frau ist eine Erzählung von bedeutendem literarischen Werte; die Entwickelung ist schön und folgerichtig, nur die Vorbedingung, der Doppetschwur der beiden Ehegatten, wirkt theatratisch und streift hart ans Unwahrscheintiche. Solche Streitigkeiten werden doch zwischen Tür und Angel im Angesichte eines neugierigen Publikums selten ausgefochten. Aber der Schwur ist getan, und sie halten daran fest, setbst als der von seiner Frau getrennt lebende Maslan aufs Sterbebett kommt: er will sie nicht rufen tassen, und sie will seine Schwelle nicht ungerufen überschreiten. Sie verzehren sich gegenseitig in Sehnsucht, und der Pfarrer tut das Menschenmögtiche, um sie zu versöhnen. Umsonst, zwischen ihnen steht der Schwur, und erst der Tod Mastans beseitigt das Hindernis.

Fräulein Susannens Weihnachtsabend ist ein liebenswürdiges Attjungfern-Geschichtchen, dem aber auch der schroff realistische Zwischenakt nicht fehlt. Der ganze Band kann in Volksbibliotheken eingestellt werden, obgleich er nicht in die Hand der Jugend gehört.

Im zweiten Bande der Spätherbsttage bietet uns die Dichterin sechs Erzählungen:

Uneröffnet zu verbrennen, die Geschichte der Eifersucht, die — nach dem Tode der Frau — im Herzen des Gatten aus einer Geringfügigkeit entspringt, niedergehalten wird und sich an einem Nichts von neuem aufrichtet, bis sie schließlich in lodernden Flammen emporschlägt;

Die Reisegefährten, die sich während einiger Stunden des Zusammenseins ihre tiefsten Geheimnisse erzählen, — einer derselben, ein berühmter Arzt, hat an einem Patienten kalten Herzens einen Mord begangen, weil er nur auf diese Weise die unglücklichen Kinder von der Herrschaft ihres tyrannischen Vaters befreien konnte und verteidigt seine Tat als ethisch einwandfrei;

In letzter Stunde, die Geschichte einer Ehe mit tragischem Ausgang; denn am Todesbette der Gattin erfährt Professor Stausen, daß ihr Glück nur in der Einbildung bestand, daß die geliebte Frau trotz allem einen anderen im Herzen trug;

Die Spitzin, eine Erzählung, die mit Meisterhand das Elend, das Seelenleden und den plötztich zusammengebrochenen Trotz eines verwahrlosten Kindes zeichnet;

Ein Original, ein männliches Charakterbild, das uns die Dichterin nicht ganz glaubhaft machen konnte, das erst im Verkehr mit der kleinen Tochter etwas Lebenswärme bekommt;

und endlich Die Visite, ein literarisches Intermezzo mit liebenswürdiger Komik: Zwei berühmte Schriftstellerinnen lernen sich kennen, machen sich gegenseitig die weitschweifigsten Komplimente und müssen sich schließlich gestehen, daß sie nie eine Zeile von einander gelesen haben.

Der ganze Band wird in unsere Bibliotheken besser nicht aufgenommen. Die Spitzin würde sich freitich für Volksbibtiotheken vorzügtich eignen, aber die anderen Erzählungen haben der großen Masse wenig zu sagen.

Den eigentlich historischen Roman versucht Marie von Ebner in der Agave, für den sie in Italien längere Zeit Studien gemacht haben soll. Aber trotz dieser gewissenhaften Vorarbeit ist es ihr nicht gelungen, uns die fremden Zeiten und Sitten so treu zu schildern wie ihre Wiener Salons und mährischen Bauernstuben. In den Personen dieses Romans charakterisiert sich ihre Zeitepoche nicht, wenn sie auch das Gewand derselben tragen. Diese Pulcheria Pisano hätte zu jeder anderen Zeit und in jedem deutschen Städtchen ihre Liebestätigkeit entfalten können, dieser Antonio Venesco wäre derselbe geblieben, wenn er statt im Schülerkreise des Masaccio in Florenz hundert Jahre später in Rom gelebt und gearbeitet hätte. Zu dramatischer Höhe erhebt sich der Roman nur einmal: in dem Augenblick, da Antonio sein bestes Werk zerstört. Dieser Augenblick bildet zugleich den Höhepunkt der Idee, die mit atter Meisterschaft durchgeführt ist. Antonio Venesco täuscht sich über sein Talent. Wie die Agave jahrelang Säfte aufspeichert, um nur ein einziges

Mal zu blühen und dann abzusterben, so bringt seine künstlerische Kraft in ihrer höchsten Anspannung, im Riesenkampfe von glühender Liebe und bitterem Haß, nur einmal ein Meisterwerk zustande. Dann bricht sie erschlafft zusammen und erhebt sich nie wieder. Daß Antonio es nicht einsieht, daß er schaffen will, ohne schaffen zu können, bildet den tragischen Konflikt seines Künstlerlebens und treibt ihn, in einem Anfall ohnmächtiger Wut, das einzige Werk zu vernichten, das seinen Namen der Nachwelt überliefern konnte. Daß die Dichterin die Mönche als Fanatiker brandmarkt, weil sie sich energisch gegen die Aufstellung des Bildes — einer splitternackten Diana — in der eigenen Klosterkirche wehrten, da es nach des Künstlers eigenen Worten gemalt war, „daß jeder Einzelne sich daran betöre und in Verzweiflung sterbe so wie ich", dieser Umstand zeigt, wie der Verfasserin jedes katholische Denken und Fühlen abhanden gekommen ist.

Die Erzählung *Die arme Kleine* ist eine Art Jugendschrift, mit Farbendruckbildern und Textillustrationen versehen. Die Heldin ist Elika von Kosel, das schwächliche, verwöhnte kleine Ding, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete. Sie hat es bald heraus, daß sie im Mittelpunkt des Hauses steht, daß alle ihr aus Mitleid den Willen tun, weil der Arzt ihr ein frühes Ende prophezeit hat. Sie ist eine Macht, gegen die es kein Auflehnen gibt, eine kleine, mit der Martyrerkrone geschmückte Egoistin. Das wahre Interesse der Leser hat nicht sie, sondern ihre Brüderschar. Von den drei Buben, die anfangs ziemlich zigeunerhaft aufwachsen, ist Joseph fast so fein abschattiert wie Pavel Holub im „Gemeindekind". Es sind reizende Szenen in dem Buche, das Tun und Treiben der Kinder, besonders „die keimende Männlichkeit" der Knaben, ist nicht nur mit dem Auge des Dichters, sondern auch mit dem der Mutter beobachtet. Dem bescheidenen, gewissenhaften, etwas pedantischen Hauslehrer Heideschmied steht der aufdringlich wirkende Australier gegenüber, der mit seinem Weltschmerz, seiner tollen Vergangenheit, seiner Gottes- und Menschenverachtung kokettiert. Er bringt das exotische, das revolutionäre Element in den stillen Familienkreis. Einen breiten Raum beansprucht die Schilderung des ersten großen Schmerzes, der sich bei Joseph und Elika schon ziemlich früh in Gestalt einer unglücklichen Liebe einfindet. Gegen Schluß läßt die Verfasserin ziemlich unverblümt den Gedanken durchblicken, daß man auch ohne Religion ein ethischer Mustermensch sein kann.

Als letzte literarische Gabe der Ebner erschien vor kurzem *Die Prinzessin von Banalien* auf dem Büchermarkt, ein Märchen, das freilich schon im Jahre 1872 verfaßt wurde. Warum man es wohl ausgegraben hat? — Die Prinzessin wird von ihrem Geliebten hintergangen. Da verflucht sie ihn und heiratet den guten alten König. Als sie eines Tages mit ihm und ihrem Söhnchen in die Wellen des Flusses schaut, treibt gerade die Leiche des Geliebten vorüber. Da schreit die Prinzessin: „Abdul, Abdul, kommst du? Kommst du zu mir?" Und sie springt zum toten Geliebten in die Flut, und Gatte und Söhnchen haben das Nachsehen. Das ist allerdings märchenhafter Wahnsinn. Karl Busse findet in einer sehr günstigen Kritik dieser letzten Gabe, daß sie in unserer Zeit der fliehenden Prinzessinnen einen gewissen *aktuellen* Reiz habe. Mag sein, daß manche durch diesen pikanten Hintergrund bestochen werden; zur Aufnahme in unsere Volksbibliotheken taugt das Märchen jedenfalls nicht.

Nun das Resumé unserer ganzen kritischen Arbeit: Ein reiches Talent, eine außerordentliche schriftstellerische Tätigkeit, ein seltener Erfolg! Schade, daß Marie von Ebner-Eschenbach das nicht ist, wozu sie doch vor vielen anderen dichtenden Frauen das Zeug hätte: eine Volksschriftstellerin im guten Sinne des Wortes, eine echte Leiterin und Geberin, die man bedingungslos empfehlen könnte.

Ludwig Ganghofer.

Von Georg Albert-Nürnberg.

Ludwig Ganghofer wurde am 7. Juli 1855 zu Kaufbeuren in Schwaben als Sohn eines kgl. bayerischen Forstbeamten geboren. Er studierte als Zögling des kgl. Studienseminars Neuburg a. D. am dortigen Gymnasium, absolvierte das Realgymnasium in Regensburg und trat dann zu Augsburg in die Maschinenfabrik von Riedlinger ein. Während seines Militärdienstes wurde er sehr krank, was ihn veranlaßte, den körperlich strapaziösen Beruf eines Maschinentechnikers aufzugeben. Nach neuerdings aufgenommenen Studien zu München und Berlin, die er mit der Erlangung der Doktorwürde abschloß, lebte er von da an ganz seinem Berufe als Schriftsteller.

Ganghofers Schriftstellerei kann kurz in folgenden Sätzen charakterisiert werden:

Seine Kunst will in erster Linie Heimatkunst sein. Das bayerische Hochgebirge und die angrenzenden Salzburger und Tiroler Alpen geben in den meisten Fällen den Schauplatz seiner Erzählungen ab. In den Rahmen der Geschichte dieser Gegend stellt er seine historischen Romane hinein. Das Tun und Treiben der einfachen Leute auf diesem Fleck Erde schildert er mit photographischer Treue. Um beim Bilde zu bleiben, kann man sagen: Ganghofer *photographiert* oft sehr gut, ob er aber auch immer *malt*? Die Schwächen und Vorzüge seiner Muse sind damit kurz angedeutet. Man hat Ganghofer schon mit Rosegger verglichen, in vielen Beziehungen nicht

mit Unrecht und ſicherlich treffend hinſichtlich der religiös-ethiſchen Seite.

Wie der ſteieriſche Volksſchriftſteller in viele ſeiner Erzählungen Sätze verflicht, die ein religiös-gläubiges Gemüt verſtimmen, den Genuß dieſer Schriften beeinträchtigen und deren Empfehlung für Volksbibliotheken unmöglich machen, ſo auch Ganghofer. Wie Roſegger wohl getreulich die äußeren religiöſen Gebräuche des katholiſchen Volkes kennt und viel von ihnen redet, ſo tut auch Ganghofer. Der „Wethbrunn", das „Angelus-Läuten", „Das Kruzifix im Herrgottswinkel", das „Roſenkranzbeten" ꝛc. ꝛc. werden ſehr viel von ihm erwähnt. Aber in die eigentlichen Glaubenslehren ſcheint Ganghofer ſo wenig als Roſegger eingedrungen zu ſein. In der Auffaſſung deſſen, was gegen das ſechſte Gebot verſtößt und was nicht, gleichen die beiden ebenfalls einander ſehr. So läßt Ganghofer im „Edelweißkönig" S. 465 einen jungen Grafen, der mit einem Mädchen ſich vergangen hatte, ſprechen: „Es war in mir nicht der leiſeſte Gedanke von Schuldbewußtſein oder Groll wider mich ſelbſt, ich wußte nur, daß ich das Glück meines Lebens gewonnen hatte. Wir gehörten uns an vor Gott, und in ſeliger Hoffnung ſah ich ſchon der Zeit entgegen, in der wir uns auch angehören ſollten vor den Menſchen." Wenn der Verſuchung und Leidenſchaft kein Widerſtand mehr geleiſtet wird, dann „erzwingt ſich nur die Natur ihr jäh verkümmertes Recht". (Ebenda S. 465.) Ueberhaupt iſt des Dichters Darſtellung ſelbſt da, wo ſie ſich in den richtigen Schranken hält, eine ſehr ſtark ſinnliche.

Auch mit Ganghofers Schilderungen der katholiſchen Geiſtlichen kann man durchaus nicht immer einverſtanden ſein. Doch wird er in einer Reihe von Erzählungen dem ſegensreichen Wirken des Klerus gerecht. Es ſind das hauptſächlich ſeine Dorfgeſchichten.

Um nun auf die Frage, welche Werke für Volksbibliotheken zu empfehlen ſind, eine einigermaßen befriedigende Antwort geben zu können, und um dem Autor ſelbſt volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſcheidet man am beſten ſeine Schriften in Volks- und Salonromane.

Ueber die erſteren können wir im allgemeinen günſtiger urteilen. Weder Achleitner noch Max Schmidt iſt es ſo wie Ganghofer gelungen, die Alpenwelt und deren Bewohner mit all ihren Tugenden und Schwächen derart lebenswahr und naturgetreu zu zeichnen. Trotzdem ſeine Schilderungen bisweilen vom goldenen Glanz der Romantik übergoſſen, ja auch von manchen pſychologiſchen Unwahrſcheinlichkeiten und unglaubhaften Abenteuerlichkeiten nicht frei ſind, hütet ſich Ganghofer doch, den naheliegenden Fehler zu begehen, daß er an Stelle wirklicher Figuren aus dem Volke Salonbauern und Salondirnderln ſchüfe.

Zu den Volkserzählungen, reich an Naturſchilderungen und Humor ſind zu rechnen: „Edelweißkönig", „Almer und Jägerleut", „Bergluft", „Der Beſondere", „Der Dorfapoſtel", „Der Herrgottſchnitzer von Ammergau", „Der Unfried", „Das Schweigen im Walde", „Der laufende Berg", „Aus Heimat und Fremde", „Die Fuhrmännin".

Ueber einzelne dieſer Werke ſei folgendes bemerkt:

Im „Schweigen im Walde" philoſophiert das Mädchen Loo ihrem Brüderchen über den Unterſchied zwiſchen Gut und Bös vor: „Alles in der Welt iſt ſo, wie es ſein muß, wie es immer war und bleiben wird. Gut und Bös ... das hat mit den Dingen der Welt nichts zu ſchaffen. Das ſind nur Worte, die der Menſch in ſeinem Eigennutz erfunden hat. Und die große, unendliche Welt, das ganze herrliche Wunderwerk der Schöpfung nur nach den kleinen Dingen zu beurteilen, die uns Nutzen oder Schaden bringen ... iſt das nicht töricht? Und unſchön? ... Wie alles in der Welt iſt, ſo muß es ſein ... und wie es auch immer ſein mag, immer iſt es gut im Sinne des Schöpfers" (Teil II, S. 5 u. 6).

Ellenlange kunſtkritiſche Erörterungen über Gemälde, ſowie Charakterſchilderungen, denen man die Schablone ſchon von weitem anſieht, laſſen den literariſchen Wert der Erzählung als ziemlich gering erſcheinen. Ein bisweilen wenig ſauberes Milieu und die Schilderung des Ortsgeiſtlichen mit einem Stich ins Fanatiſche machen den Roman, abgeſehen von der literariſchen Minderwertigkeit, als Volkslektüre unbrauchbar.

„Der laufende Berg", eine der beſten Ganghoferſchen Erzählungen, ſchildert den Kampf einer armen Bauernfamilie um die Erhaltung ihres Häuschens, das ein Bergrutſch zu vernichten droht. Zwei Liebesgeſchichten ſind ſehr geſchickt in dieſes Ringen und Kämpfen verflochten. Die Charakteriſierung einzelner Perſonen iſt vorzüglich. Für die heranwachſende Jugend iſt das Buch zwar nicht geſchrieben, trotzdem eignet es ſich ſowohl für ländliche wie ſtädtiſche Volksbibliotheken. Die theologiſch ſchiefe Aeußerung des Idealjuden à la Nathan der Weiſe: „Die Menſchen ſind, wie ſie Gott gemacht hat. Die Hälfte hat er geſchaffen im Zorn, die andere Hälfte in der Lieb'. Und ich denk mir, das kommt überall aufs gleiche hinaus ... ob ich jetzt ſag: Jüden, Chriſten oder Terken! Ueberall gibt's gute Menſchen, Hab ich nicht recht? und überall ſchlechte. Gott verzeih's ihnen!" und die Antwort der Frau Purtſcheller darauf: „Ja, Ruferl, ſo denk ich ſelber," braucht man nicht gerade auf die Goldwage zu legen. Die rührende Schilderung des großen Gottvertrauens und der innigen Muttergottesverehrung bei der Berg-

bauernfamilie verwiſcht etwaige nachteilige Eindrücke.

Einer der bemerkenswerteſten und vielleicht der in Volksbibliotheken geleſenſte Ganghoferſche Roman iſt der „Dorfapoſtel“. Hanspeter, oder wie er mit dem eigentlichen Namen heißt, Peter Johannes Zdazilek, ein von der Straße aufgeleſenes, uneheliches Kind, das die Gemeinde aufziehen muß, wächſt zu einem Rieſen heran. Dabei bewahrt er ein kindlich reines Gemüt und hat eine echte Jeſusliebe in ſeinem Herzen. Mit pietiſtiſcher Schwärmerei predigt er den Leuten im Dorfe bei der Arbeit, im Wirtshaus, ſehr oft auch bei den unpaſſendſten Gelegenheiten, wie ſie einander mit wahrer chriſtlicher Nächſtenliebe begegnen ſollen. Der Lohn ſind Spott, Schläge und ſchließlich ein Meſſerſtich, woran der Hanspeter, der Dorfapoſtel, ſtirbt. Die Geſchichte des Hanspeter iſt van einer Liebesgeſchichte durchſchlungen und das Ende davan: Sie kriegen ſich.

Ganghofer hat in dieſer Geſchichte nicht, wie das manch anderer getan hätte, einen Gegenſatz zwiſchen dem Pfarrer und dem Dorfapoſtel konſtruiert. Hanspeter bleibt ſeinem kath. Glauben treu. Allerdings ſucht ihn der Pfarrer von ſeinem vergeblichen Bemühen abzubringen, aber nur deshalb, weil er vorausſieht, daß Hanspeter noch mehr als wie er, der Pfarrer, Undank und Spott ernten wird. Der gute alte Pfarrer Felizian Horadam bildet eine Prachtfigur. Ganghofer entwickelt in der Charakterſchilderung des Pfarrers und ſeines geizigen Hausdrachens einen prächtigen Humor. Mancher Seelſorger dürfte daher am Dorfapoſtel ſeine helle Freude haben. Ob man aber ahne Diskretion das Buch in den Volksbibliotheken ausleihen darf, iſt eine andere Frage. An dem alten Pfarrherrn kleben doch noch ein wenig die joſefiniſch-weſſenbergianiſchen Eierſchalen. Er lieſt die liberale Zeitung, die er jedoch ängſtlich vor den Bauern verbirgt. Nachdem er 40 Tage ſtrenge Faſten gehalten, ſchmecken ihm am Karſamstag-Abend die Metzelſuppe und die warmen Schweinswürſtchen vortrefflich. Auch läßt ihn Ganghofer einen Bruch des Beichtſigills begehen, allerdings in löblichſter Abſicht und wohl deshalb, weil Ganghofer ſelbſt nicht weiß, daß hier eine Verletzung des Beichtſigills vorliegt.

Das Gegenſtück zum Dorfapoſtel bildet „Der Unfried“, eine Erzählung, die wir wegen ihrer ſchlecht verhüllten Sinnlichkeit, trotz einiger guten Partien nicht empfehlen möchten.

Eine ähnliche Figur wie der gute Felizian Horadam iſt der Pfarrer in der Erzählung „Hochwürden Herrn Pfarrer“. Was Ganghofer eingangs dieſer Erzählung über ihn ſagt: „Denn ſelbſt ſeine Feinde — die Finger reichten aus, um ſie zu zählen — konnten ihm nichts Schlimmes, nur Abſonderliches nachſagen,“ das beſtätigt ſich im Verlauf der ganzen Erzählung: Ein prächtiges Originat, ſeelengut, keuſch, nur etwas durſtig. Dieſer Durſt hatte ſich bei ſeiner Primiz ſo ſehr geltend gemacht, daß der Primiziant abends nicht mehr ungeführt ſeine Kammer erreichen konnte. Der Lehrer, der den guten Pfarrer in der gemeinſten Weiſe beim Biſchof denunziert, wird als wenig ehrenhafter Charakter geſchildert. Weil wir es aus pädagogiſchen Gründen für ſchädlich halten, Bücher, in denen Pfarrer und Lehrer gegen einander ausgeſpielt werden, in den weiteſten Kreiſen zu verbreiten, ſehen wir von einer Empfehlung des Bandes „Bergluſt“, worin ſich dieſe Erzählung findet, für Volksbibliotheken auf dem Lande ab. Auch die erſte Erzählung des Bandes „'s Geigenkröpfl“ wird mancher für eine ungeeignete Volksleküre halten.

Bezüglich des Bandes „Almer und Jägerleut“ iſt zu bemerken, daß, wenn die einzelnen Erzählungen litterariſch höher ſtünden, man wegen einzelner wenigen ſpöttiſchen Bemerkungen über Exorzismus, Anrufung der Heiligen und über die Leichenreden eines Kaplans den Band nicht abzulehnen brauchte.

Die vielgeleſene Erzählung „Der Herrgottsſchnitzer von Ammergau“ gehört zu den beſſeren Dorfgeſchichten und gibt zu Bedenken keinen Anlaß. Für die Jugend iſt ſie allerdings nicht geeignet, wohl aber für erwachſene Burſchen und Mädchen.

Die „Fackeljungfrau“ iſt eine tief ergreifende, romantiſch angelegte Geſchichte, aufgebaut auf einer alten Bergſage. Ein paar ſatiriſche Bemerkungen über das „Faſten“ der Mönche bei vortrefflichen Fiſchen wollen wir dem Autor nicht zu ſehr vermerken. — „Gewitter im Mai“ ſtellt ein Lebensbild dar, ſo alt und wiederum täglich neu: die Geſchichte einer reinen jugendlichen Liebe, deren Blütenfrühling durch einen jähen Nachtfroſt getötet wird. Während in den anderen Ganghoferſchen Erzählungen der bayriſche Dialekt dem Norddeutſchen die Lektüre ſehr erſchwert, werden hier wegen des bayriſchen und norddeutſchen Dialektes dem Süddeutſchen wie dem Norddeutſchen Schwierigkeiten bereitet.

Eine kleine Erzählung „Auf der Wallfahrt“ hat mir nicht gefallen; ſie erinnert mich an die gehäſſige Novelle von Klara Viebig: „Margrets Wallfahrt.“

Bei der zweiten Gruppe „Salonromane“ haben wir allen Anlaß, vorſichtig zu prüfen und zu unterſcheiden.

„Rachele Scarpa“, „Die Sünden der Väter“ und „Die Bachantin“ wollen wir kurzweg als Romane bezeichnen, die auf keine künſtleriſche Bedeutung Anſpruch machen können. Auch die Novelle „Tarantella“ gehört zu dieſer Gattung, wenn ſie auch die beſte von den vieren genannt werden kann.

Ganghofers Ruhm iſt mit ſeinen größeren Bergromanen, die hauptſächlich im Berchtesgadener Lande ſpielen, eng verwachſen. In dieſen tiefer angelegten Romanwerken, in welchen er durch

seine Personen Weltanschauungen verkörpert, wird er Rosegger in so bedenklicher Weise geistesverwandt, daß er sich zu einem „freieren Christentum", oder sagen wir zu einer „freieren Weltanschauung" bekennt. Hierher zu rechnen sind vor allem seine Berchtesgadener Romane: „Das neue Wesen", „Der Klosterjäger", „Das Gotteslehen", „Die Martinsklause".

Mit den genannten Werken hat Ganghofer wohl seine Begabung als Romanschriftsteller glänzend bewiesen, aber zu gleicher Zeit auch das Mißtrauen der katholischen Lesewelt sich zugezogen.

Da Ganghofer im katholischen Glauben erzogen wurde, so ist es um so auffallender, daß er, wie im folgenden gezeigt werden wird, manche seiner neueren Erzeugnisse in tendenziös kirchenfeindlicher Färbung geschrieben hat. Auch der Umstand wirkt für den katholischen Leser störend, daß G. zuweilen recht unzutreffende Schilderungen kirchlicher Gottesdiensthandlungen entwirft. Wenn der Graf Egge im „Schloß Hubertus" am Karfreitag zum Abendmahl geht, oder wie im „Dorfapostel" der Pfarrer das Weihwasser austeilt, so sind das „Lizenzen", die vermieden werden mußten; ebenso ist zu urteilen über verschiedene Stellen im „Gotteslehen", die dem Autor den Vorwurf mangelnder Vertrautheit mit dem katholischen Kultus zuziehen. Ein anderes Mal (Dorfapostel) besorgen die Grablegung Christi der Pfarrer, seine Haushälterin, der Meßner saml Weib und Töchter am Karfreitagmorgen in aller Frühe; nachher hält der Pfarrer eine „kurze Karfreilagsandacht" für die Gläubigen, die nun kommen. Während dann der Pfarrer im Chorstuhl seine „stillen Gebele sprichl", knieen die Frommen am hl. Grabe nieder.

Am Gründonnerstag läßt Ganghofer im Dorfapostel, S. 468, den Pfarrer eine „stille hl. Messe" lesen, dann „nach der Wandlung" den „Malkelch" aus dem Tabernakel nehmen, „ihn segnen", den Goldfuß mit einem weißen Tüchlein umhüllen, eine Hostie hervorheben und den Mädchen und Jünglingen die Kommunion reichen!!

„Das neue Wesen" bietet eine Berchtesgadener Geschichte aus dem Bauernkrieg und hat starken Los-von-Rom-Geschmack. Der katholische Leser wird dem Verfasser wenig Dank für solche Leistungen wissen.

Eine widerliche Geschichte hat Ganghofer mit dem Roman „Das Gotteslehen" geliefert. So viel Anmutendes, hinreißend Schönes neben einem Wust des Ekelhaften! Wernherus, Dekan im Berchtesgadener Kloster, ist eine schamlos widerwärtige, die Heuchelei ins maßlose steigernde Figur. Ich habe noch nie eine so schmähliche Charakterzeichnung eines Würdenträgers im Ordenskleide gefunden. Der Propst Friedrich ist ein Wellmann, der nichts Höheres kennt als die Falkenjagd und fortwährend gegen die Herrschsucht des Dekans anzukämpfen hat. Er stirbt auf der Jagd und weist die Tröstungen der Religion zurück, da er nicht glaubt. Die Chorherren und Brüder kennzeichnen sich als Heuchler und Grobiane, als Schlemmer, Erbschleicher, Intriguanten, denen jede klösterliche Zucht und aller Ordensgeist fremd ist. Ein gemeineres Zerrbild vom Klosterleben ist noch nirgends von einem ernsthaften Schriftsteller gezeichnet worden. Diese Schilderung des Lebens und Treibens im Berchtesgadener Kloster, die jeder historischen Unterlage entbehrt, die Tagesordnung der Mönche übrigens in naivster Weise behandelt und sehr viel psychologisch Unwahres enthält, muß in unerfahrenen und besonders in akatholischen Kreisen merkwürdige Anschauungen über das mittelalterliche Klosterwesen hervorbringen. Der katholische Leser wird die Abfassung eines solchen Tendenzwerkes tief bedauern; ausgeschämte Pfaffenfresser und überspannte freigeistige Damen mögen dasselbe allerdings als willkommene Gabe betrachten.

Besseres ist zu sagen von dem Roman aus dem 14. Jahrhundert „Der Klosterjäger". Hier verfährt Ganghofer wohlwollender mit den Berchtesgadener Mönchen. Allerdings ist dieses sonst meisterhaft geschriebene Buch nicht frei von bedenklichen Stellen. (Siehe 2. Aufl. S. 218, wo die Lehre von der göttlichen Vorsehung verzerrt wird, und S. 49, wo es heißt: „Aber sündigen muß doch der Mensch, wozu wäre sonst die Beichte da!")

Das „Schloß Hubertus" ist mit einer einzigen Ausnahme einwandfrei (siehe unten!). Vom künstlerischen Standpunkte aus ist dieser Roman wohl am höchsten zu werten. Die Charakterzeichnungen sind äußerst gut gelungen. Von Seite zu Seite nimmt der Roman unsere Aufmerksamkeit in wachsender Steigerung gefangen. Er stellt ein großzügig angelegtes Drama dar, in welchem der leidenschaftliche, auf seine Vaterpflichten vergessende Jäger, Graf Egge, der edle Tassilo, der steife und gemütsarme Robert, der gutmütige, aber willensschwache Willy, der treffliche Maler Forbeck und die treuherzige Kitty, sowie der biedere Hornegger und der Mephisto Schipper naturwahr auftreten.

„Die Martinsklause", Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, ist wieder eine Berchtesgadener Geschichte. Zum Inhalt, der ein buntbewegtes Leben aus alter, starker Zeit entrollt, hat sie die Entstehung des dortigen Klosters. Es ist ein hochdramatischer Roman, wohl einer der besten, die Ganghofer geschrieben und mit dem er sich so recht populär gemacht hat, so daß man mit seinem Namen fast immer auch „Die Martinsklause" zugleich nennen hört. Der Held der Geschichte, der erste Propst des Klosters Berchtesgaden, Eberwein, ist mit den edelsten Charaktereigenschaften ausgestattet — ein herrlicher Mann mit weitem Blick und weichem Herzen.

Ueber die Mönche Schweiker und Wampo goß der Verfasser die Schale seines Spottes reichlich aus und zeichnete sie in der bekannten Manier des Satirikers. Bruder Waldram ist ein Fanatiker, der Bischof von Salzburg ein lebensfroher Weltmann und den Freuden dieser Erde nicht minder ergeben wie seine Mitfürsten im lieben deutschen Reich. Hie und da schien es uns, als ob Ganghofer seine Feder auch dazu benützen wolle, um „verwöhnteren" Lesern eine kleine Pikanterie zu bieten; zum Beweise mag die Badeszene angeführt werden, welche dem jungen Mönche Eberwein Versuchung und Seelengefahr bereitet. Die der Buchausgabe ganz überflüssig beigegebenen Illustrationen streifen einigemal die Grenze des Geschmackvollen und Dezenten.

Eines seiner letzten Werke, „Der hohe Schein", ist in der „Gartenlaube" erschienen (Jahrgang 1903/04); es muß wegen der die katholische Geistlichkeit verletzenden Tendenz zurückgewiesen werden.

In diesen neueren schriftstellerischen Erzeugnissen spiegelt sich die Weltanschauung Ganghofers unverhüllt wider. Seine religiösen Ideen gipfeln in dem Gebote der Menschenliebe, die nackte Humanität als Religion predigt und übernatürliche, göttliche Wahrheiten als überflüssig ausschaltet.

So läßt er den Mönch Irimbert im „Gotteslehen" dem Propst von Berchtesgaden zurufen: „Es könnte sein, Herr Friedrich, daß es von allem Glauben der beste ist: an Menschen glauben . . . von allem Glück das reinste: leben und sterben für Menschen, die man liebt!" — Das „Wallen der Vorsehung" ist für Ganghofer kein in der unerforschlichen Weisheit Gottes gegründetes Rätsel, sondern eine Erfindung der Priester. „Aber was die da drunten oft predigen von ihm, von seinem Zorn und seiner Lieb, von seiner Güt und seinen Ruten, mit denen er loshaut auf die Kinder, die er am liebsten hat . . . das will mir nicht eingehen, das paßt zu einander wie Faust und Aug. . . ." (Gotteslehen, S. 106.)

Ueber das Fortleben des Menschen nach dem Tode macht sich Ganghofer eigene Gedanken. „Mögen die Schwachen im Geiste, wie sie zur Winterszeit ihre zitternden Glieder in Pelze hüllen, auch um die fröstelnde Seele das Mäntelein eines Glaubens hängen, der ihnen Trost verspricht nach allen Leiden — doch ein Starker mit hellen Augen bedarf eines solchen Trostes nicht." (Gotteslehen, S. 435.)

Im gleichen Sinne sagt Professor Wemer im „Schloß Hubertus" (2. Bd., 2. Aufl., S. 22): „Es liegt als unerschütterliche Ueberzeugung in mir, daß es mit uns Menschen für immer ein Ende hat in dem Augenblick, in dem wir die erkalteten Lider schließen. Wozu noch eine Ewigkeit? Das Leben vergönnt uns Zeit genug, um das zu erfüllen, was der Zweck eines Menschen sein kann" usw.

Welch sonderbare religiöse Ideen im Kopfe Ganghofers spuken, ersehen wir auch aus dem, was er dem Chorherrn Irimbert in den Mund legt über den Zweck der Schöpfung und seine Erfüllung: . . . „Und daß ihr nicht anders wurdet, kann mich nicht wurdern. Weil euer Gott sich selbst nicht genug war, deshalb erschuf er eure Welt und euch. Wie hätte ein Werk gelingen können, das ein Unzufriedener schuf?" (Gotteslehen.)

So ist die Weltanschauung Ganghofers mit dem christlichen Gottesglauben unvereinbar. Das Lied der Menschenliebe zwar weiß er in entzückender Sprache, mit süßem Wohllaut zu singen, aber diese Menschenliebe wächst nicht aus dem Stamme der Gottesliebe heraus. Für oberflächliche und sensible Naturen bergen daher Ganghofers Schriften teilweise die größten religiösen Gefahren. Es sind nicht bloße Mißverständnisse wie in den Dorfgeschichten, sondern es ist eine bewußte, prinzipielle Stellungnahme gegen den christlichen Glauben, womit wir es in Ganghofers Salonromanen zu tun haben.

Wir stehen darum nicht an, vor den schriftstellerischen Werken, welche der äußerst fruchtbare Autor in den kommenden Jahren dem Lesepublikum schenken wird, wenn nicht schon Mißtrauen, so doch jedenfalls Vorsicht als Parole auszugeben.

Von den dramatischen Schriften Ganghofers haben sich einige auf der Volksbühne eingebürgert und große Beliebtheit erworben. So vor allem „Der Herrgottsschnitzer von Ammergau", „Der Geigenmacher von Mittenwald" und „Der Prozeßhansl". Alle drei hat der Autor zugleich mit Hans Neuert für die Bühne bearbeitet. In dem „Geigenmacher von Mittenwald" findet sich (S. 24) eine Spur der oben bereits genügend besprochenen religiösen Anschauung Ganghofers: „Wenn ich mich mit meinem Herrgott unterhalten will, ich find ihn überall, droben am Berg und herunten im Tal. Mein Kirchen is der Wald, und meine Heiligen sind die Bäum . . . und wann ich da so drinlieg unter die alten Eichen, und ringsum um mich her singen d' Vögerle . . . kannst es glauben, da diskrier ich mich so leicht mit dem da droben" usw.

Es sind lauter Kinder der Berge, die Ganghofer in seinen Dramen auftreten läßt, und wir stellen diese Volksschauspiele in die Reihe seiner Volksromane, in denen Ganghofer bayerisches Volk und bayerische Berge in herzerfrischender Weise besungen hat, während in seinen großen Salonromanen so manchesmal die süße Harmonie zerrinnt und die Mißlöne der Verneinung unser Ohr berühren und Mißstimmung erwecken.

Verein für Verbreitung guter Schriften in der Schweiz.

Von Herz.

Der Schweizer „Verein für Verbreitung guter Schriften" hat für die 15 Jahre seines Bestehens Leistungen aufzuweisen, die dem objektiven Beurteiler die größte Bewunderung abringen. Von drei Zentraten: Bern, Basel und Zürich werden Jahr für Jahr Hunderttausende guter Erzählungsschriften unter dem Schweizervolke verbreitet. In den genannten Kantonen stad in Stadt und Land Bücherverkaufsstellen bald im Pfarrhause, bald in der Lehrerwahnung, bald bei einem ehrsamen Handwerker, bald in einem Kaufladen eingerichtet, denen van den Houptdepots Basel, Bern und Zürich die bekannten gelben Rappenheftchen zum Verkauf zugeschickt werden. Wer nun einen Gang zum Pfarrer machen muß, oder seine Untertanen zu neuer Besohlung dem Schuster bringt, oder sich in einer Spezereihandtung Zigarren und Käse holen will, hat Gelegenheit, sich zugleich für einige Rappen mit guter Lektüre zu versargen.

Im VII. Jahresbericht des Berner Vereins zur Verbreitung guter Schriften heißt es, daß bis zu der Zeit (der Bericht wurde am 14. Juni 1897 erstattet) von den drei genannten Vereinen 4 710 000 Exemplare guter Valkserzählungen unter dem Schweizer Batle verlauft warden find. Der Berner Verein, gegründet von dem kantanalen Lehrmittelverwatter Paul Hatler, war daran mit 1 317 375 Exemplaren beteiligt.

Bis Ende des Jahres 1903 hat der Berner Verein allein (nur van diesem liegen mir die Jahresberichte von 1896 bis 1903 inll. vor. Der von 1904 ist nach nicht erschienen) seit der Zeit seines Bestehens 2 671 191 Bücher vertrieben. Der jährtiche Absatz schwankt zwischen 195 000 und 206 000.

Armen, caritativen Anstalten ꝛc. werden die Publikatianen soweit wie möglich gratis geliefert. So wird in dem VII. Jahresbericht mitgeteilt, daß Dürftige von 70 Gemeinden Gratistieferungen erhalten haben. Setbst der Schweizer in der neuen Wett wurde nicht vergessen. Dem Verleger der amerikanischen Schweizerzeitung in New-York wurden laut VII. Jahresbericht 2168 Hefte zur Verbreitung unter seinen Landsleuten in Amerika zugefandt.

Bedenkt man ferner, daß die Vereine in Basel und Zürich nicht minder eifrig und erfotgreich wirken wie der Berner, so drängt sich einem unwillkürlich die Ueberzeugung auf: In der Verbreitung guter Volksschriften leistet die Schweiz außerardentliches.

Welches ist nun die Organisation dieser Vereine? Fatgender Auszug aus dem Statut des Berner Vereines wird uns einen Einblick in sie geben:

§ 1. Der „Verein Bern für Verbreitung guter Schriften", mit Sitz in Bern, hat den Zweck, im Balle den Sinn für gute Literatur unterhattender und bekehrender Art zu wecken und zu fördern und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Verbreitung von schlechten Preßerzeugnissen entgegenzuwirken.

§ 2. Der Verein sucht in Verbindung mit den gleichnamigen schweizerischen Vereinen in Basel, Zürich usw. seinen Zweck zu erreichen durch Herausgabe guter und billiger Schriften in möglichst großen Auflagen, Verbreitung solcher durch Mitglieder, Abtagen, Buchhandlungen usw. Zu demselben Zwecke detegiert er eine Abordnung in den Zentratausschuß, welchen die Vereine Basel, Bern, Zürich zur Förderung ihrer gegenseitigen Beziehungen ernennen, und trachtet, eine weitergehende Zentralisation der in der Schweiz bestehenden Vereine herbeizuführen.

§ 3. Bei der Auswahl der zur Verbreitung kommenden Schriften sallen, soweit möglich, schweizerische Vatksschriftsteller berücksichtigt werdea. Sonderbestrebungen kanfessioneller oder politischer Art dürfen die Auswaht in keiner Weise beeinflussen.

§ 4. Mitglieder des Vereins sind:

a) Persanen, die sich entweder zu einem regelmäßigen jährtichen Beitrage von mindestens 2 Fr. verpflichten oder den Verein durch eine einmatige Juwendung von wenigstens 30 Fr. unterstützen (Einzelmitgtieder).

Einzelmitglieder mit einem Jahresbeitrag von mindestens 5 Fr. erhalten auf schriftliches Verlangen je eines der regelmäßig erscheinendea Monatshefte gratis zugesandt. Höhere Jahresbeiträge können entsprechend berücksichtigt werden.

b) Gemeinden, Behörden, Gesellschaften, Karporationen, Institute usw., die den Verein durch eine regelmäßige jährliche Juwendung van wenigstens 10 Fr. oder durch einen einmaligen Beitrag von mindestens 50 Fr. unterstützen (Kallektivmitglieder).

Kallettivmitglieder mit einem Jahresbeitrag von mindestens 10 Fr. erhotten auf schriftliches Verlangen je drei der regetmäßig erscheinenden Monatshefte gratis zugesandt. Höhere Beiträge können entsprech.nd berücksichtigt werden.

§ 5. Der Verein versammelt sich ordenttichertweise jährtich einmat in Bern, in der Regel im Frühjahr, zur Entgegennahme des Jahresberichts, der Rechnung. des Arbeitsprogramms und des Voranschlages, sowie zur Vornahme der Waht des Varstandes und der Rechnungsrevisoren.

In dieser Hauptversammtung hat jedes Mitgtied eine Stimme: aus der Mitte der Versammtung gestellte Anträge bedürfen der Begutachtung des Vorstandes.

§ 6. Der Vorstand besorgt die Leitung der Geschäfte. Derselbe besteht aus wenigstens 11 Mitgtiedern, welche vam Verein auf drei Jahre gewählt werden. . . . Der Vorstand wählt aus seiner Mitte den Präsidenten und Vizepräsidenten, den Sekretär und den Kassierer, sowie seine Abordnung in den Zentralausschuß.

§ 8. Der Vorstand bestellt in jedem Amtsbezirk (Biet und Jura ein Bezirk) einen aus mindestens drei Mitgliedern bestehenden Ausschuß, dessen Aufgabe darin besteht, die Bestrebungen des Vereins wahrzunehmen, Mitgtieder zu gewinnen und auf stete Mehrung des Schriftenabsatzes bedacht zu sein. Jeder Ausschuß täßt sich an der Hauptversammlung des Vereins durch einen Delegierten vertreten, welcher Anrecht auf Vergütung des Fahrbilletes hot.

§ 9. Die rechtsverbindliche Unterschrift für den Verein führt der Präsident oder dessen Stellvertreter mit dem Sekretär oder Kassierer gemeinsam.

§ 10. Für die Verpflichtungen des Vereins haftet nur dessen eigenes Vermögen.

Im Falle der Auflösung geht das Vereinsvermögen an die bernische kantonale gemeinnützige Kommission, welche dasselbe nur zugunsten ähnlicher Bestrebungen verwenden darf.

Der große Absatz, den die Schriften des Vereins jährlich finden, legt den Gedanken nahe, es müßten

die einzelnen Vereine Bern, Zürich, Basel auch mit bedeutenden Betriebskapitalien arbeiten. Dem ist nicht so. In den letzten acht Jahren schwankten die jährlichen Einnahmen zwischen 28000 und 30000 Franken, während die Ausgaben durchschnittlich um 1000 bis 2000 Fr. geringer waren. Die Haupteinnahme bestand im Verkauf der Bücher und die Hauptausgaben in den Unkosten für deren Herstellung und Vertrieb. Die Mitgliederbeiträge beliefen sich im Jahre 1903 beim Berner Vereine auf 2467,05 Franken. Die Zahl der Mitglieder beträgt durchschnittlich 1000; für einen so kleinen Bezirk wie der Kanton Bern ist diese Zahl immerhin keine unbedeutende zu nennen. An Subventionen, Gaben und Geschenken gingen beim Berner Verein im Jahre 1903 700 Franken ein.

Bis Ende des Jahres 1904 hat der Berner Verein 54 Nummern, der Züricher Verein 55 und der Baseler 63 gediegener Erzählungsschriften ediert. Der Preis der einzelnen Nummern schwankt je nach dem Umfang zwischen 10 und 30 Rappen. Hinzu kammt nach bei allen drei Vereinen eine Anzahl von Jugendschriften. Für zwei Jahre hatte der Berner Verein auch einen Kalender herausgegeben; nachher ist er wieder davon abgekommen. Daß die drei Vereine die von ihnen edierten Nummern einander gegenseitig zum Vertrieb überlassen und verrechnen, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Wenn wir das Resümee aus den knappen Mitteilungen ziehen, so kann man es in die Worte zusammenfassen: Die drei genannten Vereine wirken in mustergültiger, vorbildlicher Weise, zur Abwehr der Schund- und Schmutzliteratur mit. Mögen sie sich noch weiter ausdehnen! Auch den Reichsdeutschen, die, namentlich in Süddeutschland, alljährlich Tausende ihrer Töchter und Söhne in die „freie Schweiz" schicken, wird ihre Wirksamkeit zugute kommen.

Berichte über katholische Volksbibliotheken.

Trier. Mit dem 17. Nov 1904 hat die zu Trier bestehende Lesehalle und Volksbibliothek das dritte Jahr ihres Bestehens vollendet. Waren bei der Gründung im Jahre 1901 die Ansichten noch geteilt und stellenweise noch die Meinung vorhanden, es handle sich um eine Neuerung, die nicht von Dauer sein werde, so hat die abgelaufene Zeit darin eines Besseren belehrt. Allgemein ist auch das Streben, solche Einrichtungen zu gewinnen, gewachsen, wie aus den Blättern, die hierüber Berichte enthalten, zu ersehen ist.

Was in den verflossenen Jahren über den Besuch und die Benutzung der hiesigen Lesehalle berichtet wurde, genügte, um zu zeigen, daß es einen immerhin ansehnlichen Prozentsatz von Einwohnern hier gibt, die gerne eine solche Gelegenheit benutzen und die für die gebotene Anregung dankbar sind. In den ersten Jahren 1901 bis 1903 wurden die Besucher gezählt und eine Durchschnittsziffer von 15000 Einzelbesuchen im Jahre ermittelt. Ueber den Besuch und die Benutzung im Jahre 1904 stellt der Jahresbericht, der am 19. November v. J. in der Trier. Landeszeitung veröffentlicht wird, fest, daß dieselben, wie in den vorausgegangenen Jahren, ohne Unterbrechung lebhaft geblieben, zeitweise sogar recht rege gewesen sind. Die Anziehungskraft der Lesehalle hat namentlich an Sonnlagen eher zu- als abgenommen, und es kann nach dem erwähnten Bericht keine Frage sein, daß der vorgesteckte Zweck, nämlich eine geeignete öffentliche Gelegenheit zur gefahrlosen Erholung, zur Förderung geistig bildender Tätigkeit und auch zur Veredlung und Weiterbildung vieler zu bieten, wenn auch in bescheidenen Grenzen, mit Erfolg erstrebt wurde. Stetig ist inzwischen Jahr für Jahr auf die Erweiterung des Lesestoffes Bedacht genommen worden. Das verflossene Jahr weist eine weitere Vermehrung des Lesestoffes sowohl an Zeitschriften wie an Büchern wieder auf. Der Bestand an gebundenen Büchern beläuft sich auf annähernd 1800, die der broschierten Drucksachen auf 400.

Zweifellos am meisten gelesen werden Zeitschriften (auch die älteren Jahrgänge derselben), sodann die Erzählungssammlungen. Doch auch ernstere und belehrende Lektüre findet Benutzung. Vorläufig werden Bücher nicht ausgeliehen, sondern findet die Benutzung des Lesestoffes nur während der Besuchsstunden (Sonntags 11 bis 1 Uhr und 3 bis 9½ Uhr, Werktags von 4 bis 9½ Uhr) statt. Das Lokal ist recht gut gelegen und vorzüglich für seinen Zweck geeignet. Das altehrwürdige Rote Haus gibt einen geräumigen Saal mit Nebenzimmer, in dem annähernd 90 Besucher zugleich sich aufhalten können, für die Leser her.

Was die finanzielle Seite des Unternehmens angeht, so beruht einstweilen noch die ganze Existenz desselben auf dem guten Willen und Entgegenkammen einiger Vereine und Institute, die sich dafür interessieren und die neben ihren Zwecken andere ideale Zwecke zu fördern in der Lage sind, sowie auf den Leistungen der Mitglieder eines Vereins, der speziell für die Gründung und Unterhaltung der Lesehalle und Volksbibliothek ins Leben gerufen wurde. Die nicht geringen Unkosten (jährtich ohne jegliche Anschaffung an sachlichen Ausgaben rund 1100 M.) werden so aufgebracht.

Der Bericht schließt mit dem Wunsche, daß mit der Zeit bei noch kräftigerer und nachhaltigerer Förderung des Unternehmens auch eine noch nachhaltigere Wirkung auf dem Gebiete der Volksbildung erzielt, und daß das bis jetzt Geschaffene und gut Bewährte in stillem und stetigem Streben auch mit der Zeit erweitert werden möge.

Trier. Weber, Domvikar.

10. Jahresbericht der **Kathol. Volksbibliothek und Lesehalle zu Freiburg i. B.** Dem uns vortiegenden Bericht entnehmen wir folgende Angaben: Im November des Jahres 1894 trat eine Anzahl katholischer Männer Freiburgs zusammen, um die Gründung einer tathalischen Volksbibliothek nebst Lesehalle ins Werk zu setzen, und bereits am 7. Januar 1895 konnte die Bibliathek und einige Tage später auch das reichlich ausgestattete Lesezimmer (Herrenstraße 37) für das Publikum geöffnet werden.

Wenngleich die Kathol. Valksbibliathek nicht mehr die Frequenz der ersten Jahre aufzuweisen hat, namentlich seit Eröffnung der städtischen Valksbibliothek und Lesehalle, so erfreut sie sich doch reger Benützung, und es ist sicher, daß sie während ihres 10jährigen Bestandes die Lektüre sehr vieler verderblicher und glaubenslaser Bücher verhindert und ungezählter guter und veredelnder Schriften ermögticht und gefördert hat.

Die Zahl der ausgegebenen Bücher, die je nach der Jahreszeit wechsell, war naturgemäß in den Wintermonaten höher ats im Sommer. Im verflaffenen Betriebsjahre wurden rund 18980 Bände ausgegeben; das macht pra Tag 53 Bände.

Die Zahl der Entleihungen ist gegen voriges Jahr,

das durch die zweimalige Verlegung der Bibliothek vielfach gestört war, wieder um 340 Bände gestiegen. Die Gesamtzahl der Bücherentnahmen während der 10 ersten Betriebsjahre beträgt rund 255 190 Bände. — Das Lesezimmer erfreut sich auch eines ziemlich guten Besuchs, der jedoch gegen frühere Jahre wohl durch die Nähe der städtischen Lesehalle zurückbleibt. Es verkehrten im Lesezimmer wöchentlich durchschnittlich 130 Personen.

Der Bücherbestand erhält stets entsprechenden Ersatz, indem die Bibliothek häufig mit Bücherspenden seitens ihrer Wohltäter bedacht wird. So konnte zu Anfang des vorigen Jahres ein Nachtrag mit ca. 300 Titeln neuer Bücher herausgegeben werden. Ferner wurden im Laufe des Jahres die durch Geschenke und Kauf gesammelten Bücher (90 Titel) durch ein Plakat im Lesezimmer den Benützern der Bibliothek bekannt gegeben und zugänglich gemacht.

Die Mitgliederzahl beträgt zur Zeit 460; der durch Austritt, Tod oder Wegzug sich ergebende Abgang wird durch die freiwillig sich Anmeldenden leider nicht ausgeglichen. Es wäre daher dringend zu wünschen, wenn sich den jetzigen Mitgliedern noch recht viele neue zugesellen würden.

Das Rechnungsergebnis des 10. Vereinsjahres ist folgendes: Einnahmen 1715,31 Mk., Ausgaben 1276 Mk. 67 Pfg., Bestand am 31. Dezember 1904 438 Mk. 64 Pfg. — Die Einnahmen setzen sich wie folgt zusammen: Vortrag aus dem Jahre 1903: 340,70 Mk., Jahresbeiträge der Mitglieder und kleinere Geschenke 818,50 Mk., Verkauf von Leihkarten, Katalogen und Strafgelder ꝛc. 198,10 Mk., Geschenk der hochw. Marianischen Priesterkongregation durch Herrn Dompräb. Dr. Fischer (8. Jahresgabe) 150,— M., Gabe durch Herrn Dompfarrer Geistl. Rat Schaber (von Frl. E.) 100 Mk., Geschenk der Frau Gräfin von Kageneck 10,— Mk., Verkauf von Doubletten und ausrangierten Büchern 98,01 Mk., Gesamtsumme 1715,31 Mk.

Der Hauptposten der Ausgaben ist: Löhne = 874 Mk. 17 Pfg., dazu kommen Heizung, Beleuchtung, Anschaffung von Büchern, Einbänden usw. — Durch den im Jahre 1903 stattgehabten zweimaligen Umzug der Bibliothek und die Zahlung von 400 Mk. Miete für die Notlokale ist der Stand unserer Kasse sehr ungünstig beeinflußt worden. Die Wohltäter und Gönner der Bibliothek könnten daher in der Tat ein gutes Werk tun, wenn sie durch eine Extragabe den Fehlbetrag etwas vermindern helfen wollten.

Zum Schlusse stattet der Vorstand allen Freunden und Gönnern der katholischen Volksbibliothek seinen herzlichen Dank ab, ganz besonders dem hochwürdigen Metropolitan-Kapitel für die jahrelange kostenlose Ueberlassung der schönen Bibliotheksräume. Mit diesem Dank verbindet er die Bitte, daß die katholische Einwohnerschaft Freiburgs auch in Zukunft die Bestrebungen des Vereins der Kathol. Volksbibliothek durch Beitritt und gütige Ueberweisung von Geldgeschenken oder Büchern kräftig unterstützen möge. (Freiburger Pfarr-Nr. 58 Jhrg. 1905.)

Kath. Volksbibliothek Godesberg. Der Borromäus-Verein, dessen Eigentum die hiesige Volksbibliothek ist, zählte im verflossenen Jahre 1904

79 Mitglieder mit einem Beitrag von 6,00 Mark.
43 Teilnehmer „ „ „ „ 3,00 „
35 „ „ „ „ 1,50 „

Hierfür erhielten die Mitglieder als Vereinsgabe Bücher im Gesamtwerte von über 600 Mk. Es waren dies durchweg gediegene, für die Familienbibliothek passende Lektüre bildenden und unterhaltenden Charakters.

Die Volksbibliothek erfreute sich im Berichtsjahre eines lebhafteren Zuspruches als früher. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher, welche in den verflossenen Jahren stetig gewachsen (1500, 2000, 3000, 4000 Bände) stieg im Jahre 1904 auf 4600. Die Bibliothek selbst zählte während des abgelaufenen Jahres 1904 930 Bände; zu Anfang des Jahres 1905 kamen hinzu ca. 150 Bände, darunter die neuesten Erscheinungen der belletristischen Literatur. Von den jetzt vorhandenen 1072 Büchern sind etwa 1000 seit dem Jahre 1900 neu eingestellt und dieselben dank der auf die Erhaltung der Bücher verwendeten Sorgfalt der Bibliotheksleitung sowie der schonenden Behandlung seitens der meisten Leser durchweg in gutem Zustande, sodaß sie sich durch ihr geschmackvolles Aeußere empfehlen.

Die Bücherausgabe wird auch in Zukunft Sonntags, vormittags 11½ bis 12½ Uhr und Freitags, nachmittags 5 bis 5½ Uhr im Kath. Vereinshause (Marktplatz) stattfinden.

In der Verwaltung der Bibliothek standen dem Geschäftsführer mehrere Lehrer der hiesigen kath. Volksschule zur Seite; hierfür gebührt diesen Herren herzlichster Dank.

Godesberg. Leonards.

Osnabrück. Im Jahre 1904 gehörten dem Borromäus-Verein in der St. Johannisgemeinde 80 Teilnehmer à 6 M., 129 Teilnehmer à 3 M., und 19 Teilnehmer à 1,50 M. an, also insgesamt 228 Personen. Für die Domgemeinde waren es 70 Teilnehmer à 6 M., 50 Teilnehmer à 3 M., 14 Teilnehmer à 1,50 M., zusammen 134 Personen. In der Stadt gehörten somit unter 19644 kath. Einwohnern 362 Teilnehmer dem Verein an gegen 230 im Vorjahre, in welchem der Verein noch nicht geteilt war. Eine starke Zunahme war besonders in der St. Johannisgemeinde zu verzeichnen. Nur Lesegeld (1 M.) bezahlten 78 Personen. Von den Teilnehmern benutzten etwa 100 Personen die Lesebibliothek. Jeden Sonntag wechselten etwa 100 Leser die Bücher, es wurden also 200 Bücher ausgegeben, im Jahre rund 10000 Bände. Die niedrigste Besucherzahl an einem Sonntage war 77, die höchste 165. Außer den beiden Vorsitzenden beteiligten sich bei der Ausgabe 6 Gymnasiasten, bezw. Seminaristen. Am meisten gefordert wurde Unterhaltungslektüre; besonders Zeitschriften waren begehrt. Es soll für die Zukunft noch ein zweiter Ausgabetermin angesetzt werden, um die Sonntage zu entlasten. Auch soll versucht werden, Schulbibliotheken einzurichten, da durch solche den Kindern am ehesten die für sie passende Lektüre gereicht werden kann. Allerdings dürfen die Jugendschriften aus den Borromäusbibliotheken nicht entfernt werden, da manche Leser ein Buch für Erwachsene und eins für die Jugend verlangen. Eine ziemlich starke Konkurrenz für den hiesigen Verein bietet die städtische Lesehalle, besonders dadurch, daß mit derselben ein Lesesaal verbunden ist. Die Einrichtung eines Lesesaales wird auch vom Borromäusverein angestrebt; es stellen sich jedoch vorläufig einer solchen noch manche Schwierigkeiten entgegen. Vielleicht kann der eine oder andere der Leser dieses Blattes in dieser Frage praktischen Rat erteilen.

Osnabrück. Georg Huckriede.

Ueber die Bibliotheksbegründungen der **Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung** im Jahre 1904 teilt der Bildungsverein in Nr. 2 Jahrg. 1905 S. 42 folgende Statistik mit:

Gebiet	Begründet		Unterstützt		Wanderbibliothek		Zusammen	
	Bibl.	Bände	Bibl.	Bände	Bibl.	Bände	Bibl.	Bände
Ostpreußen	21	1268	64	908	24	1001	109	3177
Westpreußen	37	2492	129	2126	28	1384	194	6002
Pommern	20	896	89	1635	24	1113	133	3644
Brandenburg	24	1308	468	6596	114	6582	606	14186
Posen	22	1096	87	2642	37	1590	146	5328
Schlesien	19	1246	92	1920	23	1123	134	4289
Sachsen (Provinz)	15	867	106	1735	19	867	140	3469
Schleswig-Holstein	11	481	82	1504	17	842	110	2827
Hannover	19	869	93	1494	41	1897	153	4260
Westfalen	8	430	99	2812	9	470	116	3712
Hessen-Nassau	11	670	158	2519	50	2754	219	5943
Rheinprovinz	11	533	123	2052	16	663	150	3248
Bayern	17	793	72	1171	27	1201	116	3165
Baden	5	119	20	240	3	100	28	459
Württemberg	20	1077	73	788	16	740	109	2605
Sachsen (Königreich)	—	—	64	790	1	36	65	826
Hessen (Großherzogtum)	11	631	35	816	17	918	63	2365
Oldenburg	—	—	36	988	5	204	41	1192
Mecklenburg	2	75	14	82	7	360	23	517
Sachsen-Weimar-Eisenach	2	98	16	134	11	524	29	756
Sachsen-Coburg-Gotha	3	54	13	255	—	—	16	309
Sachsen-Altenburg	—	—	—	—	—	—	—	—
Sachsen-Meiningen	5	220	22	269	4	185	31	674
Waldeck	2	148	16	167	6	293	24	608
Reuß	2	146	10	85	3	190	15	421
Schwarzburg-Rudolstadt	1	46	3	84	1	50	5	130
Anhalt	—	—	10	231	2	100	12	331
Lippe	—	—	7	96	3	150	10	246
Elsaß-Lothringen	4	245	9	120	19	857	32	1222
Braunschweig	2	79	11	64	2	97	15	240
Hamburg	—	—	4	96	—	—	4	96
Bremen	—	—	—	—	—	—	—	—
Lübeck	1	100	1	28	1	42	3	170
Ausland	15	871	18	289	—	—	33	1160
Kleine Unterstützungen	—	—	—	4854	—	—	—	—
Sa. 1904	**310**	**16858**	**2044**	**39540**	**530**	**26333**	**2884**	**82731**
1903	321	19231	2017	33775	383	18888	2721	71894
1902	318	18092	1198	26236	308	15306	1824	59634
1901	494	27659	683	15108	44	2200	1221	44967
1900	470	27149	177	4478	—	—	647	31627
1899	224	13080	128	3597	—	—	352	16627
1898	297	18512	96	3093	—	—	393	21605
1897	96	5840	59	1829	—	—	155	7669
1892—96	156	9423	319	8474	—	—	475	17897
Sa.	**2686**	**155794**	**6721**	**136130**	**1265**	**62727**	**10672**	**354651**

Eine Lesehalle auf dem Lande.

Von Dr. Rody-Oestrich a. Rh.

Es ist doch eine hübsche Sache um den Barromäusverein. Der Seelsorger, welcher eine Sturmflut von Kolporteuren mit sozialistischen Schriften und Sudelromanen gegen seine Gemeinde anrücken sieht, steht nicht hilf- und ratlos da; er hat nicht einmal nötig, die eigene Börse sonderlich zu belasten. Er braucht sich nur des Barromäusvereins mit der Zentralstelle in Bonn zu erinnern.

Einer derjenigen, welcher die Wohltaten des Bonner Büchervereins seit Jahren genießt, ist auch der unterzeichnete Landpfarrer. Pfarrbibliothek und Lesehalle, jede mit Hunderten von Bänden, daneben noch ein Lesezirkel mit katholischen Zeitschriften — was will man mehr? Der Nutzen dieser drei Einrichtungen liegt auf der Hand. Kommt man dem modernen Lesebedürfnis nicht entgegen, so lesen die

Leute Schlechtes, denn gelesen wird nun einmal. Jeder Vorwand oder Anlaß, zu bedenklicher Lektüre zu greifen, muß daher dem Publikum genommen werden.

Bei Gründung einer Ausleihe-Bibliothek, die noch mit einer Lesehalle verbunden ist, stößt man allerdings auf mancherlei Hindernisse. Beschaffung des Lokals für Pfarrbibliothek und Lesehalle verursacht stets Schwierigkeiten, desgleichen die Anschaffung von Schränken zum Aufbewahren der Bücher, die Erneuerung der schnell abgenutzten Einbände, Heizung und Licht für die Lesehalle zur Winterszeit. Auch findet sich nicht immer der geeignete Aufseher und Verwalter der Lesehalle wie der Bibliothek.

Dennoch sind die erwähnten Schwierigkeiten immer noch zu bewältigen. Wirklich betrübend und beunruhigend ist nur der Indifferentismus oder die Indolenz mancher Kreise. Das Lesebedürfnis gewisser Leute geht über den farblosen Generalanzeiger, über das Kreisblatt und, wenn's hoch kommt, über den Jahrmarkts-Kalender nicht hinaus. Das Leibblatt hat den Bierphilister zuletzt stumpfsinnig gemacht. Er spricht die Weisheit seines Waschzettels nach und ist unempfänglich für eine höhere, idealere Interessensphäre.

So werden für einen Teil die Opfer an Geld und Arbeit umsonst gebracht. Allerdings gilt das mehr bezüglich der Lesehalle als der Bibliothek. Auf dem Dorfe ist es eben sehr schwer, die Leute an den Besuch der Lesehalle zu gewöhnen. Im Sommer liest der Bauer kaum mehr als seine Zeitung; die arbeitsfreien schönen Sonntage benutzt er zu einem Gang durch seine Felder oder zum Besuch des Amtsstädtchens. In Betracht kommt daher für die Lesehalle hauptsächlich der Winter. Für diese Zeit ist es anzuraten, wenigstens einmal den Versuch zu machen. Wenn nur ein Teil der Leute, namentlich der jüngeren, durch die Dorflesehalle vom Wirtshausbesuch abgehalten würde, wäre der Nutzen ein sehr großer.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch .... erzählt von Franz Trautmann. Zweit. Abdruck der 3. Aufl. in 1 Band von 763 Seiten; Regensburg, Pustet. Pr. 4,50 M., geb. 6 M.

Wird der edle Bayard Herzog Christoph von Bayern wieder auferstehen im Interesse oder gar im Herzen deutscher und unter diesen vor allem bayrischer Leser? In der heutigen Literaturzeit, deren Schlagwort Heimatkunst, deren Kraft Seelenanalyse ist? Ja, wenn es auf diese Hauptnerven der Erzählungskunst ankommt, dann wird, dann muß der joviale Hofrat Trautmann sich wieder in die Herzen vieler Leser hineinplaudern. Denn plaudern, schildern, malen, herzinnig und treuherzig erzählen: das kann Trautmann meisterlich. Es ist alles so ganz aus dem Denken und Empfinden der Zeit heraus erfaßt, erfunden und geschaffen, daß man ein Stück ausgehenden Mittelalters und seines christlich ritterlichen Geistes mit all dem bunten, frohen, urkräftigen Treiben mit erlebt. Mit Szenen kühnster Ritterlust und Ritterlist wechseln Bilder heitersten Komik und frischen, derben Volkslebens. Dann aber finden sich wieder Gemälde von einer zarten Innigkeit, naiver Anmut und Einfalt und poetisch duftigem Hauch, die ihresgleichen suchen; wir erinnern z. B. nur an Schilderungen wie die von des Türmers lieblichem Töchterlein Gerberga u. a. — Das sind Blüten, die nur einem Dichtergemüt entsprießen können. Und doch ist aus derselben Feder die unheimliche Zeichnung der dämonischen Sidania von Cleve im selben Band hervorgegangen. — In neueren Romanen, die riesige Auflagen erreicht haben, las man sich auch durch langweilige Steppen und öde Strecken hindurch; es war eben Mode (vergl. Jörn Uhl); so wird man sich hoffentlich auch durch die mitunter allzu starke chronikale Ueberfülle der Bilder und Schilderungen nicht abhalten lassen, dieses edle Buch durchzugenießen. Wir erachten es als ganz besondere Aufgabe in den bayrischen Büchereien, Lesevereinen und Bibliotheken, daß man dort immer wieder auf Trautmann hinweist, der uns in diesem schlicht, aber packend illustrierten, schön gedruckten Buche ein sitten- und seelenreines Charakterbild des wackeren Helden und seiner Zeit entrollt. Aber auch über Bayern hinaus mögen die „Abenteuer Herzog Christophs" wieder gelesen und geliebt werden; denn durch das Leben dieses Fürstensohnes klingt rührend und ergreifend das Lied der deutschen Treue. Vor 25 Jahren erschien die dritte Auflage und vor 50 Jahren hat Trautmann mit diesem, früher in 2 Bänden erschienenen Werk seinen Ruf als kerniger Erzähler begründet. Möge in weniger als 25 Jahren eine neue Auflage nötig werden!

Altingen. Hermann Binder.

Portiunkula. Erzählung aus dem Hochland von Artur Achleitner. Mainz, 1904, Kirchheim. 367 S., brosch. 3,20 M.

Der Eiskaplan. Erzählung aus dem Hochgebirge von A. Achleitner. 1. u. 2. Aufl. Mainz, 1904, Kirchheim. 233 S., brosch. 2,50 M.

Zwei Priestergeschichten auf einmal! Achleitner fühlte sich arbeitlich getroffen, als wir im Dezember in der Beil. zur „Augsb. Postztg." bei Besprechung seiner „Portiunkula"-Erzählung ihm bedeuteten, er solle die Hand von psychologischen Priesterromanen lassen; die Seele eines Geistlichen zu beharchen und sie gar auszuschöpfen: dazu sei er einfach nicht imstande, auch wenn er noch so oft mit Geistlichen verkehrt oder in Klöstern aus- und eingegangen sei! Stolz schrieb er der Redaktion: „Alle Werke, die katholische Tendenz haben, lege er Franziskanerpriestern zur Beurteilung vor; diese hätten vorliegendes Werk gebilligt; es sei darum ein Schauspiel für Götter, wenn ein Priester das Buch nicht gutheiße und andere Priester es sehr loben." Ist aber nicht vielmehr solch ein Brief ein Schauspiel für Götter?! Achleitner ersucht um das Imprimatur für seine Schriften mit kathol. Tendenz bei Franziskanern! Nun, er hat schon literarische Torheiten — um ein gelindes Wort zu gebrauchen — genug begangen, so daß dieser neuerliche Brauch nur zu loben ist, damit ihm nicht allzu schlimme Entgleisungen mehr begegnen. Mehr als ein Imprimatur können uns wohl auch seine Patres nicht geben, also die Erklärung analog der des kirchlichen Imprimatur: Es ist nichts darin enthalten, was gegen Glauben oder gute Sitte geht; ob das Buch aber nicht psychologische oder literar-ästhetische Grundsätze verletzt oder gegen innere Wahrscheinlichkeit usw. verstößt, darüber ist jeder andere Beurteiler mindestens ebenso zuständig wie seine Patres. Und wir gestatten uns über „Portiunkula" das

Urteil: Es ist ein Klosterroman, dem wohl die allgemeine Routine und bekannte Mache des Verfassers eigen ist: schöne Schilderungen, packende Situationsbilder, lebhafter Vortrag. Aber das psychologische Verständnis der Priesterseele ist ihm nun und nimmermehr gegeben; denn wie er die Seele eines jungen Franziskanerpriesters vor uns hin seziert und sie in altem und neuem Ehrgeiz, in alter und neuer Liebe aufwallen, schwanken, ringen und kämpfen läßt: das denkt sich eben Achleitner so; aber der geistliche Leser wird derzeihend lächeln über diese schriftstellerischen Versuche, in die Priesterseele einzudringen und aus ihr herauszulesen. Auch der Franziskanerpater Dr. Expedit Schmidt sagt im eben erschienenen 6. Heft der „Lit. Warte" (S. 374): „In dem Bestreben, die Kämpfe um den Beruf und um Demut, die er fordert, möglichst erschöpfend zu schildern, hat der Verfasser zu viel auf die eine Gestalt zusammengetragen; der »Held« selber gegenüber seinen Mitbrüdern will dem Leser stellenweise etwas überspannt vorkommen ... Was dem Laienverfasser an Nachfühlen der Entwickelung der Priesterseele mangelte, hat der erfindende Verstand zu ergänzen gesucht." Das Erfundene wahrscheinlich zu machen, ist ihm nicht gelungen: de internis non indicat Praetor, d. h. einer katholischen Priesterseele mit ihrem Beten und Kämpfen wird ein Laie — und sei er auch ein routinierter Schriftsteller wie Achleitner und ein besserer Psychologe als er — immer nur tastend und ratend, aber nie ganz erratend gegenüberstehen oder gar in sie eindringen.

Einfacher liegt die Sache beim „Eiskaplan"; bei ihm denkt man unwillkürlich an desselben Verfassers „Lawinenpfarrer": Not, Entbehrung, Entsagung, unbeugsamer Wille, Opfersinn, Unermüdlichkeit im Dulden und Tragen aller Schwierigkeiten und Verkennungen; aber! aber! Achleitner treibt es doch ein wenig allzu arg. Was dieser wackere Priester an wohlgemeinten Unklugheiten, an aszetischen Mitteln, an Ueberwindungen unternimmt und durchmacht, bis er schließlich als Opfer des Ehrgeizes und seines Alpinismus stirbt, das ist doch allzuviel und wirkt beim kundigen Leser, der sich auch durch raffiniert schöne Alpenweltbilder nicht täuschen läßt, oft direkt komisch und tragikomisch. Warmherzig und wohlwollend ist alles geschildert und sicherlich werden viele Leser und noch mehr Leserinnen ergriffen, mitunter gar zu Tränen gerührt werden von der Teilnahme für die Tiroler Biddumshäuserinnen und ihre kuriosen Opfertaten; uns wurde die Lektüre bei allem Glanz einzelner alpinistischer Schilderungen nicht selten peinlich, weil das Ganze ungewollt karikierend wirkt. Der wahllos verschiedene Gebrauch der Tempora in „Portiunkula" muß ein feines Sprachgefühl oft verletzen. Man sieht: unsere Besprechung kann keine unbedingte Empfehlung sein, da Achleitners zwei Priester keine lebensechten Typen für ungetrübte Erkenntnis voller Priestercharaktere abgeben.

Altingen. Hermann Binder.

Oberpfälzische Geschichten von M. Herbert Regensburg, Habbel. Preis gebd. M. 2,—.

Ein schlichtes Buch, nach außen und nach innen. Kein ärmliches Buch. Einige der Erzählungen umschließen sogar hohe künstlerische Kraft, gehören zu dem Besten, das wir von dieser tiefgründigen, temperamentvollen Dichterin besitzen. Andere stehen auf niedrigerem Niveau, wenngleich nie auf niederem. Ethisch und technisch kann sich M. Herbert nie verleugnen als das was sie ist: eine verinnerlichte Natur, die vom Leben und von der Kunst gleich viel gelernt hat. Das vorliegende Werk weist in hervorragender Weise ihren starken Zug zum Volke auf, dessen Herzschlag, dessen intime Art zu denken, zu fühlen, zu sprechen, zu handeln sie zu belauschen und wiederzugeben versteht wie nicht leicht ein Zweiter. Wer die Oberpfälzer Geschichten liest, dürfte M. Herbert für eine Oberpfälzerin halten (was sie nicht ist): so unmittelbar aus dem Realen geschöpft wirkt ihre Darstellung. Wir hoffen der Autorin noch des öfteren auf just diesem Gebiete zu begegnen. — Das Buch darf getrost in jede Bücherei für erwachsene Menschen eingestellt werden.

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Aus Vergangenheit und Gegenwart. Erzählungen, Novellen, Romane. Verlag von Buzon & Bercker, Kevelaer.

42. Bändchen. „Romanhaft." Erzählung von Otto Girndt. Lili, die Tochter des Senators Bingo, ist teilnahmslos gegen Weltfreuden. Ihres Herzens Ideal ist Offizier von Röder, der sie vor einigen Jahren gegen die Zudringlichkeit maskierter Studenten geschützt, von dem sie aber, da er, um dem Duell zu entgehen, aus dem Offizierstande ausgetreten ist, jede Spur verloren hat. Noch immer hofft sie, daß sie ihm nochmals im Leben begegnen und in ihm einen Mann finden werde, der durch innere Uebereinstimmung mit ihr das Leben ihr glücklich gestalte. Durch lückenlose Folge wechselvoller Szenen, die, wenn ihnen auch mitunter etwas Abenteuerliches anhaftet, der Realität des Lebens nicht entbehren, wird das Mysterium gelöst. Die Hoffnungsvolle findet in dem Maler Steintat ihr romanhaftes „Glück". Die Erzählung ist recht anziehend geschrieben; der häufige Gebrauch von Fremdwörtern muß jedoch bei einer Volkslektüre bemängelt werden.

43. Bändchen. „Von Fesseln befreit." Erzählung von E. von Pütz Alex, der Sohn der Baronin von Melsungen, wurde durch die Gräfin Matona, seine Jugendgeliebte, in die Fesseln glühendster Leidenschaft gezogen, die mit dämonischer Macht ihn in den heftigsten Kampf zwischen Hoffnung und Verzweiflung trieb. Nur der ernste, liebevolle Zuspruch seiner Mutter rettete ihn vor dem Ruin. Seine geistige Umwandlung wirkte auf „Gabrielle" belehrend ein. Strenge Sittenreinheit, scharfe Ausprägung der Szenerie und der Charaktere, verbunden mit anziehender Sprache, gestalten die Erzählung zu einer empfehlenswerten Volkslektüre. Der Jugend muß sie der Erotik wegen vorenthalten werden.

44. Bändchen. „Ein edles Frauenherz." Novelle von J. Fichtner. Diese Schrift ist ebenso lehrreich als interessant geschrieben. In Form einer ernst gehaltenen, aber sehr anregenden Erzählung wird die Opferfreudigkeit eines Mädchens geschildert, das, als infolge von Spiel- und Genußsucht dem augenscheinlichen Wohlstande ihrer Familie Verderben drohte, und der Vater aus Verzweiflung zum Giftbecher griff, durch Fleiß und Entsagung das Glück der Hinterbliebenen neu zu gründen sich bemühte. — Kleine sprachliche Mängel sind bei der Korrektur übersehen worden.

Durch vorstehende Schriften ist die Sammlung auf 44 Bändchen angewachsen, die in etwa 300 000 Exemplaren verbreitet sind. Der Absatz darf im allgemeinen befriedigen. Soll jedoch der Zweck der Sammlung, nämlich durch eine auf christlichem Boden beruhende, sittlich reine Unterhaltungslektüre der noch immer weit verbreiteten Schundliteratur Einhalt zu tun, erreicht werden, so muß dieselbe noch mehr als

bisher von der kath. Presse empfohlen und in Vereins- und Volksbibliotheken aufgenommen werden. Der Preis jedes Bändchens beträgt nur 30 Pfg.

Geistenbeck. G. Bremenkamp.

Percy Wynn oder ein seltsames Kind der neuen Welt. Von Franz Finn S. J. 3. Aufl. Kirchheim, Mainz. 264 S. Preis gbd. M. 3,—.

Das Büchlein kann als Fortsetzung des „Tom Playfair" von demselben Verfasser angesehen werden. Es führt in die gleiche Umgebung, in das Leben und Treiben eines amerikanischen Knabenpensionates, das, übereinstimmend mit den eigenartigen Verhältnissen des Landes und den Nationaleigentümlichkeiten des Amerikaners, sich ganz anders darstellt als in Europa: Weit größere Bewegungsfreiheit, starke Betonung der körperlichen Spiele usw. Die Geschichte selbst führt uns frische, frohe Knaben vor Augen. Der junge Held Percy Wynn tritt als schüchterner, mädchenhafter Junge — er ist der einzige Bruder von sechs Schwestern — in das Pensionat ein. Tom Playfair und seine Freunde übernehmen die Erziehung Percys zu einem „richtigen Jungen" und das mit gutem Erfolg. Wir sehen, wie er alle Weichlichkeit und Zaghaftigkeit ablegt und an körperlicher und geistiger Kraft gewinnt. Anderseits übt aber Percy auch großen Einfluß auf seine Mitschüler aus, die aus dem Verkehr mit dem fein gebildeten, hochherzigen und höflichen Knaben vieles lernen. Die wahre und tiefe Frömmigkeit des kleinen Helden, sowie sein Mut und seine treue Freundesliebe, die Betätigung edler Feindesliebe sind vortrefflich gezeichnet, ohne daß der Charakter Percys überzeichnet erschiene. Alles ist echt und wahr an diesem reinen, unschuldigen Knabenherzen, das voll Eifer nach den höchsten Zielen strebt. Das Buch ist eine der schönsten Jugendschriften, die in den letzten Jahren für Knaben erschienen sind. Die Schilderung von Verhältnissen, die von den heimatlichen abweichen, wird eine besondere Anziehungskraft auf die Leser ausüben. Zugleich wird ihnen auch zum Bewußtsein gebracht, daß jenseits des Ozeans gleichfalls tüchtig gearbeitet werden muß und geordnete Verhältnisse herrschen. Dadurch wird dem verderblichen Einflusse vieler Indianergeschichten entgegengearbeitet, welche nur die Phantasie erhitzen und ein ganz falsches Bild von den amerikanischen Verhältnissen geben.

Hannover. Marie Wiederholt.

Das Kind aus dem Hexenhause. Erzählung von Alinda Jakobi. Kirchheim & Co., Mainz. 169 S. Preis gbd. M. 2,50.

Das Büchlein bietet eine liebliche Erzählung für Mädchen im Alter von 10—14 Jahren. Die Verfasserin zeigt sich als eine feine Beobachterin kindlicher Gestalten und weiß diese in lebensvoller Wahrheit zu schildern. Voll regen Interesses verfolgt man die Schicksale der kleinen Marinka, die in dem Hause einer alten, kränklichen Tante einsam und ohne Spielgefährten aufwächst. Eine treue Magd verwöhnt das Kind durch ihre abgöttische Liebe. Für den Jähzorn des Mädchens hat ihre Umgebung immer die entschuldigenden Worte: „Der Jähzorn steckt dir im Blute, dafür kannst du nichts, du armes Kind." Dieser Gedanke hat sich in dem Köpfchen der Kleinen so festgesetzt, daß es sie nach der Uebersiedelung in ein Pensionat die größte Mühe kostet, durch religiöse Motive bewogen, diesen Fehler auszurotten. In reizender Weise schildert A. Jakobi die kleinen Ereignisse aus dem Institutsleben, die Kämpfe und Fortschritte der jungen Seele auf dem Wege zum Himmel. Durch eigenartige Fügungen findet die kleine Heldin in der geliebten Mitschülerin die tot geglaubte Schwester wieder. Die Schilderung eines innigen Familienlebens beschließt die kleine Erzählung. Die Sprache ist gewandt und fließend, doch möchten wir das häßliche polnische Fluchwort Pfiakrew vermissen.

Hannover. Marie Wiederhalt.

Maus. Von J. v. Garten. J. P. Bachem, Köln. 206 S. eleg. gbd. M. 2,50.

Der 20. Band von Bachems illustrierten Erzählungen für Mädchen bringt die Lebensgeschichte eines Mädchens bis zu seinem 26. Jahre. Maus, die Heldin der Erzählung, ist das verwöhnte, unerzogene, sich selbst überlassene Töchterchen reicher Eltern, die ihren Pflichten genügt zu haben glauben, wenn sie alle Wünsche des Kindes erfüllen und all seinen Launen nachgeben. So wächst die mit einem edlen, mitleids- und liebevollen Herzen begabte Maus eigentlich einsam und freudlos heran, bis durch das herzliche Interesse eines Offiziers, der das benachbarte Gartenhäuschen bewohnt, der erste Lichtstrahl in ihr Kinderdasein fällt. Maus wendet dem „Onkel Hans" die ganze Liebe ihres heißen Herzchens zu, er wird das Ideal ihrer Mädchenträume und ihrer ersten Liebe. Später wird das Nachbarhäuschen von dem Grafen Valenka mit seiner Tochter Eri bezogen, in der Maus eine wahre Freundin findet und zugleich ein Vorbild tatkräftigen Handelns, frischen Mutes und aufopfernder Kindesliebe hat. Eine liebliche Gestalt der Erzählung ist Maria Eilert, welche später die Gattin von „Onkel Hans" wird. Die drei Mädchenfiguren stehen in gewissem Gegensatze zu einander und sind die Hauptträger der Handlung. Durch die Verlobung Marias erreicht Maus' kurzer Liebestraum ein jähes Ende, und zugleich werden durch den Tod ihres Vaters die Verhältnisse so vollständig umgestaltet, daß Maus mit der Mutter dem Ruin gegenübersteht. In dieser schweren Zeit zeigt sich die gesunde, kraftvolle Natur der Heldin im hellen Lichte; sie ringt sich zur inneren Freiheit durch und nimmt mutig den Kampf mit dem Leben auf. Es ist eine eigene, teilweise sehr ideal gehaltene Welt, in welche J. v. Garten ihre Leserinnen führt. Neben vielem Schönen und Wahren sind einige Charaktere doch etwas überzeichnet.

Hannover. Marie Wiederholt.

Ihr Lied der Lieder. Von Chr. Doarman. J. P. Bachem, Köln. 174 S. Preis gbd. M. 2,50.

In diesem Buche treten uns drei ganz verschiedene Mädchencharaktere vor Augen. In fesselnder Weise versteht es Chr. Daarman, das Interesse der Leser stets von neuem anzuregen. Wie im Leben und in der Natur das Wachsen und Werden der Dinge vor allem die Aufmerksamkeit denkender Geister auf sich zieht, so ist auch der Werdegang der einzelnen Menschen stets das interessanteste und vielseitigste Beobachtungsobjekt für den Psychologen. Ganz besonders der Entwicklungsgang Frieda von Felsens zeugt von scharfer Beobachtung der Wirklichkeit und von tiefinnerlichem Erfassen und Einleben in die Gestalten. Mit liebevoller Sorgfalt sind die einzelnen Züge aneinandergereiht, so daß jede Persönlichkeit der Erzählung in plastischer Klarheit vor uns steht. Durch das ganze Buch geht ein idealer Zug, und die jugendlichen Seelen sind eins in dem Streben nach dem Guten, Schönen und Wahren. „Ihr Lied der Lieder" zählt zu den besten Büchern, welche für die heranwachsende weibliche Jugend geschrieben

sind. Ohne Weichlichkeit und Süßlichkeit zeigt es eine ideale Lebensanschauung, die der Leitstern für unsere Jugend sein und bleiben muß, soll sie nicht in krassem Egoismus, kaltem Nützlichkeitsprinzip oder in gedankenloser Oberflächlichkeit jedes höhere Streben einbüßen. Aus vielen Stellen spricht ein warmes Naturgefühl. Die Sprache ist gewandt und fließend, die Ausstattung des Buches gediegen.

Hannover. Marie Wiederholt.

Alessandro Botticelli. Ein Künstlerleben von M. Herbert. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Brosch. 1,80 M., geb. 3 M.

Eine Künstlermonographie ohne Illustrationen könnte man das Künstlerleben der geistreichen Verfasserin nennen und damit vielleicht zu vorschnell den Stab über dasselbe brechen. Es ist gewiß ein Wagestück, ein Künstlerleben richtig und erschöpfend *naveltistisch* zu behandeln; Herbert aber hat den Charakter des Künstlers und seines Schaffens aus den Verhältnissen seines Lebens, seiner Umgebung und seiner Zeit, deren „Reichtum an Laster und Tugend, an Treulosigkeit und erhabener Charaktergröße, an Aberglauben und tiefer Frömmigkeit gleich groß ist", meisterhaft gezeichnet. Die stille Melancholie, die sinnende Wehmut, die uns Botticellis Madonnen so sympathisch machen, wie finden sie in Herbert eine geistvolle Erklärerin! Fast alle Werke von Bedeutung ziehen an unserem Auge vorüber, lichtvoll erläutert. Des Künstlers Verhältnis zu seinem Lehrer Fra Filippo Lippi, den Umschwung, den der Einfluß Savonarolas bei ihm hervorrief, seine Liebe und Begeisterung zu Dante, nichts ist vergessen. Einige Härten im Ausdruck abgerechnet, ist das Buch eine hervorragende Leistung. Allen denen, die Botticellis Werke kennen, wird Herberts Werkchen eine Stunde des höchsten Genusses verschaffen; alle Gebildeten wird es mit Liebe erfüllen zu dem großen Florentiner und zum Studium eines Meisters anregen, der noch immer viel zu wenig bekannt ist. Der *Jugend* wird das Buch, ganz abgesehen von der Schilderung des unerquicklichen Verhältnisses Fra Filippos zu Lukrezia Buti, wohl kaum den Nutzen und Genuß verschaffen, den es jedem Erwachsenen bringt.

Freiburg i. B. Carl Kistner.

Die XIV Stationen des Heiligen Kreuzwegs nach Kompositionen der Malerschule des Klosters *Beuron*. Mit einleitendem und *erklärendem Text* von Bischof Dr. *Paul Wilhelm Keppler*. IV. Auflage. 14 Lichtdrucktafeln. Farmat 33½ : 44 cm. Tafeln und Text zusammen in Halbleinwandmappe 12 M., in eleg. Leinwandmappe 15,50 M. Herder, Freiburg 1904.

Zwei Dinge machen eine Empfehlung des Beuroner Kreuzweges kaum mehr notwendig: das Werk erscheint in IV. Auflage, und die Einführung in das Verständnis der Bilder stammt aus der Feder eines Gelehrten, der weit über die Grenze seiner Diözese hinaus, die er jetzt als Kirchenfürst regiert, den Ruf eines der hervorragendsten Kunstverständigen genießt.

In geschmackvoller Mappe präsentieren sich die Reproduktionen der Stationsbilder der Beuroner Malerschule; die Originale sind in den Jahren 1889 und 1900 von Beuroner Mönchen in der Marienkirche zu Stuttgart gemalt. Die 14 Lichtdrucktafeln in Großfolio sind durchweg vorzüglich gelungen, scharf und präzis zeigen sie auch die kleinsten Details, sie machen der Anstalt für Lichtdruck M. Rommel & Cie. in Stuttgart alle Ehre.

Ein separates Heftchen gibt weit mehr als eine blaße Erklärung.

Im ersten Teil bietet der hochwürdigste Herr Verfasser eine Geschichte des Kreuzweges, Idee und Ursprung der Kreuzwegandacht überhaupt und eine kritische Untersuchung des Kreuzwegs in Jerusalem. Die Anmerkung gibt ein Verzeichnis der Literatur über den Kreuzweg, wie es in dieser Vollständigkeit kaum irgendwo anders zu finden ist. Der *zweite* Teil behandelt die „Kreuzwegandacht und die bildende Kunst". Der *dritte* Teil befaßt sich mit den „Stationsbildern der Beuroner Malerschule in der Marienkirche zu Stuttgart". In der dem hochwürdigsten Herrn Verfasser eigenen geistvollen Sprache schildert er uns zunächst Geschichte, Richtung und Tendenz, Stil und Farbengebung der Beuroner Schule, und schließlich gibt er eine warme Erklärung und Charakterisierung der 14 Kompositionen. Gewiß, das Auge mag zuerst, etwas verwöhnt durch unsere moderne Kunst des Naturalismus und Impressionismus, sich fremd berührt fühlen durch die ihm hier entgegentretende Strenge. Wer aber an der Hand des Verfassers sich führen und einführen läßt in das Verständnis der Werke dieser bescheidenen Mönche, der wird bald Vorurteil auf Vorurteil schwinden lassen, er wird von den Künstlern nicht etwas wollen, was diese mit Wissen und Willen selbst nicht wollen, er wird ihre Eigenart *verstehen* und ihre Werke vielleicht sogar *schätzen* lernen. Sicher aber wird er mit dem hochwürdigsten Herrn Verfasser sagen: „Diese Bilder sind *religiöse* Bilder im Vollsinn des Wortes, geweiht und gesalbt mit dem Geist wahrer Andacht und Frömmigkeit; sie sprechen unmittelbar und fast unwiderstehlich den religiösen Sinn an, und wie sie aus der Welt des Gebetes kommen, so führen sie in diese Welt ein." — Daß auch der Herdersche Verlag alles getan hat, um das Kunstwerk in kunstvollem Gewande in die Welt zu schicken, braucht wohl keiner besonderen Erwähnung. Möge dieser Kreuzweg in immer mehr christliche Familien Eingang finden. Die Mappe ist ein herrliches Geschenk für Beichtkinder und Erstkommunikanten, vorab aber eine schöne sinnige Gabe für Neupriester und Priesterjubilare.

Freiburg i. B. Carl Kistner.

„Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin." Homburg-Graßdorf. Gutenberg-Verlag. (Mit vielen Abbildungen.) 96 S. 1 M.

Anziehende Momentbilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin ziehen in vorliegendem, sehr hübsch ausgestatteten Büchlein vor unserem leiblichen und seelischen Auge vorüber. Man lebt sich förmlich hinein und lebt es mit dieses frische, fröhliche, arbeitsame Treiben der jungen Menschenwesen, der armen, der Familienerziehung entbehrenden Großstadtkinder, die im Pestalozzi-Fröbelhause eine zweite Heimat gefunden. Die auf den Grundsätzen Pestalozzis und Fröbels aufgebaute Pädagogik zieht alles, außer dem wichtigsten, der Religion nämlich, in ihren Kreis, was die Kinder zu lebensfreudigen und lebenstüchtigen Menschen zu machen imstande ist. Wir finden die muntere Schar bei der praktischen Arbeit im Hause, beim Spiel, bei der Musik, in der Werkstatt ꝛc. ꝛc. Der Gesamteindruck, der aus dem ganzen Schriftchen zum

Herzen spricht, ist der, daß die „Tanten" Kindergärtnerinnen mit vielem Verständnis und großer Liebe sich ihren Pfleglingen widmen.

Rovensburg. Karl Kahler.

Vermischtes.

Volksbibliotheken und Kirchenkassen. Aus Nr. 5 Jahrg. 1904/05 der Volks- und Jugendschriften-Rundschau S. 36 ist zu entnehmen, daß protestantischerseits zur Gründung von Kirchspielbibliotheken jährliche Beihülfen von der Kirchenkasse geleistet werden. Es gibt unzweifelhaft auch eine Reihe katholischer Pfarreien, deren kirchliche Fonds so gut sind, daß sie eine derartige Unterstützung kath. Volksbibliotheken leicht ertragen könnten. Mir selbst sind solche bekannt. Aber ich habe noch nie von einer derartigen Verwendung der Kirchengelder gehört, obwohl sie von der weltlichen und zweifellos auch von der geistlichen Behörde gestattet würde. Man kann die Erfahrung machen, daß gute, alte solide Ziegeldächer von den Kirchen und Türmen heruntergerissen und durch neue ersetzt, daß Kirchen und Kirchlein mit allerlei schönen und unschönen Heiligenbildern ꝛc. förmlich überladen werden, um nur eine Verwendung für das viele Geld zu finden, daß aber in der gleichen Gemeinde keine 20 Mark für eine Volksbibliothek aufzubringen sind, und die Gemeindeangehörigen Jahrzehnte hindurch niemals eine vernünftige Erzählungsliteratur zu lesen bekommen.

Der Zentralausschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volkskunst hat nach einer Notiz der Literarischen Warte Heft 6, Jahrg. 1905 für Begründung von Volksbibliotheken 65600 M. in seinen diesjährigen Etat eingestellt. Vorsitzender der Gesellschaft ist Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath.

Wie aus Nr. 247 der Köln. Volksztg., Jahrg. 1905, ersichtlich ist, sind bei dem **„Komitee zur Massenverbreitung guter Volkslektüre"** auf sein Preisausschreiben für volkstümliche, in der äußeren Form den Kalportageromanen ähnlich sein sollende Romane 77 Manuskripte eingelaufen; aber keines wurde des Preises von 18000, 12000 und 8000 M. für wert erachtet.

Der Kanisius-Preßverein für die Diözese Leitmeritz beschloß am 25. Januar l. J. nach einer Vorjubeantianierung von 350 K für sieben kath. Bibliotheken auch eine Sammelstelle für gute Bücher zu schaffen. Der Ausschuß des genannten Vereins bittet herzlich alle hochw. Herren Geistlichen und jene Laien, welche gute Bücher (besonders Populärwissenschaftliches [Welt- und Kirchengeschichte, Lebensbeschreibungen, Geographie, Reisewerke, Naturwissenschaft], Schöne Literatur, [Vollserzählungen, Dichtungen], Religiöses [Apologetik, Erbauungsschriften], Schriften über die soziale Frage, komplette Jahrgänge kath. Zeitschriften, praktisch-sachwissenschaftliche Schriften über Land- und Gartenwirtschaft, Obstbaumpflege, Bienenzucht ꝛc.) entbehren können, selbe dem Kanisius-Preßverein zum Verteilen an schon bestehende und neu sich bildende öffentlich zugängliche Volksbibliotheken in Nordböhmen zu widmen u. zw. unter der Adresse: Hochw. Herrn Dechant Karl Grüschel, Badenbach, Böhmen. Das Porto zahlt gerne der Verein.

Das Komitee des St. Vinzenz-Vereins zur Verbreitung guter Bücher und Schriften in Wien für das Land Niederösterreich.

Obiges Komitee hat seit der Zeit seines Bestehens in folgender Weise zur Verbreitung guter Bücher und Schriften in Niederösterreich gewirkt:

Erster Rechenschaftsbericht vom 17. Mai 1895 bis 15. November 1897: An Büchern, Flugschriften, Broschüren und Bildern 6000 Exemplare an 36 Konferenzen des St. Vinzenzvereins, an Arbeiter-, Lese-, Gesellenvereine, Pfarr- und Gemeindebibliotheken verteilt.

Zweiter Rechenschaftsbericht vom 16. November 1897 bis 15. November 1898: Für 262,34 Kronen Bücher an 39 Institute obiger Art verteilt.

Dritter Rechenschaftsbericht 16. November 1898 bis 31. Dezember 1899: Es wurden für 830,28 Kronen Bücher ꝛc. angekauft und gebunden und damit über 70 Institute unterstützt. (Genaue Daten hat der Jahresbericht nicht.)

Vierter Rechenschaftsbericht pro 1900: Für angekaufte Bücher wurden 1886,47 Kronen ausgegeben und mit Bücherspenden ꝛc. 69 Institute ꝛc. bedacht.

Fünfter Rechenschaftsbericht pro 1901: Für die Zwecke der Stiftungen wurden 2345,60 Kronen ohne Versand- und Schreibkosten aufgebracht und damit eine noch größere Anzahl von Instituten obiger Art, nämlich 79, bedacht.

Sechster Rechenschaftsbericht pro 1902: Es konnten ca. 6450 Bücher und Schriften und außerdem eine Reihe Tagesblätter zusammen im Wert von 859,77 Kronen an 91 Institute verteilt werden.

Siebenter Rechenschaftsbericht pro 1903: ca. 5590 Bücher und Schriften im Werte von 818,08 Kronen wurden an über 100 Institute verteilt.

Achter Rechenschaftsbericht pro 1904: Es wurden 1012,80 Kronen für Bücher- und Zeitschriftenankauf verausgabt und die Schriften den bezeichneten Instituten zugewendet.

Da in obigen Berichten die Summen nur den Kassenberichten entnommen sind, der Bücherschenkungen aber nicht gedacht ist, so sei mitgeteilt, daß zu den angekauften Büchern noch Geschenke an Büchern hinzukommen, die sich durchschnittlich auf ein Drittel der angekauften, belaufen.

An der Spitze des Komitees steht Erbprinz Johann von Schwarzenberg; Bischöfe, Fürstinnen, Prinzessinnen, Gräfinnen, Barone, Aebte sind Wohltäter des Komitees. Doch gehen ihre Gaben kaum einmal über 20 Kronen hinaus. Nur das Jahr 1901 hatte namhaftere Beiträge zu verzeichnen, so 1000 Kronen aus einer Erbschaft, 176 und 100 Kronen von zwei Ungenannten, 400 vom Verwaltungsrat des St. Vinzenzvereins, 330,06 zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis. Das Unternehmen verdient viel lebhaftere Unterstützung.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 3435

NOV 28 1905
PRINCETON, N. J.

2. Jahrgang. Nr. 8. Mai 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Zum Schillerjubiläum. Von Kaplan Schnitzler. — Don Quijote. Von Julius Schwab. — Naturwissenschaftliche Literatur. III. Anthropologie und Zoologie. Von Prof. Dr. J. Plaßmann. — Ein Wort an die katholischen Verleger und Schriftsteller. Von P. Sontag. — Der christliche Zeitschriftenverein. Von Hermann Herz. — Städtische Bücher- und Lesehalle Osnabrück. Von Georg Huckriede. — Zeitschriftenschau. — Rezensionen. — Vermischtes.

Zum Schillerjubiläum.

(9. Mai 1905.)

Von Kaplan Schnitzler-Bonn.

Wenn nicht das Prinzip der immer wiederkehrenden Reaktion so augenfällig jede geschichtliche Entwicklung beherrschte, so würde mit Klopstock auch Schiller für die weitesten Kreise unseres Volkes bald zu den Dichtern gehören, die „weniger erhoben und fleißiger gelesen sein wollen". Unsere Jugend, namentlich die akademisch zu bildende, wird einer künstlichen Frühreife entgegengeführt, in welcher sie sich schämt, noch „jugendliche" Ideale statt der krankhaften Interessen so mancher Vertreter des späteren Alters zu besitzen. Die Zeit, welche einem Ibsen, Sudermann, Maeterlinck, Halbe, — Wilde zujubelt, muß daran erinnert werden, daß das Schöne erst aus der Vereinigung von Vernunft und Sinnlichkeit erwächst. „Lange glaubt Ulysses einer unsterblichen Gottheit (Kalypso) zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt; er erinnert sich seiner besseren Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei." (Schiller, Ueber das Erhabene.) Die Heroen der allermodernsten Literatur fürchten, daß auch ihre Herrschaft einmal einem solchen „erhabenen Eindruck" zum Opfer fallen könnte. Darum ruft man schon zaghaft das zwanzigste Jahrhundert in die Schranken gegen den Schillerkult, trotzdem derselbe einstweilen noch durchaus nicht die überschwenglichen Tiraden gewisser Goetheverehrer gezeitigt hat. Wie heißt es doch im west-östlichen Divan:

„Gesteht's! Die Dichter des Orients
Sind größer als wir des Okzidents.
Worin wir sie aber völlig erreichen,
Das ist im Haß auf unsresgleichen."

Darum hat eine gewisse Presse es schon für nötig befunden, die Schillerbegeisterung zurückzudämmen und die Behandlung des Dichterfürsten in der Schule auf das rein Formale, etwa nach der Art deklamatorischer Versuche, zu reduzieren. Ihren Inhalt soll sich die Zeit bei ihren Dichtern holen. Gewiß, dem Wahren und Schönen soll sein

Platz in der Literatur und namentlich in der Poesie bleiben. Aber man denkt sich seine Vereinigung nicht als die Wiedergeburt der Natur und des Lebens aus dem idealen Geiste des Dichters, sondern entweder in der Zukunftsform des „dritten Reiches" eines Ibsen, oder in der Proteusgestalt des subjektivsten Realismus und Impressionismus. Zu guter Letzt aber kann es dem deutschen Volke niemand übelnehmen, wenn es die Poesie nicht mehr für das geheimnisvolle Vorrecht einer kleinen Gemeinde Wissender hält, sondern in die Vergangenheit zurücklauscht nach den Tönen, die einmal die gesunde Volksseele ergriffen und erhoben haben. Und dabei hat es den großen Vorteil, sich nicht allein an der Dichtung, sondern auch am Dichter erfreuen zu können. Wer denn unter den modernen Antipoden Schillers hat gleich ihm den ernsten Grundsatz aufgestellt: „Ehe der Dichter es unternimmt, die Vortrefflichsten zu rühren, soll er es zu seinem ersten und wichtigsten Geschäft machen, seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf zu läutern"? Das untrügliche Zeichen einer dekadenten Literatur ist es immer, daß sie ihre markantesten Erzeugnisse unter anormalen Einflüssen hervorbringt. Man könnte eine ganze Galerie von Zeugen dafür aufstellen zwischen den zwei Namen: Nietzsche und Wilde. Echte Poesie trennt ihre besten Blüten nicht von den Höhepunkten geistiger und körperlicher Kraft und Gesundheit. „Götz von Berlichingen" und „Die Räuber" legitimieren ihre jugendlichen Autoren trotz aller Mängel und Irrungen. Und das sympathische Bild des mit gesunder Kraft schöpfenden und in einer gesunden Gedankenwelt verklärenden Dichters bleibt uns namentlich bei Schiller erhalten bis zum Tode.

Vielleicht läßt nichts uns mehr die geistige Größe Schillers, seinen oft gepriesenen Idealismus ahnen, als die Erwägung, daß seine Zeit in der Beurteilung der höchsten Probleme vielfach beherrscht war vom Geiste Lessings. Dieser Mann, an dessen Namen sich eine wichtige Etappe in der Entwickelung des deutschen Protestantismus zu seinem antidogmatischen Charakter knüpft, gab unseren Klassikern ja vor allem ihre irreligiöse Richtung, und nicht das allein. Durch seinen Einfluß geschah es, daß einem Herder, dem Präsidenten des Oberkonsistoriums, statt des Glaubens nur das schwache Surrogat der Humanitätsreligion blieb; Goethe setzte an die Stelle der Religion die gründlich praktizierte Lehre Epikurs. Und Schiller, der Vielgeprüfte, bewahrte sich noch Ideale, ward nicht zum Allerweltsskeptiker, ja, steht innerlich dem positiven Glauben weit näher als z. B. Goethe! Selbst die „Götter Griechenlands" dürfen wir dem Dichter nicht allzu schwer anrechnen. Die traurige Zeit der protestantischen und katholischen „Aufklärung", die Zeit, in welcher Benediktiner die von Schiller so geliebte Kantsche Philosophie dozierten, konnte ihm Achtung vor der positiven Religion nicht von hüben und nicht von drüben vermitteln. Aber dadurch entstand eine Lücke im Geistesleben des Dichters: Die ungelöste Frage nach der höchsten und absoluten Direktive des menschlichen Verstandes und Willens, eine Frage, welche sich gerade dem immer abstrahierenden Schiller allerorts aufdrängen mußte. Philosophisch-ästhetische Erwägungen in der „Neuen Thalia" und den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" vermochten diese Lücke nicht auszufüllen; in dem Gedichte „Das Ideal und das Leben" wäre Schiller der Lösung so nahe gekommen, hätte er statt der abstrakten klassischen, konkrete christliche Begriffe einsetzen können. Ja, hätte er an der Hand der Offenbarung die übernatürliche Beziehung erkundet zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Kraft und Demut, dann würde die Erkenntnis des im selben Jahre (1795) geschriebenen Gedichtes „Die Johanniter" ihm den Weg von der Kunst zur Religion gezeigt haben:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!"

Wie glücklich wäre er gewesen, wenn sich ihm statt des hohen Ideales der Kunst erst das höhere und weitere des nicht pantheistisch armen, sondern christlich reichen Gottesglaubens geoffenbart hätte!

Denn weit und groß mußten Schillers Ideale sein. Ein Goethe schaltete in der Natur und dem praktischen Leben als seinem Reiche, er konnte „Im Vorübergehn" sagen:

„Ich ging im Felde, so für mich hin
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn."

Ihm bot die lebendige Erscheinung unmittelbar den Stoff zu einer allerdings wunderbar tiefen, poetisch nicht zu überbietenden Betrachtung. Anders Schiller; er mußte vermöge seiner Natur „suchen", mußte mit einer hochstrebenden Phantasie, einer unermüdlichen Gedankenarbeit aus dem Leben und der Natur die Universalbegriffe des poetischen Idealismus herausdestillieren:

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie."

(An die Freunde. 1802.)

Wer mag sagen, welche Eigenart ihren Mann weiter und höher hinauf führt! Der alte Goethe war nicht mehr kompetent in seinem eigenen Reiche; er besaß nicht mehr die Kraft, das früher unübertrefflich großartig aufgeworfene Faustproblem zu lösen. Der längst dem Tode geweihte Schiller aber hatte im „Wilhelm Tell" dem großen Dichterbruder sein bestes Können abgesehen und hatte es idealisiert in der herrlichen Naturschilderung, in dem überall hörbaren lyrischen Anklang, in der Zeichnung natürlicher, gesunder Menschen. Je weiter er fortschritt, um so universeller, um so allgemeiner menschlich wurden seine Ideen. Gewiß war er ein ausgeprägt deutscher Charakter. Manche fremdartige, venetianische u. ä. Eindrücke des Universalmenschen Goethe hätte er in ähnlicher Beherrschung nicht in sich aufzunehmen vermocht. Aber mit der Kraft, deren starke Wurzeln sein Vaterland umschloß, behandelte er rein menschliche Probleme durchaus international und durchaus diesem Charakter angemessen, auf deutschem, schweizerischem, englischem, französischem, spanischem Boden. „Tell", „Jungfrau von Orleans", „Maria Stuart" und „Wallenstein" sind die klassischen Zeugen für die Wahrheit dieses Satzes.

Während Goethe mit zunehmenden Jahren mehr und mehr philosophischer Abstraktion zuneigte und infolgedessen die Probleme des Mikrokosmos bevorzugte, arbeitete sich Schillers früh verzehrte Urkraft in die großen Fragen der Geschichte ein, mit jener lebendigen Individualität, welche ihm als Dramatiker das Gepräge gab. Geschichtsprofessor in Jena wurde er wahrhaftig nicht aus Lust zu archivalischen Forschungen. Seine Darstellung des Abfalles der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges sind durchaus keine Ergebnisse exakter Wissenschaft. Was ihn reizte, das war eine Art von Leidenschaft, in einzelnen Vorgängen oder Personen den Niederschlag und Reflex der großen Probleme der Menschheit zu sehen: Die individuelle Form des Schillerschen Pantheismus. Das gilt selbst von den beiden Antipoden unter seinen Musenkindern: Der „Jungfrau von Orleans" und der „Braut von Messina". Als Geschichtsprofessor hat Schiller seiner Wissenschaft keine neue Bahnen gewiesen; aber sie war ihm selber auch kaum mehr als das Substrat seiner Dramendichtung. Neben dem Balladendichter und Sänger des Liedes von der Glocke, ist es daher vor allem der Dramatiker Schiller, den unser Volk kennt und von dem es sich begeistern läßt in den Tagen geistiger Gesundheit. Nicht das Fragment des „Demetrius", sondern „Wilhelm Tell" vermittelt ihm die letzte Beziehung zu dem frühe scheidenden Dichter. Ob es wahr ist, daß sein Genius erst recht die Schwingen weitete zum höchsten Flug, als er todesmatt niedersinken mußte? Goethe mußte an der Schwelle des neuen Jahrhunderts schwer ringen, um die Elastizität der Jugend wiederzufinden für die zweite Periode des Lebens; unzählige andere hätten dabei den Erfolg nicht gehabt, welchen er seiner „realistischen" Eigenart verdankte. Für Schiller wäre eine Zeit des Niederganges viel verhängnisvoller geworden. Der verwundete Idealist erhebt sich nicht mehr zum gleichen Fluge wie vorher. Es ist kein froher Ausblick auf etwaige spätere und lange Jahre leidensvollen Schaffens, den uns Goethe im Epilog zur Glocke eröffnet:

„Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt."

Freuen wir uns des Schiller, wie er ist, wie er arbeitsfreudig lebte und leidensmüde, wenn auch nicht schaffensmüde, starb, des Mannes, der den hochstrebenden Sinn und auch das hemmende Leiden in sich trug und doch nicht zum Zarathustra wurde. Sein Einfluß auf das Volk mischt sich aus mehreren Elementen. Es bewundert den Dichter, es freut sich seines Wohlklangs, es findet das Beste seiner Natur wieder in seinen Helden, es kennt ihn als den Anwalt seiner Ideale. Und all das windet es zusammen mit der Liebe, die es in echt deutschem Empfinden der sympathischen und leidengeprüften Persönlichkeit seines Dichters zollt:

„Es ist ein alt gesprochen rat
mer wann vor hundert Jahren,
und wer nie laid versuchet hat
Wie mag der lieb erfahren."

Don Quijote.

Von Julius Schwab-Karlsruhe.

In den Tagen, da Deutschland sich anschickt, das Gedächtnis Schillers zu begehen, rüstet sich auch Spanien, ein Jubiläum zu feiern, das überall, wohin die europäische Kultur gedrungen ist, Widerhall finden wird. Dreihundert Jahre sind vollendet, seit der Don Quijote erschienen ist, „ein Buch für Weise und Männer, für alle Völker und Zeiten", der erste wirkliche Roman, und zugleich vielleicht das vollendetste Stilmuster dieses Literaturzweigs. Wie Janus, in die Vergangenheit und Zukunft schauend, steht der D. Q. an der Schwelle des modernen Schrifttums, rückwärts sieht er mit dem Lächeln des Spottes und der Satire, die über den Ungeschmack von mehr als zwei Jahrhunderten triumphiert, vorwärts blickt er mit herrschgewaltigem Antlitz, späteren Dichtern neue Pfade weisend. Damit ist gesagt, wie eine kritische Würdigung des D. Q. zu verfahren hat, um die ganze Bedeutung des Buches zu verstehen. Und wenn ein Werk tieferes Eindringen lohnt, ist es der D. Q. Wer freilich in dieser Geistesschöpfung nichts als eine Sammlung von Witzen und Schwänken sieht, wer den D. Q. nicht anders kennt als in der Kinderausgabe, wer durch die lustige Außenseite noch nichts wahrgenommen von dem ernsten, ja schwermütigen Gehalt, der möge diese Zeilen aus der Hand legen, für ihn sind sie nicht geschrieben.

Cervantes plante mit dem D. Q. ursprünglich nur die Ritterbücher zu verspotten. Sein Meisterwerk muß also an ihnen gemessen werden und wird in seinem äußeren Aufbau nur durch sie begriffen. Es ist also unerläßlich, ihre Art kurz zu schildern.

Der Inhalt jedes Ritterromans ist die Geschichte eines oder mehrerer fahrenden Ritter, die sich ausnahmslos durch ungeheure Stärke und unwandelbare Treue gegen die Dame ihres Herzens auszeichnen. Jedem steht ein Zauberer oder eine Fee zur Seite, die ihn schützt, ihn in Gefahren unsichtbar macht, oder andere fahrende Ritter zu seiner Hilfe herbeizaubert. Alle zählen aber auch Zauberer und Feen zu ihren erbitterten Feinden, die keine Gelegenheit, zu schaden unbenützt vorüber gehen lassen. Begleitet von ihren Schildknappen ziehen sie umher, und wo sie wissen, daß ein Abenteuer ihrer harrt, stürzen sie sich unbedenklich in Abgründe und feurige Seen und vertrauen sich selbst Zauberschiffen an, die aufs Geratewohl ins Meer hinaussegeln. Eine große Rolle spielen die Riesen, meist ungeschlachte Gesellen, und daß ein Ritter ihrer auf einen Streich gleich mehrere erlegt, kommt wohl auch vor. Hat aber einmal ein Ritter das Mißgeschick, selbst schwere Wunden davonzutragen, so hilft ihm der Wunderbalsam, den jeder bei sich führt. Auch ist in solchen Fällen meist eine Burg, mit Vorliebe eine verzauberte, in der Nähe, wo sich der Ritter von seinen Strapazen erholen kann, und wo das schöne Burgfräulein es nicht unter seiner Würde hält, den wunden Kämpen zu pflegen. Dabei schmachten sie sich an, oder wenigstens sie ihn, denn er wahrt seiner Dame wandellose Treue. Hat nun der Ritter genug gekämpft gegen Drachen, Riesen, Hexen und Zauberer, hat er genug Gefangene erlöst, verzauberte Schlösser und verwunschene

Prinzessinnen entzaubert, dann führt er endlich die Dame seines Herzens heim, die es gewöhnlich nicht unter dem Range einer Kaisertochter von Konstantinopel oder Trapezunt tut. Der Ritter wird König oder Kaiser und seine Söhne setzen das Handwerk des fahrenden Rittertums fort.

Alle diese Romane kamen im Gefolge des Amadis de Gaula auf, des ersten Ritterbuchs, dessen Autor Spanien und Portugal den ihren nennen, ein Streit, der hier nur erwähnt werden kann. Wie dem auch sein mag, sicher ist, daß der Amadis, bald von drei auf vier Bücher vermehrt und mit den Taten Esplandians, des Sohnes des Amadis, fortgesetzt, sich einen ungeheuren Leserkreis erwarb. Weil der Amadis der erste und beste Roman seiner Gattung ist, auf den der D. Q. zahllose Anspielungen enthält, und weil die übrigen Ritterromane nur nach dieser Schablone gearbeitet sind, verlohnt es sich wohl, seinen Inhalt kurz ins Auge zu fassen.

Amadis ist der Sohn der heimlichen Liebe des Königs Perion von Gaula (Wales) und der schönen Elisena, der Tochter des Königs Garinter von Großbritannien. In einem Weidenkörbchen auf dem Meere ausgesetzt, wird er von dem schottischen Ritter Gandales aufgefischt und in allen ritterlichen Künsten erzogen. Schon in seiner Jugend nimmt ihn die Fee Urganda in ihren besonderen Schutz auf, dessen er sich fortan immer erfreuen soll, während ihm in dem Zauberer Arkalaus ein erbitterter Feind ersteht. Zum Jüngling herangewachsen, kommt er an den Hof des Königs Languines von Schottland; hier trifft Amadis mit seinem Vater Perion zusammen, der seinen Freund Languines um Schutz gegen Feinde bittet, die in sein Land gefallen sind und empfängt von der Hand seines Vaters den Ritterschlag, ohne daß beide ihr nahes Verhältnis ahnen. Auch seine Dame und spätere Gattin Oriana, Tochter des Königs Lisuarte von Britannien, lernt er an Languines' Hofe kennen. Durch einen Zufall bringt Oriana Licht in die rätselhafte Abkunft des Junkers vom Meer, wie Amadis heißt, und sendet ihm die frohe Botschaft in Perions Heerlager, wo Amadis eben die Feinde geschlagen hat. Trotzdem läßt sich Amadis nicht lange von den glücklichen Eltern zurückhalten und zieht auf Abenteuer aus. Die bemerkenswertesten derselben sind das Zusammentreffen mit seinem als Kind geraubten Bruder Galaor, die Befreiung Lisuartes aus einer Verzauberung, und die Rettung der von Feinden hart bedrängten Königin Briolanja, die umsonst, in Liebe zu ihrem Retter entbrannt, ihm Hand und Krone anbietet. Soviele Treue ist aber doch nicht imstande, ihn vor Verdächtigungen bei Oriana zu schützen. Sie verbietet Amadis fürder vor ihr zu erscheinen, und trauernd zieht sich der Ritter für lange Zeit als Einsiedler in die Wildnis zurück. Endlich erkennt Oriana ihr Unrecht, ruft Amadis zurück, und er kommt eben noch recht, um Orianas Vater, Lisuarte, von seinem grimmigen Feind Cildadan zu erlösen. Aber wieder wird er verdächtigt, wieder zieht er auf Abenteuer aus, um seinen Schmerz zu vergessen. Großmütig wirft er bald neue Feinde Lisuartes nieder, jedoch abermals wird ihm Orianas Hand schnöde vorenthalten. Endlich nach neuem Zwist mit Lisuarte und neuen edelmütigen Taten gegen ihn gelangt Amadis ans Ziel.

Leider blieb der Amadis nicht das einzige Werk dieser Geschmacksrichtung. So sehr beherrschte er alsbald Geschmack und Leselust, daß man an Amadis allein nicht genug hatte. Es wäre ja unbillig gewesen, wenn die Nachkommen eines solchen Degens klanglos zum Orcus hinabgefahren wären, und so erschienen immer neue Fortsetzungen des Romans mit den Heldentaten seiner Abkömmlinge. Im spanischen Text sind zwölf dieser Bücher erhalten, in der französischen Uebersetzung noch mehr. Aber auch ins Italienische und Deutsche, ja selbst ins Hebräische wurden Uebertragungen veranstaltet. Von den vier ersten Büchern des Amadis allein kennt man von 1508—1587 im ganzen 23 in Spanien gedruckte Ausgaben. Manche mögen noch verschollen sein. Das sagt genug für ein Zeitalter, in dem die Buchdruckerkunst noch jung und unentwickelt war.

Bei dieser Beliebtheit der Ritterromane ist es nicht zu verwundern, daß allmählich eine neue Reckenfamilie auch etwas von den Lorbeeren der Amadise haben wollte. Die Palmerine und ihre Söhne betraten die literarische Arena, und auch sie brachten es auf eine ganze Anzahl von Büchern. Aber man

wollte immer noch mehr von dieſer ſonderbaren Leſekoſt und erfreute ſich bald auch an Rittern, die weder zu den Amadiſen noch Palmerinen gehörten; auch von ihnen kennt man noch viele. Selbſt geiſtliche Ritterbücher gab es, von äußerſt frommem Anſtrich, und ſolche waren es, die dem heiligen Ignatius von Loyola zuerſt ernſtere Bedenken brachten. Von den erſten Anfängen des Amadis hielten ſich dieſe Romane in ungeſchwächter Kraft und ſteigender Beliebtheit. Der Einfluß, den ſie übten, iſt geradezu unberechenbar. Im Verein mit dem blutſchäumenden Goldſtrom, der aus Amerika ins Mutterland floß, Spanien reich machte und der Arbeit überhob, führten die Ritterromane das ſpaniſche Volk in ein Traumleben und einen ſittlichen Marasmus hinein, der für Spaniens Größe verhängnisvoll wurde. Nicht als die Armada an den Klippen Englands in Trümmer ging, brach die ſpaniſche Großmacht zuſammen, ſondern ſie zerbröckelte allmählich in dem Maße, als die Tatkraft und Energie des ſpaniſchen Volkes über ſeiner Schlaraffenlektüre erlahmte. Daß der gute Kern und die moraliſche Tüchtigkeit des ſpaniſchen Weſens nicht an die Aufgabe gewandt wurde, den Beſitzſtand, den ruhmvolle Kriege, glückliche Heiraten und große Entdeckungen an die ſpaniſche Krone gebracht hatten, zu erhalten und zu mehren, daran trägt neben den entnervenden Wirkungen großer Reichtümer auch die Ritterliteratur ihr vollgerütteltes Maß von Schuld. Wer weiß, ob Spanien ſo tief geſunken wäre, wenn das Heilmittel gegen das Ritterfieber, der Don Quijote, früher erſchienen wäre? Das ſind keine Phantaſien. Die erlauchteſten Geiſter Spaniens erkannten das Verderbliche und Geiſttötende der Ritterbücher und erhoben ihre warnende Stimme. So der berühmte Humaniſt Vives, der große Theologe Melchior Cano und vor allem der ſelige Ludwig von Granada, der gefeiertſte Kanzelredner Spaniens. Aber ſie blieben unbeachtet. Auch die Schelmenromane, die im 16. Jahrhundert aufkamen und viele Leſer gewannen, waren doch nicht ſtark genug, die Ritterromane zu verdrängen oder auch nur in ihrer Beliebtheit zu erſchüttern. Man las ſie etwa, wie bei uns Karl May geleſen wird, heimlich, zwar mit Behagen, aber doch als eine höheren Geiſtern minder zuſagende Koſt. Konnte man doch, nach allgemeinem Urteil, ſeinen ſeinen Geſchmack nicht beſſer beweiſen als durch Würdigung und Wertung der Ritterliteratur. Ihr geſchraubter, bombaſtiſcher Ton galt als elegant und bürgerte ſich in der Konverſation ein. In den vornehmen Kreiſen ahmte man das Benehmen der Ritter nach, und ſtatt daß der Roman ein Bild des Lebens geweſen wäre, machte man das Leben zum Bild des Romans. So urteilt Braunfels, einer der beſten Kenner der ſpaniſchen Literatur, in der ſeiner Ueberſetzung des Don Quijote vorausgeſchickten, durchaus erſchöpfenden Einleitung, durch die es jedem anderen ſchwer gemacht wird, noch etwas Neues über den Gegenſtand zu ſagen. Auch mit der Duellwut und dem überſpannten Ehrbegriff des ſpaniſchen Adels ſtanden die Ritterbücher im engſten Zuſammenhang. In dieſem Stück wirken ſie, genau beſehen, noch heute nach. Denn unſer Duell iſt nicht ein Ueberbleibſel des mittelalterlichen Ordals, ſondern kam von Spanien über Frankreich zu uns. Es fehlte ſogar nicht an Leuten, die, noch im Hexen- und Zaubererglauben befangen, in den Amadiſen und Palmerinen geſchichtliche Wirklichkeit erkennen wollten. Wer ſich ausführlicher über den ungeheuren Einfluß der Amadisromane unterrichten will, ſei verwieſen auf das in ſeiner Art klaſſiſche Buch von E. Baret: De l'Amadis de Gaule et de son influence sur les moeurs et la littérature au XVIe et XVIIe siècle.

Endlich aber, um 1550, brach ſich auch in weiteren Kreiſen die Ueberzeugung Bahn, daß es ſo nicht weiter gehen könne. Karl V. erließ Verfügungen gegen die Ritterbücher. Aber er ſelbſt brachte es nicht über ſich, der Lektüre des Amadis und des Tirante zu entſagen, und das war männiglich bekannt. Im Jahre 1555 und dann 1558 baten die ſpaniſchen Landſtände wiederum um königliche Verordnungen gegen den Druck von Ritterromanen, dieſen Lügen- und Eitelkeitsbüchern, wie ſie dort genannt werden, die offenbaren Schaden anrichten. Jedoch was ſollen Geſetze und Paragraphen gegen Ideen und Geiſtesrichtungen! Die Sache ging noch 50 Jahre ihren gewohnten Gang weiter. Endlich ſchlug die befreiende

Stunde. Was die Edelsten der spanischen Nation, was Reichsstände und Erlasse umsonst angestrebt hatten, das vollbrachte ein Dichter, Cervantes.

Gewitzigt durch das Beispiel derer, die ihm vorangegangen waren in dem Bestreben, die Ritterliteratur in Verruf zu bringen, ließ er es sich nicht einfallen, auf dem Wege theoretischer Belehrung etwas erreichen zu wollen.

Die Einsichtigen seiner Nation hätten ihm recht gegeben und alles wäre beim alten geblieben. Mit genialem Scharfblick erkannte er als Heilmittel gegen das Geisttötende der Ritterromane die Lächerlichkeit und den Spott. Um die Ritter von den Thronen zu stoßen, die sie in unnahbarer Majestät seit mehr als zweihundert Jahren im Geschmack des spanischen Volkes innegehabt hatten, mußte er einen Narren an ihre Stelle setzen. Diese Aufgabe hat sich Cervantes im Don Quijote gestellt, und die Lösung trägt das Siegel der Genialität; sie erreicht mit den einfachsten Mitteln das Größte.

Cervantes stellt in seinem Roman einen ländlichen Junker von bescheidenen, wenn auch zufriedenen Verhältnissen dar, der über der maßlosen Ritterbücherlektüre zu der fixen Idee kommt, er sei berufen, das längst erloschene fahrende Rittertum wieder zum Leben zu erwecken. Er zieht also auf Abenteuer aus. Aber weil er in seinem Ritterwahn seine Träume gewaltsam in das tägliche Leben hineinsieht, kann es nicht ausbleiben, daß er mit der Wirklichkeit in Konflikt kommt, und jeder dieser Konflikte endet für den armen Ritter mit Spott und Prügeln. Absichtlich schuf Cervantes in den Abenteuern seines Helden Parodien auf beliebte und bekannte Szenen der Ritterbücher. Hier liegen natürlich Pointen, die dem in der Ritterliteratur weniger Bewanderten entgehen müssen. Aber für ihre Zeit wirkten sie und zwar so mächtig, daß seit dem Erscheinen des Don Quijote kaum noch ein altes Ritterbuch neu aufgelegt wurde. Verfaßt wurde gar keines mehr. Eine gewaltige Geistestat war vollbracht.

Warum wird aber der Don Quijote noch heute gelesen, von Leuten, die von dem unmittelbaren Anlaß des Romans kaum etwas wissen? Warum ließ Cervantes einen zweiten Teil folgen, da er doch mit dem ersten vollständig gesiegt hatte? Warum bewahrheitet sich an dem zweiten Teil nicht die so oft zu beobachtende Erscheinung, daß ein Dichter in seinem ersten Meisterwerk seine ganze Geisteskraft ausgießt und dann nichts Ebenbürtiges mehr schaffen kann? Gerade hier nämlich zeigt Cervantes seine ganze, unvergleichliche Kunst und Größe. Im ersten Teil ist die Phantasie feuriger, der Witz beißender, die Darstellung realistischer, im zweiten Teil ist alles edler, abgeklärter, die ganze Darstellung von griechischer Schlichtheit und Klarheit. Wie sich in der Mittagssonne des Südens fast das Auge verschließen muß vor so viel Glanz und Feuer, während die Abendsonne alles in wundersamer Farbenpracht zeigt, an der sich der Blick weidet, so ist es mit dem ersten und zweiten Teil des Don Quijote. Warum das alles? Die Antwort auf diese Frage gibt uns zu erkennen, weshalb der Don Quijote für die Zukunft des Romans maßgebend wurde und als vollendetes Muster an die Spitze dieser Stilgattung trat. Aber diese Antwort ist nicht so leicht.

Manche sagen, Cervantes habe unter den Gestalten Don Quijotes und Sancho Pansas den tiefen Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Poesie und Prosa allegorisieren wollen, und das mache das Buch so anziehend. Nein, sagen andere, nichts sei Cervantes ferner gelegen, als kahle Abstraktionen in seine Dichtung hineinzugeheimnissen. Er wollte eben unter den Gestalten seines Ritters und Knappen die Menschen darstellen, wie sie denken, fühlen und handeln, und dieses Allgemeinmenschliche, für alle Zeiten Gültige bringe uns den Roman innerlich so nahe. Beides steckt im Don Quijote, kein Zweifel. Aber daß der kernfrische, lebensunmittelbare Cervantes mit so feinen, weitschichtigen Motiven an sein Werk herangetreten sei, das mag einer glauben, der ihn nicht kennt. Ihm selbst unbewußt quoll all das aus den Tiefen seiner schöpferischen Kraft, nicht von Theorie und Reflexion heraufgeholt, sondern im Gefolge der innigen Liebe und Lust, die er je länger, je mehr seinem Helden zuwandte. Während er schrieb, wuchs ihm sein fahrender Ritter ans Herz, und es drängte ihn, seiner Charakterausgestaltung eine immer liebevollere Fürsorge zu schenken. Alles, was Don Quijote im Anfang

seiner Laufbahn tut, tut er aus Narrheit und widerlicher Prahlerei. Wenn er zu keinem anderen Zweck, als um die vermeintliche Stärke seines Armes zu zeigen, harmlose Reisende gewaltsam zum Geständnisse zwingen will, Dulcinea sei die schönste der Frauen und dafür Spott und Prügel einheimst, wenn er im Wahnwitz, ein großer Held zu sein, dessen bloßes Erscheinen allein schon zwischen zwei Heeren entscheidet, in eine Schafherde einfällt, die er für Kämpfer ansieht und wieder gehörig gebläut wird, so wirkt das rein lächerlich, und weiter wollte Cervantes für den Anfang auch gar nichts. Aber er bleibt nicht dabei. Don Quijotes Charakter ist ein trübe gärender Edelwein, der sich aufs schönste klärt und veredelt. Er fängt an, die Armen und Bedrängten zu schützen, nicht weil es so Brauch der fahrenden Ritter ist, sondern um der Sache selbst willen. Hat er vorher den Schwerpunkt seines Rittertums in den glänzenden Schluß verlegt, wo er die Krone erwartet, wie alle seine Vorbilder, so sieht er bald das, was allein dem Rittertum Wert verleiht, in dem edlen Streben, dem Unrecht zu steuern und den Notleidenden zu helfen. Die Prahlsucht des armen Hidalgo wird mehr und mehr reine, selbstlose Liebe zum Guten. Und wenn er mit allem Hochsinn und Edelmut wieder nur Prügel erntet, hat das Lächerliche schon einen tragischen Beigeschmack. Und wenn dieser Idealismus endlich so mächtig wird, daß auch die herbsten Erfahrungen ihn nicht davon zurückbringen, wenn er sich immer mehr als ganzer Mann zeigt und die schönsten Charaktereigenschaften offenbart, wenn er in allen seinen Reden ein reiches Gemüt, denkenden Geist und scharfblickendes Urteil verrät, wenn er das Bild eines vollkommenen Menschen bietet, der mit den herrlichsten Gaben geschmückt ist und sie alle in vollendetem Ebenmaße besitzt, das nur durch seine unselige Rittermarotte gestört wird, dann ist alles Lächerliche in tiefer Tragik versunken, denn an dieser Marotte geht der arme Ritter schließlich zugrunde. Von lachlustiger Neugier führt Cervantes den Leser zur Teilnahme, von der Teilnahme zu innigem Mitleiden. Der Dichter wußte aber auch, daß beim Fortschritt der Handlung sein Held der Sympathie des Lesers sich bemächtigen muß und bringt Don Quijote deshalb später nicht mehr in Lagen, in denen er mit Prügeln bedacht wird, sondern wo höchstens noch eine mehr oder minder peinliche Beschämung seiner harrt. Wenn also Cervantes auch nicht von Anfang bewußt darauf ausging, den Kampf des Idealismus mit dem Realismus zu zeichnen, so bringt es doch die ganze Anlage seiner Dichtung mit sich, daß der Held überall als der reine Idealist erscheint, der sich an den Ecken und Kanten der Tatsachen den Kopf blutig rennt und in seinem fieberhaften Hasten nach Dingen, die nun einmal über der Atmosphäre unserer Wirklichkeit draußenliegen, untergeht.

Der überall wehmütig durchklingende Grundton, daß zwischen dem, was wir wollen und unserem Können eine tiefe Kluft liegt, daß wir das Gute nicht richtig üben oder es auf falschen Wegen suchen, eine Erfahrung, die wir täglich mit Schmerzen machen, dieser Grundton bringt uns das Buch innerlich nahe und greift uns ans Herz, tausendmal mehr als eine noch so fein angeklügelte und darum frostige Allegorie. Ja, der Don Quijote enthält das Fazit dessen, was das lange Leben den immer irrenden Erdenpilger lehrt. Und weil er das Fazit des Lebens zieht, muß er eben auch ein Bild des Lebens sein, und damit wären wir bei denen angelangt, die den unverwelklichen Reiz des Don Quijote in seiner frischen, treuen Schilderung der Menschen, des Menschen überhaupt sehen wollen.

Gewiß ist, daß Cervantes ein großer Menschenkenner war, der seinem Zeitgenossen Shakespeare nichts nachgab. Das zeigen auch seine Novellen. Unsere Modernen, die so stolz sind auf ihren einzigen Vorzug, die Plastik und Schärfe der Charakteristik, bei Cervantes könnten sie noch alle in die Schule gehen und, nebenbei gesagt, besonders lernen, wie man den Schattenseiten des menschlichen Lebens ebensowenig aus dem Wege zu gehen braucht, wie sie, aber wie man ihnen nicht die erdrückende Obmacht einräumt, sondern wie man sie durch die Poesie überwindet. Cervantes' Figuren sind wahre, lebendige Gestalten, die nirgends nach Mache riechen. Von jeder meint man, sie schon einmal gesehen zu haben. Zunächst freilich wollte Cervantes spanische Menschen zeichnen und spanisches Wesen. So voll-

kommen iſt ihm das gelungen, daß man im Don Quijote eine ganze ſpaniſche Kulturgeſchichte des 16. Jahrhunderts mitbekommt. Und dieſe Kulturgeſchichte, die, wie unbeabſichtigt, zwiſchen den Zeilen herausſieht, iſt anſchaulicher als das gelehrteſte Werk über den Gegenſtand. Echt ſpaniſche Menſchen ſind der luſtige Wirt, die verſtändige Dorothea, die mädchenhafte, naiv hingebende Klara, der feinſinnige, weltgewandte Domherr von Toledo, das Herzogspaar, und wie ſie alle heißen, die zu den mannigfachſten Gemälden vereinigt ſind, die bald wie Pfeiler und Säulen den Bau der Handlung tragen, bald nur als zierliche Arabesken an der Außenſeite ſich hinranken. Aber ihnen allen gibt der Dichter genug des Allgemeinmenſchlichen mit, dem jeder ſich verwandt fühlt. Echte Spanier ſind vorab die Hauptfiguren. Don Quijote, von Tatendrang erfüllt, von begeiſterter Liebe zum Guten getragen, iſt der ſpaniſche Ritter der beſten Zeit, Sancho Panſa, munter, ſchalkhaft, bequem, aber bieder und herzensgut iſt der Manchaner Bauer, wie er leibt und lebt. Ganz beſonders aber fehlt der abenteuerliche Zug, der wie eine Queckſilberader in das Edelerz des ſpaniſchen Charakters eingeſprengt iſt, keinem von beiden. Es iſt darum gewiß nicht nur der nationale Stolz über den Weltruhm des unvergleichlichen Buches, daß dieſer Ritter und ſein Knappe in Spanien ſo populär ſind, auch beim Nichtgebildeten.

Aber darin iſt die Bedeutung dieſer Geſtalten nicht erſchöpft, beſonders iſt nicht erklärt, warum ſie auch dem Nichtſpanier innerlich ſo nahe ſtehen. Die Schärfe der Charakteriſtik, wie ſie bisher ſich zeigte, hätte auch ein Talent erreichen können. Aber der Genius verrät ſich darin, wie Cervantes, ohne theoretiſche Erwägung, ohne alle Schulung, es verſtanden hat, die Handlung auf die Charaktere zu ſtellen, alle Epiſoden aus ihnen heraus zu entwickeln und ſie auf den Helden zurückwirken zu laſſen. Eine beſondere Feinheit iſt es, daß jeder Charakter und jedes Ereignis ſozuſagen doppelt vorhanden iſt, einmal von der Alltagsſeite aus geſehen, ſo betrachten wir's, und nach rittermäßiger Auffaſſung, ſo urteilt Don Quijote darüber. Nie kann dabei die Spannung ermüden, denn bei den Kapricen eines Monomanen läßt ſich ja nie vorherſagen, wie die Löſung erfolgen wird. Iſt es ſchon erſtaunlich, wie alles aus den Charakteren mit organiſcher Notwendigkeit hervorgeht, ſo leuchtet darin gerade die höchſte Kunſt des Charakteriſtikers, daß der Ausgang jedes Abenteuers die ſtrenge Einheit des Hauptcharakters feſtigt, ihn weiter in ſeine fixe Idee hineintreibt, dem Bilde, das er ſich von ſeinem Berufe macht, ſtets neue Züge verleiht und ihn lehrt, welche Fehler er künftig vermeiden muß, welche böſe Zauberer noch zu überwinden ſind. Denn ſeine Niederlagen ſchreibt Don Quijote niemals der Kluft zwiſchen der Wirklichkeit und ſeinen Träumen zu, ſondern ſeinen Neidern, den Zauberern, oder im günſtigſten Fall mangelhafter Beobachtung der Ritterregeln. Dadurch wird auch die genial einfache Art möglich, wie Cervantes den Roman mit der feinſten pſychologiſchen Motivierung von innen heraus ſchließen läßt, ohne daß dabei die tolpatſchige Fauſt irgend eines äußeren Zufalls etwas dabei zu tun hätte.

So erſcheint das Buch anziehend, unendlich anziehend, ob man es vom höheren Geſichtspunkte der Kunſt, oder von dem gewöhnlicheren des Lebens aus betrachtet. Den naiven Leſer erfreut die Menge von Ereigniſſen und Geſtalten, die ſo reich ſind an ausgeſprochener und verborgener Weisheit, daß man ſich faſt in jeder Lage einen guten Rat im Don Quijote holen kann, der prüfende Beobachter aber verkoſtet noch darüber hinaus den intimen Reiz, in die Oekonomie und Werkſtätte eines Genius blicken zu dürfen, deſſen Scharfblick und Reichtum immer aufs neue in Erſtaunen ſetzt. Dieſe nicht mühſelig aufgeſtellte, ſondern mit dem ſicheren Takte des Genies gefundene Technik in der Führung der Handlung und Charaktere macht den Don Quijote zum Muſter des Romans für alle Zeiten.

Aber bei all dem war noch eine Klippe zu umſegeln. Ein bloß lächerlicher Held zerſtreut den Leſer und läßt ſeinen edleren Teil unberührt, Cervantes aber bietet noch unter dem Narrengewand des fahrenden Ritters und ſeines Knappen etwas, was den Leſer ſammelt und bereichert, indem er ſeine beiden Helden zu einem im tiefſten Grunde ihres Seins verbundenen Doppelweſen macht, die zuſammen das Bild des

Ewigmenſchlichen darſtellen. Und hier endlich ruht der tiefſte Reiz, den der Don Quijote auf uns übt und uns zwingt, in der Dichtung uns ſelbſt wiederzufinden.

Don Quijote und Sancho Panſa gehören zuſammen, wie Licht und Schatten. Don Quijote, der klug, fein und geiſtvoll über dieſes Daſein zu philoſophieren weiß, für ſeine Ideen lebt und ſtirbt, und deſſen ganzes Tun nichts anderes iſt als ein ſteter Kampf um hohe und ewige Güter, Sancho Panſa, der die Dinge nimmt, wie ſie eben ſind, ſich gutwillig in alles fügt, alles auf die leichte Achſel nimmt, luſtig in den Tag hinein lebt und in kerngeſundem Realismus alles, was ihm begegnet, an der im Sprichwort kriſtalliſierten Volksweisheit mißt: das ſind Geſtalten, die das geiſtige Leben jedes Volkes, nicht bloß des ſpaniſchen, umfaſſen und darſtellen, die ernſten, dem Abſtrakten zugewandten, nach Geiſtesſchätzen und Seelenglück ringenden, edleren menſchlichen Tätigkeiten ebenſowohl, wie das in ſich ſelbſt ruhende, ans tägliche Leben gebundene, im Augenblick aufgehende, naive und ewig heitere Volksgemüt. So ſteht der Ritter und ſein Knappe da, in großen Zügen und in kleinen Details. Darum kann niemand den Don Quijote leſen, ohne in den Hauptfiguren ein Stück von ſich ſelbſt zu finden, und das fühlt jeder, wenn er ſich auch nicht Rechenſchaft davon gibt. Kein Wunder, daß der Roman überall Heimatrecht errungen hat, daß wir die Helden verſtehen, daß wir Anteil an ihnen nehmen und daß ſie uns ans Herz wachſen.

Vergeſſen wir zu guter Letzt über der Gabe den Geber nicht, wie es leider ſeine Zeitgenoſſen taten. Nur ein Fürſt im Reich des Geiſtes konnte ſolch ein Werk ſchreiben, nur ein edler Menſch konnte ihm ſo viele anmutende Züge verleihen. Und wenn ſo oft Genie und Charakter einander nicht entſprechen, ſo braucht dieſer Gedanke uns die Lektüre nicht zu vergällen; es iſt wahr, was man aus dem Roman ſchließen muß: Cervantes ſteht nicht nur als literariſche Erſcheinung, ſondern auch in ſeinem ganzen arbeit- und kummerreichen Leben da als ein reines, edles und unvergleichlich ſympathiſches Menſchenbild.

Naturwiſſenſchaftliche Literatur.

Von Profeſſor Dr. J. Plaßmann in Münſter.

III. Anthropologie und Zoologie.

Hatten wir uns in den beiden erſten Berichten (vergl. Barromäus-Blätter II, 1, S. 4 ff.; II, 3, S. 43 ff.) mit Wiſſensgebieten beſchäftigt, die ohne Hinzuziehung metaphyſiſcher Fragen behandelt werden können, ſo iſt das bei der Lehre von den belebten Geſchöpfen im allgemeinen nicht mehr möglich, wenn man nicht bei der elementarſten Behandlung ſtehen bleibt. Die Fragen nach dem Urſprunge des Lebens, der Tierſeele, des Menſchengeiſtes drängen ſich gebieteriſch auf. Die weitere Frage, in welchem Umfange eine Deſzendenz innerhalb des Tierreiches, vielleicht mit Einbeziehung des Menſchen, angenommen werden darf, iſt neuerdings durch mehrere Veröffentlichungen in Fluß gekommen. Zuletzt iſt, da es ſich um Volk und Jugend handelt, immer noch zu fragen, ob es, auch abgeſehen von dogmatiſch-apologetiſchen Erwägungen, ratſam ſein kann, Bücher, die gewiſſe Dinge behandeln, einem unkritiſchen Publikum in die Hände zu geben. Uebertriebene Prüderie würde hier zur Folge haben, daß der Suchende ſeine geiſtige Nahrung anderswoher bezöge, wo man weniger eigen iſt. Aber beſtimmte Grenzen müſſen wir doch ziehen.

Auf eine auch nur relative Vollſtändigkeit iſt bei dieſem Berichte noch weniger als bei den älteren zu rechnen, da der Referent die in Rede ſtehenden Gebiete nur als Schulmann, nicht als Forſcher kennt. Doch werden die aufzuſtellenden Geſichtspunkte vielleicht auch zur Beurteilung anderer, dem Leſer dieſer Zeilen vor Augen kommender Veröffentlichungen nützen können.

Benzigers Naturwiſſenſchaftliche Bibliothek hat es, ſoviel wir wiſſen, bis jetzt auf drei Büchlein (je Mk. 1,50 in Leinenband) gebracht, die dem lernbegierigen Mann aus dem Volke ſowie der ſtudierenden Jugend (von Sekunda aufwärts) warm zu empfehlen ſind. Sie ſind ſämtlich von dem Benediktiner Martin Gander abgefaßt, und ihre Titel laſſen den Zuſammenhang erkennen: Die Erde, ihre Entſtehung und ihr Untergang. (154 S.) — Der erſte Organismus. (156 S.) — Die Abſtammungslehre. (176 S.) — Daneben kann auch noch Conſtantin Haſert, Antworten der Natur (5. Aufl.[1]), Graz, Moſer, 1903, 8°, 325 Seiten) als lesbares Volksbuch empfahlen werden. In dieſen Büchern wird auch, was gegenüber älteren katholiſchen Arbeiten zu loben iſt, betont, daß eine Deſzendenz in gewiſſem

[1]) Ob die im Text angeführten Auflagen immer die neueſten ſind, iſt fraglich. Wir zitieren nach den in unſerer Hand befindlichen Exemplaren.

Umfange sehr wohl annehmbar sei. Zur Vorbereitung auf Vorträge und Konferenzen wird die Apologie des Christentums auf dem Boden der empirischen Forschung von F. Duilhé de St.-Projet, deutsch von C. Braig (Freiburg, Herder, 1889, gr. 12°, LXXXXIII, 575 S.) noch immer sehr nützlich sein. Wer die großen Fragen der Menschheit, darunter auch die uns hier beschäftigende, lieber im Salonton, das Wort im besten Sinne genommen, behandelt sieht, wird zu Morawski-Overmans, Abende am Genfer See (Freiburg, Herder, 1904, 8°, VIII, 258 S., Originalband) greifen. Ueberhaupt bieten die philosophischen Werke, die wir hier aber ausschließen möchten, z. B. Titmann Pesch, Die Welträtsel, auch für diese Grenzfragen Material in Fülle. Wieder volkstümlich sind Diebolder, Darwins Grundprinzip der Abstammungslehre (2. Aufl., Freiburg, Herder, 1891, 12°, VII, 87 Seiten), sowie Schütz, Der Darwinismus und die Ergebnisse der Naturforschung (Selbstverlag, Schöntinde in Böhmen, ohne Jahreszahl, XV, 377 S.) und Bumüller, Mensch oder Affe (Ravensburg, Kitz, 1900, 8°; VI, 91 S.). Ein zusammenfassendes Werk zur Vorbereitung für den Apologeten ist wieder Gutberlet, Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwickelung (Paderborn, Schöningh, 1896, 8°, IV, 620 S.). Während die obengenannten populären Schriften fast alle die Möglichkeit der Deszendenz unter göttlicher Leitung zugeben, stellen die zwei Werke von Fleischmann dieselbe aus empirischen Gründen rundweg in Abrede, während der Verfasser, der bekanntlich von den Häckelianern sehr heftig befehdet wird, nicht auf christlichem Standpunkt zu stehen scheint, vielmehr als Kantianer mit einem großen Fragezeichen schließen muß. (Die Deszendenztheorie, Leipzig, Arthur Georgi, 1901, gr. 8°, VII, 274 S. Die Darwinsche Theorie. Leipzig, Georg Thieme. 1903, gr. 8°, VII, 402 S.) — Als gründlicher Spezialist besonders auf dem Gebiete der Hymenopteren-Kunde berühmt, ist P. E. Wasmann S. J. gleichzeitig bestrebt, zur Lösung der Deszendenzfrage, auf die man z. B. durch den Polymorphismus und die hohe Intelligenz der Ameisen fortwährend hingewiesen wird, mitzuwirken. Sein neues umfassendes Werk Die moderne Biologie und die Entwickelungstheorie (Freiburg, Herder, 1905; gr. 8°, XII, 324 S.; in Leinenband Mk. 6,20) ist uns nur im Prospekte zugänglich. Von seinen älteren Schriften, die soweit volkstümlich sind, wie bei wissenschaftlicher Behandlung überhaupt angeht, seien erwähnt: Instinkt und Intelligenz im Tierreich (2. Aufl., ebendort 1899, 8°, VIII, 121 S., geh. Mk. 1,60) und Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere (ebendort 1900, 8°, VII, 152 Seiten, geheftet Mark 2,00). Strenger wissenschaftlich ist sein polemischer Aufsatz Zur neueren Geschichte der Entwicklungslehre in Deutschland (Münster, Aschendorff, 1896, 8°, 101 S.), eine Sonderausgabe von Aufsätzen, die er in der Zeitschrift Natur und Offenbarung (daselbst) veröffentlicht hat. Daß diese Zeitschrift der Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben dient, daß ihr seit einigen Jahren die populärer gerichtete Monatsschrift Natur und Glaube Leutkirch, Bernklau) zur Seite steht und zuletzt auch der positiv-protestantisch gerichtete Naturforscher Dennert mit einem Organ Glauben und Wissen (Stuttgart, Kielmann) auf den Plan getreten ist, darf als bekannt gelten. Von P. Wasmanns älteren Sachen nennen wir noch den Trichterwickler (Münster, Aschendorff, 8°, VIII, 226 S., Mk. 3,60) sowie Die zusammengesetzten Nester und gemischten Kolonien der Ameisen (ebendort, 8°, VIII, 264 S., Mk. 4,00) als Bücher, die auch für den Unstudierten, wenn er nur einige Kenntnisse aus der zoologischen Systematik besitzt und an der Naturbeobachtung Gefallen findet, einen hohen Reiz haben werden. — Einem Grenzgebiete gehört P. Schanz, Das Alter des Menschengeschlechts (Freiburg, Herder, 1896, 8°, XI, 100 S., Mk. 1,60) an.

Aus der monistischen Literatur wollen wir von Häckels Welträtsein (Bonn, Emil Strauß) die vollständige Ausgabe (473 S., Mk. 8,—, geb. Mk. 9,—) und die gekürzte Volksausgabe (168 S., Mk. 1,—) für diejenigen urteilsfähigen Leser nennen, welche sich mit dem Gedankengange dieses philosophierenden Naturforschers vertraut machen wollen. Vor der Volksausgabe muß natürlich besonders gewarnt werden. Poetischer angelegt, dabei sehr kenntnisreich und überaus gefährlich ist W. Bölsche, ein sehr konsequenter Monist, der auch den Idealen der Kunst und Dichtung in dem großen Entwicklungskreise ihr Plätzchen anweist. Die drei Bände Liebesleben in der Natur (1898—1903) und das Werk Vom Baziltus zum Affenmenschen (1900; alles bei E. Diederichs in Florenz und Leipzig, gr. 8°) enthalten manche schöne und gefällige Darstellung aus dem Naturleben; daß alles im Lichte der Selektionslehre betrachtet wird, ist weniger schlimm, als der ausgesprochene Pantheismus, der in prächtiger Sprache vorgetragen wird. Von der Jugend, auch der ganz reifen, durchaus abgesehen, sind diese Schriften selbst für studierte Erwachsene eine bedenkliche Lektüre.

Die Anthropologie stellt ein sehr umfangreiches Gebiet dar, das gegen die Philosophie, Zoologie, Medizin, Völkerkunde, Jurisprudenz mehr oder weniger sicher abgegrenzt ist. Die

Verbreitung guter, streng sachlicher Schriften, die über Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers belehren, sollten wir uns angelegen sein lassen, und zwar ohne ängstliche Prüderie, wenigstens bei Erwachsenen. Ist es wahr, daß sich im katholischen Volksteil noch viel Pauperismus mit den Begleiterscheinungen der unzweckmäßigen Lebensweise findet, ist es ferner wahr, daß auf der anderen Seite die der Sozialdemokratie anheimgefallenen ärmeren Volksklassen hierdurch vielfach zu einem an sich löblichen, auch auf die Lebenshaltung zurückwirkenden Selbstbewußtsein erwachen, dann sollten wir vor allem nicht zurückstehen, um nicht allerhand naheliegende Vorwürfe einzuheimsen. Ein ausgezeichnetes Werkchen, gleich brauchbar für den Familienvater, den Verwaltungsbeamten, den Lehrer und Seelsorger, ist das Gesundheitsbüchlein, bearbeitet im Kaiserlichen Gesundheitsamte (10. Auflage, Berlin, Julius Springer, 1904, kl. 8°; X, 266 S., kartonniert Mk. 1,—, in Leinenband [vorzuziehen!] M. 1,25). Es gibt über Nahrung, Kleidung, Wohnung, Beleuchtung, Entfernung des Abfalls usw. erschöpfende Auskunft. Von guten älteren Monographien seien genannt: R. Handmann, S. J., Die menschliche Stimme und Sprache (Münster, Aschendorff, 1887, gr. 8°, VI, 230 S.) als ein Werk, das namentlich über die Bildung der einzelnen Laute noch immer Wertvolles enthält; Perlia, Leitfaden der Hygiene des Auges (Hamburg und Leipzig, L. Voß, 1893, 8°, 138 S.). Gute anatomische Abbildungen werden von dem Schreiberschen Verlage zu Eßlingen zu mäßigem Preise herausgegeben: Ebenhoech, Der Mensch in zerlegbaren Abbildungen, Mk. 1,50. Ergo, Der Kopf des Menschen in zerlegbaren Abbildungen, Mk. 2,50. Securio, Das Auge und Werner, Das Ohr des Menschen, beides in zerlegbaren Abbildungen, je Mk. 2,00. Aus der Sammlung Göschen ist noch Rebmann, Anthropologie als einwurfsfrei zu nennen. — Bücher, die Spezialgebiete der Lehre vom Menschen behandeln, sind hier im allgemeinen auszuschließen. Eine bekannte, angeblich wissenschaftliche Literatur richtet unendlichen Schaden an. Prospekte der schlimmsten Sachen werden an Volk und Jugend massenhaft versandt. Doch haben Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt, daß den Herren Pornographen sehr wohl mit dem Staatsanwalt beizukommen ist, wenn man nur resolut zufaßt, und alle Beweisstücke, einschließlich Poststempel, sorgfältig aufhebt. Auf einiges nicht sofort Erkennbare denken wir in einem späteren Artikel zurückzukommen. Ein kleines interessantes Spezialgebiet der Menschenkunde ist die Graphologie. Für studierte Erwachsene belehrend sind: Preyer, Zur Psychologie des Schreibens, mit zahlreichen Textbildern und Tafeln (Hamburg, Leopold Voß, 1895, gr. 8°, 230 S.) und Crépieux-Jamin, Handschrift und Charakter (Leipzig, Paul List, 1902, 8°, VIII, 558 Seiten). — Finlay S. J., Der Hypnotismus (Aachen, Barth, 1892, 8°, 61 S.) behandelt ein anderes Spezialgebiet vom christlichen Standpunkte aus.

Zoologische Bücher und Zeitschriften sind wieder mit Vorsicht aufzunehmen. Brehms Tierleben, über dessen Wert und Unwert hier kaum etwas zu sagen ist, hat in neuerer Zeit zwei Konkurrenten bekommen. Die drei Bände Tierleben der Erde von W. Haacke u. W. Kuhnert (Berlin, M. Oldenbourg, Mk. 50,— in Leinen, Mk. 57,— in Halbfranz) sind bis auf einzelne Stellen so gehalten, daß wir sie dem gereiften Erwachsenen in die Hände geben können; vorzüglich eignen sie sich zur Vorbereitung auf den Unterricht, und die zahlreichen und prächtigen Bilder von Kuhnerts Hand können im Familienkreise gezeigt werden. Das zweite Werk, W. Marshall, Die Tiere der Erde (Deutsche Verlagsanstalt; 50 Lieferungen zu 60 Pfg.) ist noch im Erscheinen begriffen. Die Bilder können natürlich den soeben genannten nicht gleichwertig sein; sie sind aber gut gewählt, und besonders ist zu loben, daß von wichtigeren Tieren mehrere Aufnahmen geboten werden. Der Verfasser liebt, hier und da humoristisch zu schreiben. Ueber seine Stellung zur Deszendenzlehre wird man sich so recht nicht klar. Auch seine älteren Werke, wie Die deutschen Meere und ihre Bewohner (Leipzig, Twietmeyer, 1895) verraten, und zwar in noch höherem Grade, die Neigung zu mehr oder weniger passenden Scherzen. Das ist zu beachten, wo es sich um einfachere oder jüngere Leser handelt. Indem wir von größeren zoologischen Werken noch Landois, Westfalens Tierleben (Paderborn, Schöningh, unseres Wissens 3 Bände über Säugetiere, Vögel und niedere Wirbeltiere) nennen, das Erwachsenen ruhig in die Hand zu geben ist, gewinnen wir den Uebergang zu kleineren und wohlfeiler gehaltenen Werken. Dalitzsch, Tierbuch (Mk. 6,50) und Pflanzenbuch (Mk. 6,—) sind bei Schreiber in Eßlingen erschienen, gut geschrieben und mit bunten Textbildern sehr ansprechend ausgestattet. Sie sind für das Volk, das Pflanzenbuch auch für die Jugend zu empfehlen. Aus demselben Verlage nennen wir, wieder nur als Volksbuch, Lampert, Bilderatlas des Tierreiches, wovon unseres Wissens die Bändchen „Säugetiere" und „Vögel" (je 4 Mk.) erschienen sind. Lutz, Wanderungen in Begleitung eines Naturkundigen (Stuttgart, C. Hoffmann, 1899, 8°, 475 S., gebd. etwa 5 Mk.) sind ein herziges, ganz einwurfsfreies Buch für Volk und Jugend; etwas schulmäßiger und auch sehr anregend sind die Streifzüge durch Wald und Flur,

von B. Landsberg (Leipzig, Teubner 1895, 8°, 193 S.). Beide Schriften nehmen auf Tier- und Pflanzenwelt gleiche Rücksicht. — Haacke, Bau und Leben des Tieres (Leipzig, Teubner 1899, gebunden Mk. 1,15, Sammlung aus „Natur und Geisteswelt") behandelt auch die Sexualia eingehend, aber mit sachlichem Ernste. — Der Vogelwelt sind zahlreiche mehr oder weniger volkstümliche Schriften gewidmet. Altum, Der Vogel und sein Leben (7. Auflage, Münster, H. Schöningh, 1903, 8°, 287 Seiten) trägt den Stempel der Klassizität; ein herrliches Volksbuch, für den Kundigen mehr. — A. Voigt, Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen (Berlin, R. Oppenheim, 1894, Taschenformat, 213 Seiten) wird Naturfreunden noch immer willkommen sein. — Köhler, Nützliche Vogelarten und ihre Eier (E. Köhler, Gera-Untermhaus, 61 Seiten, mit farbigen Tafeln) würden wir trotz der auf dem Deckel vermerkten „Regierungs-Empfehlungen" der halbwüchsigen Jugend nur mit Bedenken in die Hand geben, weil das Büchlein, weit entfernt, der Neigung zum Nester-Ausnehmen zu steuern, sie wohl noch fördern würde. Bei größeren Knaben ist wohl kein so großes Bedenken mehr. — L. Scheid, Vögel unserer Heimat (Freiburg, Herder) ist ein gutes Buch für die Jugend. — Ant. Reichenow, Die Kennzeichen der Vögel Deutschlands. Mit erläuternden Abbildungen (Neudamm, J., Neumann, 1903, 8°, 150 S., Mk. 3,—) wird da, wo man eine Sammlung anlegen oder ordnen will, von Wert sein. Die sehr umfangreiche Literatur über Ziervögel kann hier nur erwähnt werden. Ruß, Die fremdländischen Stubenvögel (Magdeburg, Creutz) ist das bekannteste Werk; es ist in einer kurzen Volksausgabe (6, gebd. 8 Mk.) und in einer sehr eingehenden und kostspieligen (über 120 Mk.) ausführlicheren Ausgabe zu haben. Man kann das Halten von Vögeln u. a. Wirbeltieren zum Vergnügen im ganzen da empfehlen, wo die Verhältnisse die Ausgabe und den Zeitaufwand gestatten; der Jugend aber doch nur in ganz mäßigem Umfange, wegen des großen Zeitverlustes und noch aus anderen Gründen. So ist ihr diese Art der Literatur im ganzen auch wohl vorzuenthalten. Als sehr reichhaltiges, wertvolles älteres Werk für Erwachsene sei noch registriert: J. M. Hinterwaldner, Wegweiser für Naturaliensammler. (Wien, A. Pichler Wwe. & Sohn, 1889, gr. 8°, 663 Seiten.)

Bach, Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur (9. Aufl., Köln, Bachem, 1899, 8°, 2 Bde.) sind ein alter Liebling des katholischen Publikums. Daß sie zunächst für die reifere Jugend bestimmt sind, ist zu unterstreichen. Herr Oberlehrer Borgas, dem man die vorliegende Bearbeitung verdankt, hat auch die schönen C. Bertholdschen Darstellungen aus der Natur (mir nicht zugänglich) neu (ebendort) herausgegeben.

Das letzte Werk des um den zoologischen Unterricht hervorragend verdienten Hermann Landois, Das Studium der Zoologie mit besonderer Rücksicht auf das Zeichnen der Tierformen (Freiburg, Herder, 1905, gr. 8°. XX., 800 Seiten, Mk. 15,—, geb. 16,40) ist zwar zunächst für Studierende des Faches bestimmt, daneben aber auch für jeden gründlicher unterrichteten Naturfreund brauchbar. Die bekannten Schulbücher von Kraß und Landois (ebendort), nämlich drei Bücher, Der Mensch und die drei Reiche der Natur und drei ausführlichere Lehrbücher für den Unterricht in der Naturbeschreibung nennen wir hier, weil der Anschaffung dieser reich illustrierten Werkchen auch für Volksbibliotheken eigentlich nichts im Wege steht. — Karl J. Steiner, Die Tierwelt nach ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Literatur, in Sprichwort und Volksfest (Gotha, Thienemann, 1891, 8°, 324 S., Mk. 4,20, geb. Mk. 5,—) bietet viel anregendes Material, besonders auch dem Volksschullehrer zur Vorbereitung auf den Unterricht, ist aber mit Vorsicht auszuleihen.

Bei allen zoologischen Neuerscheinungen hat man gewissenhaft zu prüfen, ob die Grenze zwischen Mensch und Tier gehörig innegehalten ist, ob keine abfälligen Bemerkungen über den biblischen Schöpfungsbericht und allgemein über die christliche Weltanschauung zu finden sind. Werden die Bedingungen der Vermehrung der Tierwelt in dem Buche gestreift, so wird eine ernste, sachliche Behandlung willkommen sein, und das Buch kann dann, abgesehen von sonstigen Fragen, dem gereiften Leser empfohlen werden. Jede sentimentale oder humoristische Behandlung muß aber ausgeschlossen sein, weil sie die Menschenwürde verletzt. Altums oben erwähntes Buch zeigt, wie man die Sache einrichten soll.

Botanik, Länder- und Völkerkunde werden uns ein andermal beschäftigen.

Ein Wort an die katholischen Verleger und Schriftsteller.[1])

Von P. Sontag-Breslau.

Es ist eine traurige Wahrheit, daß die katholische Literatur immer und ewig am Lesermangel krankt. Mag man diese Erscheinung auf die sogenannte Inferiorität unserer Literatur zurückführen, oder mag man diese wieder als eine

[1]) Diese hier wiedergegebenen Anschauungen stammen aus der Feder eines Mannes, der für die Verbreitung guter Lektüre unter dem Volke eifrig tätig ist. Wir

Folge eben der geringen Unterſtützung von ſeiten des Publikums hinſtellen — die Tatſache bleibt beſtehen. Hier auf Abhilfe zu ſinnen, iſt für jeden eine ernſte Pflicht, der in dem weitverbreiteten unchriſtlichen und unſittlichen modernen Schrifttum einen Hauptgrund oder ein Förderungsmittel des materialiſtiſchen, gottabgewandten Sinnes der breiten Volksſchichten erkennt. Daher regt es ſich denn endlich auch in unſerem katholiſchen Volkstelle, um einerſeits durch möglichſte Hebung der Schriftwerke nach Inhalt und Ausſtattung, anderſeits durch den Sortiments-Buchhandel wie durch Kolportage, durch den Borromäusverein, durch katholiſche Leih- und Volksbibliotheken und Leſezirkel, die ſchlechte Literatur zu verdrängen und dadurch die offene Wunde unſerer Zeit heilen zu helfen.

Den vereinten Anſtrengungen vieler iſt es nun in der Tat gelungen, eine ihrem künſtleriſchen Gehalt wie ihrem Aeußern nach recht beachtenswerte katholiſche Literatur zu ſchaffen, die den Vergleich mit entſprechenden Werken unchriſtlicher Art nicht zu ſcheuen braucht. Viele Schwierigkeiten macht dagegen ihre Verbreitung im Volke. Dieſes befriedigt ſein Leſebedürfnis viel zu wenig durch Kauf von Büchern. Seit faſt 60 Jahren wirkt nun der Borromäusverein in Deutſchland und weit über ſeine Grenzen hinaus, und Hunderttauſende guter Bücher ſind durch ihn ſchon in die Familien gekommen, die ſonſt nie daran gedacht hätten, ſich die betr. Bücher beim Buchhändler zu kaufen. Millionen von Menſchen aber kennen den Verein noch nicht oder ſcheuen ſich, einzutreten und laſſen ſich höchſtens durch einen Kolporteur oder durch den vielverſprechenden Titel eines billigen, in irgend einem Schaufenſter ausgeſtellten Buches zum Kaufe verlocken.

Wie kann der Käufer wiſſen, daß er ein ſchlechtes Buch kauft? Der Händler aber empfiehlt ein Buch nicht wegen ſeiner Güte, ſondern wegen des Nutzens, den es ihm bringt, und es iſt eine bekannte Tatſache, daß der Zwiſchenhändler an einem guten Buche weniger verdient als am Schunde. Wenn daher einesteils der Borromäusverein weiter und weiter verbreitet werden muß, ſo muß doch anderenteils die gute Volksliteratur konkurrenzfähig neben die ſchlechte treten, ſo daß auch ſie imſtande iſt, durch ihre Eigenart den Händler zum Anpreiſen, die Leute zum Kaufe zu reizen. Auch vom Feinde kann man lernen, warum ſollte uns die weitverbreitete Schundliteratur nicht auch einige Fingerzeige geben?

Eine Nachahmung der Hauptleigenſchaft des ſchlechten Buches, der oft ſchlüpfrige, die Sinne aufregende Inhalt kann allerdings ganz und gar nicht in Betracht kommen; die katholiſche Volksliteratur muß rein und klar wie Kriſtall ſein und bleiben! Etwas anderes aber könnte uns vielleicht die Praxis lehren. Der Schundliteraturverleger kennt ſein Publikum. Er weiß, daß es *viel — intereſſanten Stoff — für wenig Geld* haben will. Es gibt Bücher, die für 20 Pfg. dicker ſind als z. B. ein Doppelbändchen der „Volksbücherei" zu 40 Pfg. Freilich täuſcht ſich der Käufer oft, da ſowohl das dicke Papier als auch die vielen Blätter Reklame am Ende des Buches — manche ſind ſogar mit ganzen Seiten Reklame aller Art durchſchoſſen — mehr Leſeſtoff, als vorhanden iſt, vermuten laſſen. Indem der Verleger dieſer Sachen die Reklame gewinnluſtiger Geſchäftsleute in ſeine Dienſte ſtellt, iſt es ihm möglich, ſeine Bücher dickleibig und ungeheuer billig herzuſtellen und abzugeben, ſowie den Händler oder Kolporteur durch große Gewinnanteile zu intereſſieren. Könnte *dieſer* Kunſtgriff nicht ein wenig nachgeahmt werden? Selbſtverſtändlich iſt es ja nicht angängig, den *Text* durch Inſerate zu unterbrechen, aber die *letzten Blätter* faſt aller Bücher werden ſchon jetzt durch Empfehlungen von Werken des eigenen Verlages eingenommen. Andere Annoncen aufzunehmen — von Wäſche, Uhren, Muſikinſtrumenten, Magentropfen, Handelsſchulen uſw. — erſcheint ja vielleicht manchem auf den erſten Blick bedenklich, weil ungewohnt. Wenn man jedoch überlegt, daß die meiſten Zeitſchriften derartige Reklame benutzen, und die Kalender allgemein eine Unmenge Reklameblätter haben, ohne daß ihnen dadurch der Stempel der Minderwertigkeit aufgedrückt wird, daß ſie aber dadurch zu einem ſo unglaublich billigen Preiſe verkauft werden können und eine ſo große Verbreitung finden; wenn man erwägt, daß ein Buch durch ſeinen *Inhalt*, nicht aber durch ſeinen *Annoncenteil* (ſofern dieſer anſtändig iſt) geadelt oder zur Schundware herabgedrückt wird; daß es endlich das einzige anſtändige Mittel ſein dürfte, den Zwiſchenhändlern einen höheren Nutzen abzuwerfen: dann dürfte der Gedanke vielleicht nicht mehr ſo abſurd erſcheinen. Es gilt aber, *mit allen erlaubten Mitteln* die ſchlechte Literatur zu verdrängen, was — nebenbei bemerkt — auch zur Schöpfung einer guten Kolportage-Roman-Literatur führen muß.

Eine andere Eigentümlichkeit der ſchlechten Literatur iſt der lockende, anziehende, häufig myſteriöſe Titel eines Buches. Der Schundverleger beachtet den Hunger des Volkes nach aufregendem, ſpannendem, geheimnisvollem Stoffe und richtet ſich danach, und ſo kann er denn 100 gegen eins wetten, daß das Volk — *wenn* es kauft — ein Buch mit dem Titel „Die

---

geben ſie unverkürzt wieder, weil ſie in ihrer Art *charakteriſtiſch* ſind und uns Veranlaſſung geben, demnächſt auf die Frage der Verbreitung guter Volksliteratur durch Volksbibliotheken und Kolportage zurückzukommen, die auch in Nr. 247, 265 A, 293 u. 337 der Köln. Vztg. 1905 angeſchnitten wurde. Vorerſt ſei zur Orientierung bemerkt, daß wir nicht in allweg die Anſicht des Verfaſſers teilen. Die Redaktion.

geheimnisvolle Bettlerin", oder „Ein dunkles Rätsel" oder „Der Mann mit der roten Maske" usw. vorziehen wird einem andern mit dem nichtssagenden Titel „Feldblumen" oder dgl., mag ersteres zehnmal von einem unbekannten Kolportageromanschreiber und letzteres von dem berühmten Adalbert Stifter sein. Der Buchhändler ist Geschäftsmann und richtet sich nach dem Publikum, das gewöhnliche Publikum aber wird ein unbekanntes Buch nur nach dem Aeußern, besonders auch nach dem Titel beurteilen — und kaufen.

Der Verleger der Schundware würde mit den in die Welt gesandten Prospekten seiner Schriften nicht sehr großen Erfolg haben. Deshalb schickt er seine Reisenden zu kleinen Buch- und Papierhändlern. Ueberredung macht viel, manchmal alles. Der kleine Händler wird nicht säumen, sich die dicken, billigen Bücher mit den „schönen" Titeln anzuschaffen und auf seinem Ladentische oder im Schaufenster auszustellen, versprechen sie ihm doch Käufer, d. h. sicheren Gewinn. Noch sicherer ist freilich die Spekulation auf die Bequemlichkeit des Publikums, das am ehesten kauft, wenn ihm die Ware ins Haus gebracht wird.

Darum auch wandern seit Jahrzehnten die Schundschriftenkolporteure durch die Lande, durch Städte und Dörfer, und jedermann weiß, daß ihre Erfolge nicht gering sind. Wenn man daher gottlob jetzt auch auf katholischer Seite anfängt, diese Art des Bücher- und Schriftenvertriebs nachzuahmen, so dürfen wir überzeugt sein, daß dies klug ist. Aber auch hierbei ist derselbe Uebelstand zu bemerken: die zu verschleißenden guten Schriften sind — wenn auch billig — doch im Vergleich zur Schundware zu dünn und ihre Titel sind nicht zugkräftig genug. Besonders schwere Arbeit haben die Kolporteure der Bücher und Zeitschriften mit katholischer Fahne. Diese „Katholische Welt" und „Katholische Warte" und „Katholisches Sonntagsblatt" und „Katholisches Familienblatt" und die „Marienblüten" und die „St. Antoniusstimmen" und „St. Joseph" und „Die Stadt Gottes", oder „Die Welt" mit dem Untertitel: „Katholisches Familienblatt" usw. wirken auf einen großen Teil desjenigen Publikums, das es zu erobern gilt, wie das rote Tuch auf einen Stier. Es ist unendlich schwer, durch Kolportage die katholischen Schriften in ihrer jetzigen Gestalt unter die Leute zu bringen. Während irgend ein Schauerroman oder nichtkatholische Zeitschriften wie „Die Wache", „Der Tag", oder „Das Buch für Alle" oder „Daheim" von dem Kolporteur von Tür zu Tür getragen werden können, kann er naturgemäß — will er sich nicht zwecklos die Zeit versäumen — unsere katholischen Blätter nur in katholischen Familien anbieten. Dies setzt aber in Orten mit gemischter Bevölkerung den Besitz der betreffenden Adressen voraus, verursacht mühselige Laufereien, um die zerstreut wohnenden Katholiken in den einzelnen Häusern aufzusuchen, und hat selbst dann oft lange nicht den entsprechenden Erfolg: Selbst sonst gutgesinnte Katholiken scheuen sich vor fromm betitelten Schriften und weisen den Boten mit der Bemerkung ab: „Ach, so etwas Frommes lesen wir nicht!" Wieder andere schämen sich, vor Andersgläubigen solch fromm betitelte Schriften sehen zu lassen und abonnieren lieber auf ein nichtkatholisches Blatt ohne einen derartigen Titel.

Aus diesen Betrachtungen heraus möchte ich den katholischen Schriftstellern als erste und grundlegende Bedingung für weitere Verbreitung ihrer Schriften die Bitte ans Herz legen: Gebt euren Geisteskindern zugkräftige Namen und vermeidet nicht nur im Haupttitel, sondern überhaupt auf der Titelseite die katholische bezw. christliche Fahne. Die Verleger aber wollte ich fragen: Ist es für sie nicht angängig, ihren Verlagswerken durch irgend ein Mittel, Aufnahme von Inseraten oder auf andere Weise, ein voluminöseres Aussehen zu verleihen? Könnten sie nicht ferner billige, mit zugkräftigem Titel versehene Literatur den kleinen Buch- und Papierhändlern durch Reisende anbieten?

Sollten diese Gedanken praktisch nicht ausführbar sein, so würde ich mich doch glücklich schätzen, wenn der eine oder der andere durch sie zum Nachdenken über diese, meiner Meinung nach wichtigen Fragen veranlaßt würde. — Was nützt die Medizin in der Apotheke? Was nützen gute Bücher im Laden des Buchhändlers, wenn sie nicht gekauft werden?

Der christliche Zeitschriftenverein.

Ueber die Organisation dieses protestantischen Büchervereins ist im Jahrgang I, Nr. 4 (S. 71) und Nr. 6 (S. 109 ff.) der Borromäusblätter ausführlich berichtet worden. Deshalb seien hier nur die Fortschritte notiert, die der Verein im Jahre 1903 gemacht hat. Nach dem im Juli 1904 erschienenen Jahresbericht pro 1903 ging die Entwicklung folgendermaßen vor sich:

1. Die Zahl der Abonnenten für sämtliche vom christlichen Zeitschriftenverein herausgegebenen Blätter stieg von 702 194 im Vorjahre auf 705 692 im Berichtsjahre.

2. Die Kotenverbreitung wurde so rührig betrieben, daß im ganzen 706 000 Exemplare abgesetzt wurden, gegen das Jahr 1902 ein Mehr von 47 200 Stück.

3. Aus dem Verlage der Schriftenvertriebsanstalt kamen 82730 Bände zur Verbreitung (28 031 mehr als im Vorjahr), die sich auf die einzelnen Literaturzweige also verteilen: Neue Volksbücher 15 494, Volksnovellen 2352, Volksromane 3037, Kindergarten 38 990, Jugendbibliothek 15 063, Kolorierte Jugendschriften, Märchen- und Seemannsbücher 4988, Tiergeschichten und Fabeln 1277, Perlguckelchen und Weismäuschen 477, von Goßtor: Ein Sack Nüsse 68, Biblische Geschichten 2692, Hundertbilderbibel 104, Weihnachts- und Ad-

ventsbücher 526, Geschenkliteratur 1065, Religiöse Broschüren 628, verschiedene Schriften, patriotische Broschüren und Festaufführungen 1969.

4. Bezüglich der Gründung van Volksbibliotheken, an welche 46 896 Bände im Werte von 38 673 M. abgegeben wurden (12 670 Bände mehr als im Vorjahr), teilt der Jahresbericht folgendes mit:

„Wenn unsere langjährigen Bestrebungen auf diesem Gebiete nunmehr die gewünschte Beachtung in weiten Kreisen gefunden haben, so danken wir dies in erster Linie dem Vertrauen und dem freundlichen Entgegenkommen der Königlichen Behörden, der Herren Geistlichen und Lehrer. — Neben verschiedenen Kreiswanderbibliotheken, die 2000 Bände und mehr umfaßten, wurden wir mit der Einrichtung zahlreicher ländlicher und städtischer Volksbibliatheten betraut. Eines ganz besonderen Aufschwunges erfreut sich unser Zentralverein für Gründung van Volksbibliatheken, der seinen Mitgliedern gegen einen mindestens 4 Jahre zu zahtenden Jahresbeitrag von nur 6 M. sofort beim Eintritt als Eigentum eine sorgfältig ausgewählte Bibliothek van 50 Bänden liefert, die, so lange die Mitgliedschaft aufrecht erhalten wird, von 4 zu 4 Jahren um weitere 50 Bände erweitert wird. Nachdem wir die bisher herausgegebenen Sammlungen des Zentralvereins revidiert und ergänzt haben, versandten wir im verflossenen Herbst ein kurz gefaßtes Flugblatt über die Ziele des Zentralvereins, dem das Verzeichnis seiner 12 neu zusammengestellten Sammlungen zu je 50 Bänden, und zwar je 4 für ländliche, für städtische Verhältnisse und für Jugendbibliotheken beigefügt war. Der Erfolg war überraschend; traten doch in dem kurzen Zeitraum von 6 Wochen mehr als 300 neue Mitglieder dem Zentralverein bei, worunter sich namentlich viele Gemeinden befanden."

Ganz besanders war der christliche Zeilschriftenverein jedach bemüht, die Eisenbahnbediensteten mit Literatur zu versorgen. In zuvorkommendster Weise teilte mir das Direktorium des Vereins mit, daß in der Schriftenvertriebsanstall erscheinen:

1. die Monatsschrift für den „Allgemeinen Verband der Eisenbahnvereine der preußisch-hessischen Staatsbahnen und der Reichsbahnen", in einer Auflage von mehr als 313 900 Exemplaren, die jedes Mitglied des Verbandes erhält;

2. die illustrierte Wochenschrift „Die Eisenbahn" in einer Auflage von rund 80 000 Exemplaren;

3. der „Eisenbahner", ein Kalender für Eisenbahnbeamte, Auflage pro Jahr 1905: 130 000 Exemplare.

Außerdem hal der christliche Zeitschriftenverein ein Büchlein herausgegeben: „Fachlilteratur und empfehlenswerte Werke für Eisenbahnbüchereien", das von einem hohen Eisenbahnbeamten geprüft und gebilligt worden ist und die Anerkennung des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeilen gefunden hat. Die Königlichen Eisenbahndirektionen haben zum weitaus größten Teil Veranlassung genommen, eine größere Anzahl Hefte zu bestellen, um ste nachgeordneten Behörden zu empfehlen.

Der erste Teil des Büchleins besteht in einem Katalog der „Eisenbahn-Fachliteralur" und „Empfehlenswerter Werke für Eisenbahnbüchereien", der zweite Teil erteilt „Ratschläge für die Verwaltung von Vereinsbüchereien". In dem Vorwort des Heftchens ist sehr schön gesagt:

„Solche Büchereien (für Eisenbahnbedienstete) können, gut angelegt und gut geleitet, unendlich vielen Segen bringen Unter guter Anlegung verstehen wir die gute Auswahl des Lesestoffs. Nur Bücher und Zeitschriften, die auf dem Baden der gesetzlichen Ordnung stehen, die darauf ausgehen, Gottesfurcht, Liebe zu Thron und Vaterland, Heimatssinn, Berufstreue, Nüchternheit und Häuslichkeit zu hegen und zu pflegen, sollten erworben werden. Eine schlechte Literatur, die nur Unzufriedenheit schürt, die nur auf Verbreilung unsittlicher Dinge bedacht ist, darf nie empfohlen, nie verbreilet werden, denn sie ist in hohem Grade schädlich. Ein Verein aber ein Verband, der solchen Lesestaff nicht auf das peinlichste vermeidet, darf vielleicht mit dem Zuspruche eines nicht geringen Teils seiner Mitglieder rechnen, denn leider ist die Hetz- und Schundliteratur noch recht weit verbreitet. Aber den Erfolg, den der Verein oder Verband erstrebt, den Stand seiner Mitglieder zu heben, wird er nimmer erreichen, diesen Erfolg verbürgt nur ein Lesestoff, wie wir ihn schan schilderten. Darum weg mit dem ungesunden Lesestoff."

Da ich woht mit Recht annehme, daß der „Christliche Zeitschriftenverein" nur protestantische Eisenbahnbüchereien begründen will, finde ich es ganz in der Ordnung, daß der belehrende Teil des Katalogs einen ausgesprochen protestantischen Charakter hat.

Bezüglich der Unterhaltungsschriften wäre zu bemerken, daß ich nicht viele protestantische Bücherverzeichnisse kenne, die eine größere Anzahl kathalischer Autoren aufweisen, als wie dieses Heftchen, abschon, was mich einigermaßen wundert, von Franz Trautmann, Georg Baumberger, H. Kerner, M. Herbert, Domanig sich nicht ein einziges Buch varfindet, trotzdem gerade diese Autaren es peinlichst vermeiden, irgendwie Andersgläubige zu verletzen und künstlerisch hochstehende Leistungen aufzuweisen haben. Auch Clippers. Dirlink, Eschelbach, Handel-Mazzetti, Schaching, Kümmel, von Buol, Rieger, Jüngst, Haupt, Fabri de Fabris u. a. m. fehlen ganz, obschan sie in künstlerischer Hinsicht doch Bedeutenderes geleistel haben als die mit ihren Werken äußerst zahlreich vertretenen Aularen: Karl May, Marlitt, Heimburg, Werner, Horn, Glaubrecht, E. v. Mattzahn. Auch scheint es mir sehr zweifelhaft, ob die wahllose Aufnahme der meisten Schriften Gottfried Kellers, Anzengrubers, Roseggers, Ganghafers, Georg Ebers', der Ender-Eschenbach u. a. m. dem aben mitgeteillen Programm entspricht. Vielleicht bewirken diese Ausstellungen bei einer Neuauflage einige Verbesserungen.

Bonn. Hermann Herz.

Städtische Bücher- und Lesehalle Osnabrück.

Am 4. März dieses Jahres waren drei Jahre seit Eröffnung des genannten Instituts verflossen. Im Jahre 1900 hatten die Kinder des Stadtsyndikus Dr. Pagenstecher in Erinnerung an ihres Vaters 100. Geburtstag 5000 M. für die Einrichtung einer Lesehalle gestiftet. Weitere Summen kamen von der Stadl, die gegenwärtig noch der Hauptsache nach die Kasten für die Lesehalle bestreitet, von früheren Osnabrückern und durch eine Haussammlung hinzu. Die Stadt stellte das Haus zur Verfügung, verschiedene Vereine überwiesen Bücher, und sa tonnte die Eröffnung stattfinden. Der Bücherbestand zählte damals 5000 Bände, jetzt etwa 8000. Die Bücher gehören zu etwa gleichen

Teilen der belehrenden und der unterhaltenden Literatur an. Für jede dieser Abteilungen ist ein Katalog vorhanden, der käuflich zu haben ist. Der Katalog Nr. I ist in 60 Paragraphen eingeteilt nach den verschiedenen Fächern. In jedem Abschnitt sind die Bücher nach ihrem Verfasser alphabetisch geordnet. Ein Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

Der Lesesaal ist an Werktagen von 11—9 Uhr, Sonntags von 11—1 Uhr mittags geöffnet. Die Besuchsziffer des Lesesaales betief sich an manchen Tagen auf 300. Es liegen 76 Zeitungen und Zeitschriften auf In einem Regal befindet sich auch eine Reihe von Nachschlagewerken. Aufsicht wird in dem Lesesaal nicht geführt, und doch ist bis jetzt kein Fall von Entwendung vorgekommen. Auch wird Rauchen und Sprechen vermieden, trotzdem dies nicht durch Plakate vorgeschrieben ist. Im selben Geschoß mit dem Lesesaale befinden sich die Räume für die Bücherausgabe. Die Bücherbestände stehen in Regalen nach Fächern und Verfassern geordnet, entsprechend der Einrichtung der Kataloge. Für die Aufstellung der Bücher ist auch die Größe maßgebend, Bücher bis zu 25 cm Rückenhöhe bilden Größe I, Bücher mit größerer Rückenhöhe Größe II.

Die Bücher sind stark, aber einfach gebunden. Die Deckel bestehen aus grauer Pappe, welche mit braunem oder grauem Dermatoid überzogen ist (abwaschbar). Die Ecken sind abgerundet. Die Bücherausgabe findet statt an Werktagen von 11—1 Uhr mittags und 6—9 Uhr abends, Sonntags von 11—1 Uhr mittags. Vor dem Bücherzimmer befindet sich ein kleineres Zimmer für die Entleiher. Jeder Entleiher erhält für sich eine Legitimationskarte, gegen welche er die Bibliothek unentgeltlich benutzen kann. Wünscht er ein Buch, so unterschreibt er eine Leserkarte. (Nur das erstemal). Auf diese Karte wird immer das entliehene Buch notiert und das Datum der Rückgabe mit Stempel bezeichnet. Die Ausleihefrist darf drei Wochen nicht überschreiten. Der Kasten, worin die zurückbehaltenen Leserkarten aufbewahrt werden, enthält 21 Fächer, entsprechend der 21tägigen Lesefrist. Wird ein Buch zurückgebracht, so ersieht der Verwalter aus einem im Buche eingeklebten Zettel den spätesten Termin für die Rückgabe; in dem entsprechenden Fach des Kastens für die Leserkarten sucht er nun mit Hülfe der Nummer der Legitimationskarte die betr. Leserkarte. Auf dieser löscht er mit rotem Stempel das Buch und stellt dieses zurück. Ob ein Buch nach Ablauf von 21 Tagen zurückgebracht ist oder nicht, ersieht der Verwalter aus den Karten im letzten Fache. Den säumigen Entleihern wird am Abend sofort eine Erinnerungskarte geschickt. Hat dieselbe keinen Erfolg, so folgt nach 8 Tagen eine Mahnkarte, wofür 10 Pfg. Strafgebühr zu zahlen sind.

Zum Einwickeln der Bücher liegen Papierbogen bereit, denen Benutzungsordnung der Bibliothek und Leseregeln aufgedruckt sind.

Die Anzahl der Leser betrug am 1. April 1903 4832. Eine Legitimation aber Bürgschaft ist nicht erforderlich; dennoch ist bis jetzt kein Buch verloren gegangen. Die Statistik — sehr wichtig für jede Bibliothek — wird jeden Morgen geführt. Der Bibliothekar ersieht daraus, welchen Gebieten die entliehenen Bücher und welchen Ständen und Berufen die Leser angehören. Entnehmen wir für die beiden ersten Jahre aus der Statistik die wichtigsten Zahlen: Die Zahl der ausgeliehenen Bände betrug 1902 67 503, 1903 51 676, die Zahl der Leser stieg von 4832 auf 6439.

Dem Stande nach gehörte fast der dritte Teil der Leser dem Gewerbestande an. Es waren nämlich im Jahre 1902: Schlosser 298, Tischler 152, Maler 103, Kaufleute 744, Beamte 312, Frauen ohne Beruf 819. Im Jahre 1903 stieg die Zahl der Leser in den vorhin genannten Berufen auf: 364, 194, 126, 907, 409, 1198.

Am meisten gelesen wurden:

	1902	1903
Romane und Novellen	4486	2256
Erdkunde	2938	2240
Naturwissenschaft	1100	2240
Philosophie und Bildungswesen	439	843
Technik	753	829

Nach dieser Stolistik hat im Jahre 1903 eine Zunahme der Leser, aber eine Abnahme der ausgeliehenen Bände stattgefunden. Für das dritte Jahr des Bestehens, in welchem die Statistik nicht publiziert wurde, kann jedoch wieder eine bedeutende Vermehrung der ausgeliehenen Bücher konstatiert werden.

Von den Autoren wurden gelesen im Jahre 1902:

Achleitner, A.	106 mal	Hoffmannn, H.	224 mal
Alexis, W.	188 „	Ibsen, H.	211 „
Almers, H.	78 „	Jensen, W.	461 „
Andersen, H. Chr.	171 „	Keller, G.	539 „
Anzengruber, L.	243 „	Kipling, R.	158 „
Auerbach, B.	52 „	Loli, P.	82 „
Björnsen, B.	185 „	Marryat	46 „
Böhlau, H.	244 „	Meyer, C. Fr.	250 „
Baye, Ed. J.	57 „	Nieje, Ch.	78 „
Bülow, Fr. von	58 „	Ompteda	203 „
Busch, W.	115 „	Polenz, W. v.	267 „
Cooper, J. F.	37 „	Raabe, W.	459 „
Dahn, F.	555 „	Raimund, G.	32 „
Daudet, A.	220 „	Reuter, Fr.	694 „
Dickens, Ch.	927 „	Rosegger	554 „
Evers, G.	396 „	Ruppius, O.	63 „
Ebner-Eschenbach	866 „	Scott, W.	758 „
Ernst, Otto	114 „	Schiller, Fr. W.	306 „
Fontane, Th.	131 „	Schubin, O.	40 „
Frapan, Ilse	94 „	Schücking, L.	107 „
Frenssen, G. (Jörn Uhl)	152 „	Seidel, H.	609 „
Freitag, G.	1041 „	Spielhagen, Fr.	256 „
Ganghofer, L.	323 „	Starm, Th.	468 „
Gerstäcker, F.	640 „	Sudermann	557 „
Goethe, J. W. v.	166 „	Tetmann, K.	252 „
Gorki, M.	235 „	Tolstoi, L.	70 „
Habberton, J.	55 „	Turgenjeff, J.	246 „
Hansjakob, H.	85 „	Twain, M. und Verne	650 „
Hauptmann	137 „	Wichert, E.	535 „
Hedenstjerna	402 „	Wilbrandt A.	173 „
Heiberg, H.	159 „	Wildenbruch, E. v.	510 „
Heyse, P.	957 „	Walff, J.	352 „

Möge dieser Bericht dazu dienen, manchen Bibliotheken praktische Fingerzeige zu geben und vor allem die Wichtigkeit der Statistik vor Augen zu führen.

Osnabrück. Georg Huckriede.

Zeitschriftenschau.

In der diesmaligen Zeitschriftenschau soll von den mehr den literarischen Interessen der Katholiken dienenden Zeitschriften abgesehen und auf drei andere Zeitschriften hingewiesen werden, die hauptsächlich der Belehrung dienen. Wir beginnen mit dem

Magazin für volkstümliche Apologetik. Herausgegeben von Ernst H. Klee. Verlag von Friedr. Alber, Ravensburg. Jährlich 12 Hefte. Preis 3,20 M.

Vom Magazin, das mit dem Märzheft den dritten Jahrgang vollendet hat, kann man sagen, daß es die praktischste und aktuellste volkstümliche Apologetik ist, denn hier kommen in erster Linie jene gegnerischen Einwände zur Erörterung, welche durch die kirchenfeindliche Tagespresse und Kalpartage dem gemeinen Manne mundgerecht gemacht werden. Mit ernsten spekulativen Fragen operieren die Gegner der katholischen Kirche, die sich ans Volk wenden, selten, und wenn es geschieht, dann bloß in sehr oberflächlicher Weise. Man sucht den katholischen Arbeiter hauptsächlich dadurch vom Glauben abwendig zu machen, daß man die Priester als Dummköpfe, Fanatiker, Arbeiterfeinde, als Schlemmer und unsittliche Menschen brandmarkt. Zu dem Zweck werden alte Geschichtslügen ausgegraben und Priesterskandale erdichtet. Dem Volke wird vorgemacht, der intelligentere Teil der Menschheit, namentlich Naturforscher, hätten sich schon längst vom Glauben abgewandt, weil der Glaube sich nicht mit der Naturwissenschaft vertrage. All diese Einwände widerlegt das apologetische Magazin, das die tüchtigsten katholischen Apologeten zu seinen Mitarbeitern zählt, in wirksamer Weise. Wer das Magazin studiert, wird daher stets beschlagen sein. Vereinsvorständen, Volksrednern, Geistlichen, Lehrern ist die Lektüre dieser Zeitschrift sehr anzuraten. In unseren Lesehallen darf das Magazin für volkstümliche Apologetik nicht fehlen.

Dient diese Zeitschrift lediglich apologetischen Zwecken, so will die

Soziale Kultur, redigiert von Prof. Dr. Hitze und Dr. W. Hahn. M. Gladbach. Zentralstelle des Volksvereins. Jährlich 12 Hefte. Preis pro Jahr 6 M.

in erster Linie auf die Besserung der wirtschaftlichen Stellung des arbeitenden Volkes hinwirken.

Die Zeitschrift wird von unseren besten Kennern des wirtschaftlichen Lebens bedient, von Männern, die in der ersten Reihe stehen, wenn's gilt, sozialpolitisch tätig zu sein. Aus den sehr instruktiven größeren Beiträgen in den bereits erschienenen vier Nummern möchte ich besonders hervorheben: „Utopie des Generalstreiks" von Arbeitssekretär Giesberts, „Gesundheit und Krankheit auf dem Lande" von Bibliothekar Dr. Liese, „Wohnungsnachweis für Ledige" von Landesrat Dr. M. Brandts, „Wie gewinnen wir die Gebildeten für die soziale Arbeit?" von Generaldirektor Dr. Pieper, „Großstädtische Verkehrsfragen" von Privatdozent Dr. A. Weber, „Umwälzungen im Ruhrkohlenbergbau" von Landtagsabgeordneter Brust, „Der Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet" von Dr. Lorenz Pieper. Eine Rundschau bringt sehr interessante vermischte Mitteilungen. Unter der Rubrik „Literatur" wird eine gute Besprechung sozialpolitischer und nationalökonomischer Schriften geboten. Die Zeitschrift kann daher allen, die sich für Sozialpolitik interessieren bezw. interessieren müssen, bestens empfohlen werden. In Lesehallen muß sie aufliegen.

Speziell an die Frauen wendet sich:

Die christliche Frau. Zeitschrift für höhere weibliche Bildung und christliche Frauentätigkeit in Familie und Gesellschaft.

Von der Gründung an bis zum 4. Heft des 3. Jahrganges wurde diese Zeitschrift ausgezeichnet redigiert von Frl. E. M. Hamann, der wir zu unserer großen Freude auch jetzt noch unter der Schar der trefflichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen regelmäßig begegnen.

Mit Heft 5 dieses Jahrganges hat die als Schriftstellerin und Dichterin wohlbekannte Hedwig Dransfeld die Redaktion übernommen und hält die „Christliche Frau" auf der gleichen Höhe, auf der sie unter der Leitung der früheren Redaktriee gestanden. Gleichzeitig hat der inzwischen ins Leben gerufene Katholische Frauenbund die „Christliche Frau" zu seinem Organ gemacht. Dadurch ist eine zu befürchtende Zersplitterung, die der katholischen Sache zu großem Schaden gereicht hätte, glücklich vermieden worden. Unter der Redaktion von Isabella von Carnap erscheinen die Mitteilungen aus dem Katholischen Frauenbunde als selbständiger Anhang der „Christlichen Frau". Möge dieses Verhältnis immer so bleiben. Zwei selbständige Organe nebeneinander, die beide ihre Abonnenten nur in den Kreisen der gebildeten katholischen Frauen zu gewinnen suchen müssen, wären von größten Schaden. Hoffentlich wird der Katholische Frauenbund die Agitation und Propaganda für die „Christliche Frau" als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachten. Wenn gebildete katholische Frauen eine eigene Frauenzeitschrift lesen wollen, so muß es die vortreffliche „Christliche Frau" sein. Denen aus dem anderen Lager und den sogenannten „farblosen" gebe man nur ruhig den Laufpaß.

Bonn. Heemann Herz.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Joseph Maria von Radowitz von Dr. Paul Hassel. 1. Band: 1797 bis 1848. Berlin, 1905. E. S. Mittler & Sohn. 592 S. 8°. Preis: brosch. 12 M., gebunden 14 Mk.

Im Jahre 1797 in Blankenburg am Harz geboren und einem alten ungarischen Magnaten-Geschlechte entstammend, war Joseph Maria v. Radowitz in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts eine der bekanntesten Persönlichkeiten Deutschlands. In seiner hohen Stellung als Militärbevollmächtigter Preußens im deutschen Bunde, die er von 1836 bis zum Jahre 1848 inne hatte, wurde er sowohl seiner Stammesangehörigkeit als seiner katholischen Religion wegen in Preußen von vielen Seiten angefeindet. Die innige Freundschaft mit dem Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. schuf ihm außerdem viele Neider. Allen diesen Umständen ist es zuzuschreiben, wenn über die Persönlichkeit des hervorragenden Mannes die Ansichten geteilt waren, wenn sein Bild durch der Parteien Gunst und Haß verwirrt wurde. Nachdem nun in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Memoiren-Werken der bekannteren Personen aus der Sturmperiode der vierziger Jahre herausgegeben waren, machte sich das Fehlen einer ausführlichen Biographie über Radowitz immer mehr bemerkbar. Diese Lücke auszufüllen hat in dem obenangegebenen Werke, dessen erster Band uns vorliegt, der Direktor des Königlichen Archivs in Dresden, Herr Geheimrat Dr. Paul Hassel, unternommen. Es war eine schwierige, aber auch dankbare

Aufgabe, die der Verfasser sich stellte. Er wollte, wie er am Schluß seiner Vorrede sagt, „die objektive Wahrheit des Geschehenen in ihr Recht einsetzen". Wir können dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß er in diesem ersten Bande seiner Aufgabe gerecht geworden ist.

Der eigentlichen Arbeit des Verfassers vorangestellt sind die Aufzeichnungen, die Radowitz während seines Lebens selbst machte (S. 1 bis 139). Den Hauptteil des Bandes aber bilden die Ergänzungen, wie der Verfasser in großer Bescheidenheit seine gründliche Arbeit nennt (S. 140 bis 563). Beigefügt sind 16 urkundliche Aktenstücke, deren in dem Buche Erwähnung geschieht, und deren Kenntnis dem Leser jedenfalls von Vorteil ist.

Die Aufzeichnungen Radowitzs besitzen einen eigenen Reiz, so daß man dem Verfasser nur dankbar sein kann, daß er dieselben zusammenhängend und unverkürzt wiedergibt. Freilich hat die angegebene Anordnung des Werkes den kleinen Nachteil, daß man in dem ungetrübten Genusse der einzelnen Teile ab und zu durch die stillschweigende Bezugnahme auf den vorhergegangenen oder nachfolgenden Teil gestört ist.

Mit hervorragender Sachkenntnis geht der Verfasser den politischen Ansichten Radowitzs in der damaligen bewegten Zeit nach. Gerade auf diesem Gebiete hat Radowitz die meisten Anfeindungen erfahren müssen. Mit scharfem Verstande und klarem Blick suchte er diejenige Staatsform, die er als die richtige anerkannt hatte, den Zeitverhältnissen anzupassen, und äußerst interessant ist es, die Entwicklung zu beobachten, die Radowitz vom eifrigen Verteidiger des feudalen Staatswesens bis zum Mitgliede der Nationalversammlung in Frankfurt durchmacht.

Neben seinem politischen interessiert uns auch der religiöse Standpunkt des bedeutenden Staatsmannes. Auch hier müssen wir anerkennen, daß der Verfasser mit bemerkenswerter Objektivität sich bemüht hat, den Tatsachen gerecht zu werden. So stellt er mehrmals fest, wie Rs. Gegner ihn durch Hinweis auf sein religiöses Bekenntnis unmöglich zu machen suchten. R. war überzeugungstreuer Katholik, der, an den Lehren seiner Kirche bis zur letzten Konsequenz festhaltend, sich stets bemühte, die religiösen Anschauungen seiner Gegner zu verstehen und ihnen Rechnung zu tragen.

Einzelne Entgleisungen, die dem Verfasser trotz seines ehrlichen Strebens nach Objektivität unterlaufen sind, wird der Leser dem entgegengesetzten Bekenntnisse zugute halten. So rechtfertigen die auf Seite 243 angeführten Sätze aus einem Briefe Rs. den Ausdruck „Klerikale und jesuitische Partei" im Sinne des Verfassers wohl kaum. Desgleichen können wir den Ausdruck „preußisches" Kirchenamt, mit Bezug auf einen katholischen Bischof gebraucht, nicht anerkennen.

Auf einen Druckfehler sei hier aufmerksam gemacht, der uns u. a. aufgefallen ist. S. 480 Z. 4 muß es sinngemäß heißen „entschlossenere**r** statt entschlossener".

Die Sprache ist dem Gegenstande vollständig angemessen. Der Verfasser versteht es, sehr interessant zu schildern, spannend und lebendig die Tatsachen vor die Seele des Lesers zu stellen.

Alles in allem haben wir hier ein Buch vor uns, dessen Lektüre wir den gebildeten Katholiken empfehlen können. Mit großer Spannung sehen wir dem Erscheinen des zweiten (Schluß-) Bandes entgegen. Die Behandlung der ersten Monate des Sturmjahres 1848, vor allem die Besprechung der Schrift „Deutschland und Friedr. Wilhelm IV.", mit welcher der vorliegende Band schließt, lassen uns den Verfasser als einen Mann erkennen, der in die Geschichte der nationalen Bewegungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts eingeweiht und befähigt ist, ein klares Bild der Bestrebungen seines Helden vor Augen zu stellen.

Erfurt. Augustin Kierdorf.

St. Galler Land — St. Galler Volk. Von Georg Baumberger. Mit 90 Bildern nach Originalzeichnungen namhafter St. Gallischer Künstler und 14 Originalaufnahmen. Einsiedeln 1903, Benziger. Kl. 4°. 206 S. Preis ungeb. Mk. 5,20.

Man hört so oft die Klage, die katholischen Verleger ständen bezüglich der Buchillustrationen hinter ihren akatholischen Kollegen zurück. Ob dem so ist, soll hier weder bejaht noch verneint werden, aber das soll konstatiert werden, daß Baumbergers Buch „St Galler Land — St. Galler Vall" hochmodern und ausgezeichnet illustriert ist. Für Kunstfreunde ist es ein Genuß, die Illustrationen näher zu betrachten. Doch steht der Text hinter den Illustrationen keineswegs zurück. Im ersten Teil St. Galler Land finden sich Naturschilderungen, die nur aus der Feder eines wirklichen Dichters fließen können. Ich nenne beispielsweise die Beschreibung von dem Dorfbrand in Rüthi und vom Sonnenaufgang auf dem Sentis. Der zweite Teil „St. Galler Voll" beschäftigt sich mit den Volkssitten und Volksgebräuchen. Baumberger gibt sich hier als tüchtigen Kenner und Beobachter eines Kantons, auf den er als Redakteur der Ostschweiz lange Jahre hindurch einen großen Einfluß ausgeübt hat. Meisterlich schildert er die Sitten und Gebräuche in den einzelnen Ortschaften, geht deren Ursprung nach und gibt ihnen die richtige Wertung und Stellung innerhalb der Schranken von Kunst und Sitte. Obwohl er sich überall als Freund guter, lobenswerter Gebräuche zeigt, ist er doch nicht ja Fanatiker, daß er auch das Tadelnswerte erhalten wissen möchte. Mit ruhigem, gesundem Urteil wird alles auf seinen wahren Wert geprüft. Baumbergers Buch wird daher allen denen, die sich irgendwie für den durch hervorragende Naturschönheiten ausgezeichneten Kanton interessieren, aber die das Studium der Volkssitten sich angelegen sein lassen, eine hochwillkommene Gabe sein. Unserer reiferen Jugend kann das Buch ebenfalls empfohlen werden; sie mag daraus lernen, wie sie die eigene Heimat studieren soll, und worauf sie zu achten hat, wenn sie einmal fremde Lande durchwandert. Süddeutschen Volksbibliothelen, die über die primitivsten Verhältnisse hinaus sind, ist die Anschaffung des Buches zu empfehlen, weil der Süddeutsche, wenigstens der Schwabe, Badenser und Elsässer, mit dem Volk von St. Gallen stammverwandt ist. Schweizer Bibliothelen müssen das Buch sich erwerben. Ob sie das tun? Neulich kam mir der Katalag einer Schweizerischen kath. Volksbibliothel zu Gesicht. Nicht ein einziges Werk Baumbergers fand sich darin. Darf man sich da wundern, wenn noch keines der Bücher dieses ausgezeichneten Schriftstellees über die erste Auflage hinausgelommen ist! Ja, wenn's ein Herchenbach oder Karl May wäre! Traurig, aber wahr!

Bann. Hermann Herz.

Maisegen. Ein Bündel Lieder von Lourenz Kiesgen. Belletristische Bibliothek der Deutschen Literatur-Gesellschaft Nr. 1/2. Vertag der Deutschen Literatur-Gesellschaft, München. Für den Buchhandel zu beziehen durch die J. Lentnersche Buchhandlung (E. Stahl jun.), München. 8°, 56 Seiten. Preis 1 Mk.

Der Dichter bietet uns in vorliegender kleiner Sammlung (54 Gedichte) einen Kranz lyrisch empfundener Dichtungen, die sich im großen und ganzen an den Wechsel der Jahreszeiten anschließen. Gute lyrische Dichtungen zu schaffen ist ebenso schwer, wie es leicht ist, minderwertige Ware auf den Markt zu bringen; daß uns in dem kleinen Büchlein letztere geboten werde, können wir aber von dem Verfasser vorliegender Gedichte nicht sagen: dieselben bekunden vielmehr eine dem Leben der Natur und dem Menschenleben sich anschmiegende Auffassung, die Stoffe sind oft ganz originell behandelt, z. B. „Held Frühling" (S. 12), ein Lied, das nicht in den gewöhnlichen Gleisen wandelt; sein Gegenstück ist das „Herbstlied" (S. 44). Es ist hier nicht der Ort, alle Einzelheiten, die uns gefielen, zu besprechen, genug, das Büchlein ist es wert, in stillen Stunden gelesen zu werden. Doch, da einmal ohne Ausstellungen keine Kritik angängig ist, so sei auch einiges dieser Art gebracht. Schwer verständlich ist S. 9, Str. 3. Einige gewagte Ausdrücke wären auch zu notieren: „Das Blut pochte uns zu bänglich in wägender Rücksicht" (S. 9), „Der Schimmer der Kerzen hing auf seidnem Tuch" (S. 23). Sehr gewagt dürfte die Strophe sein:

„Aus der Fabrik steigt hoch der Schlot
Gen Himmel über Staub und Ruß
Und schickt zum Herrn den Morgengruß
Der Arbeit, sonnenglanzumloht," (S. 14)

womit allerdings die Berechtigung dieser Auffassung nicht gerade abgewiesen sein soll. Daß aber „Noch liegt im Zimmer trunk'nes Rosendüften" anginge, wagen wir nicht zu behaupten, zumal das „Düften" das „Grüften" reimen muß (S. 14). Trotz einiger Ausstellungen, die jedenfalls in einer zweiten Auflage leicht ausgetilgt werden können, ist das Büchlein lesens- und empfehlenswert.

Siegburg. Prof. Dr. Macke.

Ein Kreuzweg. Eine Bettlerin. Zwei Erzählungen aus Böhmen von Heinrich Baar. Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen von Joseph Vondrák. Fr. Pustet Verlag, Regensburg. Brosch. 1,50 M., gebd. 2 M. 170 und 166 S.

Das Buch ist in der Serie „Hausschatzbibliothek" erschienen. Es sind zwei schlichte, anspruchslose Erzählungen ohne viel äußere Handlung, aber reich an inneren Erlebnissen. Der Konflikt zwischen dem selbstlosen Idealismus und der brutalen Wirklichkeit gibt das Grundmotiv zur ersten Geschichte. Es ist ein echter Heilandsjünger, der hier den Kreuzweg des Lebens geht. Armer Leute Kind, wird er trotz inneren Widerstrebens seinen Eltern zulieb Geistlicher. Bald begeistert er sich für seinen Beruf, und nach seiner Weihe stürmt er als Kaplan hinaus in die Welt, den Kopf voll von Idealen, im Herzen eine warme, überreiche Liebe. Es erbarmt ihn das Volk, das in harter Fron der Erde die notdürftige Nahrung abringt. Aber er blickt zu viel nach den Sternen, er schaut nicht in die dunklen Gassen des menschlichen Lebens, und darum verstehen ihn seine Pfarrkinder nicht. Sie weisen ihn und seine Liebe ab, obwohl er alles für ihre sittliche und wirtschaftliche Hebung opfert. Enttäuscht und zu Tode gehetzt, scheidet er aus einem Leben voll von zertrümmerten Idealen und zerschlagenen Hoffnungen. Derselbe sehnsüchtige Schrei nach Liebe zittert durch die zweite Erzählung. Es ist das alte Lied von dem Leichtsinn und der Sünde eines vertrauenden Mädchens. Die Unglückliche stirbt in Schande und hinterläßt ein armes Findelkind, das zeitlebens mit den Vorurteilen wegen seiner Herkunft zu kämpfen hat. Es ist ein Menschenkind mit brennenden Mignonsaugen, das nach Liebe hungert und doch nur Verachtung und Spott findet. Da lernt die Arme die Blumen und Tiere leidenschaftlich lieben und die Menschen hassen, bis sie im Nachbardorfe bei der Mutter des Pfarrers endlich ein warmes, mitfühlendes Herz findet. Die nun folgende Schilderung ihres entbehrungsreichen Alters ist so breit und hypersentimental angelegt, daß dadurch beinahe wieder der vorteilhafte Eindruck des ersten Teiles der Erzählung verwischt wird. Im übrigen sind „Ein Kreuzweg" und „Eine Bettlerin" erfreuliche Gaben des Autors. Eins muß vor allem festgestellt werden: Die Charakterzeichnung ist dem Verfasser ganz vorzüglich gelungen. Außer den Hauptfiguren sind besonders seine scharf umrissenen Bauerntypen prächtige Gestalten voll Leben und Bewegung. Die Lage der böhmischen Landgeistlichkeit und ihre Stellung im Volke ist wohl etwas zu pessimistisch geschildert, wie überhaupt eine leise über dem Buche liegende bittere Ironie nicht zu verkennen ist. Die merkwürdige Geschicktichkeit, in Bildern zu reden, hat den Verfasser teilweise über die maßvolle Grenze hinausgelockt, so daß die Sprache infolge des großen Bilderreichtums manchmal ermüdend wirkt. Die Uebersetzung liest sich glatt, die sittliche Tendenz des Buches gestattet, es auch schon der reiferen Jugend in die Hand zu geben.

Hermon Ezel. München.

Vermischtes.

Pfarrer Dr. Rody. Am 18. März dieses Jahres starb der durch sein unermüdliches Wirken für die katholische Presse in weiten Kreisen bekannte Dr. Rody, Pfarrer in Oestrich a. Rh. In den Jahren 1871/87 gab er die viel beachtete Zeitschrift „Die katholische Bewegung" heraus. Auch entstammten seiner Feder manche Broschüren über Tagesfragen sowie über „Die moderne Literatur in ihren Beziehungen zu Glaube und Sitte". Um dem katholischen Volke seiner Heimatprovinz Hessen-Nassau zu einer guten Tagespresse zu verhelfen, gründete er die „Rheinische Volkszeitung" und leitete sie viele Jahre hindurch. Seine Pfarrkinder versorgte er durch Gründung einer Volksbibliothek und Dorflesehalle mit gutem Lesestoff. Als Vorstandsmitglied des Borromäusvereins hat sich der Verstorbene für den Verein große Verdienste erworben.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 11155

NOV 28 1905
PRINCETON, N. J.

2. Jahrgang. Nr. 9. Juni 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Büchereiwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Volksbibliotheken und Kolportage. Von Hermann Herz. — Ferdinande Freiin von Brackel. Von E. M. Homann. — Hermine Villinger. Von Hermann Binder. — Rosegger. III. Seine Werke für Erwachsene. Von Dr. Albert Vögele. — Rezensionen.

Volksbibliotheken und Kolportage.

Von Hermann Herz-Bonn.

In der letzten Nummer dieser Zeitschrift wurde an den Aufsatz „Ein Wort an die katholischen Verleger und Schriftsteller" seitens der Redaktion die Bemerkung geknüpft, daß sie auf diese in ihrer Art charakteristischen Ausführungen zurückkommen werde. Dem daselbst gemachten Vorschlage, bei Titel und Ausstattung kath. Literaturerzeugnisse jedes spezifisch kath. Merkmal zu vermeiden, bezw. dem Kinde einen möglichst indifferent klingenden Namen zu geben, kann man vollständig zustimmen. Bei Akatholiken und lauen Katholiken bringen wir eine Ware, die den Titel Hochland, Literarische Warte, Alte und Neue Welt, Deutscher Hausschatz führt, viel besser an den Mann, als wenn darauf etwa der Titel „Marienblüten", „St. Antoniusstimmen" usw. prangt. Die Vorstände unserer Volksbibliotheken mögen diesen Wink beachten.

Wenn nun aber der Verfasser des genannten Artikels des weiteren die Bücher durch ihre Dicke zugkräftig machen will und zu dem Zwecke einen möglichst umfangreichen Inseratenteil beigefügt wissen möchte, so begibt er sich damit auf eine Bahn, welche die Kolportage, sofern sie es auf einen gewaltigen Massenabsatz absieht, allerdings beschreiten muß, die aber sehr bedenklich ist. Man verzieht das Lesepublikum, statt daß man es erzieht. Der betreffende Verfasser mag vielleicht mit seinem speziellen Vorschlag vereinzelt dastehen — ich weiß es nicht, — aber nicht mit der Tendenz, woraus dieser Vorschlag hervorgegangen ist. Diese Tendenz oder Strömung, die sich bereits seit einigen Jahren geltend macht, besteht darin, daß man im Kampfe gegen die Schund- und Schmutzliteratur die Förderung der guten, einwandfreien Kolportage für wichtiger oder mindestens für gleich wichtig betrachten möchte, als wie die Förderung des volkstümlichen Bibliothekswesens, statt ihr letzterer gegenüber eine untergeordnete, diese bloß ergänzende Stellung anzuweisen. An die energische und zielbewußte Agitation des Komitees für Massenverbreitung guter Volkslektüre durch die Kolportage hat sich in der Köln. Vztg eine lebhafte Diskussion über Volksbibliotheken und Kolportage geknüpft. Es scheint mir daher zeitgemäß, auch in den Borromäus-Blättern in eine grundsätzliche Erörterung dieser Frage einzutreten.

Der Gedankengang derer, die in erster Linie die einwandfreie Kolportage als das erfolgreichste Mittel zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur betrachten, dürfte folgender sein: Ihren Riesenabsatz erzielt die Schund- und Schmutzkolportage vor allem bei den naiven und bequemen Lesern. Wo man lediglich des Zeitvertreibs, der Neugierde, der Freude am Abenteuerlichen, Gruseligen und Sensationellen wegen liest, wo man den Wert eines Buches nicht nach der Qualität, sondern nach der Quantität bemißt, wo man jede Anpreisung kindlich-gläubig hinnimmt, wo man der Lektüre wegen keine weiten Wege machen will, da hat bis jetzt der Weizen der Schund- und Schmutzkolporteure geblüht. Es sind das vorwiegend die breiten Volksschichten: Bauern, Arbeiter, Arbeiterinnen, Dienstboten, Gesellen und Lehrlinge. Dieser Volksteil wird eben wegen seiner geschilderten Geistesverfassung in nennenswerter Weise nie seinen Lesestoff aus den Volksbibliotheken holen, obschon diese an und für sich sehr geeignete Institute zur Befriedigung des Lesebedürfnisses unter dem Volke wären. Es bleibt also zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur nichts anderes übrig, als den nun einmal obwaltenden Umständen Rechnung zu tragen und eine einwandfreie Kolportage einzurichten. Es müssen Kolportageromane geschaffen werden, die ebenso spannend geschrieben sind wie die Schundromane und den Kolporteuren womöglich noch billiger als ihre bisherige Ware überlassen werden. (Das genannte Komitee hat deswegen Preise zu 18000, 12000, 8000 Mark für solche Romane ausgesetzt und hofft dadurch auch künstlerisch wertvolle Kolportageromane zu erhalten. Es wünscht sodann, daß diese Romane in erster Linie nicht etwa durch neu einzurichtende Kolportagebuchhandlungen vertrieben würden, sondern die gleichen Kolporteure, die bis jetzt mit ihrer unsauberen Ware hausieren gingen, sollten die einwandfreien Romane absetzen. [Ein gefährliches Experiment!]) Wird nun auch, so folgert man weiter, möglicherweise die Hoffnung zuschanden, in größerem Umfange eine literarisch wertvolle Kolportageliteratur zu erhalten, so ist doch unendlich viel gewonnen, wenn diese, wenigstens sittlich und religiös einwandfreien Werke infolge ihres spannenden Inhaltes die schmutzige und ungläubige Literatur verdrängen. Verfolgen wir daher unser Ziel mit aller Zähigkeit und Energie, denn wir kommen so weiter als durch Gründung von Volksbibliotheken.

Manchen dieser Ausführungen wird man ihre Richtigkeit nicht absprechen können. Sollte es, und das ist meine feste Ueberzeugung, auch nicht gelingen, in größerem Umfange eine literarisch wertvolle Kolportageliteratur zu schaffen, so wäre es immerhin ein großer Gewinn, wenn die unteren Schichten des Volkes statt an dem verderblichen, schmutzigen Schundroman und an einer ebenso unheilvoll wirkenden ungläubigen und unsittlichen populär-wissenschaftlichen Literatur ihr Lesebedürfnis an einer harmlosen, einwandfreien Unterhaltungslektüre befriedigten. Gerade deswegen weisen auch ausnahmslos alle volkstümlichen Bibliotheken, von der größten städtischen freien öffentlichen Bibliothek an bis herab zur kleinen Dorfbibliothek eine Masse reiner Unterhaltungslektüre ohne jeglichen künstlerischen Wert auf. Einerseits ist eben die gediegene, wertvolle Belletristik, namentlich die volkstümliche, noch nicht so stark angewachsen, daß mit ihr allein die Leselust befriedigt werden könnte, anderseits gibt es eine nicht geringe Anzahl von Lesern sowohl in den oberen wie in den unteren Schichten, denen nun einmal jedes literarische Verständnis abgeht. Sie wollen durch die Lektüre bloß unterhalten sein.

Aber man verhehle es sich ja nicht; diese Bekämpfung der Schund- und Schmutzkolportage ist keine gründliche, das Uebel an der Wurzel fassende, sondern ein bloßer Notbehelf, der durch den nächsten besten Zufall unwirksam gemacht wird. Der geriebene Schundkolporteur wird den Leser, der nur seine einwandfreien Kolportageromane liest, immer wieder übertölpeln. Um dem Uebel der Schund- und Schmutzliteratur gründlich zu begegnen, es dauernd auszurotten, oder ihm doch möglichst enge Schranken zu ziehen, gibt es nur zwei Mittel, die beide zugleich angewendet werden müssen. Das eine ist die Veredlung des Charakters durch die Religion und das andere die Bildung des literarischen Geschmacks. Daß ich der Religion hierbei eine ungleich wichtigere Stellung einräume, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Es gibt ja literarische Feinschmecker genug, welche zwar den plumpen Schundroman verschmähen, aber in künstlerisch wertvollen

Literaturerzeugnissen nach Pikanterien und Zötchen schlecken, weil sie nun einmal Schweinigel sind. Anderseits wird ein charaktervoller junger Mensch, wenn er zufällig ein schlechtes Buch in die Hand nimmt, nicht gleich daran moralisch zugrunde gehen, wohl aber wird eine wiederholte derartige Lektüre ihn schließlich doch moralisch nachteilig beeinflussen. Um jedoch dem Volke von vorneherein den Geschmack an bloß spannender, bloß unterhaltender Lektüre zu verderben, muß die literarische ästhetische Schulung der weitesten Volkskreise versucht werden. Doch, ich sehe schon, wie mancher bedenklich den Kopf schüttelt und meint: „So 'ne Idee ist bloß möglich im Mai des Jahres 1905, in dem wir das 300jährige Jubiläum des Don Quichote feiern." Allein die Sache ist für den Spaß zu ernst. Als der Schöpfer Talent und Empfänglichkeit für Kunst und Poesie unter die Menschen verteilte, hat er sich weder um Staatsexamina noch um den Steuerzensus bekümmert und dem Mann aus dem Volke ebenso wie denen, so auf den Höhen wandeln, seine Gaben zukommen lassen. In welchem Umfang diese natürliche Veranlagung vorhanden ist, wissen wir zwar nicht. Doch dürfte jedem, dem etwas gesunder Menschenverstand gegeben ist, auch Kunstverständnis, sei es für Poesie, Musik, Malerei usw., als Dreingabe beschieden worden sein. Und die Anlage ist gegeben, damit sie ausgebildet werde. Würde dieses Pfund von unserer Zeit, namentlich von unseren Volksfreunden richtig benützt und gewertet, dann wäre es überhaupt um jede Kolportage geschehen. Ein noch unverdorbener Mensch, sei er Mann oder Jüngling, Mädchen oder Frau, der nur etwas literarischen Geschmack besitzt, fällt höchstens das erste Mal aus Unwissenheit auf den Schwindel herein, nachher nicht wieder; er wird nach der ersten Nummer das Zeug wegwerfen.

Wie kann nun der literarische Geschmack gebildet werden? Durch die Volksbibliothek in Verbindung mit allen jenen Bestrebungen, die man kurzer Hand als „Volksbildungsbestrebungen" zusammenfaßt, als da sind: Unterrichtskurse, Fortbildungsschulen, Vorträge mit und ohne Lichtbilder in den Versammlungen der Arbeiter-, Gesellen-, Jünglings- und Jungfrauenvereine, Lese- und Deklamationsabende usw. Dank der unermüdlichen Rührigkeit der Vereinspräsides und der Aufklärungsarbeit des Volksvereins für das katholische Deutschland ist in dieser Beziehung mancherorts schon viel geschehen. Der ausgestreute Samen ist auch aufgegangen. Den Pessimismus so vieler, die da meinen, alles wäre umsonst gewesen, vermag ich keineswegs zu teilen. Wir sollten eben nicht bloß immer auf die große Schar der abseits Stehenden blicken, sondern auch die Zahl derer überschauen, die bei den genannten Bestrebungen mitmachen und uns fragen: Hätten wir diese Leute auch ohne unsere Bemühungen der guten Sache erhalten? Und wenn die Veranstalter der Volksbildungsbestrebungen wahrnehmen, daß wenigstens ein Teil des Volkes gegen den Kolportageroman gefeit ist, so müssen sie sich sagen: Haben wir die einen gewinnen können, warum sollten schließlich die anderen sich nicht auch noch überzeugen lassen? Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden.

Hat man schon einmal den Versuch gemacht, bei obengenannten Bestrebungen zuerst einen sittlich zwar einwandfreien, aber so recht nur auf die Spannung oder die Sentimentalität der Leser berechneten Unterhaltungsroman vorzulesen, über seine innere Unwahrheit und Seichtheit die Schale des Spottes auszugießen und dann unmittelbar daran die Lektüre eines gediegenen, durchaus wahren Volksschriftstellers anzuschließen, etwa Skizzen von Hansjakob oder kurze Erzählungen von Aurbacher? Nichts dürfte wohl eher die Kolportageromanleser, soweit sie sittlich noch unverdorben sind, vom Kolportageroman bekehren, als wenn mittels Proben das Unsinnige, Abenteuerliche und Ueberspannte derselben der verdienten Lächerlichkeit preisgegeben würde. Auch meine ich, sollte man spätestens in der Fortbildungsschule die Schüler und Schülerinnen lesen lernen. Ob in der Volksschule, besonders bei der derzeitigen Ueberbürdung mit Lernstoff, viel mehr als die Technik des Lesens den Kindern beigebracht werden kann, mag hier unerörtert bleiben, wohl aber müßte es die Fortbildungsschule dahin bringen, daß die Schüler mit Verständnis und Genuß eine gute Erzählung lesen können und den Geschmack an allem Unwahren verlieren. Selbstverständlich eignet sich nicht jedes künstlerisch hochstehende Werk zur Volkslektüre. Doch, über die Qualitäten einer künstlerisch hochstehenden Volksliteratur mich zu

ergehen, würde zuviel Raum in Anspruch nehmen, so daß dieses Thema auf ein andermal verschoben werden muß. Aber wir besitzen immerhin eine so starke künstlerisch wertvolle Volksliteratur, daß die Befriedigung der Lesefust durch unsere Volksbibliotheken unbedingt der durch die einwandfreie Kolportage vorzuziehen ist. Das gleiche gilt bezüglich der populär-wissenschaftlichen Werke. Bis jetzt ist die Benutzung letzterer ja noch eine außerordentlich geringe. Aber sie kann gehoben werden und zwar am erfolgreichsten durch Vorträge. Ist so erst einmal das Interesse für Bücher geweckt, dann werden die Opferfreudigkeit für die Bibliothek und damit die notwendigen Reformen dieser Institute von selbst folgen.

Ja, die notwendigen Reformen! Ueber die Ausgestaltung der Bibliotheken auf dem Lande zu Wanderbibliotheken, über die richtige Weitherzigkeit bei der Auswahl des Lesestoffes vergleiche man Borr.-Bl. Nr. 1 S. 7 ff. und Nr. 3 S. 41 und 42 dieses Jahrganges. An dieser Stelle möchte ich vor allem vor zu großer Zersplitterung in den Städten warnen. Hier hat jeder Verein, jedes Kasino seine eigene Bibliothek, und wegen der geringen Mittel, die zur Verfügung stehen, taugt keine etwas. Eine Vereinigung dieser Büchereien zu einer Hauptbibliothek wäre viel zweckdienlicher, namentlich für den Fall, daß man die einzelnen Vereinslokale als Abgabestationen der Zentralbibliothek benutzen wollte. In welch böse Wespennester allerdings ein Vereinsvorstand mit einem derartigen Vorschlage mancherorts stoßen würde, weiß ich wohl; aber im Interesse unserer Bibliotheken wäre eine derartige Reform dringend geboten. Kastengeist haben wir ohnedies genug, er braucht nicht auch auf das Bibliothekswesen übertragen zu werden. Vollends ganz und gar nicht zu billigen ist es, daß manche Vorstände von Borromäusbibliotheken in diese Institute bloß Jugendschriften einstellen, während andere wiederum ihre kleine Bibliothek hübsch teilen, in eine solche für die misera plebs mit den bekannten zerschlissenen, von einer dicken Schmutzkruste überzogenen Herchenbach-, Christoph v. Schmid-, Berlepsch-Romanbibliothekbändchen und in eine solche für die „besseren Leute", worin Bachems Roman- und Novellensammlung Aufnahme findet, und woselbst auch etwas auf einen schmucken Einband geschaut wird. Ferner möge man doch bedenken, daß die kleinste Dorfbibliothek, sofern sie einigermaßen zur Bildung des Volkes beitragen soll, keine bloße Jugendbibliothek sein kann und deshalb noch andere als bloße Jugendschriften enthalten muß. Bei den bereits oben angekündigten Ausführungen über Volkslektüre wird auch darauf näher einzugehen sein. Wo in größeren Städten die Einführung einer Zentralbibliothek mit den einzelnen Pfarrbibliotheken als Filialen nicht möglich ist, ließe sich vielleicht zwischen den bestehenden Büchereien wenigstens ein gegenseitiges Austauschverhältnis anbahnen. Auf diese Weise könnte den Bibliotheken mit geringem Budget hinreichend neuer Lesestoff zugeführt werden. Die Ausleihestunden sind möglichst zahlreich anzusetzen. Von den Dienstboten fallen in den Städten eben deshalb soviele der Kolportage zum Opfer, weil sie keine Zeit finden, aus den Borromäusbibliotheken Bücher zu entleihen, wenn diese bloß Sonntags von 10—12 Uhr oder 2—3 Uhr geöffnet sind, also in einer Zeit, wo solche Personen am wenigsten abkommen können.

Man wird fragen: Wer soll die Arbeit leisten, die hier verlangt wird? Vorträge und immer wieder Vorträge, lange Beratungen über die Auswahl geeigneten Lesestoffes, dazu die Scherereien mit dem Bücherversand, vermehrte Ausleihestunden, wer will das bewältigen? Ich möchte zunächst bemerken, die hier geforderte Arbeit gehört zu den wichtigsten sozialen Aufgaben. Wer gewohnt ist, alles bloß vom Standpunkt der Seelsorge aus zu betrachten, möge sich sagen, daß in unserer Zeit die Belehrung über die Lektüre eigentlich eine notwendige Ergänzung des katechetischen Unterrichts bildet. Wo für die Mühewaltung außer dem Seelsorger niemand gefunden werden kann, müßte dieser, sofern er an der Grenze seiner Arbeitsleistung angelangt ist, manche andere, an sich schöne und gute Beschäftigung mit Rücksicht auf die wichtigere aufgeben. Vielerorts werden sich aber auch Laien, namentlich Lehrpersonen gerne zur Aushilfe bereit finden. Ueberhaupt wird jede planmäßig eingerichtete Mitarbeit der Laien in den Vereinen, namentlich im Volksvereine, indirekt auch für diese Bestrebungen von Vorteil sein, denn jeder gute Vortrag wirkt günstig auf die Lektüre der Zuhörer ein. Nur den Pfarr-

hauserinnen oder gar deren Dienstmädchen möchte ich das Amt der Bibliothekarin ebensowenig anvertraut wissen wie die Vereinsgabenauswahl aus dem Gabenverzeichnis des Borromäusvereins. Derartiges soll bisweilen vorkommen. Ich habe keine hohe Meinung von den literarischen Kenntnissen solcher Personen und ebensowenig von ihrem pädagogischen Geschick.

Das sind einige Winke, wie die breiten Volksschichten für die Benutzung der Volksbibliotheken zu gewinnen sind. Jedermann wird man überhaupt nicht gewinnen. In den oberen und unteren Gesellschaftsklassen gibt es ungezählte Personen, die, ehe sie einen Kolportageroman in die Hand bekamen, bereits gründlich verdorben waren; die wird man allerdings nicht für eine Bibliothek mit bloß sauberem Lesestoff gewinnen. Schadet aber auch nichts. Aber der Kreis jener, die aus Naivität auf solches Schundzeug hereinfallen, wird sich infolge der Wirkungen obiger Bestrebungen immer mehr verringern. Auch wird sich unter dem arbeitenden Volke dadurch allmählich eine dahingehende öffentliche Meinung bilden, daß es inferior sei, Kolportageromane zu lesen; der intelligente Arbeitsmann müsse die Bibliothek benützen. Und diese vor allem durch die Aufklärungsarbeit in den Vereinen geförderte öffentliche Meinung wird mit die wirksamste Waffe im Kampfe gegen die Schundkolportage werden. Voraussehen läßt sich allerdings zur Zeit nicht, wieweit diese Bewegung um sich greift. Ebenso kann nicht gesagt werden, wie lang noch in oben angedeuteter Weise gearbeitet werden muß. Deshalb spreche ich auch der guten Kolportage nicht jeden Wert ab. Wenn und wo die Bibliothek versagt, muß es mit der einwandfreien Kolportage versucht werden. Das ist namentlich bei plötzlich auftretenden Fragen der Fall. So konnte man bei dem bekannten Graßmannrummel nicht erst warten, bis diesbezügliche apologetische Schriften in den Bibliotheken eingestellt würden. Hier war die Kolportage allein am Platz. Auch mag die Zahl der Indolenten und Schwerfälligen und gar zu Bequemen keine geringe sein. Nun gut, ihnen soll die gute Kolportage den Lieferungsroman prompt ins Haus bringen, wie der Bäckerjunge die Semmel; denn wo das eine Mittel versagt, muß unbedingt das andere angewendet werden. Nur überschätze man heutzutage nicht den Erfolg einer einwandfreien Kolportage und unterschätze nicht den der gut geleiteten Volksbibliotheken. Erst die volkstümliche Bibliothek und dann, wenn diese versagt, die einwandfreie Kolportage!

Ferdinande Freiin von Brackel.

Skizze von E. M. Hamann-Gößweinstein, Oberfranken.

Am 4. Januar d. J. starb jene katholische Dichterin, deren Namen dieser Skizze als Thema dient. Fast alle unsere größeren Zeitschriften haben derzeit Nachrufe gebracht, die sich mit dem äußeren Leben der Dahingeschiedenen befaßten. Wir dürfen daher an dieser Stelle auf eine ausführlichere biographische Darstellung verzichten; die plastischen Konturen, welche der „Totenzettel" von ihrem Dasein und Wesen gibt, mögen anstatt jener unserem Zwecke dienen:

Geboren zu Weida (Westfalen) am 24. November 1835 als Tochter des Freiherrn Franz Ferdinand von Brackel († 1873) und seiner Gattin Charlotte geb. Freiin von Asbeck, lebte sie bis zum Tode ihrer Mutter (1884) an deren Seite in Weida. 1884 zog sie nach Ploen zu ihrem Bruder Hugo, der seine Gattin verloren hatte, und übersiedelte mit ihm sechs Jahre später nach Kassel. — Ueber zwanzig Jahre hat sie das Haus ihres Bruders mit nie endender Aufopferung, den Ihrigen eine zweite Mutter, stets gastlich für jeden, geführt. Heiter und temperamentvoll, verband sie eine auf katholischer Grundlage aufgebaute gesunde Lebensanschauung mit den Idealen einer fruchtbaren phantasievollen Dichterin. — Ihr Leben war Arbeit und Pflichterfüllung: möge ihr Andenken ein gesegnetes sein.

Ihr Andenken ist ein gesegnetes. Und zwar als Mensch wie als Schriftstellerin. Die reinen, edlen Züge ihres Charakters übertragen sich durchaus auf ihre Dichterindividualität, wenn sie auch hier bisweilen nur die Strahlenwirkung des Abglanzes aufweisen: im Vergleiche zu der Lichtintensität ihrer Originalpersönlichkeit. In letzterer war alles aus einem Gusse: bei aller Regsamkeit und Lebhaftigkeit die innere Ruhe einer reich veranlagten, einheitlich ausgebildeten und bewußt auf das Ideale zielenden Natur, die sich energisch auf Gott und sich selbst gestellt hat. Wer diesem wahren, gütigen, großartigen Menschen, in dem die Mischung des Weiblichen und Männlichen zu einem zarten und doch festen Frauencharakter vorzüglich gelungen war, je hatte im Leben näher treten dürfen, wird ihn überall (ich betone: überall) hinter seinen literarischen Schöpfungen stehend

wieder erkennen, um sich doch sagen zu müssen, daß keines dieser Werke, selbst nicht unter den hervorragendsten, die Höhe seines Autors erreichte. Vor dieser rein individuellen Größe beugen wir uns, ohne den Wert der dichterischen Persönlichkeit zu unterschätzen, der ja in jener mitwurzelt.

Ferdinande von Brackel erging es ähnlich wie jenem englischen Dichter, der, als er eines Morgens erwachte, sich berühmt fand. Ihr brachte „Die Tochter des Kunstreiters" (Juli 1875) diesen nie heiß begehrten, wohl aber heiß erarbeiteten Preis. Nur eine einzige kleine Erzählung („Heinrich Findelkind") war an Prosaepischem von ihr zuvor erschienen, ohne besondere Beachtung zu finden. Seit früher Jugend hatte sie geglaubt, ihr eigenstes Gebiet sei das der gebundenen Rede, besonders der Lyrik. Mit stolzer Scheu hatte sie, nach einmaliger herber Enttäuschung noch im Kindesalter, jedes ihrer poetischen Erzeugnisse geheim gehalten, bis sie, fast dreißig Jahre alt, ein Zeitgedicht unter dem Schutze der Anonymität veröffentlichte. 1874 folgte eine Sammlung ihrer Gedichte, aber erst der oben genannte Roman brach sich wie im Fluge Bahn. Sie hatte redlich gestrebt: viel studiert, besonders an berühmten englischen Mustern, die ihr teuer blieben bis zuletzt; sie hatte auch viel versucht und geübt, technisch redlich sich gemüht und psychologisch sich möglichst vertieft — aber dennoch ganz wider Erwarten war ihr dieser Wurf geglückt.

Was sie auf diesem Wege überhaupt erringen wollte, war ihr schon damals klar. Sie, die dem ideal Schönen zustrebte, wußte, daß der Roman niemals „eine schöne Kunstfigur nach der Uhr und nach der Schnur" werden kann; daß er, soll er überhaupt wirken, in erster Linie „fesseln" muß. Niemand war besser orientiert als sie über die historische Entwicklung dieser eigenartigen Wiedergabe allgemeiner und individueller Lebenserscheinungen, eine Entwickelung, die von roh umrissener Schilderung rein äußerlicher Ereignisse emporgewachsen ist zum schöpferischen Sichversenken in die treibenden Motive des inneren und innersten Menschen.

Sehr bezeichnend und sehr aktuell liest sich folgender Passus von ihr: „Der Mensch in seiner inneren Entwickelung, in seinem Verhältnisse zu den auf ihn einwirkenden Leidenschaften, mehr noch neuerdings zu den Ursachen, aus denen die Leidenschaften entspringen, zu den äußeren Umständen, von denen jene bedingt werden: diese psychologischen Fragen, die eben die obwaltenden sind, zwingen auch die Phantasie des Dichters. Je wahrheitsgetreuer der Roman sich gibt, desto mehr wird er uns fesseln; je menschlicher nah er uns tritt, desto lieber wird er uns werden; je mehr Poesie ihn verklärt, desto mehr wird er uns bezaubern; je edler sein Inhalt, je geistvoller seine Sprache ist, desto wertvoller wird er uns sein. Gewiß unterliegt er einigen Grundgesetzen. Wie beim Drama, wird bei ihm auch das Werdende spannen; er muß Steigerung haben, muß — unsere Modernen bestreiten das jetzt — eine Lösung haben, welche die Seele erhebt. Aber warum ihm außer diesen Grundgesetzen noch besondere Formen aufzwingen wollen, die ihn weder kleiden noch ihm notwendig sind? (Hat etwa ein Dickens, ein Bulwer sich je an eine Kunstform gebunden?) Er ist eben vielgestaltig: er schließt sich dem menschlichen Geschmacke an; er schmiegt sich in die gerade herrschenden Interessen. Er war blutig und schauerlich wie die Menschen, denen vornehmlich ihre Zeit die Phantasie mit entsetzlichen Bildern füllte; er war weich und zärtlich, als die Menschen in süßen Empfindungen schwelgten; er folgt uns heute, wie damals, auf alle Gebiete des Fühlens, Denkens, Strebens und Handelns. Er ist die Lektüre, die den Pulsschlag des Lebens uns wiedergibt, mehr als das Epos und mehr als das Drama, die als ernste Kunstgebilde par excellence zu wenigen reden, weil eben wenige ihre Höhe verstehen. — Und folgerichtig wird immer der Roman, der unserer menschlichen Schwäche am meisten entgegenkommt, am leichtesten den allgemeinen Beifall finden, und der Roman, der von den entgegengesetzten Anschauungen ausgeht, wird leicht den Ruf der Lehrhaftigkeit erhalten — und das wird sich niemals ändern lassen."

Der letzte Satz dürfte in buchstäblicher Auffassung auf gerechtfertigten Widerspruch stoßen. Wenn wir aber, wie es zweifellos in der Absicht der Verfasserin lag, das Entgegenkommen nicht mit Nachgiebigkeit, sondern mit intuitivem Verstehen identifizieren und den Begriff „menschliche Schwäche" noch durch „intime" modifizieren, so dürfte sich die Wahrheit dieses Ausspruches durchaus bestätigen. Sie tut es tatsächlich an dem Roman „Die Tochter des Kunstreiters", der 1902 die zweiundzwanzigste seiner sicher nicht niedrigen Auflagen erlebte, der auch auf nichtkatholischer Seite von Anfang an fleißig gelesen wurde, trotzdem ihm der beliebte haut goût gänzlich fehlt. Denn reinlich, vornehm, keusch war Ferdinande von Brackel immer, freilich ohne übertriebene Scheu, wie denn Prüderie in keinem Falle zur echten Lauterkeit stimmen kann. Charakteristisch für ihre diesbezüglichen Grundsätze sprach sie sich in ihrer Korrespondenz mil mir aus, in der sie sich frank und frei als Anhängerin des vielgeschmähten „Familienromans", allerdings diesen im weitesten Sinne genommen, bekannte. „Warum soll der Familienroman", heißt es an einer Stelle, „an sich weniger Schönheit und Poesie einschließen als das Bild einer sinnlichen Leidenschaft? Dickens' und Bulwers' Romane, auch wenn man will solche von Balzac und Dumas, kann man Familienromane nennen, wenn man eben geistig reife, selbständig denkende Familien als Leserkreis annimmt. Also der Roman, der ohne Anstoß in

einer Familie gelesen werden kann, soll — weil ihm das anstoßgebende Moment fehlt — der Schönheit und Poesie bar und deshalb ein Familienroman sein?!"

Niemand aber war weiter davon entfernt als sie, den ästhetischen und den ethischen Wert eines Kunstwerkes auf genau dieselbe Stufe zu setzen. „Der ästhetische Wert", heißt es in einem zweiten Briefe, „deckt sich nicht dadurch, daß der katholische Schriftsteller in jedem Werk und Wort das Uebernatürliche mit dem Natürlichen vereinen soll, sondern der ästhetische Wert beruht darin, daß die Absicht des Dichters (au fond einerlei, welche Grundzüge ihm vorschweben) innerhalb der Grenzen, die das ästhetische Gesetz bezw. das Schönheitsgefühl zieht, erreicht ist; das aber beruht auch nicht allein auf dem technischen Können, sondern auf der ganzen Veranlagung. Es kommt darauf an, wie er die Erze verschmilzt, daß guter Stahl daraus wird; es kommt in der ästhetischen Frage darauf an, wie er etwa die Grundzüge katholischen Handelns behandelt, daß ein schönes, packendes Bild daraus wird." — Und noch unterscheidender anderswo: „Wenn ein im Stil korrekter und flüssiger Roman die Phantasie anregt, unser Denkvermögen beschäftigt, das Leben uns lebensvoll vorführt, sei es von der schlechten oder der guten Seite, sei es mit der Absicht, Moral und Sitte herabzusetzen oder sie als das Rechte darzustellen — erfüllt er die drei ersten Bedingungen, so ist er als Roman gut."

Daß sie selbst von sich Höheres verlangte, daß sie das auf positiv christlicher Lebensanschauung ruhende ethische Moment in der Romanlektüre verwertet wissen wollte, zeigte sie in ihren eigenen Schöpfungen, auch in den literarisch untergeordneten, zu welchen ihre sämtlichen letzten (veröffentlichten) Erzählungen rechnen, darunter die im Salonleben spielenden „Chic" und „Frühlingsrausch und Herbststürme" sowie das in den sogenannten unteren Schichten sich bewegende, arg verunglückte „Eine Nähmamsell". Immer faßte sie das Leben, so vertraut sie ihm gegenüberstand, im letzten Grunde übernatürlich; immer durchsonnte sie die Wirklichkeit, in der sie sich wacker umgetan hatte, mit dem Lichte von oben. Sehr selten eine tendenziöse Aufdringlichkeit: sie war selber zu frisch und unmittelbar, zu welterfahren und weltbewußt, um nicht dem „verstimmenden" Aplomb der Absicht von vornherein aus dem Wege zu gehen. Freilich war sie selbst und daher auch ihre künstlerische Lebensarbeit durchaus getragen vom religiös-sittlichen Idealismus; dieser jedoch überschaute wohl die dem Menschengeiste gezogenen Grenzen, aber er überstürzte sich nicht in törichten Versuchen, über die einmal erkannte und anerkannte Schranke hinwegzusetzen. So verschiedenstufig Begabung und Fähigkeit in ihren Schöpfungen zutage traten: maßvoll blieb sie immer, bis zur — stellenweise — äußeren Kühle, von der ihr Herz nie etwas wußte.

Ferdinande von Brackels Ruf knüpft sich für die Gegenwart und Nachwelt, soweit jetzt das Urteil reicht, in erster Linie an drei Romane: „Die Tochter des Kunstreiters", „Daniella" (10. Auflage), „Im Streit der Zeit" (6. Auflage), und an ihre „Gedichte" (5. Auflage). Im Nachlasse fand sich ein großer Roman: „Die Enterbten", der noch nicht herausgekommen ist. — Ehe wir uns den oben genannten vier Hauptwerken zuwenden, werfen wir einen Blick auf die zweitklassigen Erzeugnisse der F. von Brackelschen Prosaepik.

Die acht Auflagen des volkstümlich gehaltenen Romans „Am Heidstock" beweisen seine verhältnismäßig große Beliebtheit. Letztere erklärt sich besonders aus dem virtuosen Aufbau der starkverschlungenen Handlung, der alle Glieder der Kausalkette respektiert, ohne auch nur eines vorzeitig bloßzulegen; der die Spannung geschickt steigert, ja, sie von Moment zu Moment wuchtig vorschreiten läßt und die Lösung so überraschend wie ethisch und ästhetisch befriedigend erzielt. Vor der Ueberzeugungskraft der Geschehnisse steht die der Charakteristik, sonst F. von Brackels Hauptstärke, in etwa zurück.

Einen ihr selbst vertrauteren Boden wählte die Autorin für „Prinzeß Ada" (5. Auflage), eine zart abgetönte Prinzessinnengeschichte, aber ohne zwingende epische Gewalt.

Höher steht „Der Spinnlehrer von Carrara" (4. Auflage). Der Held ist ein jugendlicher westfälischer Bauer (Wilhelm Achtermann), der sich in interessantem Werdegange zum berühmten Bildhauer ausarbeitet, die reine Seele und die ererbte Eigenart bewahrt, zugleich, unter gewissenhafter Benutzung der ihm neu eröffneten Bildungswege, zum echt männlichen Charakter sich ausbaut. Die Handlung ist durchsichtig und gefällig, das weibliche Moment, vor allem in der hochedlen Marchesa Massa, weit gewinnender ausgestattet als in den beiden vorgenannten Erzählungen.

Zu nennen wären hier noch die feinsinnigen Novellen „Nicht wie alle andern" und „Vom alten Stamm".

* * *

Heute noch hört man auch Kenner den Roman „Die Tochter des Kunstreiters" für das beste der F. von Brackelschen Prosawerke erklären: auf Grund der vorzüglichen Komposition, des drängenden Vorwärtsschreitens der personen- und ereignisreichen Handlung, der feinen, zielsicheren Motivierung in Charakteristik und Entwickelung, der lebhaften Schilderung, der zum großen Teil kraftvollen Sprache. Auch der Vorwurf: romantische Leidenschaft in idealistischer Aeußerung, sprach und spricht den Geschmack vieler, und zwar nicht nur der breiteren Massen, an. Dazu eine wechsel-

volle, gut ausgestattete und beleuchtete Bühne, vor allem aber eine Heldin, der die Herzen zufliegen. Interessant gibt sich der Vergleich zwischen Held und Heldin: sie ringt sich durch Kreuz und Entsagung zur Krone unvergänglichen Friedens auf; er, schwächer als sein Geschick, schwankt und kämpft und leidet, um endlich dem alltäglich gefriedeten Glück einen unaufwiegbaren Tribut zu zahlen. Auf diesen Ausgang bereitet schon die spannende Exposition vor, die uns in „zufällig" zusammengeführten spielenden Kindern die Ausgestaltung der künftigen Charaktere andeutet. Der Knabe, Sproß einer vornehmen Familie, das Mädchen, Tochter eines kavaliermäßigen Kunstreiters, begegnen einander wieder als Jüngling und Jungfrau. Der Liebe Lust und Leid steht zwischen ihnen auf. Sie werden getrennt, aber geloben einander Treue. Die seine hält nicht stand, da er von dem (durch Unglück veranlaßten) Auftreten Noras als Kunstreiterin hört. Krankheit, Intrigue, Verwicklung aller Art bewirkt eine gänzliche Trennung. Er heiratet und wird ein guter, biederer Familienvater und Landwirt; sie löst sich von dem ihr aufgezwungenen Berufe und stirbt als Klosterfrau jenseits des Weltmeeres. Ihre letzte Botschaft erreicht und erschüttert ihn, führt ihn zur läuternden Einkehr in sich selber.

Die Charakterzeichnung von Held und Heldin läßt kaum einen Strich vermissen. Freilich ergibt sich diejenige Degenhards mehr als negative: eine gute, weiche Natur, der das Rückgrat heroischer Energie abgeht. Desto mehr eignet diese der Kunstreitertochter Nora, einer Blüte edelster Weiblichkeit, wie wir sie in solcher Lieblichkeit, gemischt aus schwerem Ernst und süßer Anmut, in keinem der übrigen F. von Brackelschen Werke finden. Auch die Nebenpersonen sind vortrefflich gelungen: der äußerlich unwiderstehliche, innerlich flache Vater Noras, die adelsstolze Mutter Degenhards, die scheinbar harmlose, in Wirklichkeit selbstsüchtige und doch opferfähige Lilly, welche mit Hülfe der willenszähen Gräfin ihren Vetter für sich gewinnt; der weichherzige und zugleich reichlich „objektive" Dahnow, Degenhards Freund, der durch sein gutgemeintes Dazwischenkommen die Trennung der Liebenden anbahnt; ferner der Kaplan, die Oberin, der ränkevolle, gemeine Landolfo usw. Und dabei schuf die Autorin einzelne dieser lebenswahren Typen, ohne sie in Wirklichkeit kennen gelernt zu haben: als sie den Roman schrieb, hatte sie noch nie einen Blick in die Zirkuswelt getan! Das zeugt für geniale Intuition, deren der echte Künstler nicht entraten kann, selbst wenn ihm Leben und Menschheit längst kein Buch mehr mit sieben Siegeln bedeutet.

Weniger glücklich in der Komposition, aber entschieden ästhetisch und ethisch weit hervorragender als der eben besprochene Erstlingsroman erscheint mir „Daniella", der sich in zwei Hauptteile (Bände) scheidet. Wenn es wahr ist, daß der echte Roman als Epos des modernen Lebens die Auf- oder Abwärtsentwickelung der Seelen in Licht und Schatten, in Kampf, Sieg oder Untergang darstellt; daß er zugleich die Breite, Höhe und Tiefe des Daseins während einer bestimmten Periode widerspiegelt; daß er das Einzelne wie das Ganze, das Individuum wie die Gesamtheit, die Familie, die Klasse, kurz alle Bedingungen und Zustände der Gesellschaft, das Durchdringen großer Ideen und das Gegeneinanderaufringen von Gut und Böse in der Menschenbrust wie in allen sozialen Verhältnissen beleuchtet: so müssen wir „Daniella" das betreffende Prädikat zweifellos zuerkennen.

Auf dem gewaltigen, noch immer aktuellen Hintergrunde der sechziger und siebziger Jahre spielt sich das Schicksal der Einzelpersönlichkeit und der Gesellschaft lebensvoll ab. Die Hauptgestalt ist wieder eine Frau: Daniella Hirsch, eine geniale Jüdin, die als halbwüchsiges Mädchen aus Berlin zu ihrem Großvater in die westfälische Stadt kommt, wo sie dem Helden ihrer künftigen Träume: dem kunstbegabten Gymnasiasten Anton Rother, begegnet. Des Jünglings zweite Heimat ist das freiherrliche Haus Velden, wo er der gräflichen Familie Asten oft und gleichfalls freundschaftlich begegnet. Aber mit wachsendem Interesse pflegt er den Verkehr mit der leidenschaftlich veranlagten Daniella, die mit ihm musiziert, philosophiert, ihm in seinem geheimsten Denken und Empfinden nahe zu kommen strebt.

Auf ihre Vermittlung, durch den reichen, auch angesehenen Vater, erhält Rother am Berliner Konservatorium eine Freistelle. Sie selbst hat sich durch ihre Energie, unterstützt von seltener Begabung, während weniger Jahre in Kunst, Wissenschaft und Etikette gründlich durchgebildet. Der Ruf ihrer Genialität, ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Reichtums lockt zahlreiche Vertreter der Geistes-, Geld- und auch Geburtsaristokratie in ihr glänzend gastliches Heim. Sie aber stellt Rother höher als alle, und als 1866 die Militärpflicht ihn nach der Heimat ruft, geht auch sie dahin, beteiligt sich unter seinen Augen mit außerordentlichem Organisationstalent an der Fürsorge für die Verwundeten, erhascht jede freie Zeit, um sich mit ihm über Religion und alle seine Ideale auszutauschen. Beglückt, sie auf dem Wege zur christlichen Erkenntnis zu finden, sucht er sie in brüderlicher Hingabe nach Kräften zu fördern, — da entreißt ihr die Leidenschaft die sonst so klug gehandhabten Zügel der Selbstbeherrschung: sie gesteht ihm ihre Liebe, die sie an der Kirche Schwelle geführt hat, welche sie jetzt zu überschreiten gedenkt. Er aber erschrickt ob dieser Vermischung des Profanen mit dem Heiligsten und wendet sich von ihr.

Damit hat er ihr Schicksal besiegelt. Ein Graf Holdern, Gutsnachbar der Astens und ge-

Digitized by Google

liebt von der jungen Gräfin Helene, zieht Daniella in seine Netze. Unter pekuniärem Zwange hat er schon früher vergebens um ihre Gunst geworben, hat besonders ihrer Eitelkeit geschmeichelt, indem er ihr die Aussicht auf die Hauptrolle in einer sozialistischen Gesellschaft eröffnete. Nun nimmt sie sein diesbezügliches Anerbieten an, reist nach Paris und wird dort alsbald der Mittelpunkt einer mächtigen Geheimverbindung, zugleich eines weiten gesellschaftlichen Kreises. Ihr Vater stirbt und hinterläßt ihr ein kolossales Vermögen. Holdern, der bis dahin ein doppeltes Spiel zwischen ihr und Helene Asten getrieben hat, tritt energischer mit seiner Absicht auf sie hervor; sie neigt sich ihm zu, seit der nie ruhende Schmerz um Rother, der sich für den Priesterberuf in einem französischen Orden entschieden hat, mit verdoppelter Kraft an ihr nagt. In leidenschaftlichem Hasse gegen alles positiv Bestehende bringt sie dem Moloch des Irrglaubens und des Klassenhasses unausgesetzt Opfer dar.

Der Krieg von 1870 bricht aus. Frankreichs Kaiser und Heer wird geschlagen, gefangen genommen. In Paris beginnt die Schreckensherrschaft der Kommune. Daniella wird gefeiert als die Königin ihrer Partei. Immer düsterer aber ziehen sich die Wolken ringsum zusammen. Holdern warnt sie, will sie zur Flucht unter seinem Schutze, als dem eines Gatten, bereden. Sie durchschaut seine Selbstsucht; der Haß gegen ihn flammt in ihr auf; sie weist ihn schnöde ab, um von da an nur ihrer „Mission" zu leben. Doch in ihrem Entsetzen erkennt sie, daß das Antlitz der geträumten Freiheitsgöttin sich zu einer blutbefleckten Larve verwirklicht, daß das ersonnene Evangelium allgemeinen Menschenglückes sich in eitel Phrase, Wahnsinn und Niedrigkeit zersasert, — daß sie selbst sich den rohesten Elementen beigemischt, daß sie das heiß begehrte Ziel elend verfehlt hat.

Eines Tages erfährt sie durch Helene Asten, die ihr während der Pariser Weltausstellung näher getreten und eine Zeitlang von veredelndem Einflusse auf sie gewesen war, die Nachricht von Rothers Gefangennahme und drohender Todesgefahr. Da ersteht in ihr mit elementarer Gewalt alles Gute der einstigen Liebe. Sie vergißt jede Kränkung, jede Enttäuschung; nur das glühende Verlangen durchbebt sie, den ihr teuersten Menschen zu retten. Es gelingt ihr, einen Gnadenerlaß zu erwirken. Mit diesem bahnt sie sich, unter Aufwendung aller physischen und geistigen Kräfte, den Weg zu der Kirche, in der Rother mit anderen Geiseln des Mordaktes harrt. Mit wundervoller Ruhe tröstet, erhebt er als Priester seine Mitgefangenen. In dem Augenblicke, da das letzte Tonecho des von ihm gesungenen „Mea culpa" an den Wänden verhallt, gellt ein Schrei durch die Wölbung. In zerrissener Gewandung, ein Papier in der umklammernden Rechten hochhaltend, strebt ein Weib, Daniella, dem Führer der Wache zu. Da erschallt kurz nacheinander ein zweimaliger Kommandoruf; Schüsse knattern: Rother sinkt mit seinen Gefährten, zu Tode getroffen, auf die Stufen des Altares nieder. Das Blut rinnt in Bächen herab; die Sonne scheint auf die Totengesichter, scheint auch auf das bleiche Antlitz einer in der Nähe ohnmächtig daniederliegenden Frau. Als diese zum Bewußtsein erwacht, schüttelt sie der Schauder des Gegenwärtigen und Vergangenen. Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa! geht es ächzend über ihre Lippen — und abermals umfängt sie ein finsterer Schatten, der furchtbarste, den es für ihre stolze Natur geben kann: der der Geistesumnachtung.

Dies in kurzen Zügen die Haupthandlung, welche umwoben ist von geschickt bezw. kunstvoll verflochtenen Episoden. Unter ihnen erregt die edelstolze Liebe des jungen Beiden zu Helene, die unglückliche Neigung der letzteren und ihr endliches Heimfinden zu dem Jugendgefährten unser besonderes Interesse. Die Charakteristik ist so reich gegliedert wie — im ganzen — naturwahr, vor den Augen des Lesers sich entwickelnd, über Tiefe, Schärfe, Weichheit, Lebhaftigkeit gebietend. Daniellas Zeichnung ist ein Meisterwerk; die intuitive Begabung der Autorin kommt in ihr überraschend, ja bisweilen überwältigend zur Geltung. Den psychologisch erfahrenen Beurteiler fesselt diese reiche, im tiefsten Grunde vornehme Natur bis zuletzt, und auch den naiven Leser wird ihr zum großen Teile selbstgezimmertes Geschick ergreifen, festhalten, in die furchtbare Wahrheit der lost opportunities, der verlorenen Gelegenheiten, zwingend einführen. Die Lehre von dem vergeudeten Ewigkeitsmaterial kann sich kaum unmittelbarer aufdrängen, als diesem hochbegabten Charakter gegenüber, der alles besaß, um ihn groß und seine Umgebung glücklich zu machen — außer der hinreichenden Selbstzucht, deren tiefster, edelster Grund sich Demut nennt.

Neben dieser Glanzfigur haben die anderen Gestalten es schwer, sich zu behaupten. Besonders Helene Asten, die in der Tat, bei aller gewinnenden Anmut, etwas zu matt, weil gar zu edel, ausgefallen ist. Das negative Moment in ihrer Wesensäußerung: die Liebesirrung in bezug auf Holdern, wiegt das Uebermaß ihrer Vollkommenheit nicht gänzlich auf. Der unwürdige Gegenstand ihrer Neigung sticht etwas ins Phantastische, bleibt aber glaubwürdig und ist so reich mit scharf sich abhebenden Zügen ausgestattet, daß sein virtuos in Helldunkel gemischtes Porträt unserem Gedächtnisse unfehlbar haften bleibt. Sein lichtes Gegenbild: Rother, ist sehr ins Natürliche, wenn auch durchaus nicht ins Alltägliche, gezeichnet; die Herzensanteilnahme der Autorin hält sich ganz in künstlerischen Schranken, so daß in die epische Entwicklung seines Schicksals kein allzu

lyrisches Moment fällt. Der Typ des westfälischen Edelmannes verkörpert sich in den prächtigen Gestalten des Grafen Asten, des Baron Hohenwaldau, seines Schwiegersohnes, und last not least Hermann Veldens, dessen verschlossene, herb schwerfällige Innerlichkeit vorzüglich zum Ausdrucke gebracht ist. Wie ein Sonnenstrahl wirkt Henny, Helenens jüngere Schwester. Eine ergreifende Wiedergabe echt deutschen Frauentums findet sich in Veldens heroisch abgeklärter Mutter. Auch Daniel Veitels, dessen betagte christliche Magd, Daniellas Vater, Holderns Schwester ꝛc. sind gut getroffen. Eine überraschende Menschen- und Lebenskenntnis, nicht bloß, wenngleich hauptsächlich, der oberen Schichten, beherrscht den Roman, und zwar unter dem Zeichen echt christlicher Gerechtigkeit, die auch der Hauptsache nach gewahrt ist. Nicht alles Licht fällt auf die sogen. bessere Gesellschaft; vielmehr ragt die düsterste Erscheinung (Holdern) aus dieser heraus, dagegen die anziehendste (Rother) aus der bürgerlichen. Daß einzelne Einseitigkeiten, vom Gesichtspunkte des alteingesessenen westfälischen Adels aus, hier und da sich bemerkbar machen, kann kaum anders erwartet werden; im Gegenteil mögen wir uns der relativen großherzigen Unparteilichkeit der Autorin erfreuen. Die Urfehde zwischen Glaube und Unglaube ist warm, eindringlich, aber ohne Haß gegen die Irrenden geschildert. Maßvolle Zurückhaltung prägt sich dem Ganzen auf; in der Darstellung der Leidenschaft hätte jene sogar etwas weniger absolut hervortreten dürfen.

Nimmt das seelische Moment einen weit hervorragenderen Platz in „Daniella" als in der „Tochter des Kunstreiters" ein, so fällt dort das technische, hauptsächlich bezüglich des Aufbaues, merklich ab. Der zweite Band läßt den epischen Faden bisweilen auffällig schleppen, und mit Recht hat man die Unklarheit in der Schilderung einzelner sozialpolitischer Vorgänge getadelt. Der Dialog ist hier und da zu breit, auch ungenügend gegliedert, der Stil, obwohl im ganzen edel, nicht immer einwandfrei, die Reflexion nicht sorgfältig genug unterdrückt bezw. in der Darstellung aufgelöst. Eine sorgfältige Bearbeitung, besonders auf Konzentration und Feilung hin, dürfte aus der großzügigen, warmherzigen Dichtung ein Prachtstück schaffen.

Ein Kulturroman wie „Daniella", mit der fast gleichen Zeitbühne, ist das ebenfalls zweibändige „Im Streit der Zeit" (6. Aufl.), auf das auch die obige Kritik in ihren allgemeinen Zügen paßt. Nur das Kompositionelle gibt sich vorteilhafter, während die Charakteristik der Personen vor derjenigen der großen Zeit: 1866, 1870, 1872, zurücktritt. Letztere ist in der Tat der Held des Buches, das vom kulturhistorischen Standpunkte mehr noch als vom künstlerischen unser lebhaftes Interesse verdient. Die weltbewegenden Begebnisse des Bruderstreites, des deutschen Krieges, des Kulturkampfes spiegeln sich ab in dem Leben dreier adeliger Familien, denen verschiedene Typen der bürgerlichen und kleinen Kreise mehr oder weniger nahe treten. Die Handlung vollzieht sich auf dem Scheidegebiete Hannovers und Westfalens, des weiteren in Berlin, Oesterreich, Frankreich, Italien, England. Im Mittelpunkte steht abermals eine Frau: Magna von Vehrenberg. Sie liebt und heiratet den rationalistischen Grafen Dornick, den sie dem Glauben zurückzuführen hofft. Er aber verläßt sie und findet sich erst auf langen Umwegen zu ihrer Treue und zur Selbsterkenntnis, damit zum wahren Frieden zurück.

Magnas Charakter, obwohl stark ins Licht gestellt, ist ein werdender. Ihrer zweifellosen allgemeinen (ethischen und intellektuellen) Vortrefflichkeit mischt sich ein wenig Eitelkeit bei, mit einer gewissen Neigung zur Erschlaffung; beides streift sie auf steilem Läuterungswege ab. Ihre politische Zeugenaussage gegen den eigenen Gatten halte ich für ungenügend motiviert. Dornick ist ein Schauspieler vor Gott, den Menschen und sich selber, bis er sich auf seine Pflicht besinnt, letzteres in etwas rapidem und darum nicht ganz glaubhaftem Prozeß. Ihm gegenüber erscheint sein Schwager Bernard doppelt liebenswert: ein echt männlicher, sonnenklarer Charakter. Neben ihm ragt der schwer zu erringende Gegenstand seiner Neigung auf: die glühende Patriotin Tiny Landskron, wahrhaftig durch und durch, auch ein wenig eigensinnig, im ganzen gewinnender als ihre spätere Schwägerin Magna.

Besonders lebhaft vorgeführt sind die Nebenfiguren: der schwermütige Sonderling Baron Vehrenberg (Magnas und Bernards Vater), der einst als Burschenschaftler sieben Jahre Kerkers hat verbüßen müssen; der großherzige Graf Landskron; seine gutherzige, verwöhnte, sehr aristokratische Gemahlin; sein lebenstrahlender, dem frühen Tode verfallener Sohn Josy; seine launenhafte, oberflächliche Tochter Gaby; Dornicks stark beschränkte, weichmütige Tante Clarissa; deren Tochter, die edle, opfermütige Oberin; die holde, schönheitsdurstige Edith, welche Bernard Vehrenberg liebt, edelsinnig entsagt und ihr junges Leben unter dem Mordstahl eines Wahnsinnigen lassen muß; der tückische Rentmeister Bilse; der tapfere Pastor zu Dornick; der patriotische Feldhauser Geistliche; der Handwerksmeister Hellbrink, voll innerer Tiefe und äußerer Ruhe; seine hohle, unheilstiftende Frau; sein wackerer Sohn Franz, der sich zum hervorragenden Politiker aufschwingt; dessen Bruder, der rückgratlose „Künstlerknabe" August. Dieser und seine „Passion", die frivole Amerikanerin Mrs. Ahrens, erinnern allerdings stark an Romanschablonen; sonst ist die Charakteristik, die angedeuteten Schwächen in der Zeichnung Magnas und Dornicks abgerechnet, von

plaſtiſcher Lebenswahrheit. Letztere eignet auch der Schilderung der Zeit- und Lokalbühne.

Ein großartiger Zug geht durch der Autorin Auffaſſung bezüglich der damaligen Weltereigniſſe. Ihr Freimut, ihr Scharfblick, ihr Patriotismus, ihre Treue gegen die Kirche, ihr Streben nach politiſcher und rein menſchlicher Objektivität, ihr Gerechtigkeitsſinn überhaupt, ihre Gottes- und Bruderliebe ſind bewundernswert. Immer prüft ſie auf das Motiv; niemals verwirft oder lobt ſie von vornherein; niemals ſchafft ſie in ihren Perſonen Teufel oder Engel. In jedem Menſchen, auch dem gefallenen, ſieht ſie noch das Kind des Höchſten; ihre Ehrfurcht vor dem Unvergänglichen in uns reicht bis in alle Klaſſen und Stufen.

Nicht genug kann der kulturhiſtoriſche Wert von „Im Streit der Zeit" hervorgehoben werden. Die jüngere Generation vergißt ſo leicht, was die ältere für ſie gelitten und errungen hat: hier iſt ein Buch, das ihrem Gedächtniſſe in ſegensreicher Weiſe aufhilft. Die großen Männer jener Tage, auch auf der „anderen Seite", erfahren wirkſame Beleuchtung, und in genialer Weiſe werden oft die nicht ſelten kleinlichen Urgründe der großen politiſchen Aktionen aufgedeckt. Ueber dem Ganzen aber wölbt ſich Gottes ewiger Himmel, an dem wie ein Stern das Motto der Dichterin leuchtet: „Das Beſte und Richtigſte iſt gewiß, auf dem Fleck, wohin man geſtellt iſt, ſeine Pflicht zu tun, das Tüchtigſte zu leiſten zu ſuchen und ruhig abzuwarten. — Die Welt iſt nie ſtabil geweſen; in der Welt und in dem Menſchen iſt ein ſtetes Neugeſtalten, und der Herr lenkt die Zeit."

Es erübrigt noch, wenigſtens einen kurſiven Blick auf F. von Brackels Gedichte (5. Aufl.) zu werfen. Beſonders der lyriſche Teil leidet zuweilen an formalen Unebenheiten, auch an reflektierender Breite. Gerade hier wäre Sichtung und Feilung am Platze, um der Sammlung die verdiente wachſende Beliebtheit zu ſichern. Kabinettſtücke enthalten die Rubriken „Balladen und Zeitgedichte" und „Vaterländiſches. Ernſtes und Heiteres". Der Dichterin tiefe Frömmigkeit, ihre herrliche Vaterlandsliebe, ihr edler Freimut, ihre Ehrfurcht vor dem Heldenhaften in jedweder Aeußerung ſprechen uns mehr als einmal in vollendeter Form unmittelbar an; ich erinnere nur an „Es waren fünf", „Der Fähndrich", „Im Frühjahr 1866" (I und II), „Vor dem Kriege 1866", „Im Mai 1868", „Nachklang der Kämpfe bei Metz", „1871", ferner „Lacordaire und Lamennais", „Rom und Paris 1867", „Nachruf an Hermann von Mallinckrodt" „Ziehe hin, chriſtliche Seele! Ja, ziehe hin!" „Letzte Worte Sr. Heiligkeit des Papſtes Pius IX.". Auch der Humor kommt, wie in allen größeren Erzeugniſſen F. von Brackels, zu ſeinem Rechte (ſ. „Die Wacht am Rhein", „Das Lied von den blauen und ſchwarzen Huſaren", „Wie ein Trompeter aus dem Kriege 1864 nach hauſe ſchrieb"), ein kernhafter, lachender Humor, dem man mit Freuden begegnet.

Ferdinande von Brackel hat uns ein dauerndes geiſtiges Erbteil hinterlaſſen, das wir mit jenem Danke, der das Gebotene ſegensreich zu benützen weiß, antreten ſollen. Ihre Schöpfungen, fleckenlos lauteren Charakters, dürfen ſämtlich in alle unſere Bibliotheken (für Erwachſene) eingeſtellt werden. Die beſprochenen Hauptwerke gehören unbedingt hinein, auch in die Volksbibliotheken, denn alles iſt in ſeiner ſchönen Klarheit leicht verſtändlich, weithin orientierend; zudem findet ſich Volkstümliches in jeder einzelnen dieſer Schöpfungen, und jede einzelne durchdringt jener Geiſt, der das echte Menſchentum (einerlei auf welcher äußeren Rangſtufe), die echte Gotteskindſchaft kennzeichnet und den Weg dazu weiſt.

Hermine Villinger.*)

Lit. Skizze von Hermann Binder-Altingen.

Seit Monden lächeln mich nicht weniger denn zwölf Villinger-Bändchen an. Immer und immer wieder gemahnen ſie mich, von ihnen zu ſprechen und ſie einem größeren Kreis von Leſern bekannt zu machen, eventuell auch ſie zu empfehlen. Haben auch manche von ihnen eine zweite oder dritte oder vierte Auflage ſchon erlebt: es will mir gleichwohl vorkommen, als ob dieſe Schriftſtellerin aus badiſchen Gauen nicht allzu vielen aus uns bekannt wäre. Darum möchten wir an dieſer Stelle ihr einmal ein kurzes Wort reden; wie es ausfällt, werden wir ſchon ſehen.

Eines ihrer beſten Büchlein „Allerlei Liebe" widmet Hermine Villinger „aus tiefſtem dankerfüllten Herzen ihrer hochverehrten Meiſterin und innigſtgeliebten Freundin, Marie von Ebner-Eſchenbach zu deren ſiebzigſtem Geburtstag". Man könnte daraus auf die Vermutung kommen, als ob die Schriften der bürgerlichen Badenſerin

*) Von der Verf. liegen uns folgende ſehr gut gedruckte und ausgeſtattete Bücher aus dem Verlag von A. Bonz & Co. in Stuttgart vor: 1. Allerlei Liebe 3. Aufl. 308 S. Broſch. 3 M. 2. Kleine Lebensbilder 2. Aufl. 350 S., 3,60 M. 3. Aus unſerer Zeit 2. Aufl. 259 S. 3 M. 4. Die Tatkönigin, 217 S. 2,40 M. 5. Binchen Bimder. 2. Aufl., 359 S. 4 M. 6. Aus dem Badener. Land (Geſchichten). 2. Aufl. 277 S. 3 M. 7. Der neue Tag, 2. Aufl., 272 S. 3 M. 8. Der Weg der Schmerzen, 2. Aufl., 178 S. 2 M. 9. Das dritte Pferd u. a. Erz. 3. Aufl., 280 S. 3 M. 10. 's Tantele u. a., 264 S. 3 M. Aus dem Verlag von Guſtav Weiſe, Stuttgart: 11. „Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar," Mein Kloſtertagebuch, 147 S. Oktav eleg. geb. 3 M.; aus dem Verlag von Moriz Schauenburg, Lahr: Aus dem Kleinleben, 4. Aufl. 260 S., geb. 3 M.

sich nach Ton, Stimmung, Gehalt und Tendenz vielleicht mit denen ihrer adeligen österreichischen Freundin berührten oder auch diese ergänzten. Daß wir das gleich vorwegnehmen: davon ist gar keine Rede. Mögen sie traute Freundinnen sich nennen — die Feder hat schon viele, die sich fremd gewesen, zusammengeführt —: Ton, Stimmung, Gehalt und Tendenz sind sich bei beiden so verschieden wie nur möglich. Der Süddeutschen und Schwarzwaldtochter hat es ihr harmloses, reines, unverdorbenes Gemüt, ihr sonniges Wesen, ihr überallhin offener Blick angetan, daß sie, aufgewachsen in der Familie eines Geheimen Kriegsrates zu Karlsruhe in überaus glücklicher Jugend mit einem Bruder, in fast allen ihren Büchern liebe gute Leute zeichnet, und wenn sie schon, als scharfe Beobachterin des Lebens, wie es sich wirklich abspielt, selbst starke Schatten beimischen muß, so blitzt auch in diese noch ein kleiner Strahl frohen Humors herein und spielt im Gesichtsausdruck der ernsten Schreiberin ein feines ironisierendes Lächeln. Von kühlen, erkältenden Zweifelsmarotten, von düsteren Glaubensgrübeleien, von leidenschaftssinnlich beherrschten Modernen finden wir bei Villinger kaum einmal ein Strichlein gezeichnet. „Allerlei Liebe", „Kleine Lebensbilder", „Aus dem Kleinleben", „Aus dem Badener Land", Die Talkönigin", „'s Tantele", „Binchen Bimber".

Schon diese Titel lassen nicht auf tragische Konflikte, auf tiefgrabende Analysen, auf bohrende Charaktere, auf zerrissene Herzen schließen: Leben und Gehaben, Haus und Hof, Schule und Krankenstube und etliches andere Milieu aus der Welt der Kleinbürger und mittleren Beamten, aus Kinderlieben und -tollen, Erziehungsprobleme — all das wird in oft feiner Weise behandelt, in anziehenden Typen dargestellt; der Verfasserin steht dabei eine gute, nie geschmacklose oder überladene, meist in gleichmäßigem Rhythmus sich ergehende Sprache zu Gebot. Dazu kommen die lieblichen Bilder, die Curt Liebich in seiner bekannten Weise anziehend malt; selten trifft man eines, das nicht ein prächtiges Genrebild darstellen würde. Ja, man kann sagen: Villingers Hauptstärke und -kunst liegt in der realistisch gewandten, gut beobachtenden, meist interessant ausgeführten Zeichnung von kleinen Genrebildern, denen der Maler Liebich ein ganz wie von selbst entsprechendes Kostüm verleiht. Durchaus nicht jeder Maler würde solche harmonische Illustrationen zuwege bringen; dazu gehört auch süddeutsches Gemüt und frohgelaunter Humor.

In die Familien der mittleren Beamten, Lehrer, Kaufleute, aber auch in Bauernstuben läßt sie uns oft hineingucken. Mit besonderer Vorliebe schildert sie die Sparsamkeit, aber nur die heimliche, die so oft unter dem Schein des Vornehmtuns solche mager situierte Leutchen zu den empfindlichsten Entbehrungen befähigt. Wie schildert sie so amüsant die „Vons" („Aus unserer Zeit"). Ein Nähfräulein wird durch allerlei List die Gattin eines armen Herrn von Feldern; sie näht auch als „von": „Kam eine neue Dame, eingeschüchtert durch das fette »von« auf dem Porzellanschild, mit der bescheidenen Anfrage, ob sie recht sei, man habe ihr gesagt, hier wohne eine ausgezeichnete Kleidermacherin, so verfehlte Frau von Feldern nie, durch eine gutgespielte Szene ihrer Ehre genugzutun. Der ahnungslose Kunde wurde in den Salon geführt, und bevor er wußte, wie ihm geschah, rang sie mit dem Ausdruck einer Niobe die Hände und teilte der bestürzten Dame unter mühsam unterdrücktem Schluchzen mit, sie sei nicht zum Kleidermachen geboren, sowohl ihre Natur als ihr Name hätten sie zu einem anderen Leben bestimmt; allein, was könne der Mensch gegen Schicksalsschläge — einfach nichts usw. Schließlich wurde dann doch Maß genommen; der Kunde war unter den Reden der Frau von F. ganz klein geworden nnd empfahl sich mit der größten Hochachtung. Vor seinem Sterben aber rafft sich ihr Schwächling von einem Mann doch einmal auf und schreit dieser ausgehöhlten Anstandsmama und -gattin ins Gesicht: »In deinem Haushalt, liebe Mama, ist alles für den Schein berechnet und nichts für den Magen; ich hab' mir immer gesagt: Der Teufel hat uns das ‚von' eingebrockt.« Als das auch der stramme, strebsame Sohn Eduard, der zu ihrem größten Aerger nur ein Kaufmann werden wollte, bestätigte, ist sie tief beleidigt; das dumme Söhnchen Kuno aber wird mit Lernen halb zu Tod geplagt, damit er ein Fähnrich werde usw. Der von der Mutter verachtete und viele Jahre übersehene Sohn Eduard muß glühende Kohlen auf Mutters und Bruders Haupt sammeln.

In der Geschichte „Revisors", bei denen man auch kolossal sparen muß, ist die 19jährige Tochter die Stütze der Hoffnung ihrer Eltern. Daß es bei solchen und anderen ihrer Genrebilder gern mit einem Pärchen oder auch mit zwei, die sich „finden", ausgeht, ist nur natürlich; auch vom Schicksal ja gewollt! „Aus dem Fexenreich" (eine kleine Hochlandsgeschichte im selben Band) kommt uns ein wenig gezwungen vor. Packend realistisch, fast unheimlich romantisch schließt das Bändchen mit der Schilderung einer alten Geizhälsin „Die Bas". Die kranke alte Bas zählt immer ihr schrecklich vieles Geld; das kleine Finle steht am Fenster und strickt; ihm ruft die Bas alleweil zu: „Finle, sing, sing", damit sie ungestört und ungehört ihr Geld zählen kann! Auf dem Gang zum Pfarrer hat sie ihre Schlüssel daheimgelassen; das versetzt sie in solchen Schrecken, daß sie tot umfällt!

Eine originelle weibliche Gestalt, fast in Hansjakobs Manier, begegnet uns im Band: „Allerlei

Liebe"; es ist eine Jüdin namens Tildche, eine bieder-komische Alte, die aber doch zuletzt vom katholischen Pfarrer beschämt wird, so daß sie gesteht: „Was e guter Mann, was e braver Mann, der Herr Pfarrer is e braver Mann! Er hat mer vergolte Böses mit Gutem. Denn ich war schlecht, ich hab' ihm so was Gut's nit zugetraut; ich hab' mer gesagt, er hat e Absicht, er wird sich räche. Er aber hat in Wahrheit an mer getan, so wie's geschriebe steht in der Hl. Schrift; er hat mer's gemacht, sowie mer's macht den Kindern Gottes, denn wir haben alle einen Vater, steht geschriebe . . .!" Daß sie auch pessimistischen Anwandlungen nicht fremd ist, geht aus „Nummer 10" in diesem Bändchen vor; denn diese Nummer müßte einen bei dem sonst so frisch und froh pulsierenden Inhalt fast befremden.

Viel reizend Schönes findet sich in dem Band „Kleine Lebensbilder", 15 ausgezeichnete Geschichten. Gleich die erste „Der Töpfer von Kandern", die uns von der Beseitigung erzählt, die echte Kunstbegabung trotz aller Widerwärtigkeit des Lebens selbst beim ärmsten Teufel hervorrufen kann, ist ein Kabinettstückchen. Nicht selten wird man an Heinrich Seidels Leberecht Hühnchen-Welt erinnert, so froh und genügsam, so sonnig und heiter wirkt alles. Da spürt man es so recht, wie Hermine Villinger das Volk genau beobachtet, gut kennt und sich in sein Fühlen und Denken ganz hineinzuleben versteht. Auch „Der letzte Schüler", „Ein göttliches Geschenk", „Der Frühling isch do" sind vorzüglich geschildert. In letzterem kommen die Gegensätze von Alter und Jugend, von Winter und Frühling zu herzigster Lösung. Ein strammes, junges Bürschlein, das weit droben an einem Gehänge mit seiner kranken Mutter zusammenwohnt, muß auch den Küster machen, den Boten und noch vieles andere: „Iß, Büble, iß und dann gehsch geh frage nach'm Dortel, 's isch nit in der Kirch g'si und i hab' kei Ruh, wenn i nit weiß, ob nit ebbes mit'm isch; und dann gehsch zum Rosel und zum Marei und vergißsch mer kei's, und i bind' der's uf d' Seel, bring' mer kei schlechti Nachricht heim wie sei mol, wo der Peter gstorbe isch — i kanns nimme vertrage, 's laßt mi nit schlofe, wann i immer denke muß, daß i au nit helfe kann, und bi keim Begräbnis mit heule und do obe hock' wie a'g'nagelt." Der Bläsi richtet alles aus. Die Mutter traut dem heimkehrenden Boten, der von ein bißchen Sonne zu erzählen weiß, nicht ganz. „D' Sonn, das isch nix," belehrt ihn die Mutter, „wann's nit riesei und kracht aus alle Ecke und Ende, und nit dünstet und seufzt aus'm Erdbode raus, daß ma meine sollt, 's wollt einer, der begrabe isch, wieder ufstehe und lebendig werde; wann's nit durch d' Lüfle zwitschert und tut, als hätte alle Vögel bigot e Räuschle trunke über Nacht: Do ischs no nix mit'm Frühling." Und der Bläsi versprach: „Weisch 'was, Mutter, morge isch Sonntig, do will i's emoi unserm Herrgott sage." Und er hats ihm, scheints, gsagt. „Mit eins riß er die Augen weit auf — war er denn taub, war er denn blind? Kam's nicht von allen Bergen geschossen in tosenden, wilden Bächen, glänzte nicht allenthalben die goldene Morgensonne in den hinschwindenden Schneemassen, sie verzehrend und versengend? Und aus dem Erdboden, dünstete es da nicht quellend auf, feuchte Nebel sendend in die Höhen, daß es knisterte und stöhnte aus allen Ecken und Enden wie tausendfaches Leben? . . . „Herrgott, und alles schiost", aiterierte sich der Bub, „und niemet weiß, was g'schehne isch!" Wo um des Himmels willen soll er zuerst hin, zur Mutter hinauf, oder ins Dorf hinunter? Nein, alle miteinander, mit einem Schlag sollten sie's erfahren, welch Wunder über Nacht geschehen . . . „'s läutet Sturm bigot — auf, auf zum Kirchle — Herr Jesis, was isch g'schehe?" Der Bläsi aber schwang sich am Seil auf das Gesimse der Sakristei und stieß das Fenster auf; die Leute kamen herbeigestürmt, alles schrie den Buben an: Bläsi, Bläsi, wo brennts? Der streckte sein glühendes Gesicht weit aus dem Bogenfenster, deutete in die zu Bächen gewordenen Schneemassen und jubelte es laut in die Welt hinaus: „Er isch do! Er isch do! Der Frühling isch do!"

Eine ganze Fülle ähnlicher Genrebildchen streut sie in diesen inhaltsreichen Bändchen vor uns aus. Mit welch packenden, ja ergreifenden Zügen tritt in dem Lebensbild „Ein Abgedankter" der alte Postillon aus dem Schwarzwald uns entgegen. Mit echt hansjakobscher Siegiestimmung finden wir ihn oben am Rand des Waldes; er muß doch wenigstens zuschauen, wie sie heute die Eisenbahn eröffnen und dabei festen und feiern: „Mit mir ist's fertig." brummte er in seinen Bart hinein; „jetzt schreien sie der dampfenden Maschin' entgegen, als ob so ein Ungeheuer Gefühl hätt', als ob sein Gepfeif' eine Kunst wär', eine Herzenssach' — mit Respekt — eine Gottesgab' — selber Maschinen, zweibeiniges Ungezieser, das ich 29 Jahr' da heraufgefahren und nie umgeschmissen, und das mich jetzt vergißt wie einen ausgerauchten Zigarrenstummel! — Hätt' ich euch doch alle Tag' in den Graben geliefert!" Während aber die Lokomotive heraufschnauft und langsam sich nähert mit immer demselben grellen Pfiff, da zieht er sein Posthorn unter dem Kittel hervor — so hatte er noch nie gebiasen: sein ganzer Schmerz, all sein Weh', sein Zorn und seine Wut, ja sein ganzes Leben drängte sich zusammen in die Töne seines Lieblingsliedes. Die drunten aber wurden so davon ergriffen, daß sie kaum merkten, wie der Zug einlief, sie vergaßen zu juchzen und hoch! zu

schreien — eine köstliche Genugtuung für den Alten, der nun befriedigt und versöhnt mit seiner Tochter heimwärts marschiert. Ich glaube, manch andere Schriftstellerin hätte den Abgedankten mit gebrochenem Herzen droben am Waldrand liegen lassen; wir freuten uns, daß Villinger bei dieser Geschichte so gar keinen sentimentalen Anfall bekam.

So liest sich die eine wie die andere ihrer Geschichten frisch und natürlich, anmutend und erquickend. Einzig in der tragikomischen Situation, und dabei durchaus dem wirklichen Leben abgeschaut ist das Lebensbild „Die Mutter". In welchem die Kinder um ihr Sterbebett stehen, in Klagen ausbrechen und dann wieder in die erheiterndsten Unterhaltungen über ihre Erlebnisse verfallen; sie wollen aber nicht undankbar und nicht frivol gegen die von allen innig geliebte Sterbende sein; diese Leutchen geben sich eben, wie sie in Wirklichkeit sind; dies hat Villinger vorzüglich fertig gebracht. In der stark romantischen Geschichte, Der „Gaschl", die sonst gut gelungen ist, gibt die Christin einem Künstler, der nicht viel glaubt und protestantisch ist, aus ihrer Truhe „eine Reliquie mit, mit dem vollkommenen Abiaß für alle seine vergangenen und zukünftigen Sünden". O Jemine, Frau Hermine, da ist Ihnen aber ein böser Lapsus passiert! Hätten Sie so etwas einmal im Kloster zu Offenburg, wo Sie in Ihrer Jugend mehrere Jahre geweilt, behauptet, dann hätten Ihre Freundinnen Sie nicht blaß gehörig ausgelacht; Sie hätten von Ihrer mère (!) sicherlich dazu — und das mit Recht — eine heilsame Strafarbeit bekommen! Aber trotz dieser kleinen Distel fühlen wir uns in Ihren „Kleinen Lebensbildern" so wohl wie in einem blumenreichen, duftenden Garten.

Ins Kloster kam Villinger mit 13 Jahren nach Offenburg. Ihr Vater war zuerst in Freiburg i. B. Als sie ein Jahr alt war, kam er nach Karlsruhe, wo er im Jahre 1883 als Geheimer Kriegsrat a. D. starb. Sie sagt von sich selbst: „Ich hatte liebe, gute Eltern, einen einzigen Bruder und war ein glückliches Kind. Ich wollte ins Kloster gehen, später zum Theater. Geschrieben habe ich eigentlich immer. Ende der zwanziger Jahre, also um 1876 und 1877 herum, wurde es mir klar, daß dies mein eigentlicher Beruf sei." Und was sie in einem an mich gerichteten Brieflein weiter bemerkt: „Ich kann über mein Schaffen nur sagen, daß es mich drängt, meine Eindrücke wiederzugeben, daß ich alles erlebt und geschaut habe, und es kaum lassen kann, etwas Erlebtes nicht sofort zu gestalten. Es liegt in mir, ich kann es nicht erklären." Das glauben wir ihr gern aufs Wort, denn beim Lesen ihrer Geschichten fühlt man es geradezu und sagt bei sich oft: wie fein ist dies wieder gezeichnet, weil so treffend vorher geschaut! So ist's in dem Bändchen: „Aus dem Badener Land." Es bereitet wirkliches Vergnügen, solch gesunde Geschichten durchzulesen, die, unmittelbar frisch empfunden, sich in immer sauberer, gefeilter Schreibart darstellen. Das Leben des Badener Volkes in Stadt und Land, in Wald und Flur wird in anziehenden Erscheinungen vorgeführt; überall spricht tiefes Verständnis für das Volksleben und herzliche Liebe zu des Volkes Eigenart uns an. Aehnlich steht's mit den Geschichten: „'s Tanlele und anderes". Beide tief empfundene und wahrhaftig gestaltete Erzählungen sind auf den gemeinsamen Grundton eines starken Pflichtgefühls gestimmt. Eine Figur wie „'s Tanlele" ist eine Lieblingszeichnung unserer Verfasserin; aber sie versteht solchen auch Leben und Seele einzuhauchen, wie man sie nicht oft so treu und echt findet. Dieses „Tantele" ist eine Frauenseele wie ihr „Binchen Bimber", selbstlos sich aufopfernd greift sie überall zu, wo es zu sorgen, zu schaffen, zu beten, zu leiden gibt. Diese alten Jungfern, die man so leichthin bespöttelt und doch so schwer entbehren kann, die immer mit der Hand und mit dem Herzen bereit sind, gelingen ihr meisterhaft und darum bleiben sie uns tief im Gedächtnis und Herzen. Aber auch die anderen Personen werden nicht stiefmütterlich behandelt, Leute aus den verschiedensten Lebens- und Berufskreisen: der wackere Kaufherr und seine Familie, die stolze und doch so brave Geheimrätin und ihr Sohn, der berühmte Doktor, die beiden Waisen, die Dienstboten und der ehrliche und ewig durstige Packer des Hauses, die geschwätzige, aber im Grund doch herzensgute Näherin; sie alle könnten nicht treuer und sicherer gezeichnet sein. Das Ganze ist wie hier, so auch in vielen ihrer anderen Geschichten von sonnigem Humor umspielt, der einen beim Lesen immer so innig anzieht und begleitet.

Wer möchte es da bezweifeln, daß sich bei solcher Menge von Lebensausschnitten nicht manche ähnliche Ereignisse, sich ähnlich sehende Personen vorkommen? Wer möchte dies aber verargen? Ihr Land ist das Badener Land, ihr Hintergrund und mitunter auch Vordergrund ist der Schwarzwald, und der hat schon viele wieder auf die Beine gebracht und gesund gemacht. So weht aus nicht wenigen Lebensbildern die herbe, aber gesundende, erquickende, klare Schwarzwaldluft uns an. Nicht selten meint man, wenn man mit diesen Leuten gegangen, es gehe durch die herrlichen Täler, an den romantischen Hängen, über den gewaltigen Höhen dahin und es erklingen bald leise, bald laute, bald tief wehmütige, bald hoch aufbrausende Lebens- und Liebeslieder.

Man wird vielleicht fragen: Wie stellt sich Villinger zu Hansjakob? So viel wir wissen, schätzt Hansjakob seine um 12 Jahre jüngere Landsmännin sehr hoch; sonst müssen wir im allgemeinen gestehen: Der Haslacher Dichter ist

eben ein Mann; viele seiner Persönlichkeiten, besonders aus seiner neunziger Periode ziehen durch ihre Kraft, ihren Trotz, ihren konsequenten Charakter den Leser unmittelbar an. Die Hauptstärke der Karlsruherin sind ihre Kinder und ihre alten Jungfern, wiewohl es an treffenden, tüchtigen Charakterisierungen von Männern auch nicht fehlt. Trotz seines Weiberhasses ist aber der Einsiedler der Kartause in seinem Grundwesen gar weich, wehmütig, fast ein wenig weibisch geworden, natürlich nicht durch seine unermüdliche Redseligkeit; wir brauchen wohl nicht beizufügen, daß wir Hansjakob in unserer süddeutschen Stammesliteratur mitnichten vermissen möchten, ja gar nicht entbehren können. Ein solches Original ist immer hochzuschätzen, auch in seinen literarischen Untugenden.

Nicht befriedigt sind wir von Villingers Geschichte: „Der neue Tag," eine Klostergeschichte im eigentlichen Sinne und darum ein Romanprodukt, wie es sich die „Gartenlaube"-Leserinnen nicht besser wünschen können. Voll Unwahrscheinlichkeiten und echt romanhafter Zutaten. „Die neu eingekleidete Braut Gottes sollte von einer Klosterfrau zur anderen gehen, um den Schwesterkuß zu empfangen. Maria — so heißt die Neuinvestierte — war am Ende der linksliegenden Chorstühle angelangt und mußte nun an der offenen Gittertüre, die das Chor vom Schiff der Kirche trennte, vorbei. Da plötzlich, wie einem gebieterischen Willen gehorchend, warf sie einen Blick in den unteren Kirchenraum. Es war nur ein kurzer Blick, aber was sie gesehen, trieb ihr das Blut mit Ungestüm zum Herzen, daß sie einen Augenblick schwankte." Wen oder was hat sie denn mit diesem Blitzblick gesehen? „Der Markus war wieder da; sie hatte ihn erkannt, trotz der 12 Jahre, die ihn zum Manne gemacht." Und sie war nun Nonne! Ja, dieser heillose Blick ins Schiff: das ist ein rechter Zauberblick gewesen; die ganze Klosterzeit hindurch haben wir, die Leser, mit diesem Blick zu schaffen, bis wir am Schluß der rührenden Geschicht' dem Nönnchen nachblicken können, wie es dem Kloster bei Nacht und Nebel entwischt und seinen Markus umarmt und kriegt! Gleich als wir mit der Nonne diesen Blick zu Markus mittaten, wußten wir, daß es um uns, aber auch um die Nonne geschehen war. O, du armes Ding, dachten wir, wie wird es dir nun ergehen von der Feder der Romanschreiberin! Und richtig! Es geht ihr auch danach. Daß wir es offen gestehen: das Büchlein wirkt geradezu tendenziös; es kommt einem bisweilen vor, als ob die Verfasserin sich für ihre Klosterzeit rächen wollte; so unwahrscheinlich, ja mitunter geradezu ein wenig boshaft mutet die Schilderung und der Spott an, den sie an ihren Klosterfrauen anbringt. Schade, daß so viel schönes Können bei dieser Geschichte verschwendet wurde!

Doch: auf letzte Weihnachten hat sie diese unleidliche Klostergeschichte, durch eine andere wieder gut gemacht, ja vollständig gesühnt, möchten wir sagen. Der neue Titel lautet: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar. Mein Klostertagebuch." Wenn sie es uns auch nicht geschrieben hätte, daß dieses Buch ein getreues Bild ihrer glücklichen Klosterzeit und auch die besten Anhaltspunkte für die Kenntnis ihrer Persönlichkeit geben könne: dieses Tagebuch wirkt so echt und unmittelbar wie nur möglich. Da ist nichts relouchiert, nichts bloß erdacht oder ausgeklügelt, da trifft die Charakterisierung: Wahrheit und Dichtung sicherlich nicht zu; das fühlt man an dem urfrischen, sprudelnd fröhlichen Ton, der das ganze schöne Büchlein durchklingt. Da sie nun 56 Jahre zählt, schauen ihr die Jugendjahre noch einmal übers Leben herein und verschönern und vergolden es mit ihrem wonnereichen Glücksgefühl und ihrer unsagbaren Seligkeit. Musterinädel waren sie und ihre Freundinnen nicht; aber wir schauen Mädchen zu, wie sie wirklich sind, wie sie leben und lachen, nach Ehren trachten, aber auch ihre Lehrerinnen — beobachten, selbst mit gesenktem Blick. Das immer wiederkehrende Wort mère in einem deutschen Institut wirkt störend; der Verfasserin verübeln wir es nicht, denn sie hat eben so sprechen müssen. Für Backfische mag es ein gutes, ja, in seiner Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit entzückendes Buch werden; freilich, Erziehungsphilister werden sich ob der darin vorkommenden Untugenden entsetzen, die Hände über dem Haupt zusammenschlagen und das Buch in die tiefsten Tiefen der Anstaltsbücherei verbergen. Ihren neuesten Roman „Mutter und Kind" haben wir noch nicht zu Gesicht bekommen. Kritiker, auf die wir etwas halten, haben gesagt, er vermöge nicht ganz zu befriedigen. Zwar sei das Hauptmotiv interessant, „wie sich die sorgenvolle, im Haus der Armenpfründnerinnen ein Martyrium erlebende Mutter mit ihrer Lebensenge zu ihrer Tochter stellt, die ins Weite strebt und ihre Befriedigung in der Welt der Kunst sucht; allein diese Tochter sei eine unbefriedigte, unsympathische problematische Person, die trotz aller Begabung nicht recht wisse, was sie will und die keine Mitteltöne im Leben finde. Für die Lösung schärferer Konflikte ist die liebenswürdige Verfasserin eben eine zu harmonische Natur.

Das Buch „Der Weg der Schmerzen" haben wir in den Borromäusblättern, 1. Jahrg. S. 116—117 besprochen, im ganzen empfehlend; freilich ist es düsterer, herber und klingt härter als ihre anderen; aber es ist ein wahres Buch. Gern hätten wir noch „Die Talkönigin", die wir mit viel Genuß gelesen, da wir die Landschaft dazu kennen gelernt, eingehender behandelt. Es ist zuerst eine stark romantische,

aber nicht schlimm romanhafte Geschichte: ein Bauer vom Lierbachtal heiratet eine Zigeunerin. Der angeborene Stammesstolz der fahrenden Dunkelbraunen und der überlieferte Bauerntrotz der Verwandtschaft des jungen Ehemannes: das gibt natürlich kolossale Konflikte, die tragisch sich zuspitzen müssen; aber leider löst dann die Verfasserin den Widerstreit durch stark sentimentale und romanhafte Weiterführung; aus der psychologischen Novelle im edelsten Sinne wird eine echte Gartenlaubegeschichte schönster Art, die auch von der Marlitt oder Heimburg oder Eichstrut stammen könnte. Und die Dichterin schreibt doch im Vorwort, der Geschichte liegen wirkliche Vorgänge nach Familienaufzeichnungen zugrunde.

Die früheren Bücher der Verfasserin besaßen wir nicht, darum konnten wir sie nicht besprechen, aber wenn man nach diesen Andeutungen die Mehrzahl der besprochenen einstellt in die Bibliotheken, dann haben wir die Büchereien mit einem meist gesunden, lesenswerten, aufrichtig anmutenden, tüchtigen Lesekapital bereichert. Wir glauben von den behandelten nur die Geschichte „Der neue Tag" ablehnen zu müssen; dem Klostertagebuch haben wir seine Leserinnen zugesprochen; geht auch hier und da in den übrigen Büchern eine schiefe Bemerkung oder ein unrichtiges Wort mit: alle besprochenen Büchlein, deren Wert Kurt Liebich, wie bekannt, in seinen und treffenden Illustrationen nicht wenig erhöht, werden in den Bibliotheken der Städte von den weiblichen Mitgliedern aller mittleren Berufe besonders bevorzugt werden; aber auch die Männer, die vom Daseinskampf ausruhen wollen, werden sich bei dem einen und anderen seinen Genrebild mit Genuß aufhalten und der Verfasserin sicherlich ihr Lob nicht vorenthalten, wenn wir auch voraussehen, daß ihre Zahl nicht allzu groß wird. Auf dem Land werden die Beamtenkreise ebenfalls in ihrem weiblichen Teil das Hauptkontingent stellen, weil diese die Zeichnungen aus ihrem Milieu (!) gern sich besehen, während der Bauer nicht gern von seinesgleichen liest. Tiefsinnende Problemefreunde und Liebhaber pikanter Lektüre kommen zu unserer Freude bei Villinger nicht auf ihre Rechnung.

Wer sich allemal wieder ein Lesestündchen schenken kann oder schenkt, der wird, nachdem er von anderem genug gekostet, auch von unserer schätzenswerten, gemütreichen Villinger ein und das andere Pröbchen sich zu Gemüt führen. Der Verfasserin vielen Dank für die schönen Stunden, die sie uns bereitet, und den kräftigen Wunsch für frohe, ungeminderte Schaffenskraft!

Rosegger.

III. Seine Werke für Erwachsene.

Von Dr. Albert Vögele in Schöntal.

Adolf Bartels hat im Kunstwart (2. Juliheft 1903) Roseggers Werke ganz allgemein zu den Büchern gezählt, „die jedermann im Volke ruhig in die Hand nehmen kann", zu den „guten Büchern in jeder Beziehung". „Gute Lektüre bleibt alles bei Rosegger," so lautet das Urteil dieses Kunstkritikers. Wenn wir eine entgegengesetzte Ansicht haben, so müssen wir sie eingehend begründen, nicht bloß einer so angesehenen Kunstzeitschrift, sondern auch den vielen Katholiken gegenüber, die für R. schwärmen oder begeistert sind. In seinem Buch „Mein Weltleben" betont R. (S. 176): „Selten griff die klerikale Presse unmittelbar eine meiner Schriften an;" er will sagen, daß seine Gegner ihr verwerfliches Urteil nicht sachlich begründet, sondern ihm als dem ehemaligen „Schneidergesellen" „eines am Zeug zu flicken gesucht" hätten. Wenn und so oft wir ein Werk des steirischen Volksdichters ablehnen, werden wir jedesmal die Gründe bezw. die Stellen genau angeben, derentwegen das Buch von uns zurückgewiesen wird. Unsere Kritik soll gerecht und sachlich sein.

Die Rezensentengerechtigkeit verlangt es, auch auf die Umstände hinzuweisen, die seine vielen Ausfälle gegen die katholische Kirche in etwa entschuldigen. Rosegger ist Steiermärker, gehört somit einem Lande an, in welchem der Josefinismus der Kirche die schwersten Wunden geschlagen hat und woselbst infolgedessen manches nicht so ist, wie es sein sollte. Von einer katholischen Presse und einer bedeutenden katholischen Literatur war in Roseggers Jugendzeit überhaupt kaum die Rede. Die Armut der Eltern versperrte ihm den Weg zum Studium. Der erste Mann, der sich seiner annahm und seine literarische Ausbildung förderte, war der ungläubige Redakteur der liberalen, kirchenfeindlichen „Grazer Tagespost", Albert Swoboda. Was Wunder also, wenn der Poet auf das Evangelium derer hörte, die ihm vorwärts halfen? Diese und manch andere Umstände entschuldigen vieles bei Rosegger, aber sie sind vollständig belanglos für die Beantwortung der Frage: Sind die Roseggerschen Bücher derart, daß sie sich zur Verbreitung in den weitesten Volkskreisen eignen? Sobald so gefragt wird, kommt jedes einzelne Buch an und für sich in Betracht. Denn von den Umständen, welche Tendenz und Inhalt des Buches beeinflussen, hat der naive Leser eben keine blasse Ahnung.

Auch werden wir die literarisch-ästhetische Würdigung hier mehr in den Hintergrund treten lassen, weil wir sonst vielfach wiederholen müßten, was von uns bereits

in Nr. 4. Jahrgang II dieser Zeitschrift, gesagt ist. Man lese dort S. 63 ff. die literarisch-ästhetische Würdigung der Roseggerschen Muse nach. Ausdrücklich sei noch bemerkt, daß wir bei unserer Beurteilung jedes einzelne Buch im Hinblick auf die übrigen Werke des Dichters betrachten. Wer uns daher vielleicht zu großer Rigorosität zeihen möchte, soll das wohl beachten. Die Lektüre bloß des einen oder anderen nicht ganz einwandfreien Buches mag ja auch auf den unkritischen Leser vielleicht gar nicht oder nur in geringem Maße seine religiös-sittliche Gesinnung ungünstig beeinflussen; aber sobald ein nicht religiös gründlich durchgebildeter Leser die Roseggerschen Werke der Reihe nach liest, wird die schlimme Wirkung in religiös-sittlicher Beziehung eine viel nachhaltigere und daher weit schlimmere sein und zwar nicht bloß beim „Volke", sondern auch bei unseren sogenannten „Gebildeten" und „Halbgebildeten", besonders auch bei den „höheren Töchtern" und „gebildeten Damen".

Als einst der Jugendfreund und katholische Priester „Urban" in aller Ruhe R. darauf hinwies, daß er dem Volke seinen Glauben nehme, hat R. voll Entrüstung ihm zugerufen: „Wieso nehme ich dem Volke seinen Glauben? Wo greife ich die katholische Kirche und das Christentum an? Nenne mir die Schriften!" Wie triumphierend, als ob's mit diesem Vorwurf nichts wäre, hat R. in seinem „Weltleben" geschrieben: Urban habe ihm gestanden, daß er seine Bücher gar nicht gelesen habe. Wir wollen nun dem Volksdichter von Alpel unter seinen Hauptwerken die Schriften nennen und die Stellen angeben, wo er Glauben, katholische Kirche und dergleichen angreift.

Die Bücher führen wir im allgemeinen nach der im Kürschnerschen Literaturkalender pro 1905 verzeichneten Reihenfolge chronologisch auf. Nur die Werke „Der Gottsucher", „Das ewige Licht", „Die Schriften des Waldschulmeisters", „Mein Himmelreich", „Frohe Botschaft eines armen Sünders" betrachten wir wegen der in allen drei stark betonten Roseggerschen religiösen Weltanschauung zusammen. Das gleiche gilt von den beiden historischen Erzählungen „Höllbart" und „Peter Mayr". Die Gedichte nehmen von selbst eine Sonderstellung ein.

1. Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern. Wien, Leipzig. Hartlebens Verlag. 1881. 446 Seiten. Dieses Buch soll nach des Verfassers Vorwort ein anschauliches Bild von der Bauernschaft Steiermarks geben. Gleich im ersten Kapitel „Haussegen" findet sich eine derbe Geschmacklosigkeit bezw. ein frivoler Vergleich: „Die Magd mit der Butter" wird (S. 10) eine Priesterin mit dem Allerheiligsten" genannt. Befremdend muß dem Katholiken der Satz S. 61 erscheinen: „Die Christen — die Idee ihrer Religion stand einst in unerreichter Erhabenheit, da kam die Inquisition, die Hexenverfolgung, der Ablaßhandel, die Unfehlbarkeit usw." In dem Kapitel „Das Fensterl" erwähnt R. ein Liebesverhältnis, das ein Knecht und eine Magd, die einander wegen Geldmangels nicht heiraten konnten, bis ins hohe Alter fortgesetzt haben und bemerkt dazu: „sind ein Ehepaar gewesen, wie es Gott (?) zusammenfügt." Bei der Beschreibung der „Kirche", S. 179, gießt R. seinen feinen Spott über die frommen Jungfrauen aus. Freilich für Jungfräulichkeit und Zölibat hat der Waldpoet von Alpel keinen Sinn, wohl aber für sinnlich weltliche Liebe und Liebschaften, die er in den glühendsten Bildern zu schildern versteht. Auch drängt sich dem unbefangenen Leser die Frage auf: Sind die Vorstellungen der Aelpler (Steiermärker) von den armen Seelen wirklich so lächerliche und abergläubische, wie R. in den Kapiteln „Allerheiligen", „Allerseelen" sie beschreibt?! — Die Geschichte (S. 229), daß ein Kaplan einen Knecht wegen Naschens eines Knödels nicht absolviert habe, klingt ebenfalls ganz unglaublich. Recht bezeichnend für R. ist die Art und Weise, wie er einen Pfarrer „Christenlehre in den Waldhütten" halten, und dann das, was er kurz zuvor als Sünde verurteilt, gleich darauf selber loben und tun läßt. Einem Burschen, der ein unsittliches Lied singt, ruft dieser sonderbare Pfarrer ein Bravo zu und trinkt ihm eins zu mit den Worten: „Sollen leben alle lustige Leut." Einer jungen Braut gegenüber, die ihm die Hand gereicht und dabei, ihm ins Auge guckend, eines vorsingt, bedauert der Geistliche, daß er alle schönen Mägdelein anderen kopulieren soll, während er „so allein" leben müsse. „Mag schier kein Pfarrer mehr sein." In nüchterner Prosa fügt R. noch bei, wie „Mensch und katholischer Priester sein" sich doch so schwer vereinigen lasse. Wenn man demnach das Fazit zieht, so kommt man zu dem Resultat: Trotz vieler schöner und köstlicher Schilderungen (z. B. über die Uhr, die Handwerkerbank, über das Tun und Treiben der auf der Sler arbeitenden Schneider, Schuster und Weber, über das Alm- und Waldleben, über Sang und Tanz in den Alpen), kann das Buch der gerügten Stellen wegen weder als Buch für die weitesten Kreise noch für den Familientisch empfohlen werden. Wenn Rosegger bloß gegen wirklichen Aberglauben, gegen unwürdige Zieraten und Gebräuche in einzelnen Kirchen sich lustig machen würde (wie z. B. über das Herablänzelnlassen des Hl. Geistes an einer Schnur am Pfingstfest S. 181 ebenda), so hätten wir gar nichts dagegen; aber das alles wird ohne die notwendige Unterscheidung dem Katholizismus als solchem zur Last gelegt.

2. Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. In diesem erstmals 1881 erschienenen Bande beschreibt der Dichter „Leute, die wie seltsame Auswüchse aus dem Menschenwalde des Alpenvolkes hervorragen: wunderliche Charaktere, durch Naturanlage, Leidenschaften oder äußere Verhältnisse gebildet, oft harmlos, gemütlich und humorvoll, hochherzig und edel; oft aber auch bösartig, finster und dämonenhaft; zuweilen mit genialer Begabung — aber häufig Menschen, die ihren Beruf, ihr Leben verfehlt haben und mit sich und der Welt grollend ein kümmerliches und düsteres Dasein führen; zumeist arme, mittellose Leute, die nach einem wunderlichen Lebenslaufe im Armenhause sterben" (Vorwort des Verfassers). Es sind sonderbare Menschen, wie sie sich der Beobachtung oder der Phantasie des Dichters boten.

In kritischer Hinsicht erscheinen die einzelnen Erzählungen von sehr ungleichem Werte: in vielen ist der Stil sehr einfach und wenig kunstvoll, in mancher steckt wenig Witz und Geist. Gelungen und wirklich spaßhaft ist der „Lustigmacher". „Der närrische Doktor" ist reich an schönen Naturschilderungen. Sinnig erzählt ist die Geschichte „Der Orgler zu Thomas". Erquickend und spannend zugleich sind folgende Stücke zu lesen: „Der glücklichste Mann von Graz", „Zeuzi, der Nachtwächter", „Der Baumtod". In diesen entfaltet R. wieder mehr seine Kunst und glückliche Gestaltungskraft. —

Was den Inhalt betrifft, so haben wir nicht viel auszusetzen. Die „Waldphilosophie" (S. 57 ff.), welche den Kirchenbesuch für überflüssig hält und den Gottesdienst durch praktische Nächstenliebe ersetzt haben will, ist echt Roseggerisch. Auch aus den Ideen des „mißgeborenen Peter", der in keine Kirche gehen will, weil er „die geschmacklosen Bilder und Statuen mit ihren oft gräulichen (nebenbei ein Roseggerscher Schreibfehler, wie sie bei ihm nicht selten sind) Verrenkungen, Verkrezungen und mit allem unglaublichen Frevel gegen das Schöne und Heilige" nicht sehen kann, ist Roseggersche Tendenz ersichtlich. „Der Pfarrer von Grabenbach", der um eine Wette bezw. um eines Hammelsschlegels willen den Sonntagsgottesdienst ausfallen ließ und dafür im Wald eine Woche Kohlen gebrannt haben soll, kann nur in der Phantasie eines Rosegger existieren. Die ganze Geschichte ist unglaublich, sinn- und geistlos. — In der Geschichte vom „Vetter-Bub" läßt R. einen unfrommen Alten seine Schadenfreude darüber ausdrücken, daß der „der Bonifazius-Bruderschaft angehörende Toni" und die „beim Aloisi-Verein" eingeschriebene Sennerin ineinander sinnlich verliebt sind und ein Verhältnis haben, das nicht ohne Folgen bleibt. „Wird sich schon zeigen, was die Frommheit tut. Mich haben sie ja allweg verlästert, weil ich kein Belbruder bin." (S. 167.)

Allein bei vernünftigen, erwachsenen, durchaus reifen Lesern wird man dieser Verstöße wegen gegen eine solche Lektüre nichts einwenden können.

(Fortsetzung folgt.)

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelanführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Mädchenbildung auf christl. Grundlage. Druck und Verlag der Görres-Druckerei, Preis: 12 Hefte 5 M.

Wenn man von einem Bedürfnisse reden kann, so hat diese neue Zeitschrift einem solchen abgeholfen. Sie will die wichtigsten Tagesfragen der allgem. und beruflichen Mädchenbildung vom christl. bezw. kathol. Standpunkte aus erörtern, sie will durch Abhandlungen und sachgemäße Kritiken die christl. Erziehungswissenschaft auf dem Gebiete des Mädchenunterrichts fördern. Aus dem reichen Inhalte der ersten sechs Hefte greifen wir folgendes heraus: Kants Stellung zur Metaphysik — Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten — Die Religion als Lehrfach in den höheren Mädchenschulen — Unsere jungen Mädchen und die Lektüre — Zur Frage der Fortbildung der Mädchen — Frauen in der kommunalen Schulverwaltung — Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Die stattliche Reihe Mitarbeiter bürgt für gediegenen Inhalt. Die Zeitschrift gehört in die Hand jeder gebildeten Frau, und nicht zum mindesten sollen die studierenden Frauen sich diese Gelegenheit zur Weiterbildung nicht entgehen lassen.

Aachen. Nanny Lambrecht.

Vom Sterbelager des Darwinismus. Von Dennert. Stuttgart, Max Kielmann. S. 83. 1,50 M.

Nach dem Titel könnte man eine Abweisung der modernen Forschungen und Hypothesen erwarten, die sich auf die Entwicklung der Organismen beziehen, was jedoch nicht der Fall ist, der Verfasser weist zwar den Darwinismus ab, verteidigt aber entschieden die Deszendenz. Wie dieselbe verstanden und mit der christlichen Weltanschauung vollkommen in Einklang gebracht werden soll, wird aus folgenden Sätzen des Verfassers klar:

1. Die ganze Entwicklung erfolgte und erfolgt nach einem Plan und strebt nach einem Ziele hin. 2. Zufall und Regellosigkeit gibt es nicht in der Natur; und jede Stufe der Entwicklung ist das Ergebnis gesetzmäßiger Faktoren. 3. Egoismus und Kampf treten im Naturleben weit zurück gegenüber der genossenschaftlichen und harmonischen Verknüpfung aller Naturwesen. 4. Der Geist des Menschen ist ein Ding für sich und allein als höhere Entwicklungsstufe des tierischen Instinktes schlechterdings unerklärlich.

In dieser Weise wird eine Apologie des Christentums und ein Festhalten an der Deszendenztheorie zu ermöglichen gesucht. Die großen Gedanken sind meisterhaft hervorgehoben. Mit Genugtuung liest man die

trefflichen Ausführungen, in denen der reine Darwinismus, der den Zufall, die Willkür und Zielloſigkeit zum Prinzip der Entwicklung macht, wiſſenſchaftlich verurteilt wird. Verlangt ja doch die Wiſſenſchaft zur Erklärung der Phänomene Urſächlichkeit, Regelmäßigkeit und Zielſtrebigkeit.

Das Buch beſteht aus einer Sammlung von 10 Aufſätzen, von denen jeder eine neue Erſcheinung auf dem Gebiete der anthropologiſchen Forſchung beſpricht. Nr. 1 führt uns die Hochflut und dann das allmähliche Abnehmen des Darwinismus zu gunſten der Deſzendenz vor Augen unter Berückſichtigung der ſcharfſinnigen Unterſuchungen von Nägeli und 2. Goette, zweier antidarwiniſtiſcher Deſzendenztheoretiker. 3. Behandelt Korſchinsky (Geſetz der Heterogeneſis) und Haberland (Nachweis der Lebenskraft bei den Pflanzen; plötzliche Neubildungen von Organen ohne Zuchtwahl und ohne Kampf ums Daſein). 4. Steinmann (Prinzip der Vielſtammigkeit; keine kontinuierlich aufſteigende Kette der Arten, ſondern ſprungweiſe Variation). „Der biogenetiſche Grundſatz hat geradezu irreleitend gewirkt.“ 5. Eimer (Vererbung der durch organiſches Wachſen erworbenen Eigenſchaften und zwar in beſtimmt gerichteter Entwicklung). 6. Auch ein Darwinianer ſelbſt, v. Wagner, beſtätigt den Rückgang der unchriſtlichen und das Aufblühen der chriſtlichen Entwicklungslehre. 7. Häckel, deſſen unaufrichtige Methode grell beleuchtet wird. 8. Curt Grottewitz, ein Sozialdemokrat, gibt ebenfalls ſeine Stimme gegen den Darwinismus ab. 9. Dr. Fleiſchmann geht vielleicht zu weit, indem er faſt jede Entwicklung in Abrede zu ſtellen ſucht. 10. Sogar Oskar Hertwig, ein Schüler Häckels, verläßt den Standpunkt ſeines Lehrers und hält ſogar den biogenetiſchen Grundſatz: Jedes Einzelweſen wiederholt in ſeiner Individualentwicklung die Formen ſeiner Stammesentwicklung, für erſchüttert.

Die Lektüre des Buches wird Akademikern, die ſich mit ernſteren Fragen beſchäftigen, ein Genuß ſein. Denen, die von der Tatſache der Deſzendenz überzeugt ſind, und die deswegen meinen, der theiſtiſchen Weltanſchauung den Rücken kehren zu ſollen, kann das Buch ein guter Wegweiſer werden, da es ihnen die Mittellinie zeigt, auf der ſich der Glaube an Gott und die Ueberzeugung von einer richtig verſtandenen Deſzendenz zuſammenfinden können.

Bonn. Dr. Max Horten.

Simplizius Simpliziſſimus von H. J. Chr. v. Grimmelshauſen. In Auswahl bearb. von Dr. Max Gorges. Mit 14 Abbildungen. Münſter 1904, Aſchendorff. 274 S. Preis geb. Mk. 1,40.

Perlen deutſcher Dichtkunſt, für Schule und Haus ausgeleſen und gewürdigt von Joh. Bender. Münſter 1905, Aſchendorff. 260 S. Preis geb. Mk. 1,40.

Von dieſen beiden Bändchen der Aſchendorffſchen Sammlung auserleſener Werke der Weltliteratur iſt das erſtgenannte nicht bloß für den Gebrauch an höheren Schulen, ſondern auch als Volkslektüre im weiteſten Sinne vorzüglich geeignet. Der Text iſt zwar ganz bedeutend gekürzt, der Zuſammenhang wird aber durch kurze Inhaltsangaben weggefallener Kapitel hergeſtellt, die Uebertragung des Textes ins Neuhochdeutſche hat dem Werke allerdings viel von ſeiner Urſprünglichkeit genommen, es jedoch für unſere Volksbibliotheken brauchbarer gemacht. Die Illuſtrationen und Anmerkungen ſind gut. Der Simplizius Simpliziſſimus eignet ſich in dieſer Ausgabe für ſämtliche Volksbibliotheken, auch für ländliche, vorzüglich. Dem Leſer entrollt er von den Schreckniſſen und Kulturzuſtänden jener traurigen Zeit ein anſchaulicheres Bild als dicke wiſſenſchaftliche Folianten. Der künſtleriſche Wert des Romans iſt ein außerordentlich hoher. Für das an zweiter Stelle genannte Bändchen konnte ich mich wenig begeiſtern. Es ſind übrigens faſt durchweg die allen bekannten Lieder der Dichter von Hagedorn bis Geibel, die in der Sammlung Aufnahme gefunden haben. Da die Sammlung vor allem den Zweck hat, den Schülern jene Gedichte wieder in die Hand zu geben, die ſich als Proben neuerer Dichter im Leſebuche der unteren und mittleren Klaſſen vorfinden, da überhaupt mit dem Büchlein in erſter Linie den Lehrplänen und Lehraufgaben für höhere Schulen Rechnung getragen werden ſoll, kann man ja die Auswahl der Gedichte begreifen, auch das Zurücktreten der hervorragendſten Dichter (Brentano, Droſte-Hülshoff) hinter weniger bedeutende (Geibel, Arndt, Gellert, Körner u. a.). Die Gedichtſammlung kann daher eigentlich auch bloß für Unterrichtszwecke empfohlen werden.

Bonn. Hermann Herz.

Münchener Volksſchriften. Preis 15 Pfg. das Heftchen. Nr. 5: Der Bettler von Englmar von Max Schmidt.

Für den Münchener Volksſchriftenverlag hat der volkstümliche, greiſe Dichter Maximilian Schmidt als Nr. 5 die hübſche Erzählung: „Der Bettler von Englmar“ beigeſteuert. Es wird darin die uralte Wahrheit veranſchaulicht, daß Tugend die Herzen bezwingt, Bosheit aber ihr eigenes Grab ſich gräbt. So gewinnt hier der arme, aber tüchtige und brave Hütersbua die Braut und den Erbhof dazu, während ſein boshafter, reicher Nebenbuhler mit Schimpf und Schande abzieht. Höher zu bewerten als die Erfindung der Fabel iſt die klare und feſte Charakterzeichnung der auftretenden Perſonen, die echt volkstümliche, warmherzige, ſtellenweiſe poetiſche Sprache, ſowie die geſchickte Verwertung alter Märchen und Sagen.

Nr. 6 und 7: Der Freigeiſt von Winterberg von Dr. L. Fernwalder. Preis 30 Pfg.

Dieſe treuherzige, aber zuweilen ein wenig weitſchweifig erzählte Geſchichte ſpielt in einer weltfernen Schwarzwaldgegend. Die Umwelt, worin die Geſtalten der Erzählung ſich bewegen, iſt ſo eingehend und liebevoll geſchildert, daß der Leſer Berg und Tal und Wald, die blumige Halde und das ſchaurige Hochmoor handgreiflich vor Augen hat. Der Titelheld iſt ein durch Leſen atheiſtiſcher Schriften ungläubig gewordener Uhrmacher, der ſich indeſſen einen gewiſſen Edelſinn und eine natürliche Gutmütigkeit bewahrt hat. Ein ebenſo großes Intereſſe wie für den alten Freigeiſt wird der Leſer für deſſen Sohn, den hochbegabten Jörgli, haben, der zwar ein berühmter Hiſtorienmaler, aber ein haltloſer, unglücklicher Menſch wird und früh elend zugrunde geht. Wie der alte Freigeiſt ſich ſchließlich zu Gott zurückfindet, weiß der Verfaſſer überzeugend darzutun. Wenn auch die Tendenz zuweilen ein wenig aufdringlich hervortritt, iſt das Büchlein doch höchſt empfehlenswert, beſonders für die Bibliotheken der weiten Kreiſe, an die es in erſter Linie ſich wendet.

Aachen. R. Fabri de Fabris.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommiſſionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 12125

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 72.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20% Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 × 14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rheinland),

Verleger des hl. Apostol. Stuhles.

Für die Hausbibliothek!

Für nur Mk. 15,90 eine gediegene Sammlung spannender Erzählungen erster Autoren

Aus Vergangenheit und Gegenwart.

53 Bändchen, jedes ca. 100 S. stark, eleg. brosch. à 30 Pfg.
In 17 Bibliothekbänden, ½ Leder gebunden kostet die ganze Sammlung nur Mk. 26.25.
In 17 hochfeinen Salonbänden nur Mk. 34.75.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Für die Braut.

Myrtenkranz. Ein geistl. Brautführer u. Andachtsbuch für die christl. Frau. Von P. Arsl. Dotzler ord. fr. m.

Ausgabe Nr. I. 645 S., 78:127 mm. 2. Aufl. Nr. Cr.=Kalito, Rotschnitt Mk. 1.75.

Ausgabe Nr. II. 576 S., 67:112 mm. 2. Aufl. Handliches Format. Vornehme Ausstattung. Nr. Gill=Kalito, Goldschnitt, runde Ecken, Mk. 1.50.

Für den Bräutigam.

Gebetbuch für die katholische Männerwelt. Von Dr. Jos. Ant. Keller, Pfarrer. 2. umgearbeitete Aufl. 528 S., 67:112 mm. Nr. 6=Kunstleder, Rotschnitt, runde Ecken, Mk. 1.50.

Sämtliche Bücher sind auch in besseren Einbänden in großer Auswahl vorrätig zu entsprechenden Preisen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von J. P. Bachem in Köln ist soeben erschienen:

Das Gewitter.

Von Dr. Albert Gockel, Professor an der Universität Freiburg (Schweiz). **Zweite, bedeutend vermehrte Auflage.** Mit 5 Kunstdrucktafeln und 37 Abbildungen im Text. Geheftet M. 4.50. In Orig.-Einband M. 6.—.

Inhalt: Vorwort. — 1. Gewitter und Gewitterwolken. — 2. Der Blitz. — 3. Kugelblitze. — 4. Elmsfeuer. — 5. Donner. — 6. Wirkungen des Blitzschlages. — 7. Zunahme der Blitzgefahr. — 8. Blitzableiter. — 9. Atmosphärische Elektrizität. — 10. Entstehung der Gewitter. — 11. Ausbreitung und Form der Gewitter. — 12. Tägliche und jährliche Periode der Gewitter. — 13. Säkulare Periode und Zusammenhang der Gewitter mit der Periode der Sonnenflecken. — 14. Geographische Verteilung der Gewitter. — 15. Der Hagel. — 16. Hagelschießen. — 17. Gewitterregistrator. — 18. Gewitterprognose. — Anhang: Ueber das Photographieren von Blitzen.

Quo vadis?

Historischer Roman von Henrich Sienkiewicz. Deutsch von Sonja Placzek. 753 S. 8°. eleg. gebunden Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Preis 2 M

Für katholische Volksbibliotheken

empfehlen wir als ganz besonders geeignet:

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Gesammelte Werke.
45 Bände gebunden Preis zusammen M. 67.50
„In keiner katholischen Bibliothek sollte die so spottbillige Hahn-Hahn-Ausgabe fehlen!" (Kolpingsbl. 1904, 51.)

von Berlepsch, Romanbibliothek. 60 Bände
gebunden Preis zusammen M. 90.—.
Der Leiter einer rheinischen katholischen Volksbibliothek schreibt der Verlagshandlung: „In unserer Volksbibliothek herrscht eine solche Nachfrage nach Berlepsch, daß fast kein Band vorhanden ist, obwohl schon alle 60 Bände in zwei bis drei Exemplaren eingestellt sind. Senden Sie noch ein Exemplar Band 25–60 und noch zwei Exemplare Band 1–24."

Otto v. Schachings Volkserzählungen. 5 Bände
gebunden Preis zusammen M. 7,50.
„Unter den lebenden Volksschriftstellern steht Otto von Schaching im Vordergrunde. In der Tat, ich wüßte keinen bessern." (Litbl. d. D. Leog.)

Für Herz und Haus! Familienbibliothek.
Jeder Band gebunden M. 1.—, bis jetzt 16 Bände (Erzählungen, Romane u. Novellen von Achleitner, Christ, Herbert, Schott 2c.).
„Die ganze Sammlung sei bestens empfohlen."
(Lit. Handwsr. 1904, 11.)
„Volksbibliotheken, Lesehallen 2c. wird diese Sammlung besonders willkommen sein." (Fuldaer Ztg. 1904, 139.)

Heiligenbiographien u. Missionsleben. 10 Bde.
(hl. Ignatius, hl. Theresia, hl. Antonius von Padua, hl. Brigitta v. Schw., hl. Paschalis Baylon, hl. Rosa von Viterbo, sel. Johannes v. Triora, P. le Coq) gebunden zusammen M. 32.50.

Prospekte gratis und franko.

J. Habbel, Verlagshandl., Regensburg.

2. Jahrgang. Nr. 10. Juli 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Ernst Lingen. Von Nanny Lambrecht. — Ein moderner Philosoph und seine Werke. I. Von Kaplan Michael Schnitzler. — Rosegger. III. Seine Werke für Erwachsene. (Fortsetzung.) Von Dr. Albert Vögele. — Die Volksbibliotheken im Elsaß. Von Josef Weydman. — Rezensionen — Vermischtes.

Ernst Lingen.

Literarische Skizze von Nanny Lambrecht-Aachen.

Ernst Lingens Dichterweg weicht von dem herkömmlichen Entwicklungsgang der Talente etwas ab. Ein kühner Preiswurf setzte seinen Namen in die Welt. Vor ungefähr vier Jahrzehnten veranstaltete die „Kölnische Volkszeitung" ein Preisausschreiben „zur Erwerbung gehaltvoller Erzählungen" für ihr Blatt. Die Novelle „Vergib und vergiß" zog mit einer Gewinnnummer in die literarische Welt ein, und da ging man den wenigen Spuren des neuen Talentes nach, traf auf kleinere Erzählungen und Kalendergeschichten und zuguterletzt auf die überraschende Tatsache, daß dieser Ernst Lingen eigentlich ein Fräulein Elisabeth Schilling war [geboren in Erkelenz im Jahre 1832], keine schüchterne Anfängerin, die frisch-froh-wagemutig auf blumigen Dichterpfaden weiterziehen wollte, sondern ein ausgereiftes Dichtergemüt, das sein Teil an des Lebens Kümmernissen bereits zu tragen hatte. Ihre Persönlichkeit ist so eng mit dem Werdegang ihres literarischen Schaffens verknüpft, daß wir beide nur schwer trennen können. Wir lesen es gleichsam aus dem Zeilenfluß ihrer Werke heraus: ein schlichtes Sichgeben und Vertiefen in die Gesetze ernster Lebenspflicht, ein Hinneigen und Schöpfen aus einfachen Verhältnissen, die Tragik des Lebens dort aufsuchend, wo sie am ehesten zu finden ist — im Alltäglichen; und über allem, klärend und verklärend das Bekenntnis positiven Glaubens und tiefreligiöser Ueberzeugung. Im treuen Festhalten an ihrem ausgesprochen religiösen Denken und Empfinden entwickelte sie sich als eine der s. Z. besten deutschen katholischen Erzählerinnen. Nicht nur hüben kam man über ihr literarisches Schaffen zu ungeschmälert günstigem Urteil, auch drüben ergriff Konrad Tellmann zu wohlwollender Kritik die Feder. Er hob insbesondere „die Tiefe und Innigkeit" von Lingens Erzählungen hervor, „ein Wert, den wir an unseren Tagesgrößen oft genug vermissen". Damit ist eine feine Charakterisierung der Lingenschen Muse gegeben. Ihre Eigenart ist die auf den freundlichen Dreiklang gestimmte Seelenharmonie, die ernste Gedankentiefe ohne Herbheit und die abgerundete, vielleicht allzuweiche Form ihrer künstlerisch-psychologischen Herausarbeitung und Motivierung.

Ihre preisgekrönte Novelle „Vergib und vergiß“ hat folgenden Inhalt: Zwei Freunde auf fröhlicher Wanderschaft durch Wiese und Wald zum Forsthaus Bärens! Da bannt sie ein Lied, gesungen von einer Mädchenstimme, die „natürlich“ lieblich und melodisch ist. Eine Wunderwelt im Waldforsthaus tut sich auf, zwei ungleich geartete Mädchenknospen darin! Der Freunde heimliches Lieben und Sehnen trifft auf die „Eine“ zusammen, deren Glanz sie beide blendet. Wie sie ringen und streben und in die Irre gehen, aber doch das eine Ziel nicht aus den Augen verlieren, rechtschaffene Männer und Christen zu bleiben, das alles schildert und erzählt eine buntwechselnde Reihe von Episoden und Geschehnissen. Es sind liebe, gute Alltagsmenschen, die Forstmeisters Bärens, Herr Timar, Fräulein Antonie und sogar die kokette Ottilie. In diesem stillen Kreise gibt es nur Stürme im Wasserglas. Sie denken, reden, handeln alle gut und edel; selbst wo ein Spielverderber in dieses Ensemble hineinkommt, ists keiner mit einem Pferdefuß. Naturwahr ist das alles ja wohl nicht, aber zum Verflachen auch nicht. Unsere weibliche reifere Jugend wird sich an der vornehm gehaltenen Sprache, die nicht nach Effekten hascht und in dem Verkehr mit lieben, guten Menschen bilden können. Aber auch solche aus Stadt und Land, die bei ihrer Lektüre keine seelischen Erschütterungen durchmachen und nach Werktagssorgen den Geist in der Feiertagsstimmung rasten lassen wollen, werden sich gern durch das Werkchen unterhalten lassen.

Breiter angelegt und bewegter in der Handlung ist das nach dem großen Erfolg der Preisnovelle erschienene Werk „Ein Wort aus Kindesmund“, das in zweiter Auflage unter dem Titel „Zweimal vermählt“ in Druck ging. In der glatten Familiengeschichte des Inhaltes wirkt der machtvolle Hintergrund: Julirevolution, ungarische Insurrektion, Aufstand in Wien, nur wie eine mit Kriegsbildern bemalte Tapete im Salon. Es können dabei Menschen, ohne auch nur die blutigen Schatten zu sehen, gemütlich am Frühstückstische sitzen, sich amüsieren oder ärgern, je nach ihrem Gusto. Der Doppeltitel ist Alpha und Omega des ganzen Werkes. Schuld: Zweimal vermählt! Sühne: Das Wort aus Kindesmund! Der Gatte zweier lebender Frauen ist Graf Taura, der seine erste Liebesehe löst, weil ihm unvermutet das Majorat zufällt und nun die Frage der standesgemäßen Verehelichung an ihn herantritt. Sein Gewissen beschwichtigt er durch die strengen Verpflichtungen, welche ihm der Adelskomment vorschreibt. Wir sehen, das Motiv ist mindestens ein gewagtes, von einer modernen Feder niedergeschrieben, könnte es in moralischen Untiefen versinken und bildet eben eine jener heimtückischen Klippen, bei denen es dem gewandtesten Skriptor vorkommen kann, daß er ohne sein Wissen und Willen mit seiner Kunst scheitert. Lingen findet den Ausweg aus solchen Wirrnissen, nicht nur von religiösem, sondern auch von künstlerischem und ethischem Standpunkte aus, in der Forderung: Jede Schuld benötigt der Sühne! Das ist auch ein Gebot ausgleichender Gerechtigkeit, das im gesunden Denken des Volkes wurzelt. „Man hat mich tüchtig geklopft, darum bin ich weich geworden,“ spricht der Pilgrim im „Nachtasyl“ Gorkis. Geklopft durch des Schicksals Schwere wird auch der durch den Glanz des Reichtums verblendete Graf. Das erhoffte Glück findet er nicht. Aus zweiter Ehe werden ihm Weib und Kinder durch den Tod entrissen. Der Zufall, der in Lingens Schriften so oft das Pseudonym der Vorsehung ist, führt ihm die Kinder erster Ehe, die er im Ungestüm der Jugend geschlossen hat, in sein trübes Dasein, und nach Jahren bitteren Härmens tut hier das Wort aus Kindesmund seine versöhnende und ausgleichende Wirkung. — Eine Fülle von tiefer Moral ist in dem Buche niedergelegt, und wir müssens der Verfasserin danken, daß sie nicht gar zu aufdringlich zwischen den Zeilen herauslauert. Ebenso ist die Diktion des Buches eine sorgfältige. Die Probleme sind in einer Art und Weise aufgebaut und entwirrt, daß wir das Buch unbedenklich in Frauenhand legen können, — und nicht nur in diese! Das Werk zeigt realistische Momente genug, um auch als schwerere literarische Kost von der Männerwelt genossen werden zu können. Wenn ich davon absehe, es ausnahmslos auch der reiferen Jugend zu empfehlen, so ist dies vielleicht eine übergroße Vorsicht und entspringt nicht der Besorgnis, daß da irgend einer unserer „Reiferen“ Anstoß nehmen könnte, vielmehr glaube ich, daß Jünglingen und Jungfrauen, die nun einmal „ins volle Menschenleben hineingreifen müssen“, nie genug vorgehalten werden

kann, wie man gar leicht zu unrechtem und unvernünftigem Tun kommen kann. Freilich nimmt man die Mesalliancen in unserem demokratisch-freiheitdurstigen Jahrhundert nicht mehr allzu tragisch. Die Idee zu dieser Erzählung hatte Lingen lange Jahre mit sich herumgetragen, doch fehlte ihr dazu der Mut der Ausführung. Dieses gewissenhafte Zögern kennzeichnet die Art ihres Schaffens. Die Nonchalance des „Hinwerfens" aufs Papier kannte sie nicht; ernste Arbeit war Pflicht und Endzweck bei ihr. Die Inspiration kam ihr nicht wie eine Wolke aus Licht und Aether; sie dachte sich das Gerüst ihrer Erzählung aus und ging systematisch wie ein Pionier in der Waldwildnis vor. Intensiv läßt sich ihre Absicht aus ihren ersten größeren Erzählungen herauslesen. „Vergib und vergiß" behandelt die Jugend, ihre Kämpfe und Ziele; an diese knüpft die vorstehend behandelte Erzählung mit der ehelichen Aufgabe an, schildert das Familienleben mit seinen Pflichten und insbesondere die Lebensaufgabe der Frau.

An kleineren Erzählungen Lingens weist die Bachemsche Novellensammlung noch folgende Werkchen auf:

„Vor Pavia" — „Ein verborgenes Leben" — „An der friesischen Küste", sämtlich Ein-Mark-Bände, für jede Bibliothek empfehlenswert. Erstere ist eine historische Novelle mit dem Schauplatz in Oberitalien um das Jahr 1524. Kampfgeklirr und Heldenmut und unter verpanzerter Brust die Liebe, nicht schwül und leidenschaftlich, sondern wie reine und edle Menschen lieben, reden, handeln! Wer solche in glatter, klarer Handlung kennen lernen will, lese das Buch. Es gehört vorzugsweise in die Hände der reiferen Jugend; ebenso das zweitfolgende, das schlichter und einfacher als sinnig-innige Geschichte verläuft und in teilweiser Ich-Erzählung die Lebensschicksale eines Totengräbers notiert. — Ein Kulturbild aus den Franzosenkriegen ist das dritte. Die Bewohner der Marsch sehen wir markig und von glühender Vaterlandsliebe beseelt aus der bewegten Handlung herauswachsen. Wir können die drei Bändchen jeder Borromäusbibliothek in Stadt und Land wünschen; auch unseren Töchtern dürfen sie unbedenklich in die Hand gegeben werden. Sie haben den Wert einer gehaltvollen, gediegenen Erzählung ohne Anspruch auf literarisch-künstlerische Verarbeitung. Aber wir dürfen auch hier wieder ein bedeutsames Wort aus der Kritik Konrad Tellmanns pflücken: „Ein feiner, gebildeter Geist weht aus allem, was Ernst Lingen schreibt." „Aus Dorf und Stadt", Verlag von Wehberg in Osnabrück, wählt Lingen zu einem Novellenbändchen ihre Motive heraus und gestaltet aus bescheidenen Lebens- und Wirkungskreisen ein großes Geschick, nicht wie es sich im Lärm der Welt äußert, sondern in den verborgenen Tiefen einer Menschenseele sich widerspiegelt. Manches gut herausziselierte Kabinettstückchen an Kleinmalerei reiht sich an weniger Gleichwertiges, alle aber lesen sich glatt und frisch, wenn auch nicht anregend.

Auf durchaus historisches Gebiet lenkt die Verfasserin mit ihrem Bändchen: „Roswitha" — „Der letzte Paläologe". Ein unverdächtiger Gewährsmann, der Protestant Albert Horn, schreibt darüber im „Literarischen Merkur", nachdem er im allgemeinen und einzelnen an der „objektiven Geschichtsbetrachtung" der beiden Novellen herumgemängelt: „Ich schätze darin den »Verfasser« als hochgebildeten Mann, der geschichtliche Studien gemacht und daher nicht gewöhnliche Romane, sondern wohldurchdachte und fein stilisierte Geschichtsbilder schreibt, in welche höchst interessante Herzensgeschichten verflochten sind." Das Buch ist in erster Linie für Männer und reifere Jünglinge eine geeignete Lektüre, weniger für die Landbevölkerung. „Demetrius Augustin Gallizin" erschien in den „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren".

Eine glückliche Hand bis ins Greisenalter zeigt Lingen in ihrem jüngsten Werke, der Novellensammlung „In den Ardennen", Verlag der Alphonsusbuchhandlung, Münster i. W. Drei Novellen umfaßt das Buch. Die erste ist Titelerzählung. Sie variiert ein verbrauchtes Thema. Von zwei Freunden zieht der eine in den deutsch-französischen Krieg, derweil heiratet der andere ihm die Braut weg. Seelenkämpfe, Entsagung, Sühne, Frieden! Das ist im besonderen und allgemeinen das beharrlich sich wiederholende Schema der Lingenschen Schriften. Es ist ihr zielbewußtes Wollen, ihr Kompaß, der sie mit innerer Ueberzeugungstreue an den Untiefen, „wo die Moderne im Dämmer badet", unge-

fährdet vorübersteuern läßt. — Die beiden folgenden Erzählungen sind kürzer und geben sich schlichter. — „Auf dunklen Wegen“ behandelt eine wahre Begebenheit. In „Eine Königstochter“ greift Lingen wieder ein historisches Motiv auf, teilweise mit realistischer Färbung verarbeitet. Buntbewegte, reizvolle Bilder der vornehmen Londoner Gesellschaft auf jeder Buchseite! Fürstenelend und kleine Kaprizen sickern zwischen den Zeilen durch, gestalten sich zu Episoden und des weiteren zu dem tragischen Geschicke der Prinzessin Charlotte und König Georgs III. von England. Das historische Moment bleibt überall gewahrt, wird aber geschickt mit den Kleinfächelchen feiner Erzählungskunst ausgestattet. — Das Buch sollte in keiner Borromäusbibliothek fehlen. Es ist trotz seiner teilweise bewegten Handlung klar und einfach abgefaßt und auch für die Landbevölkerung und die reifere Jugend eine gleich gehaltvolle Lektüre. Die erste Auflage des Werkes war innerhalb 8 Wochen vergriffen.

Nach diesen Tatsachen gelangen wir über Ernst Lingen zu folgendem Schlußurteil: Die Schriftstellerin wird noch auf lange hinaus sich eines weiten Kreises von Lesern und Verehrern erfreuen dürfen, und das mit Recht. Eine Erzählung muß nicht gerade den Anspruch auf künstlerische Vollreife machen können, um das Prädikat „ein gutes, lesenswertes Buch“ zu verdienen. Das Lesepublikum legt vielfach in erster Linie den ethischen, unterhaltenden und nicht den künstlerischen Maßstab an ein Werk. Wünschenswert wäre es allerdings, wenn alle drei Eigenschaften zu gutem Einklang zusammenträfen, aber da uns die Meister nicht vom Himmel fallen, nehmen wir ein Buch auch schon seines gediegenen Inhalts wegen als lesenswert an und fügen es gern dem Bücherbestand unserer Bibliotheken ein. Nur diejenige Erzählungsliteratur müssen wir abweisen, die im Aufbau und in der Charakteristik der Personen nicht bloß große Mängel aufweist, sondern im großen und ganzen das Prädikat „unwahr, nicht bloß unkünstlerisch“ verdient. Zu diesen Schriftstellern gehört aber Ernst Lingen nicht. Ihre Lektüre wird für den in der Skizze gekennzeichneten Leserkreis von moralischem Nutzen sein und deshalb ist sie auch empfehlenswert.

Ein moderner Philosoph und seine Werke*).

Von Kaplan Michael Schnitzler-Bonn.

I.

Der Erfolg einer Sache ist nicht der Maßstab ihres inneren Wertes, das gilt namentlich in den Fällen, wo Ursache und Wirkung ganz heterogen sind. Philosophische Abstraktion ist an sich nur Sache eines verhältnismäßig kleinen Kreises; wenn ihre Produkte dennoch von einem großen, geistig sonst wenig interessierten Publikum mit Gier aufgenommen werden, so darf man vermuten, daß eine solche Philosophie weniger die Grundlagen als die Praxis des Lebens berührt, daß ihre Schlußfolgerungen mehr mit dem „post hoc“ als mit dem „propter hoc“ arbeiten. Eine Lehre, in welcher die große Menge eine Begründung oder vielmehr eine Rechtfertigung gewisser Instinkte zu finden glaubt, hat immer Aussicht, von der Masse als eine große Offenbarung begrüßt zu werden. Friedrich Wilhelm Nietzsche ist nicht der erste, welcher dieser Tatsache seinen Ruhm zumeist verdankt, und er wird nicht der letzte sein; mit dem fortschreitenden Radikalismus werden auch über ihn Stärkere kommen. Einer der ersten katholischen Gelehrten, welche sich mit ihm beschäftigten, v. Nostiz-Rieneck, S. J., mußte noch den Vorwurf hören, wie man die kostbare Zeit an das Studium derartiger Albernheiten verschwenden könne. Er gab darauf seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß der Name Nietzsche bald in aller Munde sein, die Philosophie dieses Mannes bald in manchem gebildeten Hause eine Heimstätte finden werde. Das war im vorletzten Dezennium des abgelaufenen Jahrhunderts. Und vor wenigen Jahren schrieb Professor Otto Ritschl: „Er hat es doch vielen Zeitgenossen und gerade

*) Ein doppelter Grund hat die Redaktion der „Borr.-Blätter“ veranlaßt, in ihren Spalten eine eingehendere Würdigung des Dichter-Philosophen Fr. W. Nietzsche aufzunehmen. Einmal ist es kaum möglich, ohne Kenntnis der Weltanschauung dieses Philosophen eine gewisse, sehr ausgedehnte Strömung unserer Belletristik zu verstehen, sodann soll dadurch den annähernd 2900 Geschäftsführern der Borr.-Vereine, die zumeist auch die Ausleihe in den Bibliotheken besorgen, Gelegenheit geboten werden, sich kurz über die Schriften des am meisten gelesenen Philosophen zu orientieren. Denn dem weitaus größten Teile der Vereinsleiter ist es wegen Ueberhäufung mit Berufsarbeiten unmöglich, die Werke dieses Modernsten der Modernen selber zu lesen. (Anm. d. Red.)

auch manchen Vertretern von ganz entgegengesetzten Idealen angetan, dieser faszinierende Stilist, dieser feine Beobachter, dieser glühende, stürmische, gewalttätige Denker und Dichter. Und merkwürdig ist es: Nietzsche imponiert häufig gerade solchen am meisten, die, wenn sein Geist nicht umnachtet wäre, er selbst wohl am gründlichsten verachten würde, modernen Frauen und Mädchen der Emanzipationsbewegung, modernen Deutschtümtern, jungen Sozialdemokraten, Mitarbeitern an modernen Zeitschriften, jungen Dichtern und Künstlern, Lebemännern und Abenteurern." Ja, im Jahrgang 1893 der „Deutschen Rundschau" verstieg sich Professor Ludwig Stein zu dem Ausruf: „Gefahr im Verzug, alle Mann auf die Schanzen! . . . F. W. Nietzsche scheint die philosophische Modeparole werden zu wollen." Wie unnatürlich klingt dieses Wort im Munde eines Vertreters der freien Wissenschaft gegenüber einem Kollegen, der nichts anderes verbrach, als daß auch er Gebrauch machte von der „schrankenlosen" Freiheit des Denkens! Freilich, als Nietzsche die letzten Konsequenzen einer gewissen Philosophie zog. als er, zu stolz, um seine Ansichten in diplomatischen Wendungen zu verhüllen, kurz und bündig es proklamierte: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt", da wurde es manchem zeitgenössischen Denker zumute wie dem Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Sie haben nicht den Trost, daß die Sturmflut der Torheit sich brechen könne an den Klippen des gesunden Menschenverstandes, denn die Denkenden sind ihnen nur ein winziger Bruchteil der Menschheit. Es gehört eben zu den Ironien der Geschichte, daß gerade diejenigen sich mit Vorliebe Nietzsches bemächtigt haben, welchen es um das abstrakte Denken nicht zu tun ist, Leute, die unter entliehenen Schlagworten die eigene Wissensarmut verbergen und um die eigene dürre Großmannssucht das mystische Mäntelchen orientalisch zugestutzter Phrasen hängen möchten. Und um noch eben den Kernpunkt der Sache zu berühren: Der Satz: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt" in einer möglichst subjektiven Deutung gilt manchen Lesern als das Zauberwort, vor welchem die letzte Mahnung eines gewaltsam niedergekämpften Gewissens verstummen soll. Nietzsche-Zarathustra hat sicher seine Anhänger nicht da gesucht, wo er mit leichter Mühe die meisten fand. Es wäre eine dankbare Aufgabe, zu zeigen, wie der philosophische Irrwahn nach den Wegen der ewigen Vorsehung seine Unhaltbarkeit in den Konsequenzen des praktischen Lebens erweisen muß. Nietzsche hat nichts so sehr verachtet als die Unselbständigkeit des Individuums, möge sie nach seiner Anschauung sich nun äußern als blinde Hingabe der Erkenntnis und des Urteils an die Aussprüche anderer, oder als eine Zueignung des Gefühlsvermögens durch das Mitleid. Und gerade er wurde umjubelt von dem Pöbel der literarischen Halbbildung, während in Weimar seine Schwester dem wahnsinnig gewordenen Denker das Atmosen des Mitleids spendete, eigentlich eine Vertreterin der von ihm so gehaßten Sklavenmoral. Der philosophische Verächter der „Herdenmenschen" hat sich gewiß nicht als eine vielbegehrte Glanznummer zukünftiger Leihbibliotheken gedacht.

Friedrich Wilhelm Nietzsche wurde geboren am 15. Oktober 1844 zu Röcken bei Lützen als der Sohn eines evangelischen Pfarrers. Schon mit fünf Jahren verlor er den Vater. Bis zum 20. Lebensjahre erhielt er seine Gymnasialbildung zu Schulpforta und studierte alsdann vier Jahre klassische Philologie an den Universitäten Bonn und Leipzig. Seine Fähigkeiten müssen in der Tat groß gewesen sein, denn noch vor abgelegtem Doktorexamen erhielt der Vierundzwanzigjährige einen Ruf nach Basel als ordentlicher Professor der griechischen Sprache. Die philosophische Fakultät zu Leipzig erließ ihm die Prüfung und sandte ihm das Doktordiplom nach. Bald hatte der junge Professor einen Namen, wie als Gelehrter, so nicht weniger als Gesellschafter. Am deutsch-französischen Kriege nahm Nietzsche teil als freiwilliger Krankenpfleger. Kurze Zeit danach empfand er die ersten deutlichen Anzeichen seines Unheilgeschickes, jenes tückischen Kopfleidens, welches ihn von da ab unstet und ruhelos umhertrieb. Im Jahre 1889 erlosch der letzte Funken der Vernunft in ihm, und der Denker, der auf zahllosen Irrwegen das höchste Ideal gesucht hatte, glaubte es nunmehr in sich selbst zu besitzen, in der Tragikomödie des Größenwahns. Das letzte Jahr des Jahrhunderts sah auch den Philosophen fin de siècle zur Neige gehen. Nietzsche starb in der Villa Silberblick bei Weimar am 25. August 1900.

Das ist in wenig Strichen das Leben eines Mannes, über den die verschiedenen Urteile konträr auseinandergehen, um sich nur in einem Punkte zu berühren: Nietzsche hat es verstanden, sich mit dem Zauber der Originalität zu umgeben. Aber auch er — für viele „der Einzige" — kann dem kritischen Blick seine philosophische Abstammung nicht verbergen. Die geistigen Anschauungen, auch die Irrungen der verschiedenen Epochen, entwickeln sich auseinander, und dasselbe gilt für die wissenschaftlich sein sollenden Systeme, in welchen sich die Richtungen des Zeitgeistes kristallisieren. Deshalb interessiert uns der werdende Nietzsche ebenso sehr wie der fertige, je mehr uns sein unleugbarer Erfolg frappierte, desto unabweisbarer drängt sich uns die Frage nach der Genealogie dieser philosophischen, historischen und psychologischen Abnormität auf. Und wenn diese Untersuchung uns von Kant bis zu dem modernsten Denker geführt hat, dann verstehen wir auch den Grund seiner Originalität. Es ist die bizarre Mischung des philosophischen und des patho-

Digitized by Google

logiſchen Elementes in dem Ausgangspunkte ſeiner Lehre. Möhler hat einſtmals ſeine Gedanken über Religionsgeſchichte aufgebaut auf der unanfechtbaren Erwägung: „Revolutionen, geiſtige wie bürgerliche, werden niemals nach einem zuvor entworfenen, allſeitig abgerundeten Syſtem ausgeführt. In einem Punkte ſetzt die Aktion ein, und die Konſequenz der abſtrakten Logik oder des konkreten Lebens bildet die anderen ungleichartigen Einzelheiten erſt allmählich um.“ Auch bei dem ſtolzen Bannerträger der neueſten Revolution im Reiche des Gedankens findet dieſer Erfahrungsſatz eine zuweilen ganz überraſchende Beſtätigung.

Weil das religiöſe und das philoſophiſche Denken der Menſchen allezeit in einem innigen Zuſammenhang ſtanden, ſo haben die Bewegungen des ausgehenden Mittelalters einem großen Teil der Geiſtesarbeit unſerer Tage ein doppeltes Gepräge vererbt: Subjektivismus und Oppoſition, zwei weſentlich identiſche Kennzeichen. Sie mögen dazu beigetragen haben, bis heute die Menge der geiſtigen Erzeugniſſe bedeutend zu fördern durch den bis zum Ueberdruß betonten Faktor der „Perſönlichkeit“. Aber über die Qualität dieſer Richtung ſind ſchon manchem die Augen aufgegangen, als ſie ihren Triumph erlebte in der Perſönlichkeit des „Uebermenſchen“. Indes wollen viele, die hier eine Irrung zugeben, dieſelbe einzig auf das Schuldkonto Nietzſches ſetzen. Darf man einen Mann ſo beurteilen und verurteilen, der nur darin nicht das Kind ſeiner wiſſenſchaftlichen Ahnen war, daß eine glühende Phantaſie und ein krankender Geiſt ihn verführten, ein Denker und Dichter zugleich ſein zu wollen, zum Trotz der ledernen Sprache alter Folianten? Die atheiſtiſche Philoſophie Deutſchlands bewegt ſich hauptſächlich in zwei Richtungen. Die eine heißt: Kant, Schopenhauer, Eduard von Hartmann; die andere: Kant, Schopenhauer, Nietzſche. Von ſelbſt kommt uns bei dieſer Zuſammenſtellung der Gedanke an den Syllogismus. Oberſatz und Unterſatz ſind gleich, die Konkluſionen aber die denkbar ungleichſten: Hie Hartmann, hie Nietzſche, die ſchroffſten Gegenſätze, die eigentlich nur übereinſtimmen im Atheismus. Nachdem Kant, namentlich durch die Leugnung der Metaphyſik und die Umſtoßung der bisherigen Moralprinzipien, die Axt an die Wurzel der chriſtlichen, übernatürlichen Welt- und Lebensauffaſſung gelegt hatte, heftete ſich der Zweifel faſt an alle ehemals allgemein gültigen Wahrheiten. Und weil die Frage nach dem Daſein und den Beziehungen einer übernatürlichen Welt doch ſchließlich den Höhepunkt aller menſchlichen Forſchung bildet, nahm das Gottesproblem mit dem Fortſchreiten des Kritizismus immer mehr das Intereſſe der Denker in Anſpruch. Immanuel Kant wollte kein Gottesleugner ſein, freilich nur aus einer gewiſſen Inkonſequenz. In ein und dieſelbe Menſchennatur trug er den kaum logiſch denkbaren, pſychologiſch und teleologiſch ganz unmöglichen Widerſpruch hinein, daß die Exiſtenz Gottes vom Standpunkte der reinen Vernunft aus nicht beweisbar, für den Willen aber notwendig ſei als eine Vorausſetzung der Ethik: Nur ein Gott garantiert das Sittengeſetz. Mit dieſem Widerſpruch räumte Arthur Schopenhauer auf. Seine Stellung zu Kant läßt ſich kurz wiedergeben in folgender Erwägung: „Kann der Verſtand ohne Gott fertig werden und verlangt nur der Wille nach ihm — gut, dann machen wir den Willen ſelbſt zum Gott. Wir erklären (pantheiſtiſch) das Willensvermögen des einzelnen als einen Teil jenes großen, allumfaſſenden Willensweſens, welches den Einzeldingen ihr Daſein gibt und in jedem von ihnen ſouverän in die Erſcheinung tritt.“ Aber hier entſteht die Schwierigkeit, welche bei Schopenhauer und der modernen Philoſophie den Pantheismus mit Notwendigkeit zum Peſſimismus führt. Wenn der Wille als höchſte Teilnahme am Göttlichen für jeden Menſchen die abſolute Vollkommenheit bedeutet, Gott in ihm, wenn eine menſchliche Vollendung über die Erfüllung des Willensſtrebens hinaus nicht denkbar iſt, was haben wir dann von jenen Einſchränkungen und Hinderniſſen zu halten, auf welche unſer Wille in den menſchlichen Verhältniſſen immerfort ſtößt? Der Wille als Gott, aber ein Gott eingeengt in die Endlichkeit des Leidens, der Entſagung; eine höchſte Vollkommenheit, aber mit dem Bleigewichte der Unzulänglichkeit; ein Weltbeherrſcher, der aber meiſtens Niederlagen erleidet. So erhebt ſich für die Philoſophie des Pantheismus das große, von ihm nie befriedigend gelöſte Problem des Leidens. Ja, wären dieſe Denker keine Gottesleugner geweſen, hätten ſie vom beſchränkten menſchlichen Willen den göttlichen unterſchieden als unendlich vollkommen, frei und machtvoll! Aber ſie waren ja bis zu ihrem religiöſen Wendepunkt durchweg aufgewachſen in einer Anſchauung, von welcher der proteſtantiſche Kirchenhiſtoriker Plank ſchreibt: „Luther nahm die Behauptung, daß der Menſch keinen Willen mehr für das Gute habe, in einer Ausdehnung, nach welcher zugleich daraus folgte, daß der durch die Erbſünde verdorbene Menſch gar keine Willenskraft mehr habe.“ So fiel für den Atheiſten das Ideal des ewigen, abſoluten Willens fort, für den Kantianer die Analogie des hier auf Erden in gleicher Weiſe nicht befriedigten Verſtandes und Willens, die ehemalige Religionsanſchauung endlich nahm die Idee der fortſchreitenden Beſeligung des durch die Sünde gehemmten, aber nicht zerſtörten Willens durch die Tugend. Und ſomit negiert Schopenhauer, der Philoſoph der Widerſprüche, den ſchon vergöttlichten Willen als poſitiven Glücksfaktor und verbannt ihn in ein neues Nirwana. Kann der Wille nie er-

reichen, was er erſtrebt, ſo muß man das Roß, welches ſich in der Freiheit doch nur verletzt und verwundet, in das Gehege der peſſimiſtiſchen Genügſamkeit einſperren; man muß von der Welt nicht beſſer denken, als ſie wirklich iſt: ein Ausbund von Unannehmlichkeiten; am beſten iſt es, ſeinem Willen jede energiſche Hinrichtung auf dieſe Welt zu verbieten; am allerbeſten iſt es, weder zu denken, noch zu wollen, dann erlebt man auch keine Enttäuſchungen: Der klügſte Menſch iſt der vollkommenſte Peſſimiſt. Dieſer atheiſtiſche Peſſimismus darf nicht verwechſelt werden mit gewiſſen Uebungen der chriſtlichen Aszeſe. Schopenhauer will entſagen und das geiſtige Leben unterbinden, um im Zuſtande der völligſten Anſpruchsloſigkeit die ſo allein mögliche irdiſche Behaglichkeit zu gewinnen. Der Chriſt aber entſagt, um durch Abſtreifen des Fehlerhaften das Gute an Verſtand und Willen zur höchſten Kraft und Vollkommenheit zu entwickeln. Er nimmt ſeiner Geiſtesenergie das mit der Makel der Unzulänglichkeit behaftete irdiſche Ziel, um ihr ein unendlich hohes, zufriedenſtellendes zu geben. Er reformiert die Tätigkeit des menſchlichen Geiſtes, um ſie dem Wirken des vorbildlichen Gottesgeiſtes zu konformieren, zu höchſter Kraftentfaltung.

Kant war wiſſenſchaftlich und originell zugleich; Schopenhauer war ſchon weniger wiſſenſchaftlich, aber mehr originell; beide aber waren weder unwiſſenſchaftlich noch originell genug für das Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Sie waren auch nicht radikal genug für eine Zeit, deren Gewiſſen ſchon auf eine kleinere Doſis Morphium nicht mehr reagiert. Die Stärkeren, welche über ſie kamen, ſind Hartmann und Nietzſche. Eduard von Hartmann war eine Zeitlang Modephiloſoph, weil Idealiſten und Materialiſten bei ihm ihre Ideen wiederzufinden glaubten, freilich weitergetrieben bis zu einer Art von Nihilismus. Er zog eine Schlußfolgerung, die Schopenhauer nicht gewagt hatte: „Finden angeſichts des vielen Leidens in der Welt Willen und Lebensdrang und Glückſeligkeitstrieb nie ihre Befriedigung, dann — weg damit! Das Endziel des Lebens iſt das Nirwana, das Nichts, herbeigeführt durch Selbſtmord.“ Aber den Selbſtmord als Endziel hinzuſtellen, iſt doch noch mehr als fin de siècle, iſt bedenklich ſelbſt für die hartgeſottene Philoſophie der Moderne, bedenklich auch in dem Falle noch, daß man mit Hartmann dem einzelnen den Selbſtmord erſt dann zur Pflicht macht, wenn der überwiegende Teil der Menſchheit ſich mit ihm zur Ausführung entſchließt. Selbſttötung!? Wo doch gerade mit Hilfe der neuen Weisheit ſich das Leben ſo ſchön, ſo ohne Gott und Gottesgeſetz leben ließe! Kann denn niemand eine andere Schlußfolgerung ziehen, die uns den Gott nimmt, aber die Freude des Lebens prinzipiell bejaht? — So ſind ihm die Wege bereitet, dem neuen Propheten im Zarathuſtra-Gewande. Als Triumphator glaubt er ſich einführen zu dürfen; ſein Gefährt iſt der Individualismus, ſein Geſpann die Oppoſition, ſein Nimbus die Originalität der Paradoxie. An ſeinem Wagen, der Streit- und Siegeswagen zugleich ſein ſoll, funkeln ſinnverwirrend zwei Schlachtſenſen, um rechts und links alles Feindliche niederzumähen. Die eine zeigt die Inſchrift: „Nichts iſt wahr“, die andere: „Alles iſt erlaubt“. Nicht Willen zur Entſagung und Selbſttötung proklamiert er, ſondern Willen zur rückſichtsloſen Emporhebung, bedingungsloſen Willen zur Macht.

(Fortſetzung folgt.)

Roſegger.

III. Seine Werke für Erwachſene.

Von Dr. Albert Bögele-Schöntal.

(Fortſetzung.)

Heidepeters Gabriel. Eine Geſchichte in zwei Büchern. 336 Seiten. Leipzig, Staackmann. 1903. 15. Auflage;

iſt ein ziemlich kunſtloſer Roman. Dem erſten Teil fehlt eine einheitlich fortlaufende Handlung. Die einzelnen Kapitel ſind nur loſe aneinandergereiht. Der zweite Teil leidet an überſchwenglicher Sentimentalität. Wenn wir dieſen Roman hinſichtlich der Tendenz mit den „Schriften des Waldſchulmeiſters“, mit den Romanen „Der Gottſucher“, „Das ewige Licht“ vergleichen, ſo erſcheint ſein Inhalt ihnen gegenüber verhältnismäßig harmlos. In dem Heidepeter und ſeiner Frau ſchildert R. fromme und chriſtliche Bauersleute, die durch Krankheit und Unglück in Gant geraten ſind, unter dem Druck böſer Mitmenſchen ſchwer, aber geduldig leiden, deren Gottvertrauen aber an und in ihren beiden Kindern Gabriel und Regina belohnt wird. Das häßliche Gegenſtück zu dieſer Familie bildet das Haus des Zapfenwirts, wo der Mann ſäuft, das Weib lügt und intrigiert, und der Sohn ein verzogener Taugenichts und Erzſchelm iſt. Indes finden ſich auch in dieſem Buche Partien, die ein Katholik mißbilligen muß. Wir wollen zunächſt abſehen von der widerlichen Schilderung der „Einſchicht-Res“, eines verwilderten, verbitterten und gottloſen Waldweibes, deſſen Weltanſchauung darin gipfelt: „Der Herrgott gönnt einem armen Menſchen einmal nichts Gutes“, abſehen von dem unpaſſenden Vergleich der Fäſſer des Zapfenwirts mit „Gräbern oder ſcheintot Aufgebahrten, in denen der Geiſt der Erlöſung und Auferſtehung harrend ſchlummert“, wir wollen uns auch über die einfältige Frage Roſeggers

bezüglich der Verehrung des Kreuzes nicht aufhalten: „Warum verehren wir Werke aus Menschenhand, warum nicht lieber den armen Bettelmann als Gotteswerk“. Aber geradezu anstößig erscheint uns die Art und Weise, mit welcher der alte Zapfenwirt seinem Sohn „David“ darüber Aufschluß gibt, wie der Bursche die Mädchen verführen soll und wie er, der Vater selbst, seiner jetzigen Frau als ehemaliger Stallmagd die Jungfrauschaft geraubt habe. — Buch II des Romans, welches mit „Daheim“ überschrieben ist und das Liebesverhältnis und spätere kurze Familienleben des als Waldpoeten gefeierten Sohnes Gabriel mit einer schwärmerischen und reichen Kaufmannstochter in allzu gefühlvoller Weise beschreibt, enthält die Lehre: „Allzu glücklich sein — es kann nicht taugen.“ Bemerkt sei noch, daß Rosegger in dem Heidepeter und seiner Frau seine Eltern porträtiert hat („Mein Weltleben“ S. 3).

Feierabende. Lustige und finstere Geschichten. Wien, Leipzig, Hartlebens Verlag. 1882.

Im ersten Teil des Buches (Sommerabende: Lustige Geschichten und die Abelsberger Chronik) zeigt sich R. als Meister des fröhlichen Schwanks, als einen Mann voll Gemüt und Humor. Im Vorwort bekennt der Verfasser selbst von diesen „kleinen Erzählungen und Schalkheiten,“ daß sie „bisweilen ein wenig ungezogen und boshaft waren“. An den meisten kann auch der Katholik seine Freude haben, aber leider nicht an allen. „St. Josef II“ ist eine widerliche Geschichte, worin eine sogenannte Josefs Ehe verhöhnt wird. Ein junger Priester, der als Beichtvater der Frau und zugleich mit leisem Spott als „ein heiliger Aloisius von der kleinen Kopfglatze an bis hinab zur großen Zehe“ bezeichnet wird, spielt eine recht zweideutige Rolle. Der Zimmermann Kotoman, der viel in der Legende liest, wird von eben diesem Beichtvater dazu angehalten, wie der hl. Josef in Entsagung zu leben und ahmt nun den Heiligen in geradezu lächerlicher Weise nach mit „salbungsvollem“ Hobeln und häufigem Augenaufschlagen, dabei ist er aufs Geld aus und schaut auf die anderen Heiligen hochmütig herab. Als nun die Frau ihrem Manne ein Kindlein gebar, ist Kotoman ganz verstört, „las die Legende, sann“: „Sollte denn diese Familie tatsächlich so fromm sein, daß Zeichen und Wunder an ihr geschähen?“ Er eilte nun, dem jungen Priester, dem „Seelenfreunde“, die Nachricht zu hinterbringen. Dieser aber, wie wenn er ein schlechtes Gewissen hätte, „setzte seine Füße aus und floh durch das Buschwerk davon“. Um seine Verdächtigung noch klarer anzudeuten, fügt R. am Schluß bei: „Der Nährväter gibt es genug auf Erden;“ — „ein welker Zwiebelstengel (anstatt der Lilie) ist das Zeichen seines Hauses.“ — In der „Abelsberger Chronik“, die sonst köstliche Anekdoten enthält, marschiert u. a. auch ein Pfarrer auf, der zwar die Karten als des Teufels Gebetbuch bezeichnet, auch gelegentlich gegen dieses Spiel und den Betrug dabei in der Predigt eifert, aber selbst jeden Sonn- und Feiertag den ganzen Nachmittag mit seinem Bruder spielt, ihn betrügt und dabei wacker Wein und Braten auftragen läßt. — Auf S. 212 ist die Rede von „wohlgenährten Priestern und zaunmarterdürren Kirchendienern“. — Wenig erquicklich liest sich die Geschichte „Der Abelsberger Baßgeigenkrieg“, wonach sich Liberale und Katholiken in mehr als lächerlicher Weise wegen einer alten Baßgeige herumstreiten. Auch die Erzählung „Wie Abelsberg bekehrt worden ist“ (nämlich durch eine scharfe Predigt über die Hölle vom Laster der Unkeuschheit) hat zum Schluß eine Spitze gegen den bekehrungseifrigen Ortspfarrer, indem ihm Männer der Gemeinde vortragen (S. 222): Wir täten schön bitten, daß der Herr Pfarrer auf der Gasse und beim Spaziergang im Wald — die Frau Haushälterin nit wollt mitnehmen.“

Der zweite Teil (Winterabende — Finstere Geschichten) zeigt die Leidenschaften und düsteren Verirrungen der Menschen. Nicht gefallen hat uns die Erzählung „Der Sündensteg“, eine ziemlich kunstlose, an inneren wie äußeren Unwahrscheinlichkeiten bez. Uebertreibungen leidende Dichtung. Kunstvoll und poetisch sind dagegen die Stücke: „Der Türmer von Münsterwald“ und „Drei Stunden vor dem Tode“. Störend wirkt nur, daß im ersteren R. seine Antipathie gegen Jesuitenmissionen zu grell offenbart und im letzten Stück gerade wieder junge Klostergeistliche Stoff für die stark erotische Ader Roseggers bilden müssen.

„Jakob der Letzte“ ist wohl das Ergreifendste und Rührendste, was Rosegger geschrieben hat. Hier ist er voll und ganz Stammesdichter, Heimatkünstler. Wir müssen es dem aus dem Bauernhause hervorgegangenen Dichter hoch anrechnen, daß er stets große Sympathie und warme Liebe zum Bauernstande an den Tag legt, daß er in ihm den ältesten und wichtigsten Beruf des Menschengeschlechts erblickt und mit leidenschaftlicher Teilnahme das Geschick desselben betrachtet und verfolgt. R. führt uns in seinem „Jakob“ in plastischen und ergreifenden Einzelbildern vor Augen, wie sich alle wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf das schärfste zum Nachteile des Bauernstandes in den Alpen zuspitzen. Dabei verschweigt er nicht, daß auch der Bauer nicht ohne Schuld ist, insofern auch ihn „die Krankheit der Zeit“, der Größenwahn, erfaßt habe. Die hohen Herren, welche die Bauerngüter in den Alpen aufkaufen, um sie verwildern zu lassen, nur um „ihrem höchsten Berufe“, der Waidmannslust, zu fröhnen, werden entsprechend gekennzeichnet. Da und dort mag der sonst so

lebensfrohe Dichter die Sache doch etwas zu pessimistisch betrachtet haben. — „Jakob der Letzte“ ist eine biedere, kernige Bauerngestalt mit frommer Sitte und rührender Treue zur angestammten Heimat. So lieblich und freundlich die Einleitung anmutet, worin der Dichter schildert, wie der Hausvater am Pfingstsonntag nachmittags Weib, Kinder und Gesinde zum Rosenkranzgebet sammelt, so wehmütig und traurig stimmt den Leser der Schluß. Rührend ist die Geduld und Gottergebenheit Jakobs bei den vielen schweren Unglücksschlägen, die ihn und sein Haus wie einen zweiten Job treffen. Nur hätten wir das Ende des so edlen und treuen Mannes anders gewünscht. Wir hätten es für psychologisch richtiger gehalten, daß der sonst immer christlich denkende Jakob auch wirklich ein christliches Ende genommen und nicht mit Mord bezw. Selbstmord geendigt hätte.

Zu beanstanden haben wir zwei Stellen: Seite 127, wo „die Dullert“ mit der Kuh kommt und ihren Geliebten um den Stier bittet, und Seite 213, woselbst das schmutzige und ekelhafte Selbstbekenntnis des schlechten Oberförsters über seinen unkeuschen Lebenswandel besser weggelassen worden wäre. Indessen ist im Buche selbst das Mißfallen über diesen schlechten Wandel deutlich genug zum Ausdruck gebracht.

Jakob der Letzte mit seinem ernsten Inhalt hat uns von allen Romanen Roseggers am tiefsten in der Seele ergriffen: vom ästhetischen Standpunkt aus ein einheitlich angelegtes und geschlossenes Kunstwerk, vom ethisch-religiösen Standpunkt aus, bis auf die zwei angedeuteten Stellen, gänzlich einwandfrei. Deshalb können wir von allen größeren Werken des Steirer Dichters dies in erster Linie katholischen Bibliotheken empfehlen. Selbstverständlich eignet es sich nur für Erwachsene.

„Martin der Mann.“ Der Verfasser hat sich in seinem Buch „Mein Weltleben“ darüber beklagt, daß seine Feinde die Werke „Gottsucher“ und „Martin der Mann“ falsch aufgefaßt, und ihnen absichtlich eine schlechte Absicht unterschoben hätten. Er beschwert sich über „Mucker- und Junkerblätter“, welche behaupteten, „Martin der Mann“ predige den Fürstenmord, und betont, daß in Martin später die Reue zum lebhaftesten Ausdruck komme, daß Martin und alles, was er liebe, an seinem Verbrechen zuletzt zu Grunde gehe. Es ist dies in der Tat von jenen Kritikern zu wenig beachtet worden. Aber eine geflissentliche Unterschiebung einer schlechten Absicht wirft ihnen Rosegger mit Unrecht vor. Jedenfalls hätte er den zweideutigen Schlußsatz („Martin der Mann“ S. 352): „Wer seinen Namen sucht: in der Geschichte des Fürstentums wird er ihn finden, ob unter den Patrioten, ob in den Reihen der Missetäter, das richten die Zeiten“ weglassen oder anders formulieren sollen. Dann wäre dem Mißverständnis vorgebeugt gewesen. — Vom ästhetischen Standpunkt aus taxieren wir diesen Roman, weil er kein geschlossenes Kunstwerk ist, sondern mehr Plauderei, Fragment, Skizze, nicht hoch. Der erste Teil besteht vorzugsweise aus dem Briefwechsel zwischen der Herzogin Juliana und ihrer Freundin, dem schlichten Bauernweibe Maria Baumgartner. Darin entpuppt sich Juliana, die Nichte des ermordeten Herzogs, als eine volksfreundlich gesinnte Dame, die Liebe hat zur Einfachheit, zum Landleben, der „die eiskalten Förmlichkeiten“, die Hofbälle, die Schmeichler und Kriecher am Hofe in der Seele zuwider sind, welche Freude darin findet, Leidenden und Unglücklichen aus der Not zu helfen, welche von ihrem Hoflehrer gelernt hat: „Die Menschheit müsse den idealen Höhen zu, die Könige voran.“ Teil II schildert das schöne, glückliche Familienleben der Freundin Maria, bei der die Fürstin sich zur Erholung aufhält, sich an den Schönheiten der Natur erfreut und sich, mit dem Bauernweib in wenig interessanten Plaudereien über Fürstenpflichten ergeht. Als Maria meinte, die Regenten sollten viel Böses verhindern, viel Gutes stiften und womöglich kein Todesurteil unterschreiben, da fühlt sich Juliana im Gewissen beunruhigt, weil sie das Todesurteil des fälschlich für den Tyrannenmörder gehaltenen Leibjägers ihres Oheims unterzeichnet habe, und flüchtet sich in einen Urwald, den „Schatt“, wo sie Martin den Mann, der auch aus Gewissensnöten dort sich niedergelassen hat, kennen und wahnsinnig lieben lernt. „Wahnsinnig gelüstet es sie, mit diesem Erhabenen selig oder mit diesem Ungeheuer verdammt zu werden.“ Denn sie sieht in ihm in jeder Beziehung das Ideal eines Mannes bis zu dem Augenblick, wo er, von Gewissensbissen gefoltert, ihr kurz vor der Traunng das Geständnis ablegt, als Mitglied der Volkspartei ihren Oheim erschossen zu haben. Damit war es zum tragischen Konflikt gekommen. Wie sie erfahren, daß der so leidenschaftlich geliebte Mann der Mörder ihres Oheims ist, stürzt sie sich kurz vor der Hochzeit zum Fenster hinaus, „das weiße Hochzeitskleid mit Blut bespritzt“. „Martin war verschollen. Niemand hat ihn mehr gesehen. Er wich den Hütten aus und strebte dem großen Walde zu.“

Für unsere Volksbibliotheken möchten wir das Buch nicht empfehlen. In religiöser Beziehung ist es zwar mit Ausnahme zweier Stellen, über die man jedoch hinwegsehen kann, einwandfrei. Nachteilig beeinflußt wird durch das Buch niemand. Aber ich sehe nicht ein, weshalb namentlich das arbeitende Volk seine Ruhezeit mit der Lektüre recht langweiliger Schilderungen, psychologischer Ungeheuerlichkeiten und öden Weibergewäsches zubringen soll. Wenn wir diesen Roman nicht empfehlen, so wollen wir ihn auch

nicht verwerfen. Er gehört immerhin zu den harmloseren Werken Roseggers.

„Hoch vom Dachstein,“ Geschichten und Schilderungen aus Steiermark.

Im Vorwort nennt der Verfasser dieses Buch einen frischen, „wohlgebildeten Jungen“, der den grünen Steirerhut schwingend, jauchzend vom „Dachstein“, dem höchsten Berg der Steiermark, herniedersteigt und seine Heimat preisen soll. Hoffentlich, fügt der Dichter bei, ist er „so gesund und gut“, daß er gleich seinen älteren Geschwistern die Reise in die Welt wird machen können. Mit Recht nennt zwar der Verfasser sein Geisteskind einen „Schalk und Schelm wie seine Geschwister“. Aber dieser Schalk sucht auch gelegentlich der kathol. Kirche und ihrem Priestertum eins auszuwischen. Von einer Empfehlung dieses Buches für weitere Kreise kann wegen zweier Erzählungen keine Rede sein. Es sind „Philippus der Hasser“ und „Liebe läßt sich nicht lumpen“. Erstere Geschichte ist ein widerliches und unpsychologisches Phantasiegebilde. Rosegger stellt diesen Philippus hin als einen, in dem „sich vereinigt hatte die religiöse Entartung der Romanen und der Germanen, die Schwärmerei des Katholizismus und die Grausamkeit des Heidentums“ (S. 323), der viel betet, in der Kirche zunächst dem Hochaltar steht, fastet, Buße tut, Messen stiftet zur Vernichtung seiner Feinde, dabei aber von einem satanischen Hasse und einer wahnsinnigen Grausamkeit gegen seine Mitmenschen, insbesondere Andersgläubige erfüllt ist. — In der anderen Geschichte wird erzählt, wie eine junge Witwe einen armen Zigeunerknaben adoptiert, ihn im Priesterseminar, wo er die „Verstellungskunst“ gelernt hat, zum Geistlichen heranbilden läßt, und sich nachher mit glühender Sinnlichkeit in ihn verliebt und seinem Berufe abwendig macht. „Ihr Gebet rief: Lieben oder Sterben.“ „Mit welchem Rechte hatte sie den Knaben aus der Armut gerissen,“ bemerkt R. S. 373, „um ihn ins Elend eines Standes zu verbannen, wo er kein Glück finden konn.“ R. nennt das kathol. Priestertum mit seinem Zölibat „ein Lebendigbegrabensein in der Soutane“. So kann natürlich nur einer schreiben, dem für die Bedeutung des Zölibats, überhaupt für Ideale, die über das rein Menschliche hinausreichen, jedes Verständnis abgeht. Daher das seichte Bierbankgewäsch. Als ob der Mensch bloß zur Befriedigung rein natürlicher Genüsse geschaffen wäre! Nur von einem Manne mit einer derart oberflächlichen Weltanschauung wird man daher Sätze verstehen wie den in der Erzählung „Frühling“: „Ja für Liebende gibt's nur auf der Alm keine Sünd; für Verheiratete gibt's auf der ganzen Welt keine, nicht einmol im heiligen Italien.“ Zur allgemeinen Erheiterung teilen wir unseren Lesern noch mit, daß in der Erzählung „Karl der Große“ Rosegger von einem Manne erzählt, er habe in einem Korbe vier Personen, darunter zwei Erwachsene, auf einen hohen Berg hinaufgetragen. So unglaublich darf nicht einmal Münchhausen seine Phantasie spielen lassen.

„Mein Weltleben.“ Staackmann-Leipzig, 1897. 456 S.

In diesem Buche gibt R. eine interessante Selbstbiographie, „eine Reihe von plauderſamen Beichten“. Man hat mit Recht dieses Buch als den eigentlichen Schlüssel zum tieferen Verständnis von Roseggers Seele und Werken bezeichnet. Mancher edle und liebenswürdige Zug seines Wesens leuchtet da auf. Nach dieser Selbstbiographie erscheint der Waldpoet jedenfalls noch besser und gläubiger, als es nach seinen Schriften den Eindruck macht. Wie schön hat er gleich in Kapitel I das fromme Leben und Beten seines Vaters beschrieben! „Bei einem Ehrentag seines Sohnes war der Vater nicht zu sehen. Er kniete in einer Waldkapelle und bat die Mutter Gottes, den Sohn nicht eitel werden zu lassen.“ Der Vater habe über seinen Dichtersohn gedacht: „So viel Glück, so viel Luft, so viel Ehre — es ist kein gutes Zeichen für die arme Seele!“ Vieles berührt uns wohltuend in diesem Buche: so wenn R. über die letzten Stunden seiner ersten Frau sagt: „Wir knieten im Nebengemach und beteten.“ „Maria hilf uns! — Das war mein Seelenschrei.“ „In frommer Ergebenheit empfing sie die Sakramente.“ Seinen Sohn Sepp, der Medizin studiert, bittet er: „Sei liebreich mit den Kranken!“ „Sein Lieblingsbild“ in seinem Heim stellt den Heiland dar, wie er in Begleitung von Petrus und Johannes Arme und Presthafte tröstet. Ueber die Tür seines Landhauses hat er den Spruch setzen lassen: „Treu unser Herz, wahr unser Wort, deutsch unser Lied, Gott unser Hort!“ „Der hohle Prunk (vgl. S. 128), der geistige Hochmut, der Tratsch im großen Stile,“ „die Modetorheiten, die Impotenz der Kunst, die sich nur noch zur Verhöhnung der Sitte zu erheben vermag“, widert ihn in der Stadt an, wenn er vom Lande kommt. S. 173 schreibt er: „Dem Bekenntnisse meiner Väter bleibe ich treu.“ „Unser Ziel ist der Friede des Herzens!“ Dieses Sprüchlein schreibe er seit Jahren den Leuten ins Stammbuch. Diesen Frieden habe er lange besessen. Um sein vierzigstes Lebensjahr sei aber der Zwiespalt gekommen. S. 415 führt er aus: „Ich höre den Ruf, den Geboten der Zeit zu folgen; und ich kann das nicht, ich vermag von meinen Jugendidealen mich nicht zu trennen.“ Nicht immer aber ist es ihm gelungen, den modernen Zumutungen entschieden die Tür zu weisen; und dieser im Herzen klaffende Zwiespalt des Dichters tritt auch in seiner Selbstbiographie so sehr zutage,

Digitized by Google

daß die Freude an den Schönheiten des Buches uns Katholiken manchmal stark vergällt wird. So nennt er die Sterbegebete, in welchen „von der größten Gefahr der Sterbestunde, vom lauernden Teufel, vom gerechten, unerbittlichen Richter" unter anderem die Rede ist, „schreckliche Gebete". Man habe schwer an seinem Vater gesündigt, indem man ihm vorgestellt habe, daß seine verstorbenen Kinder im Fegfeuer schmachten, und indem man den „kritischen Sohn", „der gegen einzelne kirchliche Einrichtungen öffentlich auftrat und sie Mißbräuche nannte", dem alten Mann schwer auf das Gewissen gelegt habe und meint mit bezug auf seinen Vater: „Einen von ihren Dogmen gepeinigteren Märtyrer hat sie (die Kirche) nie besessen." Als ein befreundeter Priester den Dichter vor seiner ersten Hochzeit in liebevoller, taktvoller Weise zum Beichten veranlassen wollte, bemerkte Rosegger, daß er sich erst dann von seinen Sünden wahrhaft befreit erachten würde, wenn er dieselben seiner Frau gebeichtet und von ihr Absolution erhalten hätte. (S. 56): „Ich beichtete die Sünde, aber nicht dem Priester, sondern dem Weibe."

An die sakramentale Kraft, an die Gnadenwirkung des Sakramentes der Buße glaubt demnach R. nicht. Er meint, auf dem Bedürfnis, „sein inneres Wesen manchmal nach außen zu kehren", beruhe die Ohrenbeichte. „Freilich tut in diesem Sinne ein treuer Freund denselben Dienst wie der Priester" (S. 449). Wie ein waschechter Freidenker macht Rosegger das eigene beschränkte Ich zum Richter in Glaubenssachen. „Die Vorzüge der Konfessionen preise ich, wo ich sie finde; Dinge aber, die mit meiner Vernunft — oder mit meinem Gefühle nicht übereinstimmen, lehne ich für mich ab, und wenn sie mir auch obendrein für das Allgemeine nachteilig zu sein scheinen, so bekämpfe ich sie" (S. 173). Im Kulturkampf, den nach ihm mehr die Klerikalen „durch neuertiche Aufwärmung mittelalterlicher Anschauungen, durch trotziges Festhalten an bedeutungslosen und abergläubigen Förmlichkeiten" verschuldet haben, stand R. den Liberalen näher als den Klerikalen. „Meinem Unmut (S. 281) über die starre extreme Orthodoxie, die es einem denkenden Menschen unmöglich machte, im Lager der Kirche zu stehen, ließ ich gelegentlich freien Lauf," — „erinnerte die Klerikaten, daß der christliche Geist wichtiger sei als die Form", „daß auch unter der Soutane Menschenfleisch verborgen sei". Seine „allzu große Freimütigkeit in geschlechtlichen Dingen" sucht er in einer Weise zu rechtfertigen, die nicht stichhaltig ist und die Tendenz verrät, den Zölibat der Geistlichen zu verdächtigen. Unter dem Feigenblatt gedeihe nur die Prüderie und Lüsternheit. Mit seinen steirischen Schwänken „Da Pforrer und sei Fidert", „Da Stiefelknecht" habe er zeigen wollen, daß es nicht wahr sei, wenn manche sagen, für sie sei die Natur nicht vorhanden. Die Hoffärtigen (gemeint sind die Zölibatäre) zupfe er gern ein wenig beim Ohrläppchen. Die Mutter Natur tue nichts, worüber sie sich zu schämen brauche. In dem interessanten Kapitel über seine Feinde, worunter er in erster Linie „die Klerikalen" anführt, drückt R. merkwürdigerweise sein Erstaunen und Befremden darüber aus, daß der Klerus von Anfang an ablehnend sich gegen ihn verhalten hätte. Klerikale Blätter hätten ihn geneckt, er sie auch wieder. Er habe deshalb das klerikale Lager „mit schärferem Auge" beobachtet. Freilich betont er anderseits: „Keiner meiner weltlichen Berufsgenossen wird den echten Priester so von Herzen erhoben, keiner den religiösen Sinn des Menschen so begeistert gefeiert haben als ich." Ja, aber es müssen Roseggersche Musterpriester à la Wolfgang sein! Wir geben gerne zu, daß man manchmal im Eifer der Verteidigung oder Abwehr gegen Rosegger zu weit gegangen ist, aber es war Pflicht, auf die vielen Irrtümer, gefährlichen und bedenklichen Stellen in Roseggers Schriften hinzuweisen und davor zu warnen. — Wenn ein in seinem Glauben gefestigter Katholik, einen genaueren Einblick in das Dichten und Leben des steirischen Dichters bekommen will, so wird er ihn durch dieses Buch: „Mein Weltleben" erhalten; mehr als durch alle übrigen Schriften Roseggers zusammen. Aber zur Einstellung desselben in kath. Bibliotheken und zum unterschiedslosen Ausleihen wird sich ein kath. Bibliothekvorstand nicht leicht entschließen können.

Die **„Idyllen aus einer untergehenden Welt"**, 459 Seiten (1898 erstmals erschienen), wurden von der akatholischen Kritik mit großem Beifall aufgenommen. Man lobte Rosegger als „zungenleichten Plauderkünstler", seinen für die Schönheit der Natur immer empfänglichen Blick und sein menschenfreundliches Herz. Mit diesen Berg- und Waldidyllen, wollte R., wie er selbst im Vorwort bemerkt, „aus dem sachte versinkenden alten Volks- und Bauerntum Kleinode" retten für spätere Generationen. Aber leider sind es durchaus nicht lauter Kleinode, die der Dichter vor uns auslegte. Gleich das erste Stück „Der Mädeljäger" ist ein vollständig aus der Luft gegriffenes Phantasiestück, dem nicht nur der Boden der Wirklichkeit, sondern alle Wahrscheinlichkeit abgeht. Was der „Joch-Jackerl" in „Bußjoch" bei der Hochzeit des Schullehrers erzählt, sind unwürdige Fabeteien und Witzeleien über Hölle und Himmel. (Petrus habe zu ihm gesagt: „Aber rasieren mußt du dich lassen vorher, sonst möchten die Englein sauber derschrecken"; Petrus habe ihn nun rasiert und gesprochen: „Bei einem Haar hätte ich dir das Ohrwaschel weggeschnitten." Als er dann erfahren, daß sein verstorbenes Weib, „die alte Raffel", im Himmel sei, da habe er gerufen: „Nein, Petrus, jetzt mag ich nit

hinein in den Himmel") Die Geschichte „Ein halb Dutzend Schelme" zeigt, wie der Aberglaube zu einem bösen Ende, einer Mordtat führte. In der Idylle „Arme Sünder" grenzt einzelnes sehr nahe an Blasphemie. Eine Gefallene sitzt mit ihrem Kinde auf der Bank vor einem Marienbild und wartet auf den ledigen „Franzl", den Vater des Kindes. Wie dieser von hinten her kommt, sagte sie: „Bist da? Ja du, ich hab just lachen müssen. Weißt wegen —." Wegen dem, weil — sie (Maria) auch eins hat. Wir haben jede eins." — Eine lüsterne, pikante Geschichte ist „Das Bergasyl". Die Gespräche, welche die französische junge Komtesse und die Bauerntochter „Hilda" darin miteinander führen, sind geradezu unsittlich, und der Gräfin Kronburg ist es einsam und trourig. „Nach dem Abbé sehnte sie sich, ihrem Beichtvater, einem feingebildeten Mann im heiteren Geist Ludwigs XIV." — Manche dieser Wald- und Bergidyllen sind harmlos, schön und naturfrisch geschrieben wie z. B. „Ein schneid'ges Dirndl", „Am Waldbrunnen", „Im Frieden der Berge". Namentlich in letzter Idylle sind die gemütlichen Winterabende in den alten Bauernhäusern, das Dreikönigssingen und das ehemalige patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten anziehend und interessant geschildert. — Trotz alledem können wir „Idyllen einer untergehenden Welt" für Volksbibliotheken nicht empfehlen.

Ebensowenig wie die „Idyllen aus einer untergehenden Welt" als Volkslektüre uns begeistern können, vermögen es die beiden Werke „Weltgift" und „Dorfsünden"; die zur Geltung kommende Sinnlichkeit ist zu glühend, das Milieu vielfach zu schmutzig und einige Szenen zu „interessant".

Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Ein Kulturroman.

Es sind Tagebuchblätter eines Bauernknechtes, der „sich schriftlich ausplaudern, ausfluchen, austachen will" (S. 19). Dieser Bauernknecht ist aber wohlgemerkt ein Stadtherr, ein übersättigter moderner Journalist, der sich um einer Wette willen an einen Bauern auf ein Jahr verdungen hat. Dieses Buch, welches zu den meistgelesenen Werken Roseggers gehört, hat an sich eine lobenswerte Tendenz, den Bauernstand als „die Wiege aller Urproduktion und Industrie" zu preisen, die Bedürfnislosigkeit, Einfachheit, Opferwilligkeit, die stilldulbende Liebe und Arbeitsamkeit sowie aber auch die finsteren Gewalten, die in diesem Stande zutage treten können, zu zeichnen und auszumalen. Der rote Faden, der sich durchs Ganze hinzieht und es äußerlich zusammenhält, ist die stille Liebe des Bauernknechtes zur „Barbel", zur schönen Tochter des Hauses, welche der Schullehrer schon verführt hatte, aber später sitzen ließ. Wir können uns nicht leicht ein Buch Roseggers denken, in dem nicht die Erotik eine Rolle spielt. Neben der Liebe des Bauernknechtes zur Barbel ist noch eine recht pikante Versuchungsgeschichte einer verheirateten Bäuerin (S. 362) ausgemalt. Rosegger weiß ja, daß das Publikum nach solchen Dingen schleckt. Der die Sonntagsbriefe schreibende Bauernknecht bezw. Rosegger führt aus einem Briefe, den ihm ein gelehrter Freund geschrieben haben soll, und worin er mit Zola verglichen wird, mit stolzem Behagen diese Stelle an: „So ein bißchen Zola, von dem man erzählt, daß er seine Stoffe persönlich hervorgeholt aus den Volksschichten und sie lebt, bis er sie durchdrungen hat." — So sehr uns nun auch die Grundtendenz des Buches: das Lob und die Wertschätzung des Bauernstandes, auch sonst manche ernsten und heiteren Ansichten, die in demselben geäußert werden, gefallen, so können wir auch dieses Buches uns nicht ganz erfreuen. Dieser „Bauernknecht" ist ein mit der Religion zerfallener, von des Gedankens Bläße und vom Glaubenszweifel angekränkelter (wie er sich selbst S. 179 nennt) „halbverlumpter Städter". Bezeichnend schreibt er S. 57: „Am Sonntag nach der Fütterung ist Kirchgang. Ich streiche im Freien umher oder schreibe meinem Alfred." Am Pfingstsonntag ist er auf die Kulmplatte gestiegen und hat das Bergland wie einen Pfingstaltar angebetet (S. 193) und während seine Frau Barbara fromm Weihnacht begeht und zur Kirche geht, steigt er wieder zur Kulmplatte hinan und sieht von oben auf die beleuchtete Kirche herab (siehe Schlußkapitel) und sein glaubensnacktes Herz „weidet im Garten der Sterne". Dabei will er gar noch pantheistisch philosophieren: „Mensch, du bist Weltall geworden! Weltall, du bist Mensch geworden! Du bist eins, du bist ewig und dein Geist heißt Gott." Mit den Sozialdemokraten liebäugelt er, denn sie „haben Erdsegen in sich" (S. 84) und sind eine „ehrliche Partei" (S. 179). Das Fluchen gestattet er als „Herzerleichterung", als ein zorniges Beten" (S. 32). Ueber den schlichten Gebirgsbauern „Adam", der fastet, macht er sich lustig: „Wenn der zur Fastenzeit in eine Prälatenküche gucken könnte!" S. 265 erzählt er von sich, daß er in die Karnevalszeitung das Inserat haben rücken lassen, daß ein noch völlig ungebrauchtes Christentum in Verlust geraten sei. Zu alledem noch eine hübsche Dosis Pikanterie!

Das Sünderglöckel. Leipzig, 1904, Staackmann.

Rosegger wird allmählich alt und beginnt daher zu sammeln. Das, was er im Laufe der Zeit an verschiedenen Orten den Leuten über einzelne Tugenden und Laster, sowie über die Schäden und Grundübel der Zeit gepredigt hat, findet sich hier zusammengestellt. Seinem Ruhme und der Kunst hat der Autor mit der Sammlung einen schlechten Dienst geleistet. Es finden sich

Digitized by Google

wohl in diesen Moralpredigten viele vernünftige Gedanken und überraschende Bemerkungen, aber auch manche Einseitigkeiten und Uebertreibungen. Was hier gesagt ist, das haben den Katholiken ein Alban Stolz, ein Abraham a Santa Clara u. a. m. schon vor langem viel schöner und eindringlicher gesagt. Auch in unserer klassischen, populär aszetischen Literatur wie in der Philothea und in den Standesunterweisungen haben unsere Leute über das, worüber Rosegger belehren will, Besseres gelesen. Die Unterweisung der Handwerker und Geschäftsleute aber geschieht in den Schriften des Volksvereins für das kath. Deutschland weit sachlicher, klarer und umfangreicher. Für unser kath. Volk war also ein derartiges Buch absolut kein Bedürfnis. Wir brauchen's erstens nicht und zweitens wollen wir es nicht, weil Rosegger auch hier es nicht unterlassen kann, die Katholiken zu verletzen und zu ärgern.

So wird in dem Stück der „Moderne Kanzelgeist" die Sache so hingestellt, als ob die kath. Geistlichkeit eine Predigt, worin der Geistliche hauptsächlich den Leuten Jesu Leben und Lehre predigte, als höchst anstößig, ja sündhaft gelte, und als ob derartige Predigten selten vorkämen. Heutzutage, meint Rosegger, predigt man nur noch in „theologisch-dogmatischem Sinne", fahre dabei über die abgefallenen Priester her, die ja, ähnlich wie Luther, der Weiber wegen abgefallen wären, schimpfe auf der Kanzel über die Religion der Protestanten usw.

In dem Stücke „Angst vor dem Sterben" wird dem Mittelalter diese weit verbreitete Angst angekreidet, weil es durch seine Drohungen mit der Hölle die Gemüter erschreckt habe. „Einzig schrecklich nur war diese grausame Lehre, die eine Hölle von Angst, Jammer und Verzweiflung in das Menschenherz gesenkt hat. Diese Hölle ist noch heute nicht ganz ausgelöscht. Obschon die katholische Kirche die Himmelstür wesentlich erweitert hat, wenigstens für ihre Gläubigen, so behauptet sie doch noch immer, daß es nur für den Katholiken gut zu sterben sei" (S. 396). In „Die Amtsbrüder" meint Rosegger bezüglich des einträchtigen Zusammenarbeitens katholischer und protestantischer Geistlicher „sollte die Kirche wieder einmal christlicher werden, als sie heute ist, dann wird's wieder möglich sein" (S. 299). Gleich der Wartburg, dem evangelischen Bunde und seiner Presse macht also Rosegger nur die katholische Kirche für die Störung des konfessionellen Friedens verantwortlich. Ich appelliere daher an Ehrgefühl und an das Selbstbewußtsein aller Katholiken, ohne irgendwelche Ausnahme, wenn ich sie auffordere ein derartiges Buch einfach nicht zu lesen, zumal es nicht den geringsten künstlerischen Wert beanspruchen kann. (Schluß folgt.)

Das Volksbibliothekwesen in Elsaß.

Von Joseph Weydman-Straßburg i. E.

An der Grenzscheide zweier der wichtigsten Kulturvölker gelegen, hat das Elsaß schon verhältnismäßig sehr frühzeitig ein zu hoher Blüte gelangtes Bildungswesen besessen. Auch wenn wir die geringen Spuren antiker Kultur mit in Betracht ziehen, waren es in erster Linie die christlichen Glaubensboten, welche im frühen Mittelalter schon das Land zwischen Rhein und Vogesen mit klösterlichen Niederlassungen übersäet und von dort aus den Grund gelegt haben zur geistigen Hebung der eingesessenen Völker. Später, im ausgehenden Mittelalter, übernahmen die vielen rasch aufblühenden Städte einen Teil der Bildungsaufgaben der Klöster. Es entstanden im Lande die ersten Stadtbibliotheken gleichzeitig mit den ersten bedeutenderen Privatbibliotheken und zwar beide großenteils aus den Bücherbeständen der in den Reformationswirren untergegangenen oder auch aufgehobenen Klöster. Die letzte gründliche Umwälzung brachte dann die große französische Revolution, in deren Verlauf alles an Bibliotheken Vorhandene rücksichtslos über den Haufen geworfen wurde. Damit war aber auch die neue Epoche angebahnt, die Zeit der eigentlichen Volksbildungsbestrebungen begann.

Die Männer der blutigen Revolution hatten ja auch die Verallgemeinerung der geistigen Bildung in ihr Programm aufgenommen, wenn sie auch nichts Praktisches auf diesem Gebiete zustande gebracht haben. Die aus Klöstern und Schlössern zusammengeschleppten Bücherschätze sollten in öffentlichen Departemental-(Bezirks-)Bibliotheken vereinigt und dann dem ganzen großen Publikum zugängig gemacht werden. Leider ging aber der größte Teil dieser verschiedenartigen, mitunter sehr wertvollen Bücherbestände während der folgenden Jahrzehnte in den provisorischen Lagerstätten elendiglich zugrunde, ehe an die wirkliche Errichtung der beschlossenen Bibliotheken auch nur gedacht werden konnte. Die auch später Schlag auf Schlag folgenden politischen Umwälzungen taten das übrige, und die großartigen Projekte der Revolution fielen ganz allmählich der Vergessenheit anheim.

Trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse kam jedoch die Volksbildungsbewegung, besonders soweit es sich um Volksbibliotheken handelte, im Elsaß nie mehr ganz zur Ruhe. Kirchliche Organe und weltliche Vereine arbeiteten schon in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Errichtung von eigentlichen Volksbibliotheken. Aber erst in den vierziger Jahren entstand etwas Dauerhafteres an einigen wenigen Orten, bis dann in den fünfziger Jahren die großzügige Bewegung einsetzte, die durch den freimaurerischen Institutslehrer Jean Macé in Bebtenheim i. Elsaß, der den Volksbibliotheksgedanken mit Erfolg in ganz Frankreich zu popularisieren suchte, anfangs der sechziger Jahre durch die Errichtung vieler Kommunalbibliotheken zur höchsten Blüte gebracht wurde.

I.

In Straßburg wurde protestantischerseits schon 1817 eine „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften" gegründet. Dieselbe befaßte sich aber fast nur mit Kolportage.

An ihre Stelle trat 1834 die „Evangelische Gesellschaft", die 1838 die ersten Lesesäle für Arbeiter und Handwerker in einer „Armenschule" eröffnete. Diese Neuerung fand anfangs keinen großen Anklang. Erst als einige rührige Handwerksmeister die Leitung übernahmen, konnte ein sichtbarer Erfolg konstatiert werden. Die Bibliothek zählte bald mehrere tausend Bände und wurde auch recht rege benutzt, so in den fünfziger Jahren von durchschnittlich 5000 Personen jährlich. Heute sind nur noch ca. 1800 Bände vorhanden. An den Sonntagen sind oft 80 bis 100 Lehrlinge und Gesellen dort anzutreffen. Mit dem Lesesaal ist seit 1852 auch eine Leihbibliothek verbunden, die ca. 3 bis 4000 Bände zählt.

Für die älteren Handwerker wurde 1840 ein weiterer Lesesaal von der „Evangelischen Gesellschaft" eingerichtet und zuletzt in der „Herberge zur Heimat" untergebracht. Derselbe zählte aber nie mehr wie 700 Bände und war die Benutzung zu keiner Zeit sehr stark.

Aus den alten Katalogen ist ersichtlich, daß von Anfang an in den evangelischen Volksbibliotheken die deutschen Werke stark überwogen, während die später folgenden katholischen die französische Sprache mehr berücksichtigt haben. Es ist dieser auffällige Umstand wohl so erklärlich, daß Frankreich damals bedeutend weniger spezifisch protestantische Literatur aufzuweisen hatte als heute und die evangelischen Bibliotheken dadurch schon mehr auf deutsche Werke angewiesen waren. Vielleicht haben die evangelischen Bibliotheken mit ihren mehr deutschen Beständen auch von Anfang an dem eigentlichen Volke, welches ja immer deutsch gesprochen hat, mehr entgegenkommen wollen. Bei der großen katholischen Volksbibliothek hat man leider, wie wir noch sehen werden, auf diesen Umstand nicht genügend Rücksicht genommen.

Eine wirkliche Bedeutung haben trotzdem die evangelischen Volksbibliotheken und Lesesäle in Straßburg nie erlangt, was schon daraus hervorgeht, daß trotz der schnellen Zunahme des evangelischen Bevölkerungsteiles seit 1870 eine Ausbreitung derselben nicht einmal versucht worden ist. Davon profitiert hat nur die neue, sich glänzend entwickelnde „neutrale" allgemeine Volksbibliothek.

Eine Vorgängerin hat diese neutrale Volksbibliothek allerdings schon gegen das Ende der französischen Herrschaft in Straßburg gehabt. Es war die im Jahre 1866 durch die bereits erwähnte große französische Volksbibliotheksbewegung ins Leben gerufene: „Bibliothèque populaire de Strasbourg". Anfangs 1867 mit 502 Bänden eröffnet, hatte sie es Ende 1869 erst auf 1602 Bände, 124 eingeschriebene Leser und 1500 Franken Einkünfte gebracht. Nach 1870 wurde die Bibliothek aufgelöst und die Bücher zwischen dem protestantischen Lehrerverein und der Stadtbibliothek verteilt.

Die geringe Bedeutung, welche die „Bibliothèque populaire" erreicht hat, ist nach dem neuesten Geschichtsschreiber von „Straßburgs Bibliotheken", Seminarbibliothekar Dr. Gaß, „neben der kurzen Existenzfrist und der Konkurrenz der konfessionellen Volksbibliotheken, auf die erdrückende Nachbarschaft der Stadtbibliothek zurückzuführen." Die Stadtbibliothek soll nämlich ihren alten Satzungen gemäß auch als Volksbibliothek gelten. Dementsprechend hält dieselbe schon seit 1838 ihre Lesesäle für jedermann auch abends von 8 bis 10 Uhr geöffnet. Nur macht in unseren Tagen das Arbeiterelement, das Volk im engeren Sinne, von dieser Einrichtung recht wenig Gebrauch. Nach dem obigen Zitat scheint es früher in dieser Beziehung besser gewesen zu sein.

Die bedeutendste und älteste katholische Volksbibliothek Straßburgs ist die im Jahre 1846 gegründete „Bibliothèque des bons livres". Die erste Anregung zur Gründung derselben ging von einem Gelegenheitsprediger im Münster aus. An der Gründung selbst waren sowohl Geistliche wie Laien beteiligt, den Vorsitz führte zuerst ein bischöflicher Generalvikar. Erster Bibliothekar und Seele des Ganzen war lange Jahre, bis 1877, der Rentner Peter Seb. Burguburu, der Großvater des Vorsitzenden des Lokalkomitees des diesjährigen Katholikenkongresses, Stadtrat Dr. med. Peter Burguburu.

Da die katholische Volksbibliothek gleich auf viel weiterer Grundlage errichtet worden als die vorausgegangenen evangelischen Gründungen, war der Aufschwung dementsprechend auch ein viel größerer. Schon in den ersten Jahren (1848) dachte man auch an die Einrichtung einer ständigen Lesehalle, wegen der befürchteten „Schwierigkeiten zur Erlangung der erforderlichen gesetzlichen Autorisation" wurde der Plan aber leider wieder fallen gelassen. Der Bücherbestand, zu Anfang ca. 1900 Nummern, wuchs schon 1850 auf 2634 Werke, wovon 2112 in französischer und nur 522 in deutscher Sprache. Benutzt wurde die Bibliothek in gleicher Zeit von 745 Personen. Die Ausgabe der Bücher erfolgte gratis an die Subskribenten und alle von diesen empfohlenen Personen. Die einzige Einnahme bildete eine jährliche Hauskollekte, deren Ertrag sich 1850 auf 1520 Franken (1216 Mk.) belief. Vorkommende Mehrausgaben wurden von dem stets opferbereiten Bibliothekar gedeckt.

Die kurz darauf einsetzende Propaganda zu gunsten kommunaler Volksbibliotheken auf interkonfessioneller Grundlage fand, wie bereits angedeutet, in Straßburg keinen günstigen Boden. Die „Bibliothek Burguburu" zeigte sich der „Konkurrenz" gewachsen. 1869 umfaßte sie bereits 10340 Bände, die wöchentliche Ausgabe betrug ca. 1200 Bände (1853 waren es 600 gewesen bei einem Bestand von 3344 Bänden). Den stärksten Prozentsatz der Leser lieferten damals die — Schulkinder, dann kamen die Arbeiter und Dienstboten (in den evangelischen Volksbibliotheken kamen die Gesellen und Lehrlinge an erster Stelle).

Mit dem Kriegsjahre 1870 begann für die „Bibliothèque des bons livres oder die „Bibliothek Burguburu", wie sie im Volksmunde zur französischen Zeit kurz genannt wurde, eine gefährliche Krisis. Die Belagerung der Stadt kostete sie nicht nur einen Teil ihres Bestandes, sie drohte auch unter den neuen Verhältnissen ganz in Vergessenheit zu geraten. Die Benutzung wurde schwächer und schwächer und beschränkte sich bald auf einen kleinen Kreis älterer Damen. Neuanschaffungen unterblieben fast ganz: man zehrte in jeder Hinsicht am Alten. Das rasche Anwachsen der Bevölkerung, die Notwendigkeit, den neuen Zeiten durch eine Vermehrung der deutschen Volksliteratur entgegenzukommen, schienen die Leiter gar nicht zu merken. [1])

[1]) „Schon in einer der ersten Vorstandssitzungen der »Bibliothèque des bons livres«, im Jahre 1846, war der Wunsch geäußert worden, man möge sich mit dem Borromäusverein in Bonn in Verbindung setzen, um von dort aus Aufschluß über deutsche katholische Volksliteratur, vielleicht selbst eine Zuweisung von

Nur auf die Inordnunghaltung der finanziellen Verhältnisse wurde streng gesehen.

Erst 1898 bekamen die Befürworter einer gründlichen Reorganisation die Oberhand. Nur fehlten jetzt die Mittel zu einer durchgreifenden Umgestaltung des veralteten Bücherbestandes. Endlich im Jahre 1901 kam die entscheidende Wendung zum Besseren. Domkapitular Mosser, der neue Präsident der Bibliothek, sicherte sich die finanzielle Unterstützung des Diözesanwerkes vom hl. Franz von Sales und leitete auch gleich die Einrichtung einer den modernen Anforderungen entsprechenden Volkslesehalle in die Wege. Die alten Bestände wurden gesichtet, katalagisiert, durch große Neuanschaffungen deutscher Werke ergänzt und schließlich in der geräumigen, zum Bibliothek- und Lesesaale umgewandelten ehemaligen Jesuitenkapelle aufgestellt. Anfangs 1902 konnte die so fast neugeschaffene „Katholische Volksbibliothek und Lesehalle" mit ca. 18000 Bänden eröffnet werden. Für die Mitglieder der kathalischen Vereine ist die Benutzung völlig unentgeltlich, während alle übrigen Personen für entliehene Bücher eine Pauschalgebühr van einer Mark pra Jahr zu entrichten haben. Die Frequenz ist seit der Eröffnung in ständigem, wenn auch langsamem Aufsteigen begriffen. Eine genaue Statistik über die Benutzung ist leider bis 1905 nicht geführt warden, sodaß bestimmte Angaben nicht gemacht werden können. 1903 wurden ca. 19000 Bände ausgeliehen, 1904 deren ca. 25000. Ein Drittel davan entfällt auf französische Werke. In der deutschen Abteilung wird viel Geschichte verlangt, während die französischen Leser — meist Damen — fast ausschließlich belletristische Werke lesen. Der Bibliotheksbestand beziffert sich z. Zt. auf 13000 französische und etwa 10000 deutsche Werke. Die Ausgabe erfalgt an den Werktagen nachmittags don 1 bis 4 und von 7 bis 8½ Uhr, Sonntags von 11 bis 12 Uhr varmittags.

Im Lesesaal liegen ca. 15 verschiedene Tagesblätter auf. Direkt gegnerische Organe sind ausgeschlassen. An Zeitschriften sind 55 vorhanden, die durchgängig stärker benutzt werden wie die Zeitungen. Z. Zt. wird der Lesesaal täglich van ca. 40 Personen besucht, die sich fast gleichmäßig auf die Tages- und Abenvstunden verteilen. Geöffnet ist der Lesesaal, bei aallständig freiem Eintritt, an den Wachentagen van 1 bis 4 und van 6 bis 9½ Uhr, Sanntags von 11 bis 12½ Uhr, und van 4 bis 9½ Uhr abends.

Seit 1. April 1905 ist zur Leitung des Ganzen ein eigener Bibliathekar (Dr. Korth) gewannen worden, dem eine Assistentin zur Seite steht. Damit wird wahl der Schlußstein der Reorganisatian gelegt sein. Nur hält die Finanzierung etwas schwer, da vie nicht unbedeutenden Kasten nach wie var durch freiwillige Beiträge gedeckt werden müssen. Eine nachgesuchte städtische Subaentian wurde aam Gemeinderat abgelehnt, während der jährliche städtische Zuschuß zur neutralen Vallsbibliothek 7500 M. beträgt und demnächst noch erhöht werden soll!

Während die alte „Bibliothèque des bons livres" nach 1870 immer mehr der Vergessenheit anheimzufallen drahte, wurde von anderer Seite versucht, einen den veränderten Zeitverhältnissen entsprechenden Ersatz zu schaffen. Die Restbestände der ebenfalls in den Kriegswirren untergegangenen katholischen Wanderbibliotheken für das Unter-Elsaß (Société des bibliothèques circulantes du Bas-Rhin) wurden 1884 von deren letzten Schriftführer, Gefängnispfarrer Dr. Schott, der neuen „Barramäusbibliathek an St. Stephan" (bischöfliches Gymnasium) geschenkt. Diese Bibliothek war unter Mithilfe des Borromäusaereins van einigen Laienprafessaren der Anstalt ins Leben gerufen worden und daher besanders gut mit deutschen Werken ausgestattet. Mit dem neuen Zuwachs an älteren Werken sollte sie nun zu einer Valksbibliathek ausgestaltet werden und so die Lücken, welche die altersschwache Bibliathèque des bons livres aufwies, einigermaßen ausfüllen. Die Barromäusbibliathek brachte es auf circa 1800 Bände, die Ausleihe war aber nach außen nie bedeutend, und ist nach der Wiedereröffnung der kath. Volksbibliathek ganz auf die Schüler der Anstalt beschränkt warden.

Den rapidesten Aufschwung unter allen in Straßburg gegründeten Valksbibliotheken hat die um 56 Jahre jüngere Schwester unserer katholischen Valksbibliathek, die neutrale allgemeine Valksbibliothek Straßburg i. E. genammen. Schan im ersten Jahre ihrer Existenz überschritt deren Ausleihe die Gesamtziffer der Benutzung aller übrigen Valksbibliatheken der Stadt.

Im Jahre 1900 stiftete der israelitische Graßkaufmann Salomon Jakabi einen Betrag von 20000 M. zum Zwecke der Gründung einer Volksbibliothek auf paritätischer Grundlage. Die Kathaliken haben sich, um sa viel wie möglich auch die kathalischen Grundsätze zur Geltung bringen zu können, sawohl bei der Gründung als auch bei den späteren Vorstandsarbeiten beteiligt. Gleich bei der ersten Versammlung (Februar 1901) kam daher auch „die prinzipielle Frage" der Stellung des Bibliothekvereins zu den kanfessionellen und politischen Parteien zur Auseinandersetzung und Klärung. Neutralität im Sinne der möglichst gleichmäßigen Berücksichtigung der verschiedenen Welt- und Lebensanschauungen, varnehmliche Geltung allgemein anerkannter künstlerischer, wissenschaftlicher und sittlicher Werte, wurde als die Narm anerkannt, die die Leitung der Volksbildungsanstalt zu binden haben würde." (I. Jahresbericht, 1902, S. 1.) Man wallte, wie sich der damalige Leiter der Bibliathek, Dr. Kalisch, in seinem Referat gelegentlich der 34. Hauptversammlung der „Gesellschaft für Verbreitung von Valksbildung" in Straßburg ausdrückte: „eine entschlassene Aufnahme der Zeitforderung, Büchersammlungen planmäßig mit Rücksicht auf den literarischen Bedarf der nichtstudierten Bevölkerung anzulegen und betriebsmäßig für Massenfrequenz einzurichten." Für die Kasten sorgt ver zu diesem Zwecke gegründete Valksbibliotheksverein, während die Stadtoerwaltung die Lokalitäten zur Verfügung stellt und einen jährlichen Zuschuß von anfangs 5000 M., später 7500 M. leistet. Auch der kaiserliche Statthalter hat 2000 M. aus dem Dispasitionsfonds zugeschaffen. Das Jahresbudget beläuft sich z. Zt. auf 17500 M.

Am 4. März 1902 wurde die Bibliathek mit einem Bestande aon 3500 Bänden eröffnet. An Personal waren vorhanden der Bibliathekar (Dr. Kalisch) und eine Assistentin, die mit ver Bibliothek auch den Lesesaal verwalteten. Die junge Gründung wurde besonders

---

Büchern zu erlangen. Auf seiner Deutschlandsreise (1854) kaufte Bibliothekar Burguburu in München eine Reihe von Dubletten vom Barramäusverein, die indessen den Beifall des strengen Zensors, Chanoine Erny, nicht fanden." Dr. Gaß. „Straßburgs Bibliotheken". S. 60.

von allen akathalischen Kreisen begrüßt. Auch haben die verschiedenen sozialdemokratischen Organisationen tüchtig dafür agitiert. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Bibliothek und Lesesaal nicht auch von Kathalilen benutzt werden. Letztere finden hier manches, was ihnen die kathalische Volksbibliothek nicht bieten kann und nicht bieten will.

Die Benutzung der neuen Bibliothek überstieg alle Erwartungen. Schon im ersten Jahre (9 Monate) wurden 79064 Bände an 65406 Personen verliehen. Die Hälfte des Bestandes war dauernd ausgeliehen, sodaß bald weder Bücherzahl, noch Personal, noch Lokalitäten mehr ausreichten. Nach der ersten Revision wurden die Ausleihestunden von 5 auf 6 Stunden erhöht, Werktags von 11 bis 2 und von 6 bis 9 Uhr, Sonntags von 11 bis 12 Uhr. Neben dem Bibliothekar sind jetzt 3 Assistenten, 1 Hilfsbeamter, 2 Lesesaalwärterinnen und 1 Büreaudiener angestellt. Seit Ende 1903 ist die Bibliothek in die viel geräumigeren, ehemaligen Säle der städtischen Fortbildungsschule im alten Bahnhofsgebäude übergesiedelt, wo auch eine eigene Buchbindereiwerkstätte eingerichtet werden konnte. Das verflossene dritte Vereinsjahr war das bisher erfolgreichste, wenn auch die im Vororte Neudorf eingerichtete Nebenausgabestelle mit Lesesaal als verfehlte Einrichtung schon nach kurzer Zeit wieder geschlossen werden mußte. Innerhalb ganz Süddeutschlands wird der Verkehr an der Straßburger Volksbibliothek heute nur noch von der Frankfurter Freibibliothek übertroffen!

Die vorhandenen 10249 Bände verteilen sich mit etwa 60% auf Belletristik, 32% auf Fachschriften und 8% auf Jugendschriften. Nach dem letzten Jahresbericht (pro 1904) setzt sich die Leserschaft folgendermaßen zusammen:

Handwerker, Arbeiter, Hauspersonal	28%	52%
Kaufleute, Privatbeamte, Techniker	24%	
Oeffentl. Beamte, Lehrer, Militär	14,5%	48%
Studierende, Schüler	12,5%	
Andere Berufe, Berufslose (meist weibliche Angehörige)	21%	

Eingeschriebene Leser sind 8257 vorhanden, von welchen (1904) 6531 die Bibliothek tatsächlich benutzt haben. Da insgesamt 78273 Entlehnungen gebucht worden sind, so hat jeder Leser die Bibliothek etwa 12 mal im Jahre benutzt.

Von besonderem Interesse, speziell bei einer Volksbibliothek ohne religiös-sittliche Tendenz, ist immer die Frage, was gelesen wird. Von den 1904 ausgeliehenen 107992 Bänden entfielen auf die belletristische Literatur im weiteren Sinne 72%, auf die fachlichen Abteilungen 19,5% und auf die Jugendschriften 8,5%. Von den 72% Belletristik entfallen 44% auf die neue deutsche Literatur, 13% auf die französische (Originale und Uebersetzungen). Leider enthält der letzte Jahresbericht keine Angaben über die meist gelesenen Autoren, 1902 sind aber die Werke folgender Schriftsteller ständig im Umlauf gewesen: P. Rosegger mit 67 Bänden, E. Ganghofer (63), G. Freytag (54), W. Jensen (54), F. Dahn (33). Seit 2 Jahren wird die Benutzung der deutschen Literatur statistisch in Unterabteilungen zu zerlegen gesucht. Bei solcher Gliederung kommt es natürlich viel auf den Standpunkt des Statistikers an, und wenn daher auch aus den Resultaten keine allgemein gültigen Schlüsse gezogen werden können, so bieten die Angaben immerhin recht interessante Anhaltspunkte. Obenan steht der „gehaltvollere Unterhaltungsroman" mit 29%, dem der „leichtere Unterhaltungsroman" mit 14% folgt. Diesem am nächsten kommt die Dialektliteratur (ein in den letzten Jahren in Elsaß stark kultiviertes Gebiet) mit 13% (!) und der „historische Roman" mit 12%. Dann kommen die „besten neueren Prosadichter" mit 9%, die „breiten Volksschriftsteller" mit 8%, die Humoristen mit 6% und endlich mit den „Modernen" auf einer Stufe die — Klassiker mit je 4,5%.

Gleichen Schritt mit der Bibliothek hat die angegliederte Volkslesehalle gehalten. Im ersten Jahre (1902) hatte dieselbe 23800 Besucher aufzuweisen, im zweiten (1903) 27000 und 1904 stieg die Zahl bis auf 37000. Lesestunden sind Werktags von 11 bis 2 und von 6 bis 10 Uhr, Sonntags von 10 bis 12 und von 5 bis 9 Uhr. Es liegen 26 Tagesblätter aller Richtungen und Schattierungen auf, ferner 38 Zeitschriften. Von der Gesamtbenutzung entfallen zwei Drittel auf die Tagesblätter, ein Drittel auf die Zeitschriften. (In der kathalischen Lesehalle ist das Verhältnis umgekehrt.) Weit mehr wie bei der Benutzung der Bibliothek müssen die religiösen und politischen Anschauungen der Lesermasse bei der Lektüre im Lesesaal zum Ausdruck kommen, da hier schon mehr die Stellungnahme des Einzelnen zu den jeweiligen Tagesfragen zur Geltung kommt. Die Lektüre der Zeitungen und Zeitschriften hängt eben intimer mit dem täglichen Leben zusammen wie die Lektüre eines Buches. Darum ist folgende Zusammenstellung immerhin instruktiv, wenn sie auch nichts Ueberraschendes zeigt; Straßburg ist eben eine Großstadt geworden wie alle anderen. Es wurden u. a. im Jahre benutzt:

Stimmen aus Maria Laach	60	mal
Evangelischer Kirchenbote	80	„
Kultur	160	„
Tier- und Menschenfreund	240	„
Arbeiterwohl	60	„
Frankfurter Broschüren	220	„
Alte und neue Welt	660	„
Neue Zeit	420	„
Freie Wort	720	„
Türmer	940	„
Gartenlaube	1300	„
Wache	2180	„

Wie alle größeren Städte, so hat auch Straßburg außer den eigentlichen Volksbibliotheken noch eine ganze Reihe kleinerer Bibliotheken ähnlichen Charakters, nur daß deren Leserkreis ein gewollt beschränkter ist. Hierher gehören die seit den siebziger Jahren entstandenen katholischen Pfarrbibliotheken an St. Johann (2), St. Ludwig, Alt St. Peter, St. Magdalenen, sowie in den Vorartpfarreien Ruprechtsau, Neudorf und Königshofen. Deren Bestände schwanken zwischen 100 und 1500 Bänden. Die Benutzung ist durchgängig eine recht mäßige. Ferner rangieren hierher die Vereinsbibliotheken unserer kathalischen Männer- und Arbeitervereine, „Fidelitas" (300 nur soziale und apologetische Werke,) „Arbeiterverein" (500 Bände), „Leo-Verein" (100 Bände). Evangelische Vereinsbibliotheken gibt es u. W. zwei, beim „Christl. Verein junger Männer" (800 Bände) und „Evangelischer Männerbund" (200 Bände). Erwähnt seien ferner die Bibliotheken des „Eisenbahnervereins" und der Gewerkschaften beider Richtungen.

Von einer Aufzählung der als Geschäft betriebenen Leihbibliotheken kann hier wohl abgesehen werden, da dieselben von dem eigentlichen Volke, schon der hohen Abonnementspreise wegen — glücklicherweise — nicht benutzt werden können. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Geschichte der kathol. Kirche im 19. Jahrhundert. Dritter Band. Geschichte der kathol. Kirche in Deutschland III. Von Dr. Heinrich Brück. 2. Aufl. besorgt von J. B. Kißling. Münster i. Westf., Aschendorff, 1905. 604 S. gr. Okt. Preis 8 M.

Der angezeigte Band ist ein Teil des Sammelwerkes von Brück über die neueste Kirchengeschichte, das passender den Haupttitel „Geschichte der kath. Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert" erhalten hätte, weil die bisher erschienenen vier Bände nur die Kirchengeschichte Deutschlands (inkl. Oesterreichs) ins Auge fassen. Die ersten drei Bände sind in 2. Aufl. erschienen (1902, 1903 und 1905); die Neuaufl. des dritten Bandes ist nach des Verfassers Tode († 5. Nov. 1903) durch dessen ehemaligen Schüler J. B. Kißling besorgt. Der vierte Band (Gesch. der kathol. Kirche in Deutschland IV, 1, Mainz 1901) behandelt das vatikan. Konzil und den preuß. Kulturkampf bis zur Anknüpfung von Verhandlungen mit Rom; in einer zweiten, bisher noch nicht erschienenen Abteilung, soll der Rest der deutschen Kirchengeschichte bis zur Gegenwart zur Behandlung kommen. Jedem Bande ist ein alphabet. Verzeichnis der benutzten Literatur und ein ausführliches Personen- und Sachregister beigefügt.

Band III umfaßt die Jahre von der Würzburger Bischofsversammlung 1848 bis zum Anfang des sog. Kulturkampfes 1870, eine in kirchlicher Beziehung sehr bewegte Zeit, der man nach einer „unparteiischen Prüfung von Licht- und Schattenseiten im kath. Klerus und Volk" das Zeugnis ausstellen muß, „daß das religiös-kirchliche Leben in Deutschland einen herrlichen Aufschwung genommen" (S. 586). Der reiche Stoff ist gegliedert in fünf Hauptabschnitte (Bekämpfung des Staatskirchentums S. 1—213, Kampf des falschen Liberalismus gegen die Kirche S. 214—335, Die kathol. Wissenschaft S. 336—438, Kampf um die Schule S. 439—504, Der religiöse Aufschwung S. 505—586) mit 28 Kapiteln. Wie aus dieser Uebersicht hervorgeht, treten die Beziehungen zwischen Kirche und Staat stark in den Vordergrund, und müssen diese Partien auch als die besten und relativ vollständigsten des Werkes bezeichnet werden. Man erhält hier wirklich ein vollständiges Bild der kirchenpolit. Entwicklung jener Jahre, und wir wagen zu behaupten, daß Theologen und Politikern, denen eingehendere Spezialstudien nicht möglich sind, das Werk von Brück zum Verständnis jener Zeit kaum entbehrlich sein wird. Der Verfasser hat das zum Teil Miterlebte gleichsam mit seinem Herzblute geschrieben; er steht nicht an, manchmal seiner Entrüstung kräftigen Ausdruck zu verleihen, auch da, wo es nicht gerade notwendig gewesen. Man hat im gegnerischen Lager Bischof Brück wegen dieser Gewohnheit schon als „Fanatiker" und „Pamphletisten" bezeichnet, gewiß mit Unrecht. Denn auch unsere Gegner geben ihren Ueberzeugungen vielfältig noch viel drastischeren Ausdruck, dazu nicht so wohl begründet, wie Brück es tut. Das Brücksche Werk ist nämlich überaus reich an Material, eher eine geschickt zusammengestellte Materialiensammlung als ein künstlerisch vollendetes pragmatisches Geschichtswerk. Dies erhöht aber nur seine Zuverlässigkeit bei Freund und Feind. Stil und Ausdruck sind schlicht, aber gefällig, Zitate, abgesehen von Verweisungen, möglichst vermieden, so daß das Werk nicht bloß von Gebildeten im weitesten Sinne, sondern auch von Männern aus dem Volke mit Nutzen und Interesse wird gelesen werden können

Imnau (Hohenz.). Dr. Adolf Rösch.

Geschichte der deutschen Kunst von den ersten historischen Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Hermann Schweitzer. Mit 472 Textabbildungen und zahlreichen Einschaltbildern. Rovensburg, Otto Maier, 1905. Preis broschiert 14 M. Elegant gebunden 16 M.

Daß wir arm sind an Werken über die deutsche Kunst, wird wohl kaum behauptet werden können, daß wir aber nicht reich sind an Werken in kurzer, gemeinverständlicher Fassung, wird jeder zugeben müssen, der einigermaßen die einschlägige Literatur kennt.

Ein Volksbuch über deutsche Kunst darf man mit Recht die Arbeit Dr. Schweitzers nennen, des sehr verdienten ehemaligen Konservators der städtischen Sammlung in Freiburg i. B. und des jetzigen Direktors des städtischen Suermondt-Museums in Aachen.

In achtzehn Kapiteln, übersichtlich disponiert, auf dem verhältnismäßig engen Raum von 700 Seiten, hat der Verfasser die bedeutendsten deutschen Werke der Architektur, Plastik und Malerei von den ersten Anfängen bis in unsere Zeit klar und sachlich beschrieben. Ueberaus wohltuend ist die schlichte, einfache Sprache ohne überschwängliche Phrasen. Es ist wohl kaum notwendig, bei der durchweg tüchtigen Arbeit, Details herauszuheben. Neben den Heroen der deutschen Malerei haben auch liebevolle Aufmerksamkeit gefunden die leider ja wenig gekannten und oft so wenig geschätzten Werke der Maler des 16. Jahrh., der Meister am Oberrhein, der schwäbischen Schule und der Schweiz. Daß auch das 19. Jahrh. behandelt wurde, und daß die verschiedensten Richtungen der Modernen in ihren Werken zu Wort kommen, ist sehr dankbar zu begrüßen. Ueberaus wertvoll wird das Werk vor allem durch die allseitige Berücksichtigung des Kunstgewerbes, der Holzbearbeitungskünste, der Elfenbeinschnitzerei, der Metallarbeiten, Schmiedekunst, Keramik- und Glasarbeiten. Wirkungsvoll unterstützt wird die Beschreibung durch 500 fast durchweg gute Illustrationen und Einschaltbilder, bei deren Auswahl — wenn man den reiferen Leserkreis, an den der Verfasser sich ja nur wendet, im Auge behält — Dr. Schweitzer eine recht glückliche Hand hatte. Sehr dankbar muß man sein für das praktische Verzeichnis der technischen Ausdrücke, das kurz und bündig Auskunft gibt über die in der Kunstsprache vorkommenden wichtigsten Fachausdrücke. Ein reiches Künstlerverzeichnis und ein Orts- und Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes wesentlich. Dieser Arbeit Schweitzers ist die weiteste Verbreitung zu wünschen — der Preis ist erstaunlich billig —, besonders wird jeder gebildete Laie und der Studierende mit großem Nutzen es gern brauchen und immer als Nachschlagebuch wieder gern zur Hand nehmen. Unsere größeren städtischen Bibliotheken bezw. Lesehallen sollten dieses Buch in ihren Bücherbestand aufnehmen, wo es sicher eine vielbegehrte Nummer bilden wird.

Freiburg i. B. Kurt Kistner.

Digitized by Google

Johannes Jörgensen, der Dichterphilosoph. Von Arna van Walden. Mainz, 1904, Kirchheim & Co. 18 S. 30 Pfennig.

Es ist sehr verdienstlich, daß Arno van Walden sich den dänischen Dichterkonvertiten zum Gegenstand einer zielbewußten schriftstellerischen Propaganda macht (in den „Hist.-pol. Bl.", in der „Beilage zur Allg. Zeitung" und im vorliegenden Abdruck aus dem „Katholik"). Diese Studie führt sehr gut in die geistige Werkstätte, in das innere Kämpfen, Schaffen und Schauen des Dänen ein, der, so lang er zu den ungläubigen Modernen gehörte, von den Chorführern derselben riesig gerühmt wurde. Seitdem er aber ein gläubiger Moderner ist, läßt man ihn auf der Seite stehen und hat nur noch ein mitleidiges Achselzucken oder nicht einmal das mehr für ihn. Weil er aber ein wirklicher und zwar ein ganz bedeutender Dichter und Gestalter ist, darum ist es nicht bloß Ehrenpflicht für uns Katholiken, sondern auch eine literarische Pflicht, voll für ihn einzustehen. Denn seine Sache ist unsere Sache.

Altingen. Hermann Binder.

Die Paramentik vom Standpunkte des Geschmackes und Kunstsinnes. Von Helena Stummel. Mit 10 Abbildungen, 76 S., 1905. Jos. Thum, Kevelaer. Kartoniert 1,50 M.

Ein beachtenswertes Büchlein, das von allen, die Interesse haben für christliche Kunst, besonders aber von der Geistlichkeit und den Mitgliedern der Paramentenvereine nicht unberücksichtigt gelassen werden darf. In frischer, für die Sache begeisterter Sprache legt die Verfasserin dar, „daß, wenn auf verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes schon viel Erfreuliches zu verzeichnen ist, so muß von der Paramentik gesagt werden, daß sie im ganzen als Stiefkind vernachlässigt, in bedauernswerter Verfassung darniederliegt." Den Niedergang der Paramentik sieht die Verfasserin in der fabrikmäßigen Herstellung der Stoffe, in der Maschinenstickerei und in der Geschmacklosigkeit der Farbenwahl. Um den alten edlen Kunstsinn, besonders aber geschmackvolle, gediegene, in Farbe und Technik schöne und doch nicht zu leure Paramente wieder in die Kirche einzuführen, ist notwendig: Rückkehr zur Kunst des Mittelalters, Zurückweisung aller geschmacklosen Fabrikate und Ablehnung der schreienden kirchlichen Farben in Stoff und Stickmaterial. Der Ausschmückung der Paramente durch Stickerei widmet die Verfasserin große Aufmerksamkeit, und da für gute Figurenstickerei ja meistens die nötigen Mittel fehlen, der Ornamentstickerei, mit interessanten Hinweisen auf die vernachlässigte Perlenstickerei und Verzierung mit Goldblättchen. Leider sind die beigegebenen zehn Abbildungen aus der Vorlagensammlung der Verfasserin nur im Lichtdruck wiedergegeben und zeigen so die Farbenwahl nicht.

Möge das Büchlein, das mit Geleitwort und Empfehlung Sr. Eminenz Kardinal Fischer seine Wanderung antritt, auch bei solchen Eingang finden, welche über den Begriff der „Kirchlichkeit" vielleicht anderer Ansicht sind wie die Verfasserin.

Freiburg i. B. Karl Kistner.

König Alkohol von J. Hau. 2. Aufl. Essen-Ruhr 1905, Fredebeul. 104 S. Preis Mk. 0.25, 50 Expl. Mk. 10.—, 100 Expl. Mk. 18,—, 500 Expl. Mk. 80,—, 1000 Expl. Mk. 150,—.

Sowohl der Billigkeit wie des vorzüglichen Inhalts wegen ist das Büchlein zur Massenverbreitung wärmstens zu empfehlen. Der Verfasser urteilt sehr scharf über die Schädlichkeit des Alkohols, stützt aber sein Urteil auf unumstößliche Tatsachen. Er schreibt wohl mit hl. Eifer, aber nie mit Fanatismus. Totalabstinenz verlangt der Verfasser bloß für die eigentlichen Trinker. In die Schäden, die der Mißbrauch geistiger Getränke anrichtet, hat der Verfasser scharf hineingeschaut und beleuchtet sie grell, gibt aber gleichzeitig bewährte Mittel und beschreitbare Wege zur Heilung dieser Schäden an. Das zu behandelnde Thema ist übersichtlich gruppiert. Darstellung und Stil besitzen den Vorzug edler Popularität, sodaß das Büchlein jedermann sehr zu empfehlen ist. In allen Volksbibliotheken sollte es in einigen Exemplaren vorhanden sein.

Bonn. Hermann Herz.

Richard Roepke. Sein Leben und sein Wirken. Dem Volke dargestellt von H. S. Art'l. Mit Bild. Berlin 1904. Georg Reimer. 70 S. M. 1,50 broschiert.

Dem kleinen Schriftchen (es zählt nur 70 Seiten) möchten wir die weiteste Verbreitung in allen Schichten unseres Volkes wünschen. Wie kaum ein zweites ist es geeignet, sozialpolitisches Verständnis zu vermitteln. Es zeigt an einem überzeugenden Beispiel, wie auch das weitgehendste Entgegenkommen den berechtigten Wünschen der Arbeiter gegenüber statt die Entwickelung der Industrie zu hemmen, nur geeignet ist, derselben zu einem größeren Erfolg zu verhelfen. Das Büchlein, welches in schlichter Weise dem Andenken eines wahrhaft edlen Mannes ein Denkmal setzt, sei vor allem unseren Vereinsbibliotheken und allen denen dringend empfohlen, die an der Lösung der sozialen Frage mitzuarbeiten, berufen sind oder für dieselbe Interesse hegen. Für Arbeiterbibliotheken ist diese Biographie besonders empfehlenswert.

Erfurt. Augustin Kierdorf.

Krauskopf. Roman von Hermann Welte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1903. I. Bd. 392 S., II. Bd. 1904, 466 S.

Obschon der Roman in der dritten Person die Schicksale des jungen Westfalen Krauskopf erzählt, trägt er doch alle Anzeichen einer Autobiographie an sich. Hermann Wette ist ein Cölner Arzt, dessen Heimat das Dorf Herbern im Kreise Lüdinghausen ist. Seine Frau, eine geborene Humperdinck, ist die Verfasserin des Librettos Hänsel und Gretel, der bekannten Märchenoper ihres Bruders.

Die beiden Bände erzählen in behaglicher, mitunter humorvoller Erzählungsweise die Lebensschicksale und die geistige Entwicklung eines westfälischen Jungen aus der Nähe von Münster bis zum Eintritt des jungen Krauskopfs in die akademischen Studien. Alle Personen, die den Jungen günstig oder ungünstig in seinem Werdegang beeinflussen, Eltern, Verwandte, namentlich ein Onkel Doktor, in dem wir vielleicht auch ein Stück Selbstbekenntnis des Verfassers haben, Geistliche, Lehrer, Mitschüler, dabei aber auch Land und Leute und nicht zuletzt religiöse und politische Einflüsse werden mit plastischer Treue dargestellt. So werden z. B. die Beteiligten mit Interesse und geteiltem Gefühle die Schilderungen Wettes über die bekannte Erziehungsanstalt Gaesdonk, die den Namen Gaisfurt erhält, lesen, und die Münsteraner werden die Streitigkeiten um das Vatikanum durch die Brille eines — sagen wir Altkatholiken betrachten können. Wette ist mit der religiösen Entwicklung der Mehrzahl seiner Landsleute

wenig zufrieden. Er selbst erscheint in dem Buche als ein starker Subjektivist. Unter dieser Voraussetzung hat er das ganze Buch geschrieben. Es ist deshalb durchaus unangebracht, wenn der Kunstwart das Buch seinen Lesern empfiehlt, um daraus katholisches Leben und Denken kennen zu lernen. Es ist nur in der angedeuteten Einschränkung richtig.

Der Verfasser verfügt über ein reiches Gemüt und einen ausgeprägten Sinn für die Natur. Die bekannte Charakteristik Webers über die Westfalen läßt sich auf ihn anwenden. Für gereifte Leser, die sich ihre eigne Lebensanschauung gebildet haben, ist das Buch deshalb eine interessante Lektüre. Für die Borromäusbibliotheken wird es sich nicht eignen.

Stolberg. Dr. Franz Kaufmann.

Kunimund und Felix. Eine Erzählung aus dem Donautal zur Zeit der Völkerwanderung von Dr. P. Rob. Weißenhofer. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Dr. P. Anselm Salzer. Wien 1904. H. Kirsch. (Band XXVI der Sammlung „Für Hütte und Palast.")

Die Geschichte der beiden Knaben Kunimund und Felix, die von der stolzen und eitlen Königin der Rugier, Gisa, verfolgt werden, zeigt durch den engen Ring ihrer Begebnisse das wilde Branden der Völkerwanderung und die heilsame Wirksamkeit des Heidenapostels Severin. Es ist ganz gewiß keine Novelle mit literarischen Qualitäten; dazu fehlt die abgeschlossene Rundung, und die Charakteristik der Personen steht auf sehr schwachen Füßen. Man merkt dem ganzen Werkchen zu sehr die Absicht des Konstruierten an, und mancher Uebergang, manche Verknüpfung reizen unwillkürlich höhere künstlerische Ansprüche zum Widerspruch. Und doch ist das Schriftchen für die Jugend nicht ohne Nutzen. Man kann es ihr als eine Art durch persönliche Zutat belebter Geschichtserzählung in die Hand geben und wird, namentlich bei österreichischen Verhältnissen, dem zustimmen können, was der Herausgeber im Vorwort sagt: „Felsenfestes Gottvertrauen und innige Liebe zum Vaterlande, des Verstorbenen treue und zuverlässige Leitsterne auf seiner oft recht rauhen Lebensbahn, leuchten uns daraus (aus dem Buche) entgegen und sollen nach seinem Wunsche auch den Lesern Licht und Hoffnung bringen in den Stunden bitteren Leides." Wenn diese Leitsterne in einer dichterischen Schöpfung allerdings heller strahlen würden, so ist doch auch aus den vorliegenden bescheidenen Ansätzen ihr mildes und beruhigendes Licht zu spüren. Jugendlektüre nach dem Begriff der künstlerischen Erziehung ist das Buch nicht.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Similde Hegewalt. Roman von Franz Adam Bayerlein. Sechsundzwanzigstes bis fünfzigstes Tausend. Berlin, Vita. 437 S. Preis M 3,50, geb. M. 5.

Ein Buch, das ich lieber nicht gelesen haben möchte. Nicht als ob diese Lektüre für einen reiferen Menschen völlig totgeschlagene Zeit bedeuten müsse, ihm wirklich etwas anhaben könne. Aber es ist, als hätte man aus einem scheinbar gut geschliffenen farbigen Glase einen Wein mit nicht alltäglichem Aroma getrunken, aber nur allzubald die Fälschung des letzteren festgestellt, außerdem im Glase viele Blasen und Sprünge, und auf dessen Boden — tote Fliegen gefunden.

Ekel!

Eine Riesenauflage von 25 000 Exemplaren. Nun ja, nach dem Kolossalerfolge von „Jena oder Sedan" und dem „Zapfenstreich" durfte man einen solchen Geschäftscoup wagen. Diesmal aber bietet Bayerlein nichts „Militärisches". Er hatte den Mut, die Zwangsjacke der Manier abzuweisen, vielleicht auch den Ehrgeiz, zeigen zu wollen, er sei überall „beschlagen". So schrieb er, in besserer Sprache, lebendiger Schilderung, aber sehr rissiger Komposition, einen moralisch sein sollenden Tendenzroman mit Vererbungstheorie, weiblicher Hysterie, männlicher Begehrlichkeit, unsittlicher Ehe, Fürsorge für uneheliche Kinder und Jugenderziehung als sozialen Hauptthemen.

Letztere kommen erst in der zweiten Hälfte des Buches zur Geltung bezw. Auslösung. Die erste (größere) Hälfte dient eigentlich nur als Exposition. Technisch steht sie am wenigsten tief. Sie bietet Stimmung, dramatisch bewegte Spannung, eine nicht durchweg schwächliche Charakteristik. Aber der Fäulnisgeschmack schleicht sich auch hier ein, besonders in ekelhaften Szenen der Stallerotik. Die Heldin ist ein von der Welt abgeschlossener, sehr interessant sein sollender Backfisch: die Tochter eines genialischen, innerlich hohlen, ja widerwärtigen Adeligen, der die Seele des eigenen Kindes durch absichtliche Zulassung schlechter Lektüre vergiftet, und einer bildschönen, tapferen aber radikal verzwitterten Aerztin. Neben Similde und Baron Hegewalt erscheinen als Hauptpersonen: ein als Fatschspieler ausgestoßener, „schöner", brutal sittenloser ehemaliger Offizier und zwei unreife Gymnasiasten, von denen der eine, der Ich-Erzähler dieser Geschichte, stark realistisch (und daneben lügenhaft), der andere dagegen sehr poetisch angehaucht ist. Der ideale Träumer scheint neben der Heldin der Held werden zu sollen — verschwindet aber einfach am Wendepunkte der zweiten Buchhälfte. Diese spielt, nach einer eingeschobenen Pause von fast 20 Jahren, von den sämtlichen früheren Trägern der Handlung nur den Erzähler und Similde aus: ersteren der Hauptsache nach als guten — Zuhörer und Reproduzenten einer ihm erzählten nicht „guten" Geschichte.

Die Erzählerin ist Similde: Witwe des bewußten Wüstlings, Doktorin der Medizin, Vorsteherin der von ihrer Mutter gegründeten und von ihr selbst glänzend ausgebauten Wohlfahrtsanstalt für uneheliche Kinder und deren Mütter; Mutter eines „gewesenen" Sohnes, den der Tod von dem Fluche eines schauerlichen Vererbungsschicksales erlöste — der Tod, den die Mutter, nach ihrer eigenen Aussage, nicht mit ihrer ganzen Energie hat zurückschlagen wollen.

Als (durchaus nicht vom Autor noch von der „Heldin" beabsichtigte) cynische Schamlosigkeit hat mehr als eine Hauptstelle der Erzählung Simildes auf mich gewirkt. Das kommt davon, wenn ein Autor, der mit reklamehafter Raffigkeit und tollkühner Oberflächlichkeit arbeitet, die Psyche des Weibes charakterisieren will! Similde soll, nach der Intention des Verfassers, entschieden als eine Art geläuterter Heroine wirken. Und dabei deckt sie einem Manne, der noch dazu nicht ihr Mann und erst recht nicht ihr Beichtvater ist, eigene Seelenzustände auf, die in physischer Nacktheit — man verzeihe das Paradoxum: es paßt! — aus ihrer Vergangenheit herausschreien. Es ist ja möglich, daß es so hysterisch verdorbene Mädchengemüter gibt, aber wir müssen uns alles Ernstes verbitten, sie als typisch und dann gar noch als heldisch aufgestellt zu bekommen.

Das Buch enthält einige einwandfreie sozialpolitische Anschauungen und Bemerkungen, aber alles in allem dürfen wir sagen: Tant de bruit pour une ome-

lotte! was in diesem Falle heißen muß: So viel Staub und (teils offenkundiger, teils halb verborgener) Schmutz für ein paar Körner gesunden Menschenverstandes!

Weg mit *solchen* Riesenauflagen!

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Moribus paternis von Ansgar Albing. Erzählung aus der modernen Hamburger Gesellschaft. 2 Bde. Preis ungeb. M. 4.—, gbd. M. 6.—.

Der Verfasser offenbart sich als ein feiner Psychologe, als ein Kenner des menschlichen Herzens. Sein Roman ähnelt einer Konversionsschrift, in der wir den Konvertiten vom ersten Erwachen seines Heimwehs nach der alten katholischen Kirche begleiten bis zum endlichen Erfolge. Alle die Hindernisse, die Seelenkämpfe, die Versuchungen des Konvertiten sind mit überwältigender Wahrheit geschildert, so wie man etwas selbst erlebt hat. Auch das ist so ganz aus dem Leben genommen, daß Hermann, der Protestant, durch die Liebe zu Stephanie, der Tochter des streng katholischen Generalkonsuls, bewogen wird, sich mit den Wahrheiten des Katholizismus und seinen Einrichtungen näher bekannt zu machen, bis er dann nach langem Forschen, Prüfen und Ringen mit sich selbst im Hafen der katholischen Kirche landet. Oft sind es ja merkwürdige Umwege, auf denen der Irrende zum Ziele und zur Wahrheit geführt wird. So ist der Roman ein eigentlicher Tendenzroman, wogegen ich nichts einzuwenden hätte, wenn nicht in der zweiten Hälfte der Erzählung die Darstellung allzusehr in den Katechismus- und Gebetbuchton verfallen würde. Durch diese religiös-belehrenden Partien verliert der Roman an Reiz und wird zu einer didaktischen Erzählung. Es scheint, der Verfasser wollte sein Buch vorzugsweise für Nichtkatholiken schreiben, um ihnen in angenehmer, gefälliger Art den Irrtum des Protestantismus klarzulegen und die vielen Vorurteile gegen den katholischen Glauben zu zerstreuen. Ob diese Absicht des Verfassers von praktischem Erfolg begleitet sein wird, bezweifle ich sehr. Man weiß, welche Schicksale solche Bücher erfahren. Die Charakterzeichnungen in Moribus paternis sind meisterhaft zu nennen. Da ist alles dem wirklichen Leben abgelauscht und in prächtiger Form dem Leser dargeboten. Für unseren katholischen Bücherschatz bildet der Roman sans phrase eine wertvolle Bereicherung. Allerdings kommt er als Lektüre nicht für Dorfbibliotheken, sondern für städtische Bibliotheken in Betracht. Wenn Albing in der Folge wieder mit einem Roman vor die Lesewelt tritt und die katholischen Ideen nicht mit so stark hervortretenden Farben malt, wird er auch außerhalb unserer Kreise ein beliebter Schriftsteller werden und großen Nutzen stiften können.

Nürnberg. Georg Albert.

Vermischtes.

Zur Frage der **kath. Kolportage** schreibt uns eine große katholische Verlagsbuchhandlung: In Nr. 8 der „Borromäusblätter" stellt Herr P. Sonntag-Breslau an die Verleger die Anfrage, ob es nicht angängig sei, ihren Verlagswerken durch Aufnahme von Inseraten oder auf andere Weise ein voluminöseres Aussehen zu verleihen. Wir möchten darauf folgendes erwidern.

Wenn die Verleger von Schundwerken sich nicht entblöden, die Käufer eines Buches durch ein sehr minderwertiges, stark holzartiges dickes Papier zu täuschen, so sollte einer katholischen Firma ein solches Rezept zur Beherzigung nicht empfohlen werden.

Die Aufnahme von Inseraten über Gegenstände, die mit der Literatur in gar keinem Zusammenhang stehen, würden das Buch wohl etwas dicker erscheinen lassen, aber die Käufer eines solchen hätten allen Grund, sich darüber zu beschweren. Bisher ist es im anständigen Verlagsbuchhandel so gehalten worden, daß höchstens ein oder zwei sonst leer bleibende Seiten mit Annoncen des eigenen Verlags ausgefüllt wurden. Dabei muß es auch bleiben. Sollte übrigens ein Verlag zu diesem Mittel greifen, so würde er zunächst mit sich selbst in Konflikt kommen. Die erste Frage, die ein Inserent an ihn richten würde, bestände vermutlich darin, ihm die Höhe des Absatzes mitzuteilen, eine Frage, die kein Verleger zu beantworten in der Lage ist. Was man antworten könnte, wäre nur, das Buch ist in einer Auflage von X-Exemplaren gedruckt worden, der Absatz selbst aber ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Es mag sein, daß der Verleger einer pikanten Lektüre nach gemachten Erfahrungen annähernd seinen Absatz einzuschätzen weiß; immerhin wird sich auch bei ihm in den seltensten Fällen die Höhe des Absatzes mit der Höhe der Auflage decken. Aber noch etwas kommt hier in Betracht. Was wird denn eigentlich in pornographischen Schriften angekündigt? Pornographische Literatur und dergleichen Ware; die Leser solcher Schriften suchen darin solche Anzeigen, und so mag es wohl der Fall sein, daß die Inserenten auch auf ihre Rechnung kommen. Anders liegt der Fall bei einem gediegenen und sittlich einwandfreien Werk. Der Austausch von Inseraten unter Verlegern der gleichen Richtung ist nicht angängig, aus Gründen, die sehr nahe liegen. Andere Anzeigen von anderen Artikeln aber gehören in kein anständiges Buch, und es ist nicht zu wünschen, daß es jemals dazu kommt. Ein Vergleich mit Zeitschriften und Kalendern kann nicht gezogen werden. Die Verhältnisse liegen hier ganz anders, zudem sind die Höhen der Auflagen der Zeitschriften und Kalender auch für den Absatz maßgebend.

Der Vorschlag des Herrn Sonntag ist daher nicht diskutierbar. Darin aber hat der verehrte Herr wohl recht, daß er befürwortet, nicht überall und auf jedem Titel den katholischen Charakter in *aufdringlicher* Weise zu betonen.

Eine Volksbibliothek in Görlitz. Laut Thorner Ztg. Nr. 85, Jahrg. 1905, wird durch eine Stiftung des Geh. Kommerzienrats Otto Müller in der Höhe von 100 000 M. die Stadt Görlitz eine Volksbibliothek mit Lesehalle erhalten. Auch will der Stifter einen etwaigen Fehlbetrag der Baukosten bis zur Höhe von 20 000 M. noch nachträglich decken. Von der Stadt wird ein städtisches Grundstück zur Verfügung gestellt. Die Bücherei wird zur Aufnahme von über 100 000 Bänden eingerichtet. Der Lesesaal soll für 90 Leser bequemen Platz bieten. Für die ständige Unterhaltung wird ein Grundstock von 20 000 Mark festgelegt werden.

Wann wird man wohl einmal melden können, daß eine ähnlich hohe Stiftung katholischerseits für eine katholische Volksbibliothek gemacht wird?

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 15775

Digitized by Google

2. Jahrgang. Nr. 11. August 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Bücherwesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Ein moderner Philosoph und seine Werke. II. Von Kaplan Michael Schnitzler. — Rosegger. III. Seine Werke für Erwachsene. (Schluß.) Von Dr. Albert Vögele. — Die Volksbibliotheken im Elsaß. II. (Schluß). Von Josef Weydmann. — Die Nürnberger Volksbibliotheken und Lesehallen. Von Georg Albert. — Rezensionen.

Ein moderner Philosoph und seine Werke.

Von Kaplan Michael Schnitzler, Bonn.

II.

Zu den Grundlagen der Nietzscheschen Philosophie gehört die Erwägung in „Menschliches Allzumenschliches" I, 2: „Erbfehler der Philosophen. — Alle Philosophen haben den gemeinsamen Fehler an sich, daß sie vom gegenwärtigen Menschen ausgehen und durch eine Analyse desselben ans Ziel zu kommen meinen. Unwillkürlich schwebt ihnen »der Mensch« als eine aeterna veritas, als ein Gleichbleibendes in allem Strudel, als ein sicheres Maß der Dinge vor. Alles, was der Philosoph über den Menschen aussagt, ist aber im Grunde nicht mehr als ein Zeugnis über den Menschen eines sehr beschränkten Zeitraumes. Mangel an historischem Sinn ist der Erbfehler aller Philosophen. — — Die ganze Teleologie ist darauf gebaut, daß man vom Menschen der letzten vier Jahrtausende als von einem ewigen redet, zu welchem hin alle Dinge in der Welt von ihrem Anbeginne eine natürliche Richtung haben. Alles aber ist geworden; es gibt keine ewigen Tatsachen: sowie es keine absoluten Wahrheiten gibt." Der Schlußsatz verrät uns so recht, wie der philosophische Radikalismus dem naturwissenschaftlichen Monismus die Hand reicht zur verbündeten Bekämpfung der christlichen Anthropologie. Denn die genannte Stelle, der willkürlichen Verzerrungen entkleidet, gibt tatsächlich den Kern der christlichen Auffassung über den Menschen und die praktische Lebensphilosophie wieder. Und Lebensphilosophie will ja Nietzsche treiben mehr als alles andere.

Die philosophia perennis aber rechnet nicht mit dem Zufälligen im Menschen, sie wendet sich an die wesentlichen und bleibenden Faktoren seiner geistigen Natur: Verstand und Willen. Ihre Aufgabe ist es, mit den Mitteln des Verstandes eine Lebensauffassung zu gewinnen, auf dieser Grundlage alsdann dem Willen eine Lebensführung vorzuschreiben. Die Lebensauffassung der modernen Weisheit gipfelt in der Leugnung Gottes und der Verlegung unseres Endzweckes in das natürliche Leben mit Ausschluß jedes übernatürlichen Zieles. Sobald wir aber das übernatürliche Ziel und damit auch die übernatürliche Verantwortlichkeit hinwegdenken, wird der Mensch auf die Dauer zum Egoisten. Gesetzt selbst, daß der einzelne der Gottesidee entbehren könnte, die durch Selbstsucht, Stolz und Sinnlichkeit einander widerstreitenden Einzelpersonen werden nur in einem vergeltenden Gott das Motiv finden, das zum Gesamtwohl nötige Maß von Selbsteinschränkung und entsagender Nächstenliebe zu üben. Darum hatte ja Kant, als er vom Standpunkte der reinen Vernunft aus das Dasein Gottes als nicht beweisbar erklärte, dasselbe postuliert als eine Bedingung des Sittengesetzes. Schopenhauer, der den Menschenwillen an Stelle des überweltlichen Gottesbegriffs setzen wollte, aber die Unzulänglichkeit dieses Surrogates erkennen mußte, hatte auf jede energische positive Moral verzichtet. Anders Nietzsche, der sein Verhältnis zu Schopenhauer, seinem ehemals hochverehrten Lehrer also bezeichnet: „Es hilft nichts, jeder Meister hat nur einen Schüler, und der

gerade wird ihm untreu, denn er ist auch zur Meisterschaft bestimmt." (Mensch. Allzum. Bd. 2.) Einen Gott wollte er nicht, darum zunächst fort mit jenen Begriffen des natürlich und übernatürlich Guten, welche sich an den christlichen Gottesbegriff knüpfen! Demut, Entsagung, Mitleid, Nächstenliebe, Feindesliebe, Jungfräulichkeit, Geduld, Leiden. Aber noch mehr: Alles das ist nicht allein töricht, sondern schlecht, und das Gegenteil davon ist gut. Endlich ist so der große Schritt getan: Gott ist aus der Welt geschafft, aber auch der Widerspruch, daß man trotz der Leugnung Gottes noch die altgültigen Begriffe von gut und bös beibehalten möchte; diese Werte sind einfach „umzuwerten". Aber der Mann, der so rücksichtslos die oft umgangene Konsequenz des Atheismus zog, ist schon der Nietzsche der ersten Mauserung, der Meister einer neuen, nicht mehr der Jünger der alten Schule. Sein philosophisches Jugendideal verkörperte sich noch in den zwei Namen: Artur Schopenhauer und Richard Wagner. Zum ersteren führte ihn die Sympathie mit dessen Atheismus, seine „Reinlichkeit in Dingen der Kirche und des christlichen Gottes; denn hierin war er reinlich, wie kein deutscher Philosoph vorher, so daß er als Voltairianer lebte und starb". Von ihm nahm auch sein zur pessimistischen, ätzenden Kritik neigender Geist die Lehre von dem allseitigen Unbefriedigtsein des Menschen, dem alles überfluteten Weltschmerz an, der Schopenhauer und Hartmann bis zur Forderung der geistigen Selbsttötung und des körperlichen Selbstmordes getrieben hatte. Nietzsche aber wollte sich diesem pessimistischen Druck nicht beugen, sondern suchte nach einem Mittel, sich mit Erfolg gegen ihn aufzubäumen. Woher diese Geisterscheidung? Sie ist, soweit Nietzsche in Frage kommt, halb philosophischer, halb pathologischer Art. Als Denker sagte er sich, daß nicht der Zweck des Daseins das Nichtsein, die Vernichtung sein könne. Sein Naturell hieß ihn eine Lehre verabscheuen, welche die Flachheit der Zeit noch mehr verflachen, der Trägheit und dem sich Gehenlassen in unzähligen dekadenten Naturen der Gegenwart noch den Schein einer wissenschaftlichen Begründung geben konnte. Als Mensch aber — und damit stehen wir vor einem nicht bedeutsam genug anzuschlagenden Motiv seiner Entwickelung — fühlte er in seinem Kopfe in Tag und Nacht wiederkehrenden unerträglichen Schmerzen den Beginn jenes Seelen- und Körperleidens, welches ihn später der geistigen Umnachtung zuführte. „Und was mein langes Siechtum angeht, verdanke ich ihm nicht unsäglich mehr als meiner Gesundheit? Ich verdanke ihm eine höhere Gesundheit, eine solche, welche stärker wird von allem, was sie nicht umbringt! — Ich verdanke ihm auch meine Philosophie . . ." (Epilog zu: Nietzsche contra Wagner.) Schopenhauer und Hartmann hatten gut reden von dem geduldigen Ertragen der irdischen Leiden, von den „philosophischen Quietiven"; Nietzsche fühlte die erwachende und fortschreitende Pein eines trostlosen Zustandes in sich, der sein Leben und Denken und Genießen wie mit Sklavenketten umschnürte. Nichts lag näher, als daß seine gewaltig ausgeprägte Individualität sich gegen dieses Geschick auflehnte, um nicht zu entsagen, sondern zu bezwingen. Damit erhielt indes sein ganzes System jene Eigenart, welche er — ihm für seinen eigenen Fall unbewußt — einmal so charakterisiert: „Allmählich hat sich mir herausgestellt, was jede große Philosophie bisher war: nämlich das Selbstbekenntnis ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter mémoires." (Jenseits ꝛc. Nr. 16.) Das Universalmittel gegen den Universalschmerz sucht er in ästhetischer Richtung, in dem damals von Richard Wagner angestrebten Kunstwerk der Zukunft. „Bildungsphilistertum" ist ihm jede Philosophie, welche sich mit der schulgemäßen Applikation der Logik begnügt. „Die Musik kommt von allen Künsten, die auf dem Boden einer bestimmten Kultur aufzuwachsen wissen, als die letzte aller Pflanzen zum Vorschein, vielleicht, weil sie die innerlichste ist. — — Jede Kunst, jede Philosophie darf als Heil- und Hilfsmittel des wachsenden oder des niedergehenden Lebens angesehen werden: Sie setzen immer Leiden und Leidende voraus. Aber es gibt zweierlei Leidende, die an der Ueberfülle des Lebens oder an seiner Verarmung Leidenden. . . Dem Doppelbedürfnis der letzteren entspricht ebenso sehr Wagner wie Schopenhauer." („Wir Antipoden.") Bald aber brach Nietzsche mit seinem Musikideal. War es die Erkenntnis, daß die Musik im Leben des Einzelnen unmöglich die Rolle einer allzeit verfügbaren Lebens- und Schmerzberuhigung einnehmen könne? War es eine Reaktion seiner starken Natur, welche schließlich einsehen mußte, daß die Musik auch in der höchsten Vollendung des Kunstwerkes der Zukunft nicht endgültig irdisches Leid ertöten, sondern als ideales Spiel nur einen fortdauernden Wechselzustand zwischen Genießen und Doch-wieder-Entsagen begründen werde? Vielleicht spielten diese Erwägungen mit, der Hauptgrund seiner Abwendung aber war, daß sich der Antichrist in Nietzsche nicht mit den Helden Wagners befreunden konnte. Er, der es immer wieder mit bewußter Feindseligkeit betonte, daß die größte Wohltat der Menschheit ihre Erlösung vom „Erlöser" sein werde, mußte ansehen, wie dem schaffenden Meister der Töne unter der Hand seine Helden zu Christen wurden, wie der Begriff der sittlichen Verschuldung anerkannt und die Träger derselben durch eine christlich gedachte Läuterung „erlöst" wurden. „Denn der Parsifal ist ein Werk der Tücke, der Rachsucht, der heimlichen Giftmischerei gegen die Voraussetzungen des Lebens, ein

Digitized by Google

schlechtes Werk. — Die Predigt der Keuschheit bleibt eine Aufreizung zur Widernatur: ich verachte jedermann, der den Parsifal nicht als Attentat auf die Sittlichkeit empfindet. — — — Richard Wagner, scheinbar der Siegreichste, in Wahrheit ein morsch gewordener verzweifelnder décadent, sank plötzlich hülflos und zerbrochen vor dem christlichen Kreuze nieder. Mir selbst gab das unselige Ereignis Klarheit über den Ort, den ich verlassen hatte, und auch jenen nachträglichen Schauder, den jeder empfindet, der unbewußt durch eine ungeheure Gefahr gelaufen ist. Als ich allein weiter ging, zitterte ich; nicht lange darauf war ich krank, mehr als krank, nämlich müde, — müde aus der unaufhaltsamen Enttäuschung über alles, was uns modernen Menschen zur Begeisterung übrig blieb . . . — müde endlich, und nicht am wenigsten, daß ich nunmehr verurteilt sei, tiefer zu mißtrauen, tiefer zu verachten, tiefer allein zu sein als je vorher. Denn ich hatte niemanden gehabt als Richard Wagner. Ich war immer verurteilt zu Deutschen." (Nietzsche contra Wagner.) Die hier so bitter gekennzeichnete geistige Einsamkeit wurde eins von den Konstitutiven Zarathustras. Elisabeth Förster-Nietzsche äußert sich darüber: „Mein Bruder hatte diese Enttäuschungen in der Freundschaft, die er ja hoch und heilig hielt, erlitten, und zum erstenmal empfand er die Vereinsamung, zu der wohl alles Große verurteilt ist, in ihrer ganzen Schauerlichkeit. — Jetzt, wo sein Pfad immer gefahrvoller und steiler wurde, fand er niemanden mehr, der mit ihm gehen konnte; so schuf er sich selbst in der Idealgestalt des königlichen Philosophen den vollkommenen Freund und ließ ihn seine höchsten und heiligsten Ziele verkünden." (Anhang zu Zarathustra.) Nietzsche beginnt abseits aller anderen seine verschlungenen Wege zu wandeln, um sein Haupt ballt sich jene unheimliche Wolke, — um mit ihm zu reden, — die später im „Zarathustra" Blitze gebiert. Seine Grundbetrachtung wird der in der Welt bestehende Gegensatz von gut und bös. Besonders beschäftigt ihn die philosophische Analyse des Bösen, und wie eben von Wagner, so rückt er nunmehr von Schopenhauer ab, von dem er sich selbst stolz unterscheidet als bewußter und systematischer „Immoralist". Auch das Böse hat sein Gutes, lehrt er, nicht bloß nebenher, wie die Christen sagen, sondern das, was wir bös nennen, ist zuweilen wesentlich gut, weil es den Menschen vorwärts bringt. Bei dem Studium der „bösen" Charaktere der Geschichte fällt ihm auf, daß gerade sie gewöhnlich in seinem Sinne die „Besten" d. h. Gewaltigsten und Gewalttätigsten, die bestimmenden Lenker ihrer Zeit waren. Und da meint er: „Es ist gar nicht auszurechnen, was gerade die seltenen, ausgesuchteren, ursprünglicheren Geister im Laufe der Geschichte dadurch getitten haben müssen, daß sie immer als die Bösen und gefährlichen empfunden wurden, ja, daß sie sich selber so empfanden. Unter der Herrschaft der Sittlichkeit der Sitte hat die Originalität jeder Art ein böses Gewissen bekommen." Unter diesen großen Geistern hat man sich Männer zu denken, wie Alexander d. Gr., Cesare Borgia, Napoleon I., Männer, welche Nietzsche mit Bedauern durch das herkömmliche Sittengesetz so eingeschränkt sieht, daß ihr übermenschliches Verbrechertum an der elementaren Gewalt der unbeugsamen Moral entweder eine Grenze oder wenigstens ein Gericht findet. Immer tiefer bohrt sich Nietzsche in diese Gedankenfolge ein, bis er zuletzt das Axiom aufstellt: Unter dem Guten einerseits und dem Bösen anderseits begreifen wir heutzutage das gerade Gegenteil von dem, was an sich gut und böse ist und auch in der Urzeit als solches galt. Gut ist nur die Kraft und Gewalt, möge sie sich zeigen als Herrschaft oder Unterdrückung oder Empörung oder Rache, kurz die ungehemmte Offenbarung der dem Menschen innewohnenden Sucht, um jeden Preis hoch, mächtig, vornehm zu sein. Selbstverständlich aber tegten die von diesen Instinkten Betroffenen den anderen die Charakteristik „bös" bei, was also eigentlich gleichbedeutend ist mit vornehm und gewaltig. Die Guten waren anfönglich diejenigen, welche die Gewalt an sich rissen, bei den Ueberwältigten aber galten sie als bös: Die Herren sind gut, die Sklaven schlecht. Die von der Rücksicht auf einen Gott und die Mitmenschen losgelöste Herrenmoral ist die gute, die in Leiden, Mitleiden, Rücksichtnahme, Verzichten dutdende Sklavenmoral die schlechte. Es gibt ein zweifaches Menschtum. Das eine wohnt in den Herren, welche durch eine gewisse ererbte, von Generation zu Generotion weiter gezüchtete Vornehmheit ihres Wesens zur Gewalt und zum Herrschen berufen sind. Diese stellen die Träger der Kultur dar, und sie haben das Recht, mit der ganzen Skrupellosigkeit der Herrenmoral in sich einen höheren Typus der Menschheit auszubilden, im Kampfe mit der Natur, im Kriege mit den Menschen, aber auch in fortwährender Belämpfung der unedlen Sklaveninstinkte in sich selbst. Es ist unmöglich, die ganze Schärfe dieser Forderung mit onderen Worten so wiederzugeben, wie Nietzsche sie gedacht hat. „Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige." Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan als die Nächstenliebe. — — Ach, wo in der Welt geschehen größere Torheiten als bei den Mitleidigen? Und was in der Welt stiftete mehr Leid als die Torheiten der Mitleidtgen? — Alle Schaffenden sind hart." (Zar.) „Das Geheimnis, um die größte Fruchtdarteit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben . . . Lebt im Kriege mit euresgleichen und mit euch selber. . . Seid Räuber und Eroberer, solange ihr

nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden!" „Jede Tugend neigt zur Dummheit, jede Dummheit zur Tugend . . . sorgen wir dafür, daß wir nicht zuletzt noch aus Redlichkeit zu Heiligen und Langweiligen werden." (Jenseits von Gut und Böse.) Keine Unterordnung unter das Interesse des Ganzen: „So oft man den Menschen als ein Mittel zum Zwecke der Gesellschaft benutzt und opfert, trauert alle höhere Menschlichkeit darüber." „Eitel Schwärmerei und Schönseelentum ist es, von der Menschheit noch viel zu erwarten, wenn sie verlernt hat Kriege zu führen." Vorwärts eilt er, der Herrenmensch, tritt Tausende von Herdenmenschen oder Sklaven — so nennt Nietzsche die nicht vornehmen, machtlosen, allmoralischen Naturen — mit Füßen, vorwärts bis zum Ideal, der grenzenlosen und rücksichtslosen Befriedigung aller kraftvollen, machthaberischen, individuellen Instinkte, dem „Uebermenschen". Die letztere Bezeichnung, welche zur Parole Nietzschescher Philosophie geworden ist, hat allerdings einen weit früheren Ursprung.

So hat der Denker es richtig zuwege gebracht, ein neues System der Weltanschauung und Lebensauffassung aufzustellen. Es ist die „Umwertung aller Werte", eine Sittenlehre, welche aus dem bisher verurteilten Rechte des Stärkeren ein moralisches Grundgesetz macht, ein Leben „jenseits von Gut und Böse". Diese Anschauung ist das Ergebnis seiner Unzufriedenheit mit der inkonsequenten atheistischen Philosophie, seines bewußten Gegensatzes und Hasses gegen das Christentum, seines himmelhoch strebenden individuellen Selbstbewußtseins, aber auch der beginnenden geistigen Umnachtung. Zur Begründung dieses Systems konstruiert er nun von seinem abschließenden Standpunkte aus die Geschichte rückwärts in seinen vielen zerstreuten Betrachtungen über die Naturgeschichte der Moral, eines seiner Lieblingsthemen.

„Moral ist heute in Europa Herdentier-Moral." „Jede Moral ist ein Stück Tyrannei gegen die Natur, auch gegen die Vernunft." Im ältesten Heidentum, so argumentiert er, war der Begriff des Guten identisch mit dem Ideal des Herrenmenschen, wie er uns entgegentritt in so manchen gewalttätigen Heroen der archaistischen, der klassischen und der germanischen Zeit. Da war der Mensch noch nichts anderes, als die „blonde Bestie", das „prachtvoll schweifende Raubtier", höchste Kraft mit höchster Rücksichtslosigkeit gepaart. Den schon degenerierten Sklavennaturen, den Herdenmenschen aber gefiel die passive Rolle nicht, zu welcher sie von diesen Urübermenschen verurteilt wurden, und sie ersannen für dieselben nicht nur den Herdenbegriff „bös", sondern organisierten gegen sie eine Erhebung, den „Sklavenaufstand in der Moral". Derselbe ist die Einführung der Wertschätzung des übernatürlichen Glaubens, der Demut, der Nächstenliebe, des Mitleids, der Gottesfurcht, des Gehorsams, der Ablötung durch den Judaismus des Alten und das Christentum des Neuen Bundes. „Die Juden, ein Volk geboren zur Sklaverei, wie Tacitus und die ganze antike Welt sagt, das auserwählte Volk unter den Völkern, wie sie selbst sagen und glauben, die Juden haben jenes Wunderstück von Umkehrung der Werte zustande gebracht, dank welchem das Leben auf der Erde für ein paar Jahrtausende einen neuen und gefährlichen Reiz erhalten hat: ihre Propheten haben »reich«, »gottlos«, »gewalttätig«, »sinnlich« in eins geschmolzen und zum erstenmal das Wort »Welt« zum Schandwort gemünzt. In dieser Umkehrung der Werte liegt die Bedeutung des jüdischen Volkes: mit ihm beginnt der Sklavenaufstand in der Moral." (Jenseits v. G. u. B.) Der Typus dieser Richtung ist ihm Jesus Christus. Gerade er machte den Sklavenaufstand siegreich, seitdem die Juden in schlauer Berechnung ihn ans Kreuz schlugen, damit durch den Sklaveninstinkt des Mitleids sich an seine Person die ganze Niedrigkeit der Herdenmoral hefte! Auf den Begründer des Christentums konzentriert Nietzsche seinen ganzen Haß als den größten Verderber der Menschheit. Von seinem „Sklavengifte" wurde das Rom der Herrenmenschen angesteckt, und darum unterlag es, als die ursprünglich gebliebene blonde germanische Bestie auf seine Grundpfeiler anstürmte in der Rüstung der Herrenmoral. Aber auch die Germanen wurden christlich, und heute „beugt man sich fast auf der halben Erde, überall wo nur der Mensch zahm geworden ist, vor drei Juden und einer Jüdin" (Jesus, Petrus, Paulus und Maria).

Und doch wieder erscheint ihm selbst in der christlichen Welt das Ideal der Herrennatur zu erblühen, als sie in Verbindung mit allen Mitteln weltlicher Macht und der Renaissance in Kunst und Wissenschaft nicht so sehr große Heilige, als gewaltige Kraftnaturen schafft. Aber die „gründlich pöbelhafte Bewegung" der Reformation ertötet auch diese Hoffnung. Auch Napoleon, der letzte Vertreter des Willens zur Macht, bleibt leider eine singuläre Erscheinung, und nach ihm wäre endgültig die ewige Nacht der Sklavenmoral über die Menschheit hereingebrochen, hätten wir nicht den großen Regenerator — Friedrich Nietzsche. „Ist denn das Kreuz ein Argument? — — Aber über alle diese Dinge hat einer allein das Wort gesagt, das man seit Jahrtausenden nötig gehabt hätte, — Zarathustra!" Zarathustra der Gottlose, ist der Philosophenname des radikalen, gottesfeindlichen Nietzsche, das Buch: „Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen" nach des Verfassers eigenem ausspruch „das tiefste Werk, welches die Menschheit besitzt." Die schriftstellerische Eigenart des Dich-

ter-Philosophen tritt hier am schärfsten hervor; die Sprache ist vielfach von hoher poetischer Schönheit, die Formulierung der Thesen neigt immer zur Paradoxie, orientalisch muten uns die Phrasen, grotesk und manchmal auch lächerlich die Gedanken an. Die Entstehung der vier Teile des Buches fällt in die Zeit vom Februar 1883 bis Februar 1885. Den Titel und die Anlage erklärte der Autor mit der Annahme: „Zarathustra hat erst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehen, die Uebersetzung der Moral ins Metaphysische als Kraft, Ursache, Zweck ist sein Werk. Zarathustra schuf diesen verhängnisvollsten Irrtum, die Moral. Folglich muß er auch der erste sein, der ihn erkennt."

Aus „Zarathustra" im Zusammenhang mit den anderen Werken, namentlich „Menschliches Allzumenschliches" und „Jenseits von Gut und Böse" lassen sich gewisse Leitsätze zusammenstellen, in welchen die Philosophie Nietzsches gegenüber den Grundideen jeder anderen Weltanschauung konkrete und zwar oppositionelle Gestalt annimmt.

Man braucht kaum zu erwähnen, wie ein Mann über Gottesglauben und Christentum urteilte, der den Gottesdienst verhöhnte in der furchtbaren Blasphemie des „Eselfestes" im „Zarathustra", der die Gottesidee nannte „Dichtergleichnis und Dichtererschleichnis", der unter den Modernen mit einem Häckel den traurigen Ruhm teilt, die Menschwerdung zum Roman oder Ehebruch herabgelästert zu haben. „Ich verurteile das Christentum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste Anklage, die je ein Ankläger in den Mund genommen hat. Sie ist mir die höchste aller denkbaren Korruptionen, sie hat den Willen zur letzten auch nur möglichen Korruption gehabt. — Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, die eine große, innerlichste Verdorbenheit, den einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit. Und man rechnet die Zeit nach dem dies nefastus, mit dem dies Verhängnis anhob, nach dem ersten Tag des Christentums! Warum nicht lieber nach seinem letzten? Nach heute!" Nächst Christus haßte er am glühendsten Paulus, den „fürchterlichen Betrüger", den Mitverfasser des Neuen Testamentes, bei dessen Lektüre man „Handschuhe anziehen muß ob so vieler Unreinlichkeit". Aber auch an eine natürliche absolute Wahrheit glaubt er nicht. „Die Falschheit eines Urteils ist uns noch kein Einwand gegen das Urteil; darin klingt unsere neue Sprache vielleicht am fremdesten. Die Frage ist, wieweit es lebenfördernd, lebenerhaltend, Arterhaltend, vielleicht gar Art-züchtend ist; und wir sind grundsätzlich geneigt zu behaupten, daß die falschesten Urteile (zu denen die synthetischen Urteile a priori gehören) uns die unentbehrlichsten sind, daß — — ohne eine beständige Fälschung der Welt durch die Zahl der Mensch nicht leben könnte, das Verzichtleisten auf falsche Urteile ein Verzichtleisten auf Leben, eine Verneinung des Lebens wäre." (Jenseits v. G. u. B.)

Die Moralphilosophie Nietzsches läßt sich kurz wiedergeben in seinen Worten: „Der Mensch handelt immer gut. Was auch der Mensch tue, er tut immer das Gute, das heißt: das, was ihm gut (nützlich) scheint, je nach dem Grade seines Intellektes, dem jedesmaligen Maße seiner Vernünftigkeit. — Zwischen guten und bösen Handlungen gibt es keinen Unterschied der Geltung, sondern höchstens des Grades. Gute Handlungen sind sublimierte böse, böse Handlungen sind vergröberte, verdummte gute." (Menschl. Allzum.) Sein Patriotismus erinnert an den Heines, von welchem er einmal rühmt: „Was wüßte deutsches Hornvieh mit den délicatesses einer solchen Natur anzufangen?" Vielleicht hat kein einziger deutscher Schriftsteller so wegwerfend, geradezu gehässig über seine eigene Nation geurteilt, wie Friedrich Nietzsche. Man wundert sich weniger darüber, wenn man weiß, daß er nur sieben Freunde fand, um ihnen ein Geschenkexemplar des „Zarathustra" anzubieten, und wenn man unter einem heftigen Ausfall gegen die Deutschen in einem Briefe an Brandes vom 20. November 1888 die psychologisch bedenkliche Unterschrift liest: „Ihr Nietzsche, jetzt Untier."

Die Meinung Nietzsches von sich selbst ist nicht gering. Er rühmt sich ja, der Menschheit ihr tiefstes Buch gegeben zu haben; ja, in dem eben erwähnten Briefe meint er sogar: „Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christentums und kann als alter Artillerist schweres Geschütz vorfahren, von dem kein Gegner des Christentums auch nur die Existenz vermutet hat. — Ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis." Wird die Geschichte und Kritik sich diesem Urteile anschließen? Oder wird sich ein neues Grabmal erheben auf dem großen Leichenfelde, über dessen Tor geschrieben steht: „Recedentes a te in terra scribentur?" War es der Schatten der aufsteigenden Nemesis, welcher den krankenden Geist schon 1888 mitten in die Lust der Dionysos-Dithyramben die Frage hineinwerfen hieß:

„Gedenkst du noch, gedenkst du, heißes Herz,
„Wie du da durstetest? —
„Daß ich verbannt sei
„Von aller Wahrheit!
„Nur Narr! Nur Dichter! . . ."

(Schluß folgt.)

Rosegger.

III. Seine Werke für Erwachsene.

Von Dr. Albert Vögele-Schöntal.

(Schluß.)

Bei der Vielseitigkeit des künstlerischen Schaffens Roseggers müßte man sich wundern, wenn der steirer Waldnovellist neben der Lyrik, dem Volksschauspiel, der kleinen Erzählung, dem groß angelegten sozialen und Staatsroman, den Moralpredigten und seinen mehr religiös gerichteten Romanen nicht auch die historische Erzählung gepflegt hätte. Viel Glück hat er damit allerdings nicht gehabt. Diese Werke lassen in jeder Richtung, sowohl was die geschichtliche Wahrheit wie den künstlerischen Gehalt betrifft, sehr viel zu wünschen übrig.

So ist „**Peter Mayr**", der Wirt an der Mahr, Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit (Wien, Hartleben 1894, 2. Aufl.), ein Episodenroman, ein Unterhaltungsstück, das den Heldenkampf der Tiroler darstellt, wobei aber Zeiten verschoben, Personen und Ereignisse umgestellt werden. Es sollte ein historischer Roman sein, und es ist doch keiner. Der Roman „Peter Mayr" wimmelt von sachlichen und theologischen Schnitzern. Das eine Kapitel, in welchem ein Franziskaner unter dem Motto „He da, wir wirken auch Wunder" als Heuchler hingestellt ist, der um des schnöden Mammons willen eine Wallfahrtskirche um ihren guten Ruf bringt, den Gläubigen für ihr Geld „eine sehr lange Messe" und „eine rührsame Predigt" hält und beim Beichthören „gar mild und versöhnlich" sich zeigt, genügt, um uns Katholiken von diesem Roman, der auch in ästhetischer und historischer Hinsicht mangelhaft ist, abzustoßen. „Peter Mayr" muß daher als Lektüre für weitere Kreise in jeder Hinsicht schlankweg abgelehnt werden.

Noch schlimmer jedoch steht es um „**Der Höllbart**" (Leipzig, M. Hesses Verlag). Dieses Buch hätten wir am liebsten mit Stillschweigen übergangen. Bezeichnend genug ist es, daß Rosegger-Schwärmer wie Bartels in seiner „Deutsche Dichtung der Gegenwart" und R. M. Meyer in „Deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts" dieses Pamphletes überhaupt keine Erwähnung tun. In den Katalogen der größten deutschen nicht katholischen Volksbüchereien, die sonst so ziemlich alle Roseggerschen Werke enthalten, findet sich das Büchlein gleichfalls nicht. Auch in Kürschners deutschem Literaturkalender, Jhrg. 1904 u. 1905, fahndet man vergebens darnach. Ob Rosegger sich dieses Büchleins selber schämt und es nunmehr verleugnet? Fast möchte man an eine Mystifikation glauben, wenn man den Namen Rosegger als Verfassernamen auf dem Titelblatt liest. Allein Rosegger ist wirklich der Verfasser, und um den Rosegger-Schwärmerinnen in der katholischen Damenwelt gründlich den Star zu stechen, soll gerade dieses Büchlein eingehend besprochen werden.

Der Inhalt ist folgender: Die Flucht des Salzburgischen (von den Mönchen und Altgesinnten Höllbart genannten) Reformators und Pfarrers M. Hellbart aus der Gefangenschaft des Salzburger Erzbischofs, dessen Wanderung als verkleideter Pilger, seine Rast in der Waldschenke, der Ueberfall seitens des Ablaßpredigers Jonas, die Höllbartsbegegnung mit der jungen Fischerin Sanna, der Entschluß, sich bei ihrem „Oheim", dem katholischen Pfarrer von Krieglach, der später als ihr Vater bezeichnet wird, als Knecht zu verdingen, die Werbung Höllbarts um Susanna und die Trauung des Paares durch den Pfarrer von Krieglach usw. Der Erzbischof von Salzburg ist als „Tyrann" gezeichnet, der den 3 Burschen, die den Höllbart befreit haben, „ihre ketzerischen Schädel vor die Füße hat legen lassen"; die katholische Gemeinde stellt Rosegger als eine „beispiellos zelotische Gemeinde" hin; auf seiten Luthers dagegen ist „das echte Menschentum". „Dort war der Brand in ein einschichtig Gehöfte geworfen worden, weil dessen Besitzer der lutherischen Lehre huldigten." Als eine geradezu abstoßende und gemeine Seele hat R. den Ablaßprediger Jonas geschildert. Dieser Mönch erzählt dem als Pilger verkleideten, unerkannten Höllbart, daß eben dieser Salzburgische Luther „mit Leib und Seele der Hölle zugefahren"; es seien Merkmale da: „der versengte Rasen, halbverbrannte Haarlocken". Die in der entlegenen Waldschenke versammelten Räuber und Diebsgesellen begrüßen den Bruder Jonas als einen Mann, den man brauchen kann: macht man 1000 Taler Beute, so spende man gern 500 in den Ablaßbeutel, und wenn man den Feind aus dem Wege räumen wolle, so vergieße man „silberne Tränen der Reue" und Gott sei barmherzig. Die in der Waldschenke versammelten Gesellen suchen nun auf Veranlassung von Jonas nach Höllbart auf dem Dachboden, hauen und stechen dort wild im Dunkel um sich, wobei sie eine Katze töten; dann läßt R. sie dumm und abergläubisch schreien: „In eine Katze hat er sich verwandelt."

Ganz anders Hellbart, der Salzburger Luther: „Sein Sinn ging stets nach dem Schönen und Milden", und wenn er nicht schlafen konnte, heißt's von ihm: „Er spann sich auf Mondsäden empor zu Himmelshöhen." Als Höllbart eine einsam ohne alle Religion lebende Familie im Gebirge trifft, spricht er den Gedanken aus: „Kein Lippengebet, kein geschnitztes Bild hast du hier noch wahrgenommen, und in dir steckt noch der Fanatiker, der römisch-katholische Scholastiker. Du gehörst noch dem Wahnwitze an!"

Digitized by Google

Bei diesen heidnisch d. h. ohne alle äußere und innere Religion lebenden Leuten läßt R. den hl. Gottesfrieden wohnen und bei den Katholiken und ihren Priestern den Wahnwitz. Als der Großvater in dieser Roseggerschen Musterfamilie gestorben, ohne Gebet und Kirche beerdigt war, da nahm der Hausvater das jüngste Kind und sagte: „Nimm, Weib, da hast du den Großvater jung und frisch wieder zurück." R. bemerkt in seiner Weise dazu: „So weiß urwüchsige Herzenseinfalt die Botschaft von der Auferstehung des Fleisches zu deuten" (S. 49). — Wie R. die Konferenz der Geistlichen beschreibt, erinnert ganz an die bekannten Grützner'schen Spottbilder: der würdige Herr von St. Veit spricht, sei erst die Zunge gelöst durch ein erwärmend Tröpflein, so käme von selbst manch guter Gedanke, er halte die feurigen Zungen des Hl. Geistes mit den Tropfen eines feurigen Weines vergleichbar. Dabei läßt R. die katholischen Geistlichen über die bösen Zeilen jammern und recht fleißig nach der Weinflasche schielen und greifen. Ueber Höllbart urteilen sie, daß den der Teufel habe mit Haut und Haar, und setzen hundert Dukaten auf den Kopf dieses Salzburger Luthers, der ihnen in Knechtsgestalt beim Pfarrer von Krieglach serviert. Interessant ist, wie R. den ehemaligen katholischen Pfarrer Math. Hellbart mit dem Zölibat sich abfinden läßt: „Der Kirche Satzungen sind nicht mehr die meinen!" „Und kann dein Priestertum mit menschlich Fleisch und Blut nicht vereinigt sein?" „So laß Deine Engel studieren und geistlich werden", rief die Braut Sanna dazwischen. „Die Päpste können (Roseggerische Orthographie) lateinisch, aber keiner von allen hat jemals die Weisheit ausgesprochen, die in diesen einfältigen Worten lag." — Später traut dann der Pfarrer von Krieglach seine Tochter Sanna dem M. Hellbart in der katholischen Kirche an!! Daß bei Rosegger allerlei Späßchen über Ablaß, Päpste und Wallfahrten ꝛc. nicht fehlen dürfen, versteht sich von selbst. So macht Jonas bekannt: „Wer den Höllbart einbringt, dem ist für sich und seine ganze Blutsverwandtschaft der Seelen ewiges Heil gesichert." (S. 81.) Auch die Päpstin Johanna, die schwanger gegangen sei, muß aufmarschieren. *) — Den alten Pfarrer von Krieglach läßt R. im Gram über sein verlorenes Kind sterben, den neuen aber eine Wallfahrtskapelle bauen, in der als besonderer Gnadenschatz und Anziehungspunkt „der Atem des hl. Joseph in einem sorgsam verkorkten Fläschchen" aufbewahrt werde. So schreibt der Sohn eines frommen katholischen Vaters, der jedes Jahr eine Wallfahrt nach M.-Zell machte. — Wie schön würde sich doch diese historische Erzählung in jedem Stall des evangelischen Bundes unter dem Strich machen!

Zu den kleineren Erzählungen gehört das bei Otto Janke in Berlin erschienene Büchlein: „**Wie sie lieben und hassen**" von Peter Rosegger. (146 Seiten; 1 M.). Diese Erzählung hat den wilden Haß, die tiefeingesessene Feindschaft zweier Nachbar-Familien zum Gegenstand. Zwei Großbauern sind wegen eines Waldes (d. h. wegen der Grenzscheide in demselben) in bitterste Feindschaft geraten. Der Pfarrer will versöhnen, aber seine Mühe ist umsonst. Was dem Pfarrer nicht gelungen ist, wird erreicht durch ein starkes Unwetter, das durch die Mitte des Waldes einen Wassergraben gerissen hat, und durch das Liebesverhältnis von Sohn und Tochter der beiden entzweiten Familien. — Haß und Liebe sind in starken Farben aufgetragen. Auch fehlt es nicht an pikanten Liebeleien, z. B. zwischen Knecht und Magd, S. 59 ff. Um dieser letzteren willen möchten wir diese Erzählung jungen Leuten nicht in die Hände gegeben wissen. Erwachsenen wird die Lektüre nichts schaden, aber auch nicht viel nützen. Das Ganze ist frisch und gewandt erzählt, aber ein Kunstwerk ist es nicht.

Was Rosegger im nichtkatholischen Lager einen so ungewöhnlichen großen Leserkreis verschafft hat, sind vor allem jene Romane, welche religiöse Probleme behandeln. Man halte es bald heraus, daß wenn einmal der Roseggersche Subjektivismus und Skeptizismus die Religion des katholischen Volksteils würde, es um den Einfluß der katholischen Kirche geschehen wäre. Deswegen sucht man auch auf alle mögliche Weise Roseggers Schriften unterschiedslos in katholische Kreise einzuschmuggeln, namentlich jene, in denen Rosegger sozusagen ex professo für seine Religion Propaganda macht.

Das erste Werk dieser Art waren „**Die Schriften des Waldschulmeisters**". Dieser 1905 in der 59. Auflage vorliegende Roman ist eines der am meisten gelesenen Hauptwerke Roseggers, Ad. Bartels hat im „Kunstwart" (Jahrg. 1903, II. Juliheft) erklärt, daß diese „Schriften des Waldschulmeisters" trotz oder wegen ihrer Jugendlichkeit ihm das liebste von Roseggers Werken seien. Wir können in diese Lobpreisung des Buches nicht einstimmen. Literarisch betrachtet, enthält es zuviel Phantasterei (man denke nur an das unglaubliche Vorleben des Waldschulmeisters), sowie manche Unwahrscheinlichkeiten. Vom religiösen Standpunkt aus beurteilt, verstimmt es durch seine verkehrten Ansichten über Papsttum, Ordenswesen, Missionen, Priestertum, Beichte und Absolution. Einem modernen Heiden kann daher das Buch entschieden besser gefallen als wie einem guten Katholiken. Was nützt es uns, wenn Rosegger die Schönheiten des Waldes,

*) Rosegger weiß, scheint es, noch nicht, daß diese Mär von den Geschichtsforschern längst als Fabel bzw. Lüge abgetan ist.

das Leben und Treiben der Hirten, Holzknechte, Jäger und Köhler trefflich und poetisch schildert, dafür aber von Papst, Ordenswesen, Missionen, Beichte und dergl. derartige Karikaturen entwirft, daß dem Katholiken Rosegger entweder der Vorwurf krassester Ignoranz oder feindseliger Gesinnung gegen seine Kirche gemacht werden muß! Ueber seine Gelübde macht sich da ein Pater folgendermaßen lustig: „Die Welt lächelt und mir gefällt ihr Lächeln wieder. Leicht trage ich das Gelübde der Armut, denn ich wohne in einem Königspalaste. Treu bleibe ich dem Gelübde der Entsagung, denn was ich genieße, genieße ich — Gott zu Liebe." (S. 210.) Ueber das Tun und Treiben seiner Ordensgenossen schwätzt dann dieser Kauz weiter: „Bei den hohen, mächtigen Herren sind wir die Heiteren, Geschmeidigen; — bei den wilden Völkern die Apostel der Kultur —. Hier aber bei dem verknöcherten, trägen, leichtsinnigen und noch dazu durch neue Grundsätze verdorbenen Landvolke müssen wir erscheinen als ernste Warner, als gewattige Richter der Sünder. Wir predigen von Teufel und ewigen Peinen." Von Pius VII. ist so geredet, als ob er den Pater bezw. die Glaubensväter mit versiegeltem Briefe „zu einer zweiten Bartholomäusnacht" angeleitet bezw. verleitet hätte. — Kein Wunder, daß sich die tollsten Jesuitenmärlein und ganz falsche Vorstellungen über das Ordenswesen in protestantischen Köpfen immer mehr festsetzen, wenn Taufschein-Katholiken selber solches Zeug schreiben. — Es ist eine Lieblingstendenz des sonst als so fein und liebenswürdig gelten wollenden Waidpoeten, gerade die Patres und Beichtväter als rigorose, finstere Zeloten anzuschwärzen. So verweigerte dieser Pater „Einspanig" einem bußfertigen Familienvater, der doch versprochen hatte, zu „beten, zu fasten und zehnfach mehr Almosen zu geben", als was er betrogen, die Absolution, und treibt den Armen in die Verzweiflung und in den Selbstmord hinein. Welche Ignoranz! Oder will Rosegger um jeden Preis (selbst auf Kosten der Wahrheit) das Beichtinstitut und die saure und verdienstvolle Arbeit der Missionäre verdächtigen und in ein schiefes Licht setzen? Wie häßlich, einseitig und mit welch finsteren Uebertreibungen ist auf Seite 213 ff. eine kirchliche Mission dargestellt! „Den Kindern wird gedroht mit der Verdammnis der Eltern, den Eltern mit dem Verderben ihrer Kinder. Der erwachsenen Jugend wird jeder Blutstropfen ihres blühenden Lebens verflucht; den Eheleuten wird die Liebes- und Kinderfreude vergällt. Und den Greisen wird in schrecklichen Zügen das nahe Ende dargestellt." Schrecklicher und unwahrer kann man die Folgen einer solchen Mission nicht hinstellen, als wie es S. 214 heißt, daß es „still auf den Gassen und öde auf den Feldern und Wiesen" würde, daß „die Früchte der Erde verwahrlost verderben, während die Leute in den Kirchen beten".

Wie mußte sich der steirische Waldnovellist doch in die Herzen der Klosterfeinde mit der Bemerkung einschmeicheln, daß im Vergleich zur kohlschwarzen Vergangenheit und Lebensgeschichte des verrufenen Köhlers Barteimei die des ehemaligen Paters noch schwärzer sei (S. 223). Und diesen „Einspanig", der aus dem Kloster ausgetreten bezw. von der Kirche als Priester abgesetzt ist, hat der Waldschulmeister als Musterpfarrer für seine Wild- und Waidgemeinde Winkelsteg auserkoren, und dort wirkt er nach Rosegger musterhaft, nach der Ansicht jedes richtigen Katholiken völlig unwürdig. Er spricht einen Köhler, der offen bekennt: „ich glaube schon an gar nichts mehr", los von allen seinen Sünden, reicht ihm nach nach dessen blasphemischen Worten: 's wär' mir doch all eins und gern möcht' ich das Teigblättlein verschlucken, — aber ich halt nichts drauf," innig drückend die Hand und hat für den Biedermann noch das Lob: „Du denkest schon das Rechte. Du bist tugendreich, du glaubst an Gott und der Seele ewiges Leben, ob du dir's gestehen magst oder nicht, rein ist dein Herz und dein ist das Reich und die Seligkeit." Dann reicht der Pfarrer ihm auch noch die Wegzehrung!! — Nachdem nun den Winkelstegern dieser ihr Roseggerscher Musterpfarrer ohne geistlichen Beistand gestorben und ohne kirchliches Begräbnis beerdigt war, feiern die Winkelsteger Ostern in der freien Natur durch Festfeuer auf den Höhen. Trotz der Glanzkapitel „Alpenrot", „Waldtitie" und trotz der schönen Ansichten über ideale Jugenderziehung (S. 249 ff.) müssen wir wegen der vielen anstößigen Stellen das Ganze entschieden ablehnen.

„Der Gottsucher", ein symbolisches Märchen, gehört zu Roseggers Hauptwerken. Der Dichter behandelt darin so recht eigentlich das Problem der Religion. Zunächst führt er aus, daß in der aus der Weltreligion und menschlichen Gesellschaft ausgestoßenen Gemeinde Träwies die niedrigen Instinkte ganz allgemein zur Herrschaft gelangen und entsetzliches Elend über die Gemeinde bringen. Soweit R. damit, wie er selbst in seinem „Weltleben" (S. 178) betont, mit aller Kraft hat zeigen wollen, „daß ein Volk ohne positive Religion nie und nimmer leben könne", ist seine gute Absicht anzuerkennen; ebenso wollen wir den Umstand, daß der fanatische Schwärmer, welcher den unktugen und weltlich gesinnten Pfarrherrn erschlagen hat, und die ganze von ihm mißleitete Gemeinde den verhängnisvollen Irrtum mit dem Untergang büßen müssen, wohl beachten. Allein R. hat mit seinem Gottsucher nur soviel bewiesen, daß die Gottesverehrung (Religion im allgemeinen) eine Notwendigkeit für den Menschen ist, wenn er nicht

an Leib und Seele zugrunde gehen will. Aber das, daß die positiv gegebene, d. h. von Gott selbst geoffenbarte christliche Religion notwendig sei, hat er nicht bewiesen und jedenfalls auch gar nicht beweisen wollen. Im Gegenteil hat es ganz den Anschein, als ob R. mit der vom „Gottsucher" gefundenen Feuer- oder Natur-Religion und speziell mit dem die Religion weiterbildenden übriggebliebenen Brautpaar hat andeuten und lehren wollen, daß die sogenannte Offenbarung, überhaupt jede Religion, nichts weiter sei als die notwendige Frucht oder Folge der Menschheitsentwickelung. Diese, gegen die positive Religion gerichtete Tendenz und noch viel mehr die häufig wiederkehrenden unerhörten Ausfälle gegen die katholische Kirche machen daher eine Einstellung des Buches in Volksbibliotheken zur Unmöglichkeit.

1897 erschien „Das ewige Licht" (Staackmann, Leipzig), der bedeutendste und kunstvollste Roman Roseggers. Es liegt eine Fülle von Natur- und Kulturbetrachtung darin. Die Frische und Einfachheit seiner Schilderungsgabe zeigt hier den Dichter auf seiner künstlerischen Höhe. — Was den Inhalt des Buches betrifft, so können wir zunächst Rosegger ganz beistimmen, wie und soweit er den Ruin der Natur und eines in ihr glücklichen Völkchens durch die Hochkultur moderner Errungenschaften zeichnet und ausmalt. Auch der optimistische Grund- und Kerngedanke, der aus Roseggers pessimistischen Kulturbetrachtungen aufleuchtet, daß nämlich die Liebe Gottes, der Heilige Geist das ewige Licht der Menschheit trotz allem bleibt und ist, berührt sympathisch.

An dem Roseggerschen Musterpfarrer Wolfgang hingegen kann kein Katholik Gefallen haben. Dieser Geistliche ist weiter nichts als ein josefinischer Phrasendrescher und Schwachmatikus erster Güte, der Selbstmörder und Konkubinarier ohne weiteres beerdigt und einen Bruch des Beichtsiegels nach dem anderen begeht. Daß ein solcher Musterpfarrer, der auf dem Karneval mit erhitzten Weibern tanzt, gegen Hirtenbriefe und Missionen sich ereifert und sehnlichst die Abschaffung des Zölibats herbeiwünscht, alles eher ist denn ein katholischer Priester, erscheint selbstverständlich. Aber wir Katholiken bedanken uns für derartige Musterpfarrer nicht weniger wie für die „wohlgenährten Mönche", deren Abt das Tischgespräch unter lautem Gelächter des Konvents mit einer recht saftigen Zote würzt.

Von besonderer Wichtigkeit für Roseggers religiöse Ansichten sind die beiden Werke „Mein Himmelreich" und „Frohe Botschaft eines armen Sünders". Sie zeigen uns, daß der steierische Volkserzähler bis zur Stunde in seiner antikirchlichen und antidogmatischen Weltanschauung verharrt. „Mein Himmelreich" erschien im Jahre 1901 und „Frohe Botschaft" 1905. Wer nur einige religiöse Kenntnisse besitzt, wird gar bald bei der Lektüre erkennen, daß Rosegger mit dem Christentum vollständig gebrochen hat. Für ihn ist Christus nicht mehr der eingeborene Sohn Gottes. Mit der Leugnung dieses Dogmas fällt aber überhaupt jede christliche Weltanschauung. Doch lassen wir die beiden Werke sprechen!

„Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben." 1901 erstmals erschienen, 1905 vorliegend 23. Tausend.

Wie sehr protestantische und katholische Kritik auseinandergehen, zeigt die ganz entgegengesetzte Aufnahme dieses Buches. Auf katholischer Seite wird es für das gefährlichste Buch Roseggers gehalten; „Die (protest.) christl. Welt" hingegen nennt es ein „ganz köstliches Buch". „Ist doch das ganze Buch ein geradezu herrliches Zeugnis," schreibt sie darüber, „für die tiefgehenden Wirkungen, die der Protestantismus der Gegenwart auch auf außerevangelische Kreise auszuüben beginnt."

Wenn wir alle anfechtbaren Stellen zusammenstellen wollten, gäbe es selbst wieder ein kleines Buch. Hier hat R. sein ganzes Herz ausgeschüttet und damit dessen Irrgänge erschreckend bloßgelegt. Sehr richtig ist allerdings, was der Dichter von seiner Seele (S. 227) schreibt: „Hohe Flüge kann sie halt nicht machen." Wie armselig sind in diesem Buche seine Artikel über „Ostern", „Pfingsten", „Sonntag"! Welche gewöhnliche, triviale Geschichten enthält der Pfingstartikel, worin behauptet wird, der Heilige Geist sei ihm als „alter schwarzer Kohlenbrenner" erschienen. S. 241 schreibt Rosegger, er wende sich nicht an die Priester, „weil das, was der Priester bieten kann, nur Wert hat für den, der den Kultusglauben — wenn's erlaubt ist, so zu sagen — noch besitzt. Den, in dessen Herz dieser nicht mehr lebendig ist, muß Messe und Dogmenlehre nur noch tiefer sinken machen, er wird Hohn und Abscheu davor empfinden." Wenn er am Sonntag eine Bauerndirne im Ablaßgebetbuch lesen sehe, so würden ihn ihre Gebete nicht erbauen. Für die Wintersonntage in den Städten wüßte er „etwas besonders Schönes": „in den Theatern sehr billige Nachmittagsvorstellungen für das Volk". „Da höre ich freilich auch schon das Geschrei: Aha, ins Theater, statt in die Kirche, das ist die neue Religion. Wohl, das ist die neue und das ist auch die alte Religion. Hohe Vorbilder im Guten und Schönen! Habt ihr je etwas Besseres gehabt?" Ueber eine Adventbeichte aus seinem 18. Lebensjahre teilt Rosegger mit, daß er „die bedenklicheren Sünden recht rasch und oberflächlich hineingesprochen" habe. Als der Pfarrer ihn nach unkeuschen Werken gefragt habe, habe er eine Antwort gegeben, die „nicht ganz der Wahrheit gemäß gewesen". Dabei meint R., „das wäre ein Bild, wie die Ohrenbeichte in unserem Alpenvolk gepflogen wird". Ob das wirklich den Tatsachen entspricht? Wenn R. gegen das mechanische und träge Beten des Landvolks „in fallendem, verschliffenem Tone" und in einem „unsagbar verdorbenen Jargon" eifert, so können wir es mit ihm nur bedauern, wenn wirklich das Tiroler Volk so schmählich das Vaterunser und andere Gebete verstümmelt und herunterleiert. Aber wir verwahren uns dagegen, als ob, wie R. es Seite 268 ff. hinstellt, das Vaterunser nur bei den Lutheranern recht und schön gebetet werde und „in vielen katholischen Gegenden entwertet" sei, ebenso dagegen,

wenn er bei den katholischen Geistlichen „jenes mechanische, seelenlose Herableiern" findet und in Kontrast stellt „zu dem würdigen Vaterunserbeten der Evangelischen". Es wird auf beiden Seiten andächtig und unandächtig gebetet. Das für R. charakteristischste Kapitel im Buch trägt die Ueberschrift: „Los von Rom?" In der Einleitung dazu sagt er, er ehre den katholischen Kultus und die Kirchengebote. Aber er ehrt sie so, daß er die deutsche Messe einer von der römischen Kirche losgetrennten Sekte lobt und an den Sonntagen in Graz in die evangelische Kirche geht. Er schreibt ferner: „ich ehre die Sakramente"; aber wie er sie ehrt, zeigt das Kapitel „Ohrenbeichte". Sein Glaubensbekenntnis lautet: „Ich glaube die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Jungfräulichkeit der Messiasmutter, von den Wundern und der Auferstehung Christi, wenn es mir gestattet ist, sie so symbolisch zu nehmen, daß sie meiner Auffassung und meinem Herzen nahekommt." Die Lehren von der Unfehlbarkeit des Papstes und von der „alleinseligmachenden Kirche" hat R. ganz falsch aufgefaßt (S. 287) und dargestellt. Diese Lehre von der alleinseligmachenden Kirche sei das hundertste Pfund, das er nicht mehr zu tragen vermöge. „Und indem man dieses aufgedrungene hundertste Pfund unwillig abwirft, kann es leicht vorkommen, daß auch etliche andere Pfunde mitpurzeln." Immer wieder kommt sein subjektivistischer Standpunkt zum Ausdruck: „Ich glaube an Jesus Christus, unseren Erlöser; und auf welche Art ich ihm am nächsten komme, das ist meine Sache." An der Los von Rom-Bewegung sei schuld „die herzlose Unduldsamkeit" in der katholischen Kirche (S. 293), die „Zurücksetzung des Evangeliums vor dem Katechismus" und die „ausgesprochene Feindseligkeit gegen das deutsche Volk". S. 294 behauptet er, „daß das Evangelium schließlich in allen christlichen Kirchen zu finden ist — bisweilen auch außerhalb derselben". — Oft habe er es versucht, mit katholischen Geistlichen sich über das Evangelium auszusprechen, aber sie seien ihm stets ausgewichen, „als ob sie selbst nicht Bescheid wüßten"; hingegen habe er „Anregung und Erhebung gefunden im Gespräche mit evangelischen Geistlichen". Er sei von seinen Vorfahren her Katholik „Und doch zieht es mich hinüber zu den Evangelischen, weil dort nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung die Lehre Christi reiner verkündet wird, als gemeiniglich in den katholischen Kirchen." Aber gerade die gläubigen Elemente in der protestantischen Kirche klagen selbst über „die grundstürzende Theologie der neuesten Zeit", daß sie weder die Heilige Schrift als göttliche Offenbarung gelten noch die reformatorischen Bekenntnisse als kirchliche Grundlage stehen lasse, daß protestantische Theologen und Pastoren (Fischer in Bertin, Heyn in Greifswald, Mauritz in Bremen usw.) den Glauben ihrer Gemeinden erschüttern, so daß die Gefahr so groß sei, daß es sich zuletzt um Sein oder Nichtsein der Reformationskirche handelt". So heißt es wörtlich in der Einladung zu der großen (evangetischen) landeskirchlichen Versammlung, welche in den ersten Tagen des Mai 1905 in Berlin stattfand. Da kommt dann der Pseudoprophet aus Steiermark mit seiner Aufforderung (S. 294): „Wem die Kirche einmal gleichgültig geworden ist, — der mag sich redlich hingeben für etwas anderes — sei es der streng und begeistert dem Evangelium zugekehrte Protestantismus, sei es der zwischen diesem und der römischen Kirche stehende Altkatholizismus." Nach seiner Meinung hätte jeder Christ „das Recht, das Evangelium nach seiner Art aufzufassen, ohne viel dogmatische Auslegung, ohne Mittelsmann." „Schließlich schafft sich (S. 303) ja jeder Mensch seinen Gott nach seinem Herzen und jedes Volk macht sich seinen Heiland, wie es ihn brauchen kann." Das Vorhandensein einer Erbsünde (S. 305) kann Rosegger nicht verstehen, d. h. nicht glauben. Der Teufel ist ihm ein „Wauwau", „einer jener Weltvagabunden, die unter verschiedenen Namen die Mythen der Völker durchstreichen". Zur heutigen Weisenheit habe den Teufel erst die katholische Kirche ausgebildet. S. 348 heißt es: „Nimm den Himmel, wie du magst, und die Erde, wie sie ist."

Auch Roseggers moralische Lehren sind hier und da verkehrt; so z. B. S. 345: „Ich meine, Unrecht tun ist Sünde, aber unrecht leiden ist es auch." „Leider, so dünkt es mir so oft, ich kenne die Reue nicht. Alles, was ich Ungutes getan, hat seine Gründe gehabt, und unter denselben Gründen würde ich es immer wieder tun." Ueber die Demut sagt er zwar verschiedene schöne Sprüchlein, aber sie können uns von einem Manne, der sich nicht in Demut der von Gott als Hüterin und Lehrerin der geoffenbarten Wahrheit gesetzten Kirche fügt, sondern in Selbstüberhebung die Kirche selbst erst Wahrheit und Tugend lehren und meistern will, absolut nicht imponieren.

Wie unlogisch und inkonsequent R. oft denkt, zeigt besonders grell sein Aufsatz über das Bibellesen, der von historischen und theologischen Unrichtigkeiten wimmelt. S. 318 beginnt er diesen Aufsatz mit der Unwahrheit: „Die Bibel, das Neue wie das Alte Testament, ist in der römisch-katholischen Kirche im allgemeinen verboten." Wir*) haben z. B. alle als dreizehn- und vierzehnjährige Schulkinder bei unserer ersten heiligen Kommunion das ganze Neue Testament von unserem katholischen Pfarrer zum Geschenk bekommen (Volksschüler wie Gymnasiasten). — Als die Kirche, der R. immer wieder weltliche Herrschsucht und Machtgelüste vorwirft, sich auch zu einem irdischen Reich entfaltet habe, „kam die Vorenthaltung der Bibel — als hätte die Kirche sich in der Menge vor einem Vergleich mit dem Evangetium zu scheuen gehabt. Sie führte für den Ritus die lateinische Sprache ein". S. 321 nennt er die kirchlichen Erklärungen und Auslegungen der Heiligen Schrift „fehlbares Menschenwort". Wie dumm ist die Frage (S. 323): „Warum will unsere Kirche das vollständige und reine Evangelium dem Volke vorenthalten? Ist es, weil sie sich mit demselben nicht mehr im Einklang fühlt?" Wenn R. eine „erschrecklich trennende Kluft zwischen dem Evangetium und der katholischen Kirche" (S. 329) konstatieren will, so herrscht diese theoretisch nur in seinem Kopfe. — Wenn endlich R. ein „wahrhaftiges" Bild Jesu zu entwerfen sich anmaßt, weil das seit dem Mittelalter typisch gewordene Christusbild „durch das Prisma des Dogmas die ursprüngliche warmblütige Gestalt verloren" habe, so kann der Theologe darüber nur lächeln.

J. N. R. J. **Frohe Botschaft eines armen Sünders** von Peter Rosegger. Als Roman im „Türmer", 1905 in Buchform bei Staackmann-Leipzig erschienen. Broich. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Nachdem Rosegger schon in seinem „Himmelreich" unter anderem „die Persönlichkeit Jesu" zu zeichnen versucht und ihn als „frischen Esser und Trinker", der „wohleingerichtete Speisesäle liebte" und dessen „Worte uns manchmal derb, zuweilen zornig anmuten", hinge-

*) Bemerkung des Rezensenten.

ſtellt und van einem „jauchzenden Chriſtentum" in etwas burſchikoſer Weiſe geſchrieben hatte, hat er ernſter und ausführlicher im obigen Raman ſein „Jeſubild" ausgemalt. Wenn wir in dem Buch „Mein Himmelreich" var lauter ſtechenden Dornen faſt keine Roſen ſahen, ſo ſind in dem neueſten und „liebſten Buche" Roſeggers die Dornen unter den mehr in die Augen leuchtenden Blumen der Poeſie zurückgedrängt. R. ſagt ſelbſt im Nachwart, daß böswillige Tendenz nirgends weniger als in einer Lebensbeſchreibung Jeſu angebracht wäre, und verſpeicht ſogar: „Sollte hie und da ein Schimmer van Palemik ſich zeigen, ſo müßte er in weiteren Auflagen ausgelöſcht werden." Ein Schimmer van Polemil liegt aber doch darin, daß R. den Pater einen „ſeelenunkundigen Seetſarger" nennt und ihn dem armen Gefangenen das Evangelium vorenthalten läßt. R. gibt ſelbſt im Nachwort zu, daß dies ſich darauf beziehe, daß die latholiſche Kirche die Bibel nicht gern in den Händen des Volkes ſiehl. Letzteres iſt aber eben unrichtig. —

Es finden ſich viete paetiſch ſchöne, ja mitunter herrtiche Sätze bezw. Partien in dieſem Ramane. Manches iſt auch wahrheitsgetreu aus dem Evangetium wiedergegeben. Dagegen ſind viete Bibelausdrücke, belannte Worte und Reden Chriſti ſehr zu ihren Ungunſten verändert, bisweilen in ganz ſalſchem Sinne umſchrieben. Auch hat R. ganz wichtige Stellen der Bibel mit Stillſchweigen übergangen. — Wie ſad und kraftlos erſcheint die Dorſtellung bei R. van der Aufnahme des Fiſchers Siman (Petrus) ins Apaſtolat gegenüber der wirklichen im Evangetium!

Recht charakteriſtiſch für Roſegger iſt es, daß er die belannte Stelle: „Wer die Kirche nicht hört, der ſei dir wie eine Heide und öffentlicher Sünder" nicht näher angibt, ſondern nach proteſtontiſchem Muſter nur ſagt: wenn der Beleidiger den freundlichen Vermittler nicht hört, „dann taſſe die Gemeinde entſcheiden!" R. hat eben ſeinem Jeſubuch die proteſtantiſche Bibelüberſetzung und Bibelerllärung zugrunde getegt. — Die grandioſen Lapidarſätze Chriſti über Jeruſalem ſind ſehr abgeſchwächt. — Wie ſalſch ſind vie Worte Chriſti bei der Hochzeit zu Kana wiedergegeben! — Bezeichnend wieder für die proteſtantiſche Stetlungnahme Roſeggers iſt, daß er den Heiland nicht wie im Evangelium (Matth. 16, 19) zu Petrus allein, ſondern zu den Apoſteln ſprechen läßt: „Euch allen gebe ich die Schlüſſel zum Himmet," wabei noch die Stelle: „Alles was du auf Erden binden wirſt — löſen wirſt" ꝛc. verſchwiegen und dafür rationaliſtiſch beigefügt wird: „In Golt ſind Himmet und Erde eins." (S. 264.) Auch die Stelle bei Matth. 16, 18: „Du biſt Petrus (Fels) und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen" uſw., iſt von Raſegger ganz im Sinne lutheriſcher Bibelüberſetzung und Bibelerklärung wiedergegeben.

Die Verheißung des Fronteichnams hat R. ſymbatiſch rationatiſtiſch verwäſſert. (208.) Johannes ruft ihnen (den „nach lebendigim Wort Hungernden") entgegen: „Seine Lehre iſt Nahrung, das Wort wird Fleiſch. Wer ſein Fleiſch iſt und ſein Blut trinkt, der wird nicht ſterben." „Sie wundern ſich darüber." „Hierauf Johannes": „Das Wart wird wie Fleiſch, es nährt die Seele." Der Talbeſtand der Wunder wird ins Symboliſche verflüchtigt: „Nun bleiben ſie Tag und Nocht bei ihm, ihrer Tauſende, und werden ſatt." Soll dies etwa das Wunder der Brotvermehrung ſein? — Als der Meiſter im Kreiſe ſeiner hungernden Jünger ein Stück Brot herumgereicht und es jeder dem anderen laſſen wollte, da lächelt der Meiſter (259) und ſpricht: „Do ſeht ihr wieder eins (ein Wunder): zwölf Mann mit einem Brate geſpeiſt." Bezüglich der Beichte ſind bezeichnenderweiſe die Einſetzungsworte Chriſti: „Wetchen ihr die Sünden nachlaſſen werdet . . .," von R. mit Stillſchweigen übergangen. Man hat ihm mit Recht vorgeworfen, daß er die Lehren von der Gnade, dem Erlöſungstode in ſeinem Jeſubuch in den Hintergrund geſtellt habe. Auf dieſes Bedenken äußert er ſich in ſeinem Nachwort: „Nun — mir war das Evangelium immer eine frahe Batſchaft, die im Worte Gottes tiegt." Roſegger legt alſo wie die proteſtanliſchen Paſtoren den Nachdruck ouf das Worl.

In ſeinem Nachwort (S. 7) erllärt R.: „Selbſt ohne kirchliches Dagma ſtände mir die Göttlichkeit Jeſu Chriſti unwandelbar feſt." Aber Göttlichkeit iſt noch nicht Gottheit. Nach ſeiner Darſtellung im Jeſubuch haben nicht einmat Moria und Joſeph eine Ahnung, noch weniger die Ueberzeugung, daß Jeſus wirklich Gattes Sohn iſt; und doch mußten ſie dies am eheſten und beſten wiſſen. Wie einfältig läßt R. den heitigen Joſeph vam Jeſusknaben ſprechen (S. 104): „Man muß es ihm hier heimlich (!?) machen, damit die lockende Welt ihn nichl gewinnt." Es iſt eine unwürdige Vorſtellung vom Leben der heiligen Famitie, wenn R. (106) meint, Joſeph habe dem Jeſusknaben bei der Arbeit Verweiſe geben müſſen. Maria läßt R. (107) ſprechen: „Es (das Kind) wilt mir nicht gefallen. Sa ganz anders als andere ſeines Alters." Sterbend ſagt Joſeph zu Jeſus: „Es iſt hart mein Kind. Ich habe gehofft den Meſſias zu ſehen und ſein Licht. Aber ich muß noch hinab zu den Vätern in die Nacht." (S. 144.) Niemats lannle Maria ſo ſprechen wie S. 193: „Mein Sohn! Kannſt du es denn verantworten? Vom Glauben fällſt du ab und nimmſt ihn auch ſo vieten anderen." Geradezu widerlich wirkt's, wenn R. Jeſum zu Maria „in Erregung" ſprechen läßl: „Ich ſage dir, Weib, verſchone mich mit deinen Barwürfen!" (266) und Maria darauf: „Daß du hart ſein kannſt gegen deine Mutter. — Laß den Glauben der Väter ſtehen . . . . und es taugt nimmer, was du tuſt." Einfältig (weil nur bei einer blaß menſchlichen Natur denlbar) iſt die Vorſtellung Raſeggers (203), ats ob je den göttlichen Erlöſer das Phantaſiebild einer künftigen Verheiratung lackend umgaukelt hätte, das er mit dem Gedanlen: „Das (heiraten) lönnen Unzählige. Ich muß das tun, was lein anderer tonn;" hätte erſt van ſich abweiſen müſſen.

Wie R. mit der zeitlichen hiſtariſchen Aufeinanderfolge der Warte und Taten Chriſti umſpringt, davon wollen wir ganz abſehen. Seiner Phantaſie und Phantaſterei (vergl. Jugendgeſchichte Jeſu) hat er manchmal zu ſehr die Zügel ſchießen laſſen. Die Spielerei mit den Buchſtaben J. N. R. J. gefällt uns nicht. —

Wenn R. in ſeinem Nachwart dieſen Raman „ein religiöſes Gedicht" nennt, „ein einfälliges Betenntnis", wie in ihm das Jeſubild tebe, und wenn er „alle, die mit ihrem Heiland ſchon im reinen ſind", bittet, nicht nach ſeinem Buche zu greifen, ſo ſind wir ganz damit einverſtanden. Wenn er zum Schluß noch meint, vielleicht könnte das Buch „ſolchen, die das Evangetium ſchwer finden, ein hölzerner Wegzeiger zu ihm" ſein, ſo wollen wir unſeren Katholiten und allen doch lieber das reine Evangelium, das Neue Teſtament ſelbſt, dieſen göttlichen Wegzeiger in die Hand geben, ats

Digitized by Google

„den hölzernen Wegzeiger“ Roseggers mit dem verzeichneten Christusbild.

So hätten wir die hauptsächlichsten Werke Roseggers Revue passieren lassen. Von seinen hochdeutschen Gedichten kann abgesehen werden; sie sind ein getreuer Spiegel der von uns skizzierten religiösen Weltanschauung Roseggers und enthalten gerade nicht allzuviele „Perlen“. Rosegger zeigt sich darin weit mehr als Moralprediger und Räsoneur, denn als wirklicher Dichter. Welches Schlußurteil sollen wir nun über Rosegger als Schriftsteller für die weitesten Kreise fällen?

Wir sind nach reiflicher Prüfung und Sichtung gerade zu dem Bartels entgegengesetzten Schlusse gelangt: Nur das Wenigste*) bei Rosegger ist oder bleibt gute d. h. einwandsfreie oder empfehlenswerte Lektüre. Man sieht an Rosegger, wie wenig wir Katholiken uns auf Kritiken und Urteile vom „Kunstwart“ und akatholischen Kritikern verlassen können, zu welch verschiedenen Resultaten katholische und protestantische Weltanschauung führt, und wie leichthin man auf akatholischer Seite lobt, namentlich dann lobt, wenn ein seiner Spott häufig über katholische Kirche und katholisches Priestertum, Ordenswesen, Fasten, Beichten, Reliquien- und Bilderverehrung, Päpste, Missionen, Zölibat, Jungfräulichkeit und dergleichen ausgegossen wird. — Was können wir von den vielen hier besprochenen Werken für Volksbibliotheken empfehlen? Noch am ehesten „Jakob der Letzte“; dann in zweiter Linie kommen „Martin der Mann“, Sonderlinge aus dem Volke der Alpen“ als die verhältnißmäßig harmloseren Bände, die zwar immerhin auch nicht einwandsfrei sind, in Betracht. — Gereiften kritikfähigen Katholiken können natürlich auch die verfänglicheren Bücher des steierischen Volkserzählers nichts schaden, aber auch keine reine ungeteilte Freude bereiten.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Staackmann in Leipzig in 180 Lieferungen à 50 Pfg. eine Volksausgabe der Werke Roseggers herausgibt. Wir bedauern, daß nach den bis jetzt vorliegenden Ankündigungen gerade jene Werke Roseggers am meisten berücksichtigt sind, die wir ablehnen müssen. Hätte sich die Volksausgabe auf jene von uns in Nr. 5, 9, 10 und 11 der Borr.-Bl., Jahrgang II, empfohlenen Werke beschränkt, dann würden wir diese Ausgabe begrüßt haben, so aber müssen wir nachdrücklichst davor warnen. Videant consules!

*) Es wird jedem wirklichen Katholiken ähnlich gehen wie einem literaturkundigen schöngeistigen Freunde, der, um sein Urteil über R. befragt, geschrieben: „Ich habe die Bücher mit einem gewissen Unbehagen wieder aus der Hand gelegt. Es ist protestantische Luft, die einem entgegenweht. Es tut einem weh, immer dem feinen Spott zu begegnen, den er über Katholisches ausgießt. Etwas Herzerfremdendes sind seine Romane für uns Katholiken nicht. Da liest man doch lieber noch die protestantischen großen Klassiker und von den Modernen einen Jörn Uhl.“

Die Volksbibliotheken im Elsaß.

Von J. Weydmann, Straßburg i. E.

II.

In unserem vorigen, speziell über Straßburg handelnden Artikel, ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die ersten Bestrebungen zur Einführung von Volksbibliotheken im Lande, von nichtkatholischer Seite ausgegangen sind. Bei der größeren Bedeutung des geschriebenen Wortes für die evangelischen Bekenntnisformen bietet dieser Umstand jedoch an und für sich nichts Auffälliges, wenn er auch manchmal etwas tendenziös hervorgehoben wird.

Die ersten Volksbibliotheken im weiteren Sinne wurden im Anfange des 19. Jahrhunderts von einigen evangelischen Geistlichen als kleine Pfarrbibliotheken errichtet, die erste von dem bekannten Pastor Oberlin im Steinthal. Aber erst nach der Gründung der „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften“ (Straßburg 1817) drang der Gedanke in etwas weitere Kreise. 1822 folgte die Gründung einer ähnlichen Organisation, der „Traktatgesellschaft“ in Mülhausen. Beide Vereinigungen sollten „billige, von streng christlichem Geiste getragene Volksliteratur schaffen und sie in das Volk tragen“. Nur entsprach der praktische Erfolg nicht ganz den gehegten Erwartungen, denn „im ersten Jahre erreichte der Erlös aus dem Schriftenverkauf noch nicht 20 Franken“.

Man ließ sich aber nicht abschrecken. Mit verdoppeltem Eifer ging die 1834 ebenfalls in Straßburg ins Leben gerufene „Evangelische Gesellschaft“ ans Werk. Sie verlegte sich hauptsächlich auf die Kolportage und versorgte so einen großen Teil des Unter-Elsaß mit meist deutschen Büchern, die aus Stuttgart, Hamburg und Berlin bezogen wurden. Da man aber nur religiöse Erbauungsschriften vertrieb und dazu noch „die aus England importierten Traktätchenwaren etwas Ueberspanntes und Forciertes an sich trugen“, kam das Unternehmen bald bei vielen Gebildeten in Mißkredit. Nur die von der „Evangelischen Gesellschaft“ in Straßburg eröffneten Lesesäle für Handwerker und Lehrlinge haben sich bewährt und bestehen z. T. auch heute noch.

Eine der Hauptschwierigkeiten, welche sich Jahrzehnte lang allen Volksbildungsbestrebungen im Lande entgegenstellten, war die höchst mangelhafte Schulbildung, besonders der Landbevölkerung. Bei dem Fehlen jeglichen Schulzwanges lernten viele Tausende niemals lesen. Für viele andere mangelte es wieder an den nötigen Unterrichtsmitteln, fehlten doch Bücher z. T. selbst in den Schulen. Diesem Uebelstande wollte die im Jahre 1830 zu Straßburg gegründete „Société pour la propagation des bons livres élémentaires dans les écoles protestantes des départements du Haut et Bas-Rhin“ entgegenwirken. An der Spitze dieses Vereines standen die her-

vorragendsten Protestanten des Landes, Fabrikonten, Pastoren und Professoren, Männer wie Cuvier, Matter, v. Türkheim, Köchlin. Schon im ersten Jahre wurden 11034 Lehrbücher (darunter 5486 deutsche Lesebücher und 3115 deutsch-französische Wörterbücher) an die protestantischen Elementarschulen verteilt. Kaum die Hälfte wurde vergütet, und diese nur mäßig. Im folgenden Geschäftsjohr (1831) wurden 3544 Bücher in die beiden Bezirte verschickt Der Verteilung der Konfessionen entsprechend blieb der weitaus größte Teil im Unter-Elsaß.

Da die meisten Schulen nun mit Büchern versorgt waren, suchte die Gesellschaft in der Folgezeit mehr die Bildung der Lehrer selbst zu heben, denen — noch den Verhondlungsprotokollen zu urteilen — oft die allernötigste Vorbildung abgegongen zu sein scheint. Es wurden nicht nur Lernmittel für die Lehrer ongeschafft, sondern sogar die Gründung einer „Lehrerzeitung", einer Art Fachblatt zur persönlichen Aus- und Weiterbildung, ernsthoft ins Auge gefaßt. Für ein solches Unternehmen war die Zeit ober anscheinend doch noch nicht gekommen, denn der Gedonte mußte der vielen Schwierigkeiten wegen wieder sollen getassen werden. Später suchte dann der rührige Verein mit der Errichtung einer neuen Art von Volksbibliotheken für Lehrer und Schüler on jedem Orte mit protestonlischer Schule seinen Bildungsbestrebungen einen festeren Boden zu verschaffen. Jedem Lehrer sollten für den Anfong nur einige Werke ols Grundstock zur Verfügung gestellt und diese Minioturbibliothek dann je nach Benutzung und im Verhältnis zu den vorhandenen Mitteln weiter bereichert werden. Bei dem nur noch kurzen Bestehen des Vereins konnte aber nichts Nennenswertes mehr zustonde kommen. In der Blütezeit hatte die „Société pour la propagation des bons livres etc." eine Jahreseinnahme von über 4000 Franken. Nur hielt diese Blütezeit nicht lange an. Die Mitgliederzahl sank bald rapide und noch wenigen Jahren ging das Unternehmen aus Mangel an Mitteln wieder ein.

Glücklicherweise scheinen jedoch einige Mitglieder „ouf eigene Faust" weiter gearbeitet zu haben, denn Ende der dreißiger Jahre entstond eine ganze Reihe von Pfarrbibliotheken mit dem ausgesprochenen Charokter von Volksbibliotheken (Longensulzbach, Mittelbergheim usw.). Auch schien die eingegongene „Gesellschoft zur Verbreitung guter Schulbücher" jetzt erst ihre Früchte zu zeitigen, denn es machte sich angeblich ein Bedürfnis nach guter Volkslektüre geltend, was die evongelische Kirchenbehörde in den vierziger Jahren bewog, in einem Zirkulor an die Geistlichen und Konsistorien die Gründung von Pfarrbibliotheken worm zu empfehlen. Man scheint aber auch gemerkt zu haben, doß es mit dem Empfehlen allein nicht getan sei und setzte daher auf Veranlassung der „Elsässischen Pastoralkonferenz" in den fünfziger Jahren eine besondere „Kommission für Volksbibliotheken" ein, die durch Beihülfen zum Bücherenkauf und durch Aufstellung von Musterkatalogen guter Volksbücher, dem Gedanken auch praktisch zum Durchbruch verhelfen sollte.

Mittlerweile war ouch der Staat der Gründung von Volksbibliotheken näher getreten. Nachdem eine Verfügung des Unterrichtsministers vom 1. Dezember 1848, durch welche die Gemeindeverwoltungen aufgefordert wurden, zur Errichtung von Schul- und Kammunatbibliatheken Mittel zur Verfügung zu stellen, ohne den gewünschten Erfolg geblieben war, wurden 1853 von den Präfekten Berichte über alle in den einzelnen Departements bestehenden Bibliotheken eingefordert. Nach diesen Präfekturberichten haben 1856 neben den zahlreicher vertretenen Schulbibliotheken nur Straßburg, Colmar, Schlettstadt, Hagenau und Weißenburg nennenswerte Bibliatheken besessen. Es waren dies die Stodtbibliotheken wissenschoftl. Charakters mit folgenden Beständen: Straßburg 180 000, Colmor 35 000, Schlettstodt 4000, Hagenau 3000 und Weißenburg 335 Bände. Benutzt wurden diese Bibliotheten domals in Straßburg von 300, in Weißenburg von 120 Lesern (bei 336 Bänden?) wöchentlich. Für Schlettstodt und Hogenau werden keine (!) Leser verzeichnet.

Um die Volksbildungsbestrebungen der Regierung zu fördern, war 1850 in Paris die „Société des bibliothèques communales" für gonz Frankreich gegründet worden. Ihr großartiges Ziel war, sämtliche 40 000 Gemeinden des Landes mit Bibliotheken zu versorgen. An die Spitze stellte sich der domotige Präsident der Republik, Ludwig Napoléon Bonaparte, ols Protektor. Der päpstliche Nuntius Fornari, Kardinal Lo Tour d'Auvergne, sowie viele andere geistliche Würdenträger und einflußreiche Leien wirkten mit. Aber trotz ollen ministeriellen Empfehlungen wor dem Unternehmen nur ein verhältnismäßig geringer Erfolg beschieden. Einerseits scheiterte es an der Großortigkeit des Gedonkens, onderseits aber auch viel, weil mon von gewisser Seite das Riesenwerk geflissentlich als eine ungeheure Geldspetulotion der Generolunternehmer zu verdächtigen suchte. Nur die Schulbibliatheken erfuhren eine mächtige Förderung. In fast allen Schulen des Elsasses wurden domols Büchereien ongelegt, die sowohl Schülern als Erwachsenen unentgeltlich zur Verfügung stonden. Nur ist auf die eigenortigen Verhältnisse im Elsaß zu wenig Rücksicht genommen worden. Die Akademie, welche die Auswahl der Bücher zu treffen hatte, ließ nur französische Werke durch und schlaß dodurch schon von vornherein einen großen Bruchteil der Bevölkerung von der Benutzung aus. Dann kamen die Bücher fast ausschließlich aus einem katholischen Verlag. Die evangelische Geistlichkeit ließ es sich infolgedessen ongelegen sein, eigene Pfarrbibliotheken zu gründen und darin meist deutsche Werke aufzunehmen, zu deren Lesern dann natürlich auch viele Katholiken gezählt haben werden.

Diese Institution der Schulbibliotheken wurde noch 1870 auch von der deutschen Verwoltung beibehalten. Moterielle Beihülfen bewilligte der Staat aber nur noch in gonz vereinzelten Fällen. Im allgemeinen haben die Gemeinden für die Bereitstellung der Mittel zu sorgen. Da es sich aber nicht um Pflichtausgaben handelt, geschieht in Wirklichkeit nur wenig und die Schulbibliatheken, neben den Pfarrbibliotheten die einzigen Volksbüchereien auf dem Londe, fristen meist ein kümmerliches Dasein.

Der Gedanke der Gemeindebibliatheken blieb aber in Frankreich, und domit ouch im Elsaß, ouf der Tagesordnung. Die freie Vereinstätigkeit setzte ouns neue ein, ols im Jahre 1862 die „Société Franklin" von einigen Gelehrten und Philanthropen in Paris mit dem Zwecke ins Leben gerufen wurde, das Bibliothekwesen in ganz Fronkreich zu fördern, „dem Arbeiter, dem Kaufmann, wie dem Bauersmann die Möglichkeit zu bieten, vermittelst öffentlicher, nach den liberolsten Grundsätzen arganisierten Büchersammlungen die Kenntnisse und die Bildung zu verschaffen, deren keiner entroten konn, der in unserer fortschrittlichen Zeit seinen Platz wirklich ausfüllen will". Diese Gesellschaft besteht in Frankreich

noch heute und läßt sich wohl am besten mit der „Deutschen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ vergleichen.

Den fruchtbarsten Boden fand die Société Franklin im Ober-Elsaß, wo auf Betreiben des bekannten Freimaurers Jean Macé, damals Direktor eines Mädchenpensionats zu Beblenheim, unter Mitwirkung des Präfekten Paul Odent und einiger Großindustrieller, am 23. November 1863 die „Société des bibliothèques communales du Haut-Rhin“ zu Colmar ins Leben trat. Es gelang Macés rastloser Tätigkeit als Redner und Publizist in kurzer Zeit, eine größere Anzahl reicher Leute für das Werk zu gewinnen und demselben dadurch vor allem einen festen finanziellen Untergrund zu schaffen. Das Zentralkomitee verlegte seinen Sitz nach Mülhausen und gründete in den einzelnen Kantonorten Zweigkomitees. Vorsitzender wurde der Großindustrielle Engel-Dollfuß.

Nach den Statuten der Gesellschaft sollte dieselbe die Gründung von Gemeindebibliotheken nicht selber in die Hand nehmen, ihre Tätigkeit eigentlich nur darin bestehen, in allen Gemeinden wo sie Eingang fände die Lokalinitiative zu ergreifen. Sie wollte alles was über die Gemeindebibliotheken veröffentlicht würde, sammeln und in ihren Jahresberichten mitteilen. Den Gemeinden, welche am meisten zur Gründung solcher Büchereien tun würden, wollte sie mit Geldprämien helfend beispringen, und den verdientesten Bibliothekaren sollten durch sie Ehrendiplome zuerkannt werden. Wo ihre Hülfe nötig würde, sollte sie jederzeit mit Rat, in Ausnahmefällen auch mit Geldmitteln auszuhelfen suchen. Der Jahresbeitrag der Mitglieder betrug 8 Franken.

Dank der intensiven Agitation — und der reichlichen Geldmittel — fand die Gesellschaft besonders in den Industriegegenden, wo sie durch die Fabrikherren sehr gefördert wurde, rasch Eingang. Bei der ersten Generalversammlung (1864) in Mülhausen, der auch Jules Simon als Vertreter der Société Franklin in Paris beiwohnte, konnte schon auf 33 neue Bibliotheken hingewiesen werden. Es besaßen damals Beblenheim 1292, Dornach 900, Rappoltsweiler 600, Sennheim 600, St. Kreuz im Leberthal 500, Gemar 350, Winzenheim 286, Rixheim 270, Lutterbach 264, Malmersbach 255, Bitschweiler 238, Sundhofen 206, Reichenweier 206, Hunaweier 165, Ostheim 149, Tagolsheim 136, Kingersheim 122, Mittelweier, Illzach, Spechbach und Steinbrunn weniger wie hundert Bände. Für Andolsheim, Brubach, Heidweiler, Riedisheim und Wittenheim fehlen die Angaben über den Bestand. In Mülhausen wurde der schon länger bestehenden Gemeindebibliothek von ca. 5000 Bänden eine eigentliche Volksbibliothek mit 614 Bänden angegliedert. Ein gleiches geschah in Thann und Markirch. Nach weiteren zwei Jahren war die Zahl der von der Gesellschaft ins Leben gerufenen Büchereien auf 66 gestiegen.

Die Benutzung war nach den einzelnen Berichten recht zufriedenstellend, und es wäre gewiß interessant, auf die Einzelheiten etwas näher einzugehen. Erwähnt seien nur zwei Beispiele. Aus Altkirch wird berichtet: „Wir besitzen einen Homer, der stets unter den Lesern zirkutiert. Man frägt auch nach Tacitus, Plutarch und Cicero.“ Der Bericht der Mülhauser Volksbibliothek war wirklich, wie August Stöber meinte, „höchst merkwürdig“. Die Stadt zählte 1864 erst 45000 Einwohner (heute 100000!). „Die Bibliothek wurde am 1. September 1864 mit 7268 Bänden eröffnet. 1865 zählte sie deren schon 12049. Im ersten Jahre ließen sich 2146 Leser einschreiben. Am 1. September 1865 waren noch 1492 (581 für französische, 911 für deutsche Schriften) vorhanden. In demselben Jahre lasen diese 47082 Bücher (17177 französische, 29905 deutsche). Die acht ersten Monate des zweiten Jahres brachten noch befriedigendere Ergebnisse, denn am 1. Mai 1866 war die Zahl der eingeschriebenen Leser wieder auf 1832 gestiegen (705 französische, 1127 deutsche). Dieselben erhielten während dieser acht Monate 51604 Bände (19789 französische, 31815 deutsche). In den 20 ersten Monaten des Bestehens waren also 98686 Schriften gelesen worden. Im April 1866 wurden 7767 Bände ausgegeben, also täglich durchschnittlich 258. Unter den Lesern befanden sich auch rund 50 Soldaten der kleinen Garnison.“ Wie Chartes Grad (der nachmalige Reichstagsabgeordnete für Colmar) aus Türkheim berichtet, wurden am meisten gelesen: Christoph von Schmid, Erckmann-Chatrian, Marmier, Franz Hoffmann, Herchenbach, Henri Conscience und Ozanom. Christoph von Schmid steht übrigens in allen Berichten an erster Stelle.

Durch die reichlich zur Verfügung stehenden Mittel konnte wohl die Zahl der Bibliotheken auch außerhalb der Industrieorte vermehrt werden, nur hielt die Benutzung hiermit nicht gleichen Schritt. Im Gegenteil. Auf dem flachen Lande, bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung, fanden die neutralen Bibliotheken eine recht kühle Aufnahme. Die Geistlichkeit brachte der ganzen „freimaurerischen“ Bewegung ein gewisses Mißtrauen entgegen. Und dies nicht ohne Grund. Eine ganze Reihe von Gemeinden hatten neutrale Büchereien bekommen, trotz der bereits vorhandenen Pfarrbibliotheken mit z. T. bedeutenden Beständen. So Hüningen (mit 1300 Bänden), Münster (700), Illzach (400), Reichenweier (350), Horburg (350), Sennheim (300), Masmünster (300), Beblenheim (250), Ostheim (250), Mittelweier (200) usw., lauter Büchereien, von denen Macé selbst sagte, daß sie durchaus nicht engherzig konfessionell, vielmehr wahre Volksbibliotheken gewesen seien. Die katholische Gemeinde Gruffenheim hat darum auch das angebotene Geldgeschenk zur Errichtung einer neutralen Bibliothek rundweg verweigert. Sonstwo ließ man die Gesellschaft wohl Bibliotheken gründen, versehlte aber nicht, die Leute entsprechend aufzuklären. Der Bericht für 1868 konstatierte daher auch, daß in vielen Gemeinden nur ein „simulacre de bibliothèque“ bestehe, Bücher ohne Leser.

Daß die Bewegung auch bald im Unter-Elsaß Widerhall finden würde war vorauszusehen. Nur geschah dies nicht so rasch, als man es erwartet hatte. Die Straßburger Gesinnungsgenossen der leitenden Heeren in Ober-Elsaß wollten nämlich aus Opposition gegen die Regierung anfänglich nicht mitmachen. Gegen Ende 1865 kam man aber doch zur Bejahung der Opportunitätsfrage, so daß sich am 18. Februar 1866 die „Société des bibliothèques communales et populaires du Bas-Rhin“ zu Straßburg konstituieren konnte. Zur Charakteristik diene, daß der Antrag des anwesenden Vertreters des Direktoriums der Augsburger Konfession, die bereits bestehenden Pfarrbibliotheken zu unterstützen, abgelehnt wurde. Zwecke und Ziele waren also die gleichen wie im Ober-Elsaß. Der Jahresbeitrag wurde auf fünf Franken festgesetzt.

Auf den bald verstorbenen ersten Präsidenten, Notar Zimmer, folgte Professor Dr. Küß, der nachmalige republikanische Maire von Straßburg, unter dessen

Leitung der Verein bis zu dem verhängnisvollen Kriegsjahre verblieb. Bei dem Fehlen größerer industrieller Arbeiterzentren und dem Bestehen der vielen Pfarrbibliotheken beider Konfessionen auf dem Lande, konnte der Verein nicht den gleichen Einfluß gewinnen wie im Ober-Elsaß. Auch hatte Bischof Räß bereits in einem Hirtenbriefe die Stimme erhoben, um seine Diözesanen vor den „immerhin verdächtigen Schriften" zu warnen. Im ersten Geschäftsjahr, 1866/67, wurden 13 Bibliotheken gegründet. Insgesamt brachte es der Verein bis 1869 auf deren 29. Dieselben bestanden zumeist in protestantischen oder konfessionell gemischten Orten wie: Bärenthal, Ballbronn, Barr, Berg, Brumath, Darlisheim, Eckwersheim, Hirschland, Kutzenhausen, Lampertheim, Liebfrauenthal, Lingolsheim, Mundolsheim, Oberbronn, Pfulgriesheim, Scharrachbergheim, Straßburg, Weitbruch, Westhofen, Wiedersweiler, Wintzenheim, Woerth a. S.; ferner in den katholischen Gemeinden Grendelbruch, Lauterburg, Marlenheim und Molsheim. Die Verwaltung lag zumeist in den Händen der Lehrer. Vom Jahre 1867 bis 1870 wuchs der Gesamtbücherbestand von 5397 auf 8763 Bände, die Zahl der gelesenen Werke von 18 489 auf 27 918. Die Einnahmen betrugen 1868 2485 Franken, worunter eine Gabe der Straßburger Freimaurerloge von 100 Franken. Dieselbe wurde bezeichnenderweise motiviert mit der Gleichartigkeit der Ziele beider Gesellschaften: „le but est le sien." Um die Propaganda zu erleichtern und gleichzeitig die Fühlung zwischen den einzelnen Kantonkomitees unter sich zu unterhalten, wurde 1869 sogar ein eigenes Organ ins Leben gerufen „La bibliothèque populaire". Die Sterbestunde der ganzen Bewegung war aber schon recht nahe: das Kriegsjahr 1870 begrub beide Organisationen unter seinen Trümmern. Was vom unterelsässischen Verein in die neue Aera hinübergerettet werden konnte, 2517 Franken und ca. 1000 Bände, das wurde 1874 zwischen der Verbandskasse der unterelsässischen (protestantischen) Lehrer und der Straßburger Stadtbibliothek verteilt.

Es ist bereits gesagt worden, daß man katholischerseits den neutralen Volksbibliotheken von Anfang an mißtrauisch gegenüberstand. Die bei jeder Gelegenheit betonte Konfessionslosigkeit derselben hatte einen Zweifel an deren eigentlicher Tendenz eben gar nicht aufkommen lassen. Und heute gibt man dir Berechtigung dieses Mißtrauens auch ganz offen zu. So schreibt im ersten Jahrgange der „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen" ein Verfechter der heutigen neutralen Volksbibliotheksbewegung im Elsaß, daß damals nur „der geistigen Unterdrückung aufgehalfen werden sollte" und „hierbei, wie dies ja dem Wesen der französischen Demokratie nur entspricht, die religiöse Seite grundsätzlich außer acht gelassen wurde". Daß „der katholische Klerus das Gedeihen dieser Bibliotheken mit scheelen Augen betrachtete, ja an den meisten Orten direkt offen bekämpfte", kann uns unter solchen Umständen gewiß nicht wundernehmen. Nur begnügte man sich nicht mit krassallen Warnungen, sondern wirkte auch darauf hin, immer mehr katholische Bibliotheken ins Leben zu rufen. Zuerst wurden Verhandlungen angeknüpft mit den französischen Barramäusvereinen jener Zeit, der „Société des agrégations pour la propagande de bons ouvrages" und der „Société de St. Michel pour la publication de bons livres et la fondation de bibliothèques populaires". Das Bedürfnis nach einer eigenen Organisation machte sich aber so rasch allenthalben geltend, daß unmittelbar auf die Macésche Gründung für das Ober-Elsaß, bereits im März 1864, die katholische „Société alsacienne pour l'amélioration et la propagation des publications populaires françaises et allemandes" mit dem Sitze in Colmar folgen konnte. An der Spitze des Initiativkomitees standen Léon Lefébure, H. Chaussour, J. B. Fleurent und einige weitere einflußreiche Laien Colmars.

In dem Gründungsaufruf wies Lefébure darauf hin, „wie wenig alle bis jetzt unternommenen Versuche, den Gedanken der Errichtung von kommunalen Bibliotheken wirklich praktisch zu machen, bei uns zustande haben Fuß fassen können", und empfahl neben dem System der Wanderbibliotheken auch die Herstellung billiger Volksschriften. Im übrigen verfolgte die katholische Gründung ganz dieselben Bildungsziele wie der Departementalverein für neutrale Volksbüchereien, nur mit dem markanten Unterschiede, daß bei ihm die Glaubens- und Sittenmaßstäbe für die Wahl der Bücher ausschlaggebend war. An der Spitze des Vereins stand ein Aktionskomitee von 7 Mitgliedern, die einem 18gliedrigen Schutzkomitee entnommen waren. In den einzelnen Kantonen befanden sich korrespondierende Mitglieder, die mit der Propaganda in ihren engeren Kreisen betraut waren. Der Jahresbeitrag betrug zwei Franken. Am 17. März 1864 — drei Tage nach der Konstituierung! — war der Verein genehmigt und konnte seine Tätigkeit beginnen. Schon im ersten Jahre gewann er 1100 zahlende Mitglieder. Auch traten zahlreiche Gemeinden bei und bewilligten zum Teil namhafte Zuschüsse, so Lapoutroie, Fréland, Vonhomme, Neu-Breisach, Sulz, Rufach, Ammerschweier. Da sich die Zirkulation der Bücher jeweils auf die Gemeinden eines Kantons beschränken sollte, eröffnete sich besonders den Kantonskomitees ein reiches Arbeitsfeld. Jede Gemeinde sollte eine kleine Bücherei ständig zur Verfügung der Leser haben. Dank dem Entgegenkommen der großen deutschen und französischen Verlagsfirmen (die Firma Herder in Freiburg bewilligte z. B. auf alle Einkäufe 33 % Rabatt) hätte sich dies auch mit der Zeit ermöglichen lassen, wenn nicht der Krieg ausgebrochen wäre. Wichtig war auch, daß nur diejenigen Bücher, die bleibenden Wert hatten und sich einer regen Nachfrage erfreuten, definitiv angeschafft zu werden brauchten, alle anderen nahm der Verleger nach erfolgter Zirkulation wieder zurück. Auf diese Weise standen jeder Gemeinde nach Wunsch und Bedürfnis deutsche und französische Werke in jeder beliebigen Anzahl zur Verfügung. Benutzungsberechtigt waren nach den Satzungen nur die Mitglieder und die von diesen empfohlenen Personen, eine Beschränkung die in Wirklichkeit gar keine war, denn einen Berechtigungsschein bekam jeder Erwachsene ausgestellt. Nach zweijährigem Bestehen hatte die „Société alsacienne etc." bereits in 27 Kantonen (auf 30 des damaligen Haut-Rhin) eine feste Organisation. Insgesamt waren 1868 in 48 Gemeinden Volksbibliotheken von ihr eingerichtet worden.

Im Unter-Elsaß war es die bischöfliche Behörde, welche die Initiative ergriff. Gleichzeitig mit dem schon erwähnten Hirtenbrief des Bischofs Räß gegen die neutralen Bibliotheken, „die unter dem Scheine der Achtung vor Religion und Tugend, deren Grundlagen untergraben", erging ein Rundschreiben an die Geistlichkeit mit der dringenden Aufforderung, die Gründung von Volksbibliotheken „dieses wichtige Pa-

ſtarationsmittel", nicht mehr länger hinauszuſchieben. Aus demſelben Grunde ſei der neue Verein zu unterſtützen. Kurz darauf erſchien der allgemeine Gründungsaufruf, und am 6. März 1866 kanſtituierte ſich die „Société des bibliothèques populaires circulantes du Bas-Rhin" zu Straßburg im St. Joſefshaus. Die ſtaatliche Anerkennung erfolgte am darauffolgenden 1. Mai. Als Ziel ſetzte ſich der Verein die Einrichtung und Erweiterung von Volksbibliotheken im Unter-Elſaß, ohne Unterſchied ob es ſich um freie, Gemeinde- oder Pfarrbibliotheken handelte. Der Vorſtand ſollte aus 20 Mitgliedern aus Straßburg und 10 vom Lande beſtehen. Den Vorſitz übernahm Baron von Schauenburg. Da die Protokolle der jährlichen Generalverſammlungen in der „Revue catholique" veröffentlicht worden ſind, läßt ſich von der Entwicklung der unterelſäſſiſchen Geſellſchaft ein beſſeres Bild entwerfen wie von der oberelſäſſiſchen. Im erſten Vereinsjahr wurden 28 Volksbibliotheken neu gegründet, ferner benutzten 11 ältere Bibliotheken die Beſtände der Straßburger Zentrale; 17 weitere ließen ihre Neuanſchaffungen durch den Verein beſorgen. Mithin ein Verkehr mit 51 Bibliotheken. Die Neugründungen konſtituierten ſich entweder als freie, Gemeinde- oder Pfarrbibliotheken, je nachdem ſich Bürgermeiſter, Lehrer, Pfarrer oder Private der Sache annahmen. Die Wanderbibliothek zählte 1867 ca. 1500 Bände. Benutzt wurden dieſelben beſonders viel im Winter. Es kamen in dieſer Jahreszeit durchſchnittlich 8—9 Leſer auf ein Buch. Neben der Straßburger Zentrale beſanden ſich Sammel- und Ausgabeſtellen in Benfeld, Brumath, Fegersheim, Marlsheim, Molsheim und Raeſchwoog. Im zweiten Jahre, 1867/68 kamen 8, 1868/69 6 Neugründungen hinzu, mit 20 Gemeinden war man noch in Unterhandlung. 1869 zählte die Zentrale 3300 Bände. Die Einnahmen beliefen ſich im erſten Jahre auf 3000 Franken, die Ausgaben waren aber bedeutend höher. Später balancierten ſich Einnahmen und Ausgaben ziemlich gleichmäßig. Statiſtiſche Mitteilungen über die Benutzung der einzelnen Bibliotheken wurden für jede Generalveeſammlung eingefordert, kamen aber nicht immer. Auch war das eingeſandte ſtatiſtiſche Material immer recht lückenhaft, da man es auf dem Lande oft verſäumte, genau Buch zu führen. 1866/67 wurden 1165 Leſer ermittelt und 9519 ausgeliehene Bücher gezählt. 1868/69 waren es 1500 Leſer und 13900 Benutzungen. In Wirklichkeit muß die Zahl der beiden Kategorien aber viel größer geweſen ſein, ſonſt hätte ſich nicht allenthalben ein Mangel an Leſeſtoff geltend machen können. Anfangs wurde meiſt „Luſtiges" verlangt, ſpäter mehr Geſchichte und Biographiſches, einige Gemeinden ſuchten ſogar nur religiöſe Werke aus. „Allem Anſcheine nach wurde anfangs mehr zum Zeitvertreib, denn aus Bildungstrieb geleſen," heißt es im Bericht für 1869. Nach dem letzten, am 10. März 1870 erſtatteten Jahresbericht ging man mit dem Plane um, durch eine feſtere Oeganiſation die einzelnen Bibliotheken mehr in Fühlung miteinander zu bringen. Da kam der Krieg, und unter dem Donner der Kanonen, beim Platzen der Brandkugeln zerſtoben nicht nur alle Zukunftsprojekte, ſondeen auch der Verein ſelbſt ging zugrunde.

So war die ganze ſchöne Volksbildungsbewegung der ſechziger Jahre mit einem Schlage vernichtet. Von allen den aufblühenden Organiſationen, die zu franzöſiſcher Zeit aus dem Elſaß ein wahres Muſterland für das volkstümliche Bibliothekweſen gemacht hatten, überlebte nicht eine einzige die Schreckniſſe des Kriegsjahres. Nichts als Trümmer wurden in die neuen Verhältniſſe hinübergerettet, und ſelbſt dieſe wenigen ſtummen Zeugen entſchwundener Zeiten fielen ſpäter, unter dem Staube von Jahrzehnten begraben, nach und nach der Vergeſſenheit anheim.

Einige verſchämte Verſuche mit Neugründungen wurden wohl hier und dort in den nächſtfolgenden Jahren gemacht, alle ſcheiterten aber kläglich, weil ſich das altelſäſſiſche Element faſt ein Vierteljahrhundert hindurch völlig paſſiv verhielt. So mußte z. B. der in den 70er Jahren zu Straßburg gegründete Barthaldyſche Volksbildungsverein, nachdem er faſt 20 Jahre lang mit ſeiner Volksbibliothek von einem Lokal zum anderen gezogen, ſtändig mit finanziellen Schwierigkeiten gekämpft hatte, trotz aller Unterſtützung von altdeutſcher Seite ſich 1892 einfach wieder auflöſen. Erſt in allerjüngſter Zeit hat Straßburg wieder zwei wirkliche Volksbibliotheken erhalten (cf. erſten Artikel), während man in den meiſten übrigen Städten des Reichslandes auch heute noch nicht über Verſuche und Anſätze hinausgekommen iſt. Der erſte Bibliothekar der Straßburger neutralen Volksbibliothek, Dr. Kaliſch, hat im vorigen Jahre „um ein Bild von den etwaigen Ueberbleibſeln der früheren, und der gegenwärtigen Verfaſſung der Bibliotheken in den Orten zu erhalten, die ehemals in der Entwicklung derſelben am meiſten voran waren", eine Umfrage in 16 dieſer Gemeinden geſandt. Das Reſultat war folgendes: „In drei Gemeinden fehlte überhaupt jegliche Erinnerung an eine bibliothèque communale. (K. berückſichtigte nur die Bibliotheken ehem. Macéſcher Richtung.) In ſechs weiteren, darunter Beblenheim, das früher mit die ſchönſte hatte, findet keine oder doch keine nennenswerte Benutzung ſtatt. Nur die Gemeinden Brumath, Illzach, Lautenbach, Markirch, Rappoltsweiler, Sennheim und Thann haben eine Ausleihe die ſich ſehen laſſen kann, nämlich zwiſchen 1200 und 3500 Bänden jährlich.

Die Unbilden des Krieges haben eigentlich nur die Pfarrbibliotheken überlebt, zum größten Teil auch noch die Schulbibliotheken. Wie bereits geſagt, beſtehen letztere auch heute noch in faſt allen Orten. Aber nur da wo ſich Lehrer, Bürgermeiſter oder Pfarrer derſelben angenommen haben, ſind die Beſtände nicht veraltet und findet eine wirkliche Benutzung ſtatt.

Von den katholiſchen Pfarrbibliotheken war leider weder ein vollſtändiges Verzeichnis noch eine genaue Statiſtik über Beſtand und Benutzung zu erhalten. Nach einer Zuſammenſtellung vom Jahre 1899 gab es damals 109 Pfarrbibliotheken in der Diözeſe Straßburg. Das durch perſönliche Umfrage erhaltene Material iſt wohl neueren Datums, aber ſehr lückenhaft, da mir von etwa 30 Orten, die Pfarrbibliotheken haben ſollen, Mitteilungen nicht zugegangen ſind. Ein Verzeichnis der mir bekannt gewordenen Bibliotheken, nebſt den entſprechenden ſtatiſtiſchen Angaben, ſoweit ſolche erhältlich geweſen, findet ſich am Schluſſe. Desgleichen eine Aufſtellung der im Lande beſtehenden evangeliſchen Pfarrbibliotheken nach einer offiziellen Veröffentlichung vom Jahre 1899.

Wie aus den mir zugegangenen Mitteilungen hervorgeht, haben die Pfarrgeiſtlichen verſchiedener Landgemeinden in letzter Zeit Teile ihrer Privatbibliotheken dem Volke zur Lektüre überlaſſen, um ſo die immer

Digitized by Google

mehr sich fühlbar machendr Lücke auszufüllen. Gewiß kann und wird aus monchen dieser Prooisorien mit der Zeit eine ständige Einrichtung werden, oorausgesetzt natürlich, daß sich dann auch wieder Kräfte finden zur Instandhattung des einmol Erreichtrn. Vielfach sind Pfarrbibliotheken nur aus dem Grunde zurück- — und schließlich eingegongen, — weit keine Ordnung in der Auslrihe herrschte. Der Pfarrer einer kleinen Stadt mochte die treffende Bemerkung, „daß die Handhabung und Leitung riner Bibliothek das Schwierigstr ist. Viele schrecken vielleicht om meisten vor dieser Mühr zurück. Und doch kann man auch hierin Herr werden. Voraussetzung ist aber, daß mon nicht allein stehe und für alles sorgen müsse". Dir Notwendigkeit dem Volke gute Lektüre zu verschoffen, wird ollgemein anerkannt. „Die Lesewut ist sehr groß, nur sind gute Bücher nicht teicht on den Mann zu bringen." Vrreinzrlt wird auch die Bemerkung gemacht, daß die Kothotiken in konfessionell gemischten Gegrnden viel die protestontischen Gemeinde- und selbst Pfarrbibliotheken benutzen. Meistens fehlt es aber dann an entsprechenden kotholischen Einrichtungen oder dieselben können den heutigen Anforderungen nicht mehr genügen. Ein jüngerer, ouf dem sozialen Gebiete eifrig tätigrr Geistlicher schreibt daher auch: „Auf diesem Gebiete ist nach meiner Erfahrung noch viel im Elsaß zu tun." Diesem Worte kann ich nur voll und gonz beistimmen. Den Wert, den Nutzen und den Segen einer guten, sittlich reinen Volkslektüre scheint man oirterorts noch viel zu gering anzuschlagen, sonst würde dieser so wichtige Teil moderner Srelsorge nicht gar so oft als quantité négligeable behandelt werden.

Eine rege Tätigkeit entfaltete vor einiger Zeit die Grselfschoft für Verbreitung von Volksbildung (Berlin) im Lande. Dieselbe besitzt, nach einer Mitteilung des Herrn Generalsekretärs Tews, z. B. in Elsoß-Lolhringen, 66 kleine Bibliotheken, die „durchweg gut benutzt werden. Dos Interesse für die Begründung von Bibliotheken ist im Reichslonde abrr anscheinend noch nicht bedeutrnd. Die Zunohme der Bibliotheken ist nicht so stark als in onderen Landesteilen". Wir sehen daraus nur, daß dos altr gesunde Mißtrauen allen „neutralen" Bestrebungen gegenüber immer noch oorhanden ist.

Schließlich sei noch der Pionierarbeit des Borromäusvereins im Elsoß Erwähnung getan. Derselbe ist durch eine ganz hübsche Anzohl (50) Hülfsvereine hier vertreten, nur scheinen dieselben etwas zu schwach zu sein. Wer nämlich die Mitgliederzahlen etwas aufmerksamer durchsieht, muß sich sagen, daß dieselben fast nirgends der katholischen Einwohnrrzahl auch nur einigermaßen entsprechen. Mon kennt diesrn altbrwährten Verein noch oiel zu wenig im Londr. Von den einzelnen Hülfsoereinen sollte eine oiel intensivere Propagandatätigkeit entfoltet werden, und zwar nicht nur im engeren Kreise, sondern auch nach außen. Weite Striche des Landes haben noch gor keine Hülfsoerrinr oufzuweisen, während in anderen wieder nur oereinzelte mitten in ganz katholischen Gegenden dastehen, wie Oasen in der Wüste. Do heißt es einmal tüchtig eingesetzt, und der Erfolg wird sich bald zeigen.

Dir für das Volksbibliothekwesen so trosttose Zeit oon noch 1870 scheint ja heute im ollgemeinen oorüber zu sein. Allentholben fängt man an, sich wieder etwas zu rrgen. Das Alte, Vergessene wird ausgegraben, Neues geschoffen. Do dürfen auch die Katholiken nicht zurückbleiben. In weiten Kreisen der elsäßischen Bevölkerung erwacht noch und nach mit der Erinnerung an die früheren glänzenden Zeiten das Vrrlangen nach neuen, den modernen Ansprüchen gerecht werdenden Einrichtungen um dem Bedürfnis des Volkes noch Büchern entgegenzukommen. Sollte sich da nicht eine oder die anderr unserer großen in Betracht kommenden katholischen Organisationen, wie Borromäusverein, Salesiusoerein, Volksoerein usw. diesen Umstand zu Nutzen machen und Zentralen im Lande zu schaffen suchen, wo jeder sich hinwenden könnte der mitarbeiten möchte am Ausbau unseres katholischen Volksbibliothekwesens im Elsaß? Dir beisolgrnde Statistik zeigt deutlich, wo es fehlt.

Statistik über das volkstümliche Bibliothekwesen im Elsaß.

Kath. Pfarrbibliotheken.

Unter-Elsoß: 372 Pfarreien — 407887 Katholiken.

Fortlaufende Nr.	Pfarrei	Bände	Gründungszeit	Benutzung
1	Borr	600	1860	300 B. jährl.
2	Buchsweiler	300	1884	70 B. jährl.
3	Erstein	1500 [1]	1880?	125 B. mon. im W, meist. Jugd.
4	Gambsheim	200	1898	?
5	Gerstheim	250	?	40 B. monatl.
6	Hogenau	4000 [2]	1860	zieml. gut
7	Hochfelden	375	1890	60 Abonnenten
8	Hüttenheim	600	1870?	stark
9	Ingweiler	100	1880	stork
10	Lauterburg [3]	900	1891	stark
11	Münchhausen	250	1902	?
12	Neuhäusel	160	?	4 B. wöchentl.
13	Nordhausen	200	1890?	12-15 B mon.
14	Osthausen	500	1880?	S. 50 B. mon. W. 150 B. „
15	Pfoffenhofen	150	1860	100 B. jährl. [4]
16	Reutenburg	150	1903	30 Personen
	Saarwerden	150		
17	Schaffhousen	200	1895	mäßig
18	Schiltigheim [5]	700	?	30-40 B. w.
19	Schirrhein	250	1895	10 B. wöchentl.
20	Sesenheim	150	1894	8 B. wöchentl.
21	Stotzheim	725	1877	30 B. wöchentl.
22	Straßburg:			
	Ruprechtsau	800	1878	100 B. wöchentl.
	Neudorf	200	1880	?
	St. Johann 2	800	1880	gut
	St. Ludwig	600	1891	25 Lef. wöchentl.
	Alt St. Peter	1500	1895	100 B. wöchentl.
	St. Magdal.	100	1900	?
23	Sufflenheim	500	1868	25 B. wöchentl.
24	Surburg [6]	67	1885?	stark im W.
25	Weyersheim	367	?	194 B. [7]

Außerdem befinden sich solche Bibliotheken, über die jedoch kein stotistisches Materiol zu erhalten war, in Artolsheim, Benfeld, Bischofsheim, Bischweiler, Dimbs-

[1]) Die Hölfte französisch. — [2]) Bestände sind veraltet. — [3]) Durch den Borromäus-Verein gegründet. — [4]) „Würde mehr benutzt, wenn die Bücher in einem besseren Zustande wären." — [5]) Aus der Bibliothek d. Gesellenvereins hervorgegangen. — [6]) Durch den Borromäus-Verein gegründet. — [7]) Winter 1904/05.

thal, Eckartsweiler, Grendelbruch, Gries, Griesheim, Klingenthal, Kraftalt, Mothern, Mühlbach, Mussig, Niederbetschdorf, Oberehnheim, Rasenweiler, Roßfeld, Schleithal, Schweinheim, Sermersheim, Singrist.

Ober-Elsaß: 324 Pfarreien — 413725 Katholiken.

Fortlaufende Nr.	Pfarrei	Bände	Gründungszeit	Benutzung
1	Altkirch	920[1])	1860?	750 B. jährl.
2	Egisheim	600	1880?	30 B. wöchentl.
3	Enfisheim	300	?	Winter gut
4	Eschentzweiler	200	?	kaum benutzt
5	Hirsingen	400	1899	S. 10-20 w. W. 70-80 w.
6	Meienheim	150	1900	100 B. jährl.
7	Maasch	500	?	700 B. jährl.
8	Neubreisach	300	1860?	wenig (verattet)
9	Niederbergheim	300	1875?	gut
10	Regisheim	500	1875?	400 B. jährl.
11	Rixheim	450	1899	400 B. im W.
12	Sewen	50	1894	wenig, fast nur Kinder.
13	Sigalsheim	100	1900	gut

Ferner in Colmar (2), Mülhausen (3), Wettalsheim, Wintzenheim.

[1]) [2]) s französisch.

Kath. Vereinsbibliotheken.

Unter-Elsaß.

Barr 60 Bände, Bischheim 65, Hagenau (2) ?, Illkirch 300, Oberehnheim 200, Rasheim 300, Scherweiler ?, Schlettstadt (3) ?, Weißenburg ?, Zabern 800 Bände, Straßburg: Königshafen 230, St. Josef 500, St. Johann 200, Gesellenverein 600, Arbeiterverein 231, Arbeiterstube 50, Fidelitas 209, Leo-Verein 50, Neudorf 100.

Ober-Elsaß.

Altkirch (2) 120 Bände, Burgfelden 300, Carspach 600, Egisheim ?, Gebweiler 500, Ingersheim 200, Markirch 130, Mülhausen: St. Stephan 200, Maria-Hilf 700, Münster 200, Rappaltsweiler 60, Thann 1000, Sulz 200.

Hülfsverein des Borromäusvereins.

Unter-Elsaß.

Barr, Bischheim, Bischweiler, Hagenau, Laulerburg, Münchhausen, Mutzig, Oberehnheim (2 Vereine), Oberseebach, Schleithal, Schlettstadt, Sesenheim, Straßburg (2), Weyersheim, Zabern.

Ober-Elsaß.

Altkirch, Andalsheim, Biesheim, Brunstadt, Carspach, Colmar (2), Egisheim, Enfisheim, Gebweiler, Hirsingen, Holzweiler, Hüsseren-Wesserling, Ingersheim, Isenheim, Königshafen (2), Leberau, Mollau, Malsheim-Basler, Moasch, Mülhausen, Neubreisach, Niederbrück, Pfastadt, Riedisheim, Rabern, Sennheim, Thann, Alt-Thann, Wintzenheim, Zillisheim.

Kommunale Volksbibliotheken.

Unter-Elsaß.

Fortlaufende Nr.	Pfarrei	Bände	Gründungszeit	Benutzung
	Barr	2000	1865	800 B. jährl.

Ferner Brumath, Hagenau, Schlettstadt, Stotzheim, Sulz a. Wald.

Hagenau und Schlettstadt besitzen auch bedeutende Stadtbibliotheken.

Ober-Elsaß.

1	Altkirch	1422[1])	1866	fast gar nicht
2	Heimersdarf	300[2])	?	20 B. wöchentl.
3	Hirzbach	600[3])	1880	10 B. wöchentl.
4	Niederbergheim	100[4])	?	wenig
5	Sigolsheim	120[5])	1866?	gut

Ferner Beblenheim, Illzach, Kayersberg, Laulenbach, Markirch, Oberbergheim, Rappoltsweiler, Rusach (?), Sennheim, Thann.

[1]) Nur 166 deutsche Bände, die Bibliothek soll reorganisiert werden. — [2]) Kath. — [3]) Kath. — [4]) Neutral. — [5]) Kath.

Protestantische Pfarrbibliotheken.

Unter-Elsaß.

Pfarrei	Bände	Gründungszeit
Alteckendorf	1320	1855
Barr	2200	?
Bischheim-Hänheim	900	?
Bläsheim	200	?
Breuschwickersheim	597	?
Dettweiler	280	1850
Darlisheim	80	1896
Dunzenheim	350	1860
Eckbolsheim	400	1855
Eckwersheim	325	?
Foudan	400	1860
Furchhausen	126	?
Gerstheim	1000	?
Gertweiler	800	?
Gorweiler	1100	?
Gries	267	?
Gumbrechtshofen	267	?
Hatten	720	1820
Heiligenstein	360	?
Hoerdt	400	?
Hahweiler	230	?
Hürtigheim	165	?
Imbsheim	60	1895
Kauffenheim	484	1856
Klingenthal	487	?
Kalbsheim	185	?
Kutzenhausen	500	?
Langensulzbach	423	1837
Mietesheim	284	1894
Mittelbergheim	1168	1840
Mansweiler	80	?
Morsbrann	185	1864
Mundalsheim	402	?
Neuhof	500	?
Neuweiler	362	?
Niederrödern	400	?
Obenheim	1600	?
Oberehnheim	136	1896
Oberseebach	200	?
Preuschdorf	200	?

Digitized by Google

Pfarrei	Bände	Gründungszeit
Rothau	400	?
Schweighausen	306	1870
Steinfelz	120	?
Sundhausen	825	?
Vendenheim	160	?
Waldersbach	1055	?
Wasselnheim	2000	?
Weißenburg	2000	?
Windstein	300	?
Wingen	400	?
Obee-Elsaß.		
Altkirch	195	?
Colmar (2)	2475	?
	3945	?
Gebweiler	1500	?
Kaysersberg	190	?
Mülhausen	2500	?
Münster	700	?
Sennheim	1500	?
Thann	1700	?

Die Nürnberger Volksbibliotheken und Lesehallen.

Von Georg Albert-Nürnberg.

In Nürnberg werden die Volksbibliotheks- und Volkslesehallen-Bestrebungen hauptsächlich durch zwei Gesellschaften gefördert. Den größten Erfolg erzielte mit ihrer Lesehalle und Bibliothek die Gesellschaft für öffentliche Lesehallen und Volksbibliotheken in Nürnberg.

Seit 4. Juni 1900 dienen zwei Nebenzimmer der großen Lesehalle des Vereins im Innern der Stadt (Kaufhaus Noris, Königsstraße 3) als Bibliothekraum. Sie faßt gegen 300 Personen und ist täglich abends 5 10 Uhr, an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr und 6—10 Uhr geöffnet. Die Bücherabgabe findet an den Wochentagen, und zwar von 6—9 Uhr abends statt.

Die Bibliothek zählt z. Z gegen 5000 Bände.

Die Zahl der Vereinsmitglieder beträgt: a) unterstützende: 73 mit 1875 M. Jahresbeitrag; b) ordentliche: 357 mit 1192 M. Jahresbeitrag.

Im Jahre 1904 wurde der Lesesaal von 142 170 Personen in Anspruch genommen, 78 207 Bücher wurden abgegeben. Lesehalle und Bibliothek werden von allen Klassen der Bevölkerung benützt. Unter den Bücherentleihern sind auch viele Lehrlinge und Arbeitsgehilfen, darum hat man in den letzten Jahren die Jugendschriften-Abteilung erheblich vermehrt. Zur Zeit liegen 53 politische Zeitungen auf, darunter 5 ausgesprochene Zentrumsorgane; 68 Fachzeitschriften, 20 unterhaltende und 59 belehrende Zeitschriften (darunter das Katholische bayerische Sonntagsblatt, Die kath. Familie).

Sehr bemerkenswert ist, was das Volk am liebsten zu lesen verlangt. In Geographie: Nansen und Stanley wurden fast täglich gewünscht. In Geschichte: Tanera 44 mal, Staacke 27 mal. Naturwissenschaft: Darwin 21 mal. Auch technische Werke werden täglich erbeten.

Bei Dichtern und Erzählern gestaltete sich die Nachfrage folgendermaßen:

W. Scott	43 ×	
Gerstäcker	40 „	
Goethe	40 „	(Faust)
Max. Schmidt	39 „	
Karl May	39 „	
Rosegger	37 „	
Hackländer	34 „	
M. Twain	34 „	
Schiller	32 „	(Gedichte)
Anzengruber	29 „	
Auerbach	28 „	
Shakespeare	27 „	
Bebel	27 „	(Die Frau)
Sudermann	25 „	
G. Freytag	21 „	
Geibel	21 „	(Nürnberger Dialektgedichte.)
Hans Sachs	19 „	
Ebers	19 „	
Wildenbruch	19 „	
Dickens	18 „	
G. Hauptmann	17 „	
Th. Körner	17 „	
Ibsen	14 „	
R. Voß	13 „	
M. v. Ebner-Eschenbach	täglich.	
M. v. Eschstruth	täglich	

Sehr beliebt sind auch die Familienblätter, wie Daheim, Illustrierte Zeitung, Ueber Land und Meer, Gartenlaube. Die Jugend bevorzugt besondees: O. Höcker, Br. Augusti, Cooper, Franz Dittmar.

Zur Deckung der Ausgaben liefert die Stadt einen jährlichen Beitrag von 5000 M., der mittelfränkische Landrat gewöhnlich ca. 200 M.

In letzter Zeit machte Kommerzienrat Berolzheimer eine sehr bedeutende Stiftung zugunsten einer größeren Einrichtung für Volksbildung, in der sich alle hiesigen Volksbildungsvereine und Volksbüchereien zusammenschließen.

Neben der Bücherei dieser Gesellschaft kann aber auch die Bibliothek des Volksbildungsvereins schöne Erfolge verzeichnen.

Aus der in dem Vereinslokal (Albrecht-Dürer-Platz) befindlichen Bibliothek, welche jedermann unentgeltlich zugänglich ist, entliehen im Januar 1905 1966 Personen 4291 Bücher, im Februar 1951 Peesonen 4267 Bücher, im März 1896 Personen 4182 Bücher, im April 1617 Personen 3488 Bücher. Im ganzen haben somit in den ersten vier Monaten des heurigen Jahres 7430 Leser 16228 Bände entliehen. Unter den Lesern befanden sich 625 Fabrikarbeiter, 206 Ausgeher und Taglöhner, 556 Handwerkslehrlinge, 1412 Gesellen, 604 selbständige Handwerksmeister, 45 Fabrikbesitzer und Fabrikanten, 163 Lehrlinge in kaufmännischen Betrieben, 579 kaufmännische Angestellte. 162 selbständige Kaufleute, 104 städtische Beamte, 107 städtische Bedienstete und Arbeiter, 177 staatliche Beamte, 93 staatliche Bedienstete, 175 Privatbeamte, 267 Lehrer, 75 Künstler (Kunstmaler, Bildhauer), 124 Scheiftsetzer, 132 Lithographen, 89 Techniker Ingenieure, Aechitekten, 52 Musiker, 57 Volksschüler, 418 Schüler höherer Lehranstalten, 50 Privatiers, 58 Frauen, Töchter und Witwen von Fabrikbesitern, 133 Frauen, Töchter und Witwen von Gewerbsmeistern, 203 Frauen, Töchter und Witwen von Kaufleuten, 155 Frauen, Töchter und Witwen von Beamten und Lehrern; ferner in selbständiger Erwerbstätigkeit: 70 Fabrikarbeiterinnen, 72 Näherinnen usw., 212 in kauf-

Digitized by Google

männischen Geschäften angestellte weibliche Personen, 43 Lehrerinnen, 14 Telephonistinnen, 7 Schülerinnen höherer Lehranstalten, 44 Privatiers-Frauen, -Töchter und -Witwen, 29 sonstige Personen. Die am meisten verlangten Bücher — der Häufigkeit der Nachfrage entsprechend in der Reihenfolge aufgeführt — waren: 1. Der Graf von Monte Christo von A. Dumas; 2. Soll und Haben von G. Freytag; 3. Max. Schmidl, Rosegger, Anzengruber, Gangkofer, Freytag; 4. Ebner-Eschenbach, Eschstruth, Heimburg, Marlitt, Werner; 5. Gerstäcker, Hackländer, Jules Verne; 6. Ein Kampf um Rom von F. Dahn; 7. Der grüne Heinrich von G. Keller und die meisten Erzählungen Storms; 8. die Novellen von Paul Heyse und der von Heyse herausgegebene Novellenschatz; 9. Maxim Gorki; 10. Zola und Tolstoi; 11. Gustav Frenssen; 12. „Also sprach Zarathustra" von Nietzsche; 13. Nürnberger Sagen und Romane; 14. die Romane von Ebers; 15. alle Schriften über den Krieg 1870/71.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

„Handwerker-Spiegel." Taschenbüchlein für Handwerker, auch nützlich für andere Leute. Von Jos. Auffenberg. 3. Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Preis 80 Pfg.

Des kleinen Mannes Sparpfennig. Von Jos. Auffenberg. Fünftes bis siebentes Tausend. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 40 Pfennig, 25 Exemplare 9,50 M., 50 Exempl. 17,50 M., 100 Exempl. 30 M.

„Dies originelle Büchlein sollte der ständige Begleiter des angehenden und ergrauten Handwerkers sein" — war mein Gedanke schon, als ich etliche Seiten des „Handwerker-Spiegel" durchgelesen hatte. So muß man schreiben, so markig und saftig, so ohne alles blendende Beiwerk, um unsere guten Männer aus dem Volke zu packen! In zirka 150 Seiten ist so recht eigentlich alles zusammengefaßt, was ein Handwerker, der schon von früh auf an seinem Glücke arbeiten will, wissen, aber auch üben soll. Ein flüchtiger Blick auf den Inhalt wird die Berechtigung zu diesem unserem Urteil dartun. Der „in praktischer Arbeit für das ehrbare Handwerk erprobte Verfasser", wie ihn das von Generalpräses Schäffer beigefügte Vorwort nennt, legt in einem ersten Abschnitte eindringlich und mit hl. Ernste die gewissenhafte Beobachtung der Gebote, gleichsam als Fundament alles Glückes, dem jugendlichen Handwerker ans Herz. Die drei folgenden Artikel durchgehen dann die Handwerkertugenden, die Handwerkerehre und die Handwerkerübel. Sehr belehrende, mitunter illustrierende Zugaben bilden die beiden folgenden Kapitel, die über die so beliebten Handwerkersprüche und auch über das Notwendige handeln, was heutzutage jeder Meister und Geselle aus der Geschichte des Handwerks wissen muß. Der „Anhang" macht das Büchlein erst recht zu einem praktischen Taschenbuch, insofern es Belehrung gibt über das Gesetzliche für Handwerker, eine Anleitung bietet zur „Buchführung für die Handwerker" und endlich das Nötige enthält über „Maß und Gewicht nach dem Metersystem", sowie über Post und Telegraphenwesen. Es tut uns wirklich weh', aus den einzelnen Kapiteln an dieser Stelle nicht etliche Stichproben geben zu können, um den Beweis zu liefern, daß man es hier nicht mit gewöhnlicher Ware zu tun hat. Wie warm sind doch die Kapitel über „Nächstenliebe", „Gesellenverein" usw. Wie kommt der Verfasser auf alles und jedes zu sprechen, was sowohl für die leibliche Gesundheit, wie geistige Vervollkommnung und den so notwendigen Fortschritt in jedem Handwerk von Interesse ist!

Ich möchte diesem Schriftchen vor allem eine Massenverbreitung in der Weise wünschen, daß dasselbe in den einzelnen Gesellenvereinen stets in großen Partien vorrätig ist und Gesellen wie Ehrenmitgliedern so früh wie möglich in die Hände gespielt wird. Ich kann dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser seine Feder noch des öfteren ansetzen möge zu ähnlicher Arbeit. Denn nicht jeder versteht, in dieser markigen Weise zu schreiben.

Das zweite Büchlein ist kaum so groß, daß es die Westentasche füllt und doch überaus inhaltreich. Der Verfasser legt darin meisterlich dem Volke das Sparen in edler und doch wieder populärster Form klar und eindringlich ans Herz. Das Sparen ein Hauptstück und das Sparen ein Kunststück — so lauten die beiden Themata, die er sich gestellt und die er nun in originellster, mitunter humorvoller Weise durchführt. Der Wunsch, den G. Mayr im Vorworte ausspricht, „es möchte sich in jedem Gesellenvereine ein Stifter finden — es gehörte ja nicht so viel dazu —, der es ermöglichte, jedem Gesellen bei seiner Aufnahme in den Verein ein solches Büchlein in die Hand zu geben", ist auch der meinige; nur möchte ich ihn dahin erweitert wissen, daß vor allem auch die vielen Fabrikarbeiter, die des Sonntags verschleudern, was sie die Woche durch verdient, mit diesen Zeilen Bekanntschaft machten, wozu sehr viel beitragen würde, wenn auch Geistliche und Lehrer schon beim Verlassen der Schule ihren Pflegebefohlenen dieses goldene Büchlein als Begleiter auf den Lebensweg mitgeben würden. Bei Massenbezug ist ja der Preis ein so geringer, daß man sich diese Ausgabe allüberall leisten kann!

Jungingen (Hohenzollern). Joh. Scherer.

„Leuchtende Sterne". Kriminalroman von Grisson. Genehmigte Uebersetzung von J. v. Prim, Dülmen i. W., J. Horstmannsche Buchhandlung. 243 S., brosch. 2 Mk., geb. 3. Mk.

Ein Durchschnittsbuch! Die leuchtenden Sterne sind die Augen eines jungen Mädchens aus der Klasse jener seltenen Menschen, deren Seltsamkeit sich menschlichem Verständnis und Urteil entzieht. Als Kind einfacher, braver Leute geboren, hat die Heldin des Romans so wenig mit ihren Eltern gemein, daß sie weder Verständnis bei ihnen finden konnte, noch auch je von ihnen durchschaut ward. Dieser Kontrast zwischen Naturanlage und tatsächlichen Verhältnissen in Verbindung mit gänzlich mangelnder Selbstzucht macht das Mädchen zur abgefeimten Heuchlerin und schließlich zur Gattenmörderin. Dies interessante dichterische Problem gewinnt im vorliegenden Buch leider nur mittelmäßige Behandlung. Es fehlt die scharfe Charakterisierung, namentlich bei dem Gegner der Heldin, die psychologische Vertiefung, die straffe Komposition der Erzählung. Eine wirkliche Bereicherung des Bücherschatzes für Volksbibliotheken vermögen wir in dem hübsch broschierten Buch nicht zu erblicken; völlig ablehnen wollen wir es damit aber nicht; denn, wenig anspruchsvollen Lesern wird es immerhin eine gute Unterhaltung bieten.

Bamberg. Dr. Philipp Friedrich.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Hetz in Trier. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 18125

2. Jahrgang. Nr. 12. September 1905.

Borromäus-Blätter.

Zeitschrift für Bibliotheks- und Büchermesen.

Herausgegeben vom Verein vom hl. Karl Borromäus in Bonn.

Alle Monate eine Nummer von 16 bis 20 Seiten Text in gr. 8°. — Bezugspreis im Buchhandel oder bei der Post (Zeitungspreisliste Nr. 1276a) 2 Mark ganzjährlich.

Inhalt des vorliegenden Heftes: Anton Schott. Von Georg Albert. — Ein moderner Philosoph und seine Werke. III. (Schluß.) Von Kaplan Michael Schnitzler. — Lesezirkel und Volksbibliotheken. Von Dr. Philipp Friedrich. — Rezensionen — Vermischtes.

Anton Schott.

Von Georg Albert-Nürnberg.

Anton Schott gehört zu jenen Schriftstellern, über die man im Augenblick noch kein endgültiges Urteil abgeben kann; er ist eben noch zu sehr in der Entwicklung begriffen. Als ein günstiges Zeichen dürfen die großen Hoffnungen angesehen werden, die man auf ihn setzt, und zwar mit Fug und Recht. Denn, wenn man vor Jahren seine Erzählungen unausgereift nannte und in ihnen die Technik, wie sie ein Kunstwerk beansprucht, vermißte, so zeigt sich in seinen letzten Werken das Bemühen des Dichters, die erkannten Fehler zu vermeiden und immer mehr zur Vollendung voranzuschreiten. Nach menschlicher Berechnung liegt noch eine lange Reihe von Jahren vor ihm, denn er steht noch in der Blüte des Mannesalters.

Merkwürdig ist sein Werdegang gewesen. Aus engen Schranken und kleinem Gesichtskreis, aus Not und Hindernissen, Geringschätzung seiner Person und tausenderlei Fährlichkeiten hat er sich emporgerungen und Achtung erkämpft.

Am 8. Februar 1868 als Sohn eines armen Kleinbauern zu Hinterhäuser bei Neuern im Böhmerwald geboren, offenbarte er schon in jungen Jahren regen Drang nach Kenntnissen und Bildung. Aber nicht einmal eine mittelmäßige Dorfschule stand ihm offen; nur bei einem ungebildeten Winkelschullehrer fand er notdürftigen Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Zwei Jahre lang besuchte er die Realschule in Pilsen, aber die Armut seines Vaters und der Mangel an Wohltätern zwangen den wissensdurstigen Knaben, das Studium aufzugeben und Schreiberdienste anzunehmen. Er verzagte trotzdem nicht, sondern bildete sich in seinen Mußestunden fort, sodaß er im Jahre 1887 das staatliche Lehrerexamen bestand und bald darauf als Lehrer angestellt wurde. Seine Kollegen sahen auf ihn, der nicht die vorgeschriebenen Schulen besucht hatte, mit Geringschätzung herab und betrachteten ihn als einen nicht Ebenbürtigen. Da legte er im Jahre 1896 sein Amt nieder und zog in die Heimat, wo er jetzt als Schriftsteller, Bürgermeister und Bauer lebt und bei einfachen Verhältnissen sich glücklich und zufrieden fühlt.

Seinem einfachen, der Welt unbekannt gebliebenen Leben entsprechen seine dichterischen Werke. Es sind Kinder der Heimat, des böhmischen und bayrischen Waldes, deren Schicksale Schott erzählt; in engen Rahmen spielen sich die Ereignisse ab, auch der Inhalt der

Digitized by Google

Erzählungen liegt fernab von der großen Weltbühne. Einfach und schlicht, dabei aber doch voll Phantasie und Gemüt und nicht selten kernig ist des Dichters Sprache. Und so weiß er den Leser zu fesseln durch die Eigenart seiner Werke; versteht es, ihn schauen zu lassen in seine gemütstiefe Seele, in die Schönheit der heimatlichen Gaue und in den Charakter seines Volkes. Schott ist uns ein lieber Freund geworden und ein Priester im Laiengewande, denn er pflegt die religiösen Ideale, schreibt als ein katholischer Volksschriftsteller, als treuer Sohn seiner Kirche, ohne mit seinen religiösen Gedanken aufdringlich zu werden. Eine Einteilung seiner Bücher in solche, die sich für bestimmte Altersgrenzen, Berufsklassen und Bildungsgrade eignen, kann im allgemeinen unterlassen werden. Lesern vom 18. Lebensjahre an dürfen Schotts Erzählungen und Romane ruhig in die Hand gegeben werden, wenn wir auch bei „Der Bauernkönig" und „Gottestal" wünschen, daß bei der Ausleihe an „mehr Jugendliche" mit einer gewissen Diskretion verfahren werde. Gebildete und Ungebildete schöpfen hohen Genuß aus den ansprechenden Bildern, die der phantasiereiche Erzähler mit gewandter Feder entworfen.

Am besten scheint mir der agrar-politische Roman „Der Bauernkönig"[1]) gelungen zu sein. Der „Bauernkönig" ist ein mannhafter Charakter, der aber im Kampfe mit harten Schicksalen gebeugt wird. Als Sohn des stolzen und begüterten Reichenbauern von Seetal soll Galli die arme Liesel verstoßen, welche er liebt und als Mann von Ehre heiraten wird, weil sie ihm ein Kind geschenkt hat. Alle Bemühungen des Vaters, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, scheitern. Da greift dieser zu dem Mittel der Verleumdung, und macht dadurch Galli von der Geliebten abwendig.

Der Ehrgeiz des Reichenbauern zwingt den begabten und um das Wohl des Volkes besorgten Galli, ein Mandat als Abgeordneter anzunehmen. Ehrlich und mutig arbeitet er im Reichsrat zugunsten seiner Wähler, aber es gelingt ihm wenig, denn er steht allein. Da verbindet er sich mit der liberalen Fortschrittspartei, heiratet ein Stadtfräulein, büßt aber, auf falschen Weg geraten, immer mehr an Geradheit der Gesinnung und infolgedessen auch an Achtung bei seinen Wählern ein. Selbst mit seiner Frau, welche die Liebestragödie mit der Liesel erfahren hatte, gerät er in Zwiespalt und beseitigt diesen erst, als er — der Bauer! — adeligen Titel sich zu verschaffen wußte. Nun kommt die Wendung. Der alte Reichenbauer stirbt, die junge Frau sinkt ins Grab und auch das neugeborene Kind, dessen Häßlichkeit der Mutter aus Herz griff. Der hartgeprüfte „Bauernkönig" verzichtet auf seine Abgeordnetenwürde, heiratet Liesel und ist nun wieder auf dem rechten Gleise. Des Lebens Sturm und Drang hat den starken Mann heftig geschüttelt, aber nicht in den Abgrund geführt, die edle Gesinnung in ihm siegte.

Das „Gottestal"[2]) erschien 1903 und wurde von der Deutschen Literaturgesellschaft preisgekrönt. In diesem sozialen Roman führt uns Schott in ein Hüttenwerk, dessen Inhaber, von falschen Grundsätzen geleitet, in verhängnisvollen Widerstreit mit seiner Arbeiterschaft gerät. Sozialistischer Wahn und kapitalistische Härte lösen zuletzt friedliche Verhältnisse aus, allerdings erst nach dem Tode des Hüttenbesitzers. Von den gut gelungenen Charakterzeichnungen hebt sich besonders Lenhart, der Held des Romans, vorteilhaft ab.

„Der letzte Richter," Kulturgeschichtliche Novelle aus dem Böhmerwalde. Köln, Verlag von J. P. Bachem. Der Hüttenbauer, ein energischer, unbeugsamer Charakter, behauptet mit zäher Beharrlichkeit das aus alten Zeiten im Gebiet Hwozd eingebürgerte Amt eines Richters, bis er alle Hoffnungen, das alte Recht zu retten, erlöschen sieht. Ein seelischer Konflikt hat obendrein das starke Herz des „letzten Richters" mürbe gemacht.

In die zum Teil recht traurigen kirchlichen Verhältnisse Böhmens versetzt uns der Roman: „In falschen Geleisen." (Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.) Der Dichter zeichnet uns da ein Bild, wie es leider oft genug vorkommt. In eine fast ganz deutsche Gemeinde im Böhmerwalde wird ein tschechischer Kaplan berufen, der sich zur Aufgabe

[1]) München 1902, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.
[2]) München, Allgem. Verl.-Gesellschaft, Preis M. 4,— ; gebd. M. 5, — .

setzt, dem tschechischen Element in der Kirche immer mehr Geltung zu verschaffen. Das Volk nimmt die Neuerungen mit steigendem Ingrimm wahr. Auch der Bürgermeister, der eine böhmische Frau geheiratet und von der tschechischen Partei im Orte sich beeinflussen läßt, erregt die Mißachtung und Feindschaft der Bauern. Die „Los von Rom"-Bewegung steckt schon die Leute von Bergwald an; da, im letzten Augenblick wird der unbeliebte tschechische Kaplan abberufen, und Ruhe kehrt wieder in die aufgeregte Gemeinde zurück. Die Person des Bürgermeisters ist meisterhaft gezeichnet. Ausnahmsweise möchte ich den vorliegenden Roman nur in den Händen gereifter Leser wissen.

Zu den besten Werken Schotts gehören auch „Die Einöder",[1]) Erzählung aus der Vergangenheit des Künischen Waldes. Der oft ungemein ruhig dahinfließende Stil unseres Dichters nimmt hier dramatisches Leben an. Die ergreifende Tragik der Handlung zwingt das Gemüt des Lesers, die erschütternd wahren Menschenschicksale mitzufühlen und mitzuerleben. Die Einöder sind unter Schotts Novellen am feinsten durchgeführt bezüglich Aufbau des Ganzen sowohl, als auch hinsichtlich der Detailkunst. Der ältere Sohn der Einöderin wird um sein väterlich Erbteil und um seine Braut betrogen, kommt aber zuletzt wieder zu seinem Rechte, während die Urheber des Betruges und der Feindseligkeiten die gebührende Strafe erleiden. Ein spannendes, bewegtes Volksdrama, das in allen Leserkreisen vollen Beifall finden wird!

Endlich verdienen noch „Die Seeberger"[2]) rühmliche Erwähnung. Frommes, lauteres Gemüt tritt hier in Gegensatz zu dem Dämon der Leidenschaft. Aber die Frau, die in frevlem Uebermut ihren Gatten in den Tod treibt, sieht am Ende ihre Schuld reuig ein und nimmt teil an dem Frieden, der nach langer Zeit des Unheils in den zerstörten Familien wieder Einkehr hält.

Die zahlreichen übrigen Erzählungen Schotts machen auf künstlerische Wertung nur teilweise Anspruch. Sie sind aber alle als empfehlenswert für Volksbibliotheken zu bezeichnen. So die bei Bachem erschienenen Novellen „Aus der Art geschlagen", „Der Hütteumeister", „Der Königsschütz" und „Der Wildhof"; dann „Die Geierbuben" und „Das Glücksglas" (beide bei Herder, Freiburg erschienen), „Auf Irrwegen" (Kevelaer, Butzon & Bercker), „Beschalten Volk und andere Novellen" (Benziger), „Um einen Hof", „Die versunkene Stadt", „Moni", „Dickel der Flank" (Habbel), „Unter dem Banner von Bogen", „Der Bauer im Gefild" und „Die Fährmannskinder" sind in Buchform noch nicht erschienen, wie auch nicht die Jugendschriften „Schwarzblattl" und „Am Scheidewege".

Möge Anton Schott immer bekannter werden im Volke, dessen Eigenart er als echter Sohn des Volkes so trefflich zu schildern versteht! Wer die gerade in der neuesten Zeit so häufigen Versuche, Bücher „für das Volk" zu schreiben, zu verfolgen Gelegenheit hat und sieht, wie wenige das Ziel erreichen, freut sich doppelt, in Schott einen berufenen Volksschriftsteller erblicken zu können, der nach wenigen Jahren gewiß zur Vollendung sich durchgerungen hat.

Ein moderner Philosoph und seine Werke.

Von Kaplan Michael Schnitzer, Bonn.

(Schluß.)

III.

Baco von Verulam vergleicht einmal die verschiedenen Methoden der Philosophie mit gewissen Arbeitsweisen der Tierwelt. Alle Philosophen, so sagt er, waren entweder Empiristen oder Dogmatisten. Die ersteren begnügen sich damit, nach Art der Ameisen den Stoff von außen her zu sammeln. Die zweiten, die Aprioristen, spinnen ihre Gewebe ganz aus sich selbst heraus wie die Spinnen. In der Mitte liegt die Methode der Biene, welche zwar auch ihr Material in Feld und Garten aus den Blumen sammelt, es aber alsdann selbsttätig verarbeitet und verwertet. Es kann nicht zweifelhaft sein, welcher von diesen drei Klassen Friedrich Nietzsche beizuzählen ist. Der Mann, welcher den abstrusen Satz aufstellte,

[1]) Kevelaer, Butzon & Bercker, M. 0.90. — [2]) Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co.

daß alle synthetischen Urteile — a priori falsch seien, gehörte praktisch zu den Aprioristen einseitigster Richtung. Seine Lehre gestaltet sich nach den Bedürfnissen eines großen Zentralsatzes alle logischen und historischen Wahrheiten zu passenden Voraussetzungen um, und die Ungeniertheit, mit welcher dies geschieht, berechtigt uns, diese Lehre zu bezeichnen nicht als ein philosophisches System, sondern als ein psychologisches Symptom unserer Zeit. Zahllose vor Nietzsche haben das Problem zu lösen gesucht, welches uns entgegenstarrt aus dem endlosen menschlichen Leid, aus dem Gegensatz zwischen Menschenwollen und Menschensollen, zwischen hohen Zielen und früher Ermattung, zwischen Geistesidealen und Naturhemmnissen, zwischen Einzelstreben und sozialer Pflicht. Manche von ihnen haben gleich ihm des Rätsels Lösung zu finden vermeint in dem schrankenlosen Ausbau der menschlichen Natur auch nach ihren schlechten Seiten hin. So manche Anklänge an Beziehungen zwischen Schopenhauer und Nietzsche finden sich schon in dem Verhältnis der Stoiker zu den Epikuräern, und diesen fehlt zuweilen zu den Ideen eines Nietzsche nur Tragik und Pose. Ferner weist die von ihm so hochgepriesene Renaissance einen ganz ausgesprochenen Vorläufer seiner Ideen auf: Machiavelli, der dem Rechte des Stärkeren skrupellos seinen Platz in der Staatskunst gab. Der sozialen Nietzsche finden sich sodann unzählige in den Herren vom liberalen Manchestertum. Der einzige Unterschied beruht darin, daß der modernste Philosoph sich nicht scheut, das als allgemeine Weltanschauung auszusprechen, wovon jene nach ihrem Bedarf das eine oder andere herausgreifen. Aber erst aus der Unbegrenztheit und der Kälte dieses prinzipiellen Standpunktes blitzt uns so recht das Widernatürliche und Diabolische solcher Irrwege entgegen. Sie tragen ein besonderes, ganz unverkennbares Anzeichen aller kranthaften Systeme. Wie die absterbenden Religionsrichtungen gewöhnlich die Fragen der Dogmatik geflissentlich übergehen und ihre Gnadenfrist durch möglichst aktuelles Erfassen des bürgerlichen Lebens, namentlich in caritativer Hinsicht, zu verlängern suchen, so wendet auch die atheistische Philosophie sich mit Vernachlässigung der Metaphysik tunlichst bald der Ethik und der praktischen Lebensauffassung zu. Und die Grundlage dieser Gedankengänge ist bei Nietzsche die Lehre vom „Sklavenaufstand in der Moral", von der „Umwertung aller Werte" und von der methodischen Züchtung des „Uebermenschen". Die Frage aber ist, welche geschichtliche Begründung der Meister diesen Hypothesen mitgibt. Gerade in jüngster Zeit sind durch die Erörterungen über Delitzschs „Babel und Bibel" manche prähistorische Probleme neu belebt worden. Und dabei haben Forscher der verschiedensten Richtungen es zur Genüge dargetan, daß die Entwicklung niemals vom Polytheismus zum Monotheismus schreitet, sondern nur umgekehrt. Ganz ähnlich sind die Gründe, kraft welcher sich aus der Immoralität nicht die heutige Moralität entwickeln konnte. Was der Erfinder des neumoralischen Uebermenschen behauptet von der ursprünglichen Auffassung über Gut und Bös, das wird ihm direkt widerlegt von allen, welche an der Hand der Offenbarung den Weg der Geschichte zurückgehen bis zum glücklichen Urzustande der Menschheit, aber auch von denjenigen, welche durch bloß natürliche Forschung in der Urwelt die Spuren dieses Glückszustandes finden und erst dann stutzig werden, wenn sie die Erhebung zur Gnade und die Konsequenzen der Sünde als einen Faktor der Menschengeschichte hinnehmen müßten. Mag es in archaistischer Zeit „Herrenmenschen" gegeben haben; wir wissen, daß weder die öffentliche Moral noch der immanente Richter des Gewissens ihre „Herrentaten" als die rechtmäßige Betätigung der Menschennatur anerkannt hat.

Und was leistet denn eigentlich diese Philosophie? Sie will den Menschen zur höchsten Vollendung erheben, aber sie wählt sich dafür nur die verhältnismäßig wenigen „Herrenmenschen" aus; in den anderen, den viel zahlreicheren „Herdenmenschen" und „Sklavennaturen", mordet sie die Menschenwürde. Durch die schroffste Gottesleugnung macht sie den Menschen zum Mittelpunkt aller Beziehungen, aber noch weniger als das Christentum kann sie ihn als etwas Absolutes, als das Maß aller Dinge hinstellen. Denn nach ihr entwickelt sich seine Art, abhängig von gewollten oder ungewollten Zufälligkeiten, bald zur daseinsunwürdigen Bestie, bald zum Uebermenschen. Unter des letzteren Joch allein knirscht fürderhin die übergroße Mehrheit der anderen, wenn von ihren Leiden der Balsam des Vorsehungswillens genommen ist.

Im Reiche der objektiven Wahrheit und der ehrlichen Gelehrsamkeit hat Nietzsches Philosophie keine Stätte gefunden. Die wissenschaftlichen Kritiken über ihn sind Legion, und immer mehr werden ihrer, die des unglücklichen Mannes Selbstkritik bestätigen: „Nur Narr, nur Dichter!" Aber seine Bücher sind das tägliche Morphium geworden für Tausende mit der Parole: „Ni Dieu, ni maître!"

Es konnte nicht fehlen, daß eine Philosophie des Atheismus, der Immoralität und des Subjektivismus, welche von ihrem Meister schon in dichterischer Form geboten wurde, sich weite Kreise der schönen Literatur eroberte. Das Streben, eine „Persönlichkeit" an die Spitze der Aktion zu stellen, der Widerwille gegen die Moralitätsschranken bei der Behandlung gewisser Konflikte, das psychologisch kluge Zugeständnis an den „gebildeten" Leser, seinen eigenen Werdegang mit der unbehinderten Entwickelung des übermenschlichen

Helden begründen zu dürfen, die billige Freude an poetisch und tief zugleich klingenden Schlagworten, welche der langweiligen logischen, metaphysischen und religiösen Gedanken überheben: alles das fand das weitherzigste Entgegenkommen. Jene selbstbewußten Gestalten unserer Romane und Dramen, welche mit suffisanter Miene an Gottesglauben und Sittengesetz, an Menschenrechten und Nächstenliebe vorbeischreiten, sind die Kinder Zarathustras. Auf diese Gestalten wird ein gesunder Sinn die Worte Lessings in der „Hamburgischen Dramaturgie" anwenden: „Wir staunen sie an, wie wir ein Monstrum anstaunen, und wenn wir unsere Neugierde gesättigt haben, so danken wir dem Himmel, daß sich die Natur nur alle tausend Jahre einmal so verirrt, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeschöpfe für Menschen verkaufen will, deren Erkenntnis uns ersprießlich sein könnte. — Der größte Bösewicht weiß sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht sich selbst zu überreden, daß das Laster, welches er begeht, kein so großes Laster sei, oder daß ihn die unvermeidliche Notwendigkeit es zu begehen zwinge. Es ist wider alle Natur, daß er sich des Lasters als Laster rühmt, und der Dichter ist äußerst zu tadeln, der aus Begierde, etwas Glänzendes und Starkes zu sagen, uns das menschliche Herz so verkennen läßt, als ob seine Grundneigungen auf das Böse als das Böse gehen könnten. — Den Ungeheuren, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Großen. Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist." (XIII, 6.)

Wollte man Nietzsche selbst den Gigantischen nennen, — die Jünger, welche die Lehre des Meisters ins Leben übertragen, sind nichts weniger als Geistesriesen. Er hätte es erleben müssen, wie er nicht allein in der Literatur Schule machte, sondern seine „Immoralität" nunmehr bewußt und grundsätzlich auch geübt wurde in der „Uebermoral" der Ehegatten, der Kinder, der Lehrer und Fürsten und Krieger der Völker, der Verwalter fremden Gutes. Vielleicht wäre es ihm dann ergangen, wie dem Meister Heinrich in der „versunkenen Glocke". Des Pfarrers Vorhersagung: „Die Glocke klingt euch wieder. Denkt an mich!" erfüllt sich. Tief unten aus dem See des ertöteten Gewissens klingt mit schaurigen Tönen die vergessen geglaubte eherne Stimme des alten Gottesgesetzes. Der obengenannte Baco sagt, der Atheismus sei eine Sache des Mundes, nicht des Herzens, und zwar gerade deshalb, weil die Atheisten ihre Ansicht nicht oft genug wiederholen können. Wie der Verbrecher den Ort seiner Untat nicht zu vergessen vermag, so kehrt auch Nietzsche in allen seinen Schriften immer wieder zu der Beschäftigung mit dem Gottesbegriff zurück, den er doch abgetan zu haben meint. Uebermäßig betonter Haß ist noch nie ein Zeichen überzeugter Gleichgültigkeit gegen eine als imaginär erklärte Sache gewesen. Wie der zweite Teil seines Lebens in mancher Hinsicht dem ersten widerspricht, so hätte bei längerer Schaffenszeit Nietzsches Genius vielleicht die Flügel gefunden, um auch die zweite große Kluft zu überbrücken und in einem dritten versöhnenden Gegensatz das anzubeten, was er früher verbrennen wollte: die ewige Wahrheit des Christentums. Er suchte den Grund und die Heilung irdischer Unvollkommenheit. Beide sind zu finden in der Beschränktheit des Geschöpflichen, in der Schuldbarkeit der Sünde und in der Erhebung zum Gegenteil. Aber jeden Anklang an einen Erlösungsbegriff, sei es z. B. selbst in der Form des „Faust", wies Nietzsche ab als eine schwächliche Anlehnung an eine dem Menschen naturnotwendig fremde Instanz. Er verstand nicht den Widerspruch zwischen dem Willen der Einzelperson und den Pflichten der Gesellschaft. Dieser Gegensatz ist ausgeglichen in dem Gebote: „Du sollst Gott über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst." Vor ihm stand als das Ideal der Zukunft der Uebermensch. Ja, welcher denkende Mensch hätte nicht in Stunden demütiger Selbsterkenntnis gerufen nach einem Uebermenschen, dem Vorbild für alle, dem Ideal unserer Wünsche, dem Mittler zwischen göttlicher Vollkommenheit und menschlicher Schwachheit! Wer hätte nicht alle Ideale des eigenen Herzens niedergelegt in das Bild dieses Uebermenschen, von Plato bis auf Sankt Paulus, der das Problem des Leidens so tief erfaßte als das sehnsüchtige „Seufzen der ganzen Natur" (Röm. 8, 22) und ihm entgegenstellte die frohe Botschaft der „nova creatura in Christo" (2 Kor. 5, 17). Die modernste Philosophie aber liest sich wie ein ungewalltes und doch in seiner Art wunderbares Zeugnis der Seele, die selbst bei einem Nietzsche im tiefsten Grunde noch christlich ist, weil sie das Heimweh nach Christus, dem wahren Uebermenschen, nicht verleugnen kann. Wie hat es doch einstmals Tertullian so ernst gepredigt im Apologetikus: „Mit gutem Grunde ist eine jede Seele Schuldige und Zeugin zugleich, in demselben Grade nämlich zugleich schuldig des Irrtums, in welchem sie Bezeugerin der Wahrheit ist. Und am Gerichtslage wird sie in den ewigen Vorhöfen stehen und nicht wissen, was sie sagen soll. Denn sie hat Gott immer verkündigt und ihn doch nicht gesucht." (Kap. 6.) Glücklich, wer die große Sehnsucht eines großen Herzens befriedigen kann vor dem Bilde des wahren Uebermenschen, des Gottmenschen, des Vaters der Zukunft, der nicht Tausende zertreten, sondern um ihrer Liebe willen sich geopfert hat, der seinen Anhängern nicht das Phantasiebild einer widerspruchsvollen Uebernatur vorgaukelt, sondern sie hinaufführt zur unendlichen, aber sicheren Höhe der Gottesgemeinschaft. Einen Saulus hat er zum Paulus gemacht, an „Zarathustra dem Gottlosen" aber erfüllte er das Wort: „Wärest du erhöht wie der Adler und

setzteſt du zwiſchen die Sterne dein Neſt: Von dannen zög' ich dich herab, ſpricht der Herr." (Abd. 1, 4.) Jeder Geiſt dürſtet nach einem Ideal, und wer von Gottes Autorität keines annehmen will, der errichtet ſich ſelbſt eines, das auf tönernen Füßen ſteht. So viele Bewegungen unſerer Tage ſind gerichtet durch den Ausſpruch Tertullians: „Wiſſen iſt beſſer als Nichtwiſſen. Aber etwas nicht wiſſen, weil Gott es nicht geoffenbart hat, iſt beſſer, als etwas darum zu wiſſen glauben, weil ein Menſch es vermutet." Arme Menſchen ſind es, die noch weiter gehen und auf die Vermutungen eines Menſchen hin etwas glauben, was ſie durch die Offenbarung anders und ſicher wiſſen könnten. Und nirgendwo leuchtet die Offenbarung heller als dort, wo ſie das Bild des gottmenſchlichen Uebermenſchen umſtrahlt, denn „er hat unter uns gewohnt und wir haben ſeine Herrlichkeit geſehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit".

Leſezirkel und Volksbibliotheken.

Dr. Philipp Friedrich-Bamberg.

Wer den Vorläufern der modernen öffentlichen Volksbibliotheken ſuchend nachgeht, wird ſolche in den gewerbsmäßigen Leihbibliotheken, in den Büchereien beſtimmter Geſellſchaftskreiſe, in den Leſegeſellſchaften und in den Journal-Leſezirkeln finden. Letzteren begegnen wir zum erſtenmal mit dem beginnenden 18. Jahrhundert. Damals fingen die Zeitungen an, mehr und mehr Einfluß im geiſtigen und wirtſchaftlichen Leben zu gewinnen und fanden überdies eine geſteigerte Leſeluſt beim Publikum vor. Das Abonnement auf die gewöhnlich nur ein- oder zweimal wöchentlich erſcheinenden Zeitungen, wie auf die periodiſchen Zeitſchriften verſchiedenen Inhalts war für die damaligen wirtſchaftlichen Verhältniſſe hoch zu nennen, und darum vom Standpunkt des praktiſchen Finanzmannes die Sitte geradezu nahegelegt, welcher wir in jener Zeit vielfach begegnen, nämlich daß Nachbarn, Geſinnungsgenoſſen und Fachkollegen zu einem gemeinſamen Abonnement ſich zuſammenſchloſſen. Zahlreiche Annoncen in Zeitungen jener Tage liefern uns Belege für das Vorhandenſein ſolch gemeinſamer Leſeeinrichtungen in den Kreiſen des Adels, der Aerzte, der Juriſten, der Honoratioren uſw. in den verſchiedenſten Städten; oft exiſtieren auch am gleichen Platze mehrere ſolcher Leſezirkel, die ſich überdies nicht allein auf Zeitungen und Zeitſchriften beſchränkten, ſondern unter ihren Intereſſenten auch aktuelle Broſchüren und Bücher zirkulieren ließen. Die Inſtitution der Leſezirkel hat ſich bis heute erhalten und iſt aus mehrfachem Grunde faſt ausſchließlich ein Vorrecht der beſſeren Stände geblieben, während die arbeitenden Volksklaſſen ihr Leſebedürfnis in Leihbibliotheken und Leſehallen befriedigen.

In folgendem ſollen einmal die Beziehungen zwiſchen Leſezirkeln und Volksbibliotheken, ſowie die techniſche Seite der Leſezirkel eine nähere Beleuchtung erfahren, da wir auf Grund eigener Erfahrung der Ueberzeugung ſind, daß Leſezirkel ein mächtiger Bundesgenoſſe ſind in dem Beſtreben, volkstümliche Bibliotheken zu gründen und die bereits geſchaffenen Inſtitute zu erhalten. Wer jemals Gelegenheit hatte, in das Ausleihejournal einer freien öffentlichen Bibliothek zu blicken, um dort an der Hand des ſtatiſtiſchen Materials ziemlich ſichere Antwort auf die Frage: Was wird geleſen? zu erhalten, der wird finden, daß durchweg neben belletriſtiſchen Werken von dem Leſepublikum weitaus am meiſten Zeitſchriftenbände verlangt werden. Gerade neu eröffnete Bibliotheken werden in der erſten Zeit ihres Beſtehens nie zuviel gebundene Jahrgänge verſchiedener Zeitſchriften haben, ja oft wird die Nachfrage das Angebot überſteigen. Das Gros der Benutzer der Volksbibliotheken kommt noch mit einem wenig verfeinerten und gebildeten Geſchmack, es wünſcht „etwas Schönes" zu leſen, am liebſten „mit Bildern". Deshalb wird der Entleiher gar oft nur die kurze Bitte hören: „Geben Sie mir ein dickes Buch" — worunter dann ein Zeitſchriftenband gemeint iſt. Der Charakter der illuſtrierten Zeitſchriften mit Romanen, Novellen, Skizzen, Reiſebildern, Aufſätzen ethnographiſchen, geographiſchen, techniſchen Inhalts vermag eben aus dieſem reichhaltigen Menu jedem Geſchmack etwas zu bieten, und daher die Bevorzugung ſolcher Bände ſeitens des leſenden Publikums.

Eine reich ausgeſtattete Zeitſchriftenabteilung wird nach unſerem Dafürhalten für eine jede Volksbibliothek nicht nur nützlich, ſondern geradezu unabweisbar notwendig ſein. Zur Beſchaffung der Zeitſchriften für Volksbibliotheken dürfte aber gerade die Inſtitution des Leſezirkels der billigſte und auch dankbarſte Weg ſein. Abgeſehen von dem Nutzen der Journal-Leſezirkel als ſolcher (Vermittelung billiger Lektüre an die Abonnenten, Unterſtützung des Sortimentsbuchhandels, indirekte Förderung katholiſcher Literaturerzeugniſſe) können die geleſenen Zeitſchriften noch weiterhin und für weiteſte Kreiſe ſehr nutzbar dadurch gemacht werden, daß ſie als „gebundene Jahrgänge" als Grundſtock einer zu gründenden öffentlichen Bibliothek reſerviert oder in die bereits beſtehende Bücherei eingeſtellt werden, deren Bücherbeſtand vermehren und ſtets auf dem laufenden erhalten. Die folgenden Zeilen ſollen nun die mehr techniſche Seite der Leſezirkel behandeln, und zwar ſind dieſe Darlegungen nicht bloß Ergebniſſe eines theoretiſchen Studiums dieſer literariſch noch völlig unbehandelten Frage, ſondern

weit mehr Gedanken und Beobachtungen, welche wir mehrjähriger Praxis abgewannen.

In verschiedener Weise hat man bisher die Errichtung und Fortführung von Lesezirkeln angefaßt. Für die praktische Verwendung dürfte jenes System vorzuziehen sein, welches einfach zu handhaben ist und dem Interesse des Publikums nach Maßgabe des Abonnementspreises am besten dient. Solche Vorzüge glauben wir in dem Lesezirkelsystem erblicken zu dürfen, dessen Grundlagen und Organisation wir in folgendem schildern wollen.

I. Vorarbeiten bei Gründung eines Lesezirkels.

Die Vorarbeiten zur Gründung von Lesezirkeln beginnt man am zweckdienlichsten damit, daß einige literaturkundige Männer geistlichen und weltlichen Standes sich zu einer Kommission zusammenschließen, deren erste Sorge es sein wird, eine Serie von verschiedenen Zeitschriften, die für eine bestimmte Gesellschaftsschicht (akademisch Gebildete, Mittelstand 2c.) passend erscheinen, auszuwählen und zu einer „Probemappe" zu vereinigen. Die Auswahl der Zeitschriften dem Publikum zu überlassen, scheint uns nicht angezeigt; es fehlt vielen Interessenten zu dieser Aufgabe die volle Kenntnis des Charakters der verschiedenen Journale, wie auch die genügende Selbstkenntnis. In den meisten Fällen wird es sogar dankbar begrüßt werden, wenn anstatt der Speisekarte, d. i. des Verzeichnisses der verschiedenen Zeitschriften mit der Notwendigkeit, zu wählen, sofort ein fertiges Menu in Gestalt verschiedener fertig zusammengestellter „Probemappen" zur Wahl vorgesetzt wird. Berechtigten Wünschen nach Aufnahme der einen oder anderen Zeitschrift kann ja immerhin dabei noch entsprochen werden. Bei Zusammenstellung solcher „Probemappen" wird man stets den durchschnittlichen Bildungsgrad der betreffenden Gesellschaftsschicht sowie die richtige Abwechslung in der Wahl von Wochen-, Halbmonats- und Monatsschriften beachten müssen. Als Katholiken haben wir die Pflicht, vor allem die katholischen Zeitschriften zu unterstützen; damit ist jedoch nicht gesagt, daß ein Lesezirkel mit katholischen Interessenten grundsätzlich nur Zeitschriften streng katholischer Observanz enthalten dürfte; wir wollen vielmehr das Gute nehmen, woher es nur immer stamme. Endlich kommt bei Auswahl der Zeitschriften als wichtiger Faktor noch in Betracht die Festlegung des Abonnementspreises des Lesezirkels. Hierbei ist auf zwei Eventualitäten Rücksicht zu nehmen. Ist bei Gründung eines Lesezirkels am betreffenden Platz weder eine öffentliche Bibliothek, noch ein Verein gleichen Interessengebietes vorhanden, so wird der Abonnementspreis des Lesezirkels jene Summe erreichen müssen, die sich ergibt durch Division der Auslagekosten (Abonnement der verschiedenen Familienjournale und Trägerlohn) durch die Zahl der Teilnehmer an einem einzelnen Lesezirkel. Ist hingegen bereits ein Verein mit gleichen Zielen — Errichtung oder Förderung einer öffentlichen Volksbibliothek — vorhanden, so wird gewiß ein Zuschuß zu den Auslagen des Lesezirkelunternehmens von ihm leicht zu erlangen sein, wenn die gelesenen Zeitschriften kostenlos an den betreffenden Verein zur Ueberweisung an öffentliche Büchereien in Stadt und Land überlassen werden.

Die oben erwähnte Kommission erbittet sich die notwendigen Probenummern der Zeitschriften vom Buchhändler am Platz. Wo eine Buchhandlung am Ort fehlt, wende man sich an den Sortimenter der benachbarten Stadt oder ermuntere einen ansässigen Buchbinder zur Besorgung von Probenummern — ein direkter Verkehr mit der Verlagshandlung ist aus verschiedenen Gründen nicht zu empfehlen.

Mit Hilfe des Zeitschriftenmaterials wird ein „Lesezirkel zur Ansicht" formiert. Mit einer solchen Mustermappe — beabsichtigt man verschiedene Lesezirkel ins Leben zu rufen, mit mehreren — geht ein geeigneter Mann zu Familien, die voraussichtlich abonnieren, und macht dort unter entsprechender Erklärung des Sachverhalts seine Offerte. Den Träger läßt man im Interesse der Sache selber nicht von Haus zu Haus gehen, sondern gibt ihm geeignete, „aussichtsvolle" Adressen; deren betätigtes Abonnement wirkt ermunternd, oft bestimmend auf andere ein; wir wünschen mündliche Erklärung der Bedingungen für die Teilnehmer am Lesezirkel, denn eine mündliche Auseinandersetzung wird, wie uns die Erfahrung schon wiederholt lehrte, erfolgreicher wirken als jedes gedruckte Zirkular, und wäre es auch noch so klar abgefaßt.

Aus den geworbenen Abonnenten wird eine bestimmte Anzahl — wir möchten je 12 Personen empfehlen — zu einer Abteilung zusammengeschlossen. Jeder Abonnent erhält eine Mappe, die auf der Vorderseite eine Nummer, auf der Innenseite ein Schriftenverzeichnis des betreffenden Lesezirkels zeigt. Wohl ist uns bekannt, daß die Zahl der Teilnehmer eines Lesezirkels im Interesse eines raschen Umlaufs der Journale nicht sehr ausgedehnt werden soll. Wenn wir gleichwohl 12 Abonnenten für eine Abteilung als Normalzahl ansetzen, so war für uns hierbei das Interesse der Leser maßgebend. Wer sich einem Lesezirkel anschließt, wird das in den weitaus meisten Fällen auch aus dem Grund tun, um für relativ wenig Geld reichen und verschiedenen Lesestoff zu haben. Dies wird aber nur dadurch möglich gemacht, daß eine größere Anzahl von Personen zu einer Lesezirkelabteilung geeint wird. Der dadurch notwendig verzögerte

Umlauf der Journale wird aber kaum Anlaß zu Klagen werden und zwar deswegen nicht, weil wir in den Lesezirkeln keine Tageszeitungen haben, deren Inhalt rasch veraltet, sondern Zeitschriften, deren Aufsätze in weitaus überwiegender Zahl auf dauerndes Interesse rechnen dürfen. Jeder Teilnehmer am Lesezirkel erhält eine Mappe, die der Buchbinder entsprechend dem Format der größten einliegenden Zeitschrift anfertigt. Der Preis einer solchen Mappe in der Größe 39×27 oder 43×32 cm und in solidester, geschmackvoller Ausführung schwankt zwischen 60—80 Pfennig und wird entweder dem Abonnenten gegen Selbstkostenpreis überlassen oder bleibt überhaupt volles Eigentum des Lesezirkel-Unternehmens; in letzterem Fall scheint es angezeigt, eine kleine Benutzungsgebühr für die Mappe zu erheben. Die Vorderseite der Mappe erhält auf einem Deckenschild nicht den Namen des betreffenden Abonnenten, sondern eine laufende Nummer; infolge dieser Maßnahme ist einmal das Wechseln der Journale leichter zu handhaben und bei eventueller Aufgabe des Abonnements der Deckenschild weiter zu gebrauchen, ohne daß eine Erneuerung notwendig wäre. Die Innenseite der Mappe enthält ein Verzeichnis der sämtlichen Journale, welche in dem betreffenden Lesezirkel zirkulieren. Ein roter Strich unter einer Zeitschrift zeigt an, daß in der betreffenden Mappe stets die neuesten Nummern der unterstrichenen Zeitschrift eingelegt werden. Zweckdienlich wird es immer sein, die Innenseite der Mappe mit einer „Bitte um Schonung" der Mappe und Zeitschriften zu versehen.

II. Einlage der Journale und erste Verausgabung.

Bei der ersten Einlage der Zeitschriften in die Mappen ergibt sich eine dreifache Möglichkeit:

a) Ist die Zahl der zirkulierenden Zeitschriften größer als die der Abonnenten, z. B. 17 Zeitschriften bei 12 Abonnenten, so bietet die erste Einlage überhaupt keine Schwierigkeit; leere Mappen wird man nicht erhalten, ja manche Mappen erhalten schon bei der ersten Einlage mehrere Schriften.

b) Ist die Zahl der Zeitschriften gleich der der Abonnenten, so erledigt sich die erste Einlage ebenfalls leicht insofern, als jede Mappe ein Journal erhält.

c) Ist aber die Zahl der Zeitschriften kleiner als die der Abonnenten, z. B. 6 oder 8 Zeitschriften bei 12 Abonnenten, so liegt die Sache nicht so einfach. Empfehlenswert ist in solchem Fall folgender Modus: Man legt die erste Nummer der verfügbaren Zeitschriften bei den ungeraden Mappennummern I, III, V, VII ꝛc. ein; damit die Mappen mit den geraden Nummern II, IV, VI ꝛc. nicht leer ausgegeben werden müssen, erhält jede derselben als Einlage eine kleine Unterhaltungsschrift aus den bekannten Sammlungen von Butzan & Bercker (Aus Vergangenheit und Gegenwart), Benziger (Nimm und lies), Seyfried, Münchener Volksschriften u. a. Diese Schriftchen laufen in den Mappen solange mit, bis jede Mappe mindestens ein Journal hat. Als allgemeine Regel bei der Einlage von Zeitschriften möchten wir noch die Forderungen aufstellen: 1. Richtige Abwechslung mit Wochen- und Monatsschriften in der Reihenfolge der Interessenten, also z. B. Nr. I Wochenschrift, Nr. II Monatsschrift, Nr. III Halbmonatsschrift, Nr. IV Wochenschrift, Nr. V Monatsschrift, Nr. VI Wochenschrift. 2. Die Reihenfolge der Einlage in den Mappen der 1. Abteilungen muß strikte bei allen weiteren Abteilungen beigehalten werden, so daß also bei Abteilungen von je 12 Abonnenten die Mappen I, XIII, XXV ꝛc., II, XIV, XXII ꝛc allwöchentlich den vollkommen gleichen Inhalt an Zeitschriften aufweisen. Durch diese Maßnahme wird nämlich der Wechsel der Schriften ungemein erleichtert, weil der Träger den gleichen Mappeninhalt in verschiedenen Häusern zu finden weiß und für den Fall, daß er aus irgend einem Grund den Mappeninhalt bei Nr. I nicht zu gewünschter Stunde erhalten kann, er einfachhin bei Nr. 13 oder 25 zum Wechseln vorspricht. Namentlich in Städten, wo der Quartalswechsel häufig Wohnungsveränderungen bringt, erweist sich diese Maßregel von großem Vorteil.

III. Der wöchentliche Wechsel der Journale.

Der eigens zu diesem Zweck gemietete Träger begibt sich mit den neuen Zeitschriftsnummern, die er allsonntäglich beim Kontrolleur der Lesezirkel (vgl. unten) abholt, an bestimmtem Wochentag und zu bestimmter Stunde zum Inhaber der Mappe I. Dort vergewissert er sich, ob keine der letzteingelegten Journale beschädigt oder verschwunden sind. Verlorene oder stark beschädigte Schriften müssen ersetzt werden. Ist dagegen alles in Ordnung, so nimmt der Träger sämtliche Zeitschriften aus Mappe I heraus, streicht die auf dem Schriftenverzeichnis auf der vorderen Innenseite der Mappe eingetragenen Nummern dieser Journale durch, legt den Inhalt von Mappe XII und eventuell eine Mappe I zukommende neueste Nummer einer Zeitschrift ein und vollzieht endlich den Eintrag dieser neu eingelegten Journale auf dem Schriftenverzeichnis der Mappe I. Darauf begibt sich der Träger zu Mappe II und nimmt dort genau ebenso den Auswechsel vor. An Stelle der entnommenen Schriften kommt stets der Zeitschrifteninhalt der Mappe mit der nächst niederen Nummer, nur Mappe I macht eine Ausnahme, sie erhält die Journale aus XII.

Digitized by Google

Wie sich aus diesen Darlegungen ergibt, bleibt die Mappe bei den einzelnen Abonnenten stets liegen, nur der Inhalt wird gewechselt; diese Methode bedeutet eine große Ersparnis an Arbeit und Zeit. Sobald die Nummer einer Zeitschrift den Umlauf bei den sämtlichen Abonnenten einer Abteilung eines Lesezirkels vollendet hat, wird sie herausgenommen und entweder zur späteren Verwendung in der Volksbibliothek am Platze oder zur Ueberweisung an öffentliche Bibliotheken auf dem Lande aufbewahrt.

IV. Kontrolle.

Damit der ganze Betrieb des Lesezirkelunternehmens richtig funktioniert, ist eine Aufsicht not. Diese soll nicht der Buchhändler üben, weil er als Lieferant der Zeitschriften bei der Sache engagiert ist, sondern ein vollkommen Unparteiischer. Dessen Obliegenheiten sind:

1. Annahme der von der Buchhandlung gelieferten Journale, Feststellung, ob keine Nummer fehlt oder beschädigt ist, Eintragung des ganzen Befunds in ein Kontrollheft.

2. Haben die Journale sämtliche Mappen einer Abteilung durchlaufen, so werden dieselben dem Kontrolleur zurückgestellt und von diesem die betreffenden Zeitschriften-Nummern im Kontrollheft getilgt.

3. Der Kontrolleur stellt die Abonnementsquittungen aus, bucht die eingegangenen Beträge und vollzieht die Abrechnung mit dem Sortimenter.

Der technischen Seite der Lesezirkelfrage widmeten wir ausführliche Besprechung, um damit erprobte Winke und Fingerzeige für Gründung solcher Leseeinrichtungen auf katholischer Seite zu geben. Der Kenner einschlägiger Verhältnisse wird uns zustimmen, wenn wir sagen, daß in dieser Richtung bisher manches versäumt wurde. Tausende von Katholiken sind Abonnenten von Lesezirkeln, welche von Sortimentern veranstaltet werden; in dem Zeitschriftenverzeichnis solcher Lesezirkel sucht man aber sehr oft vergebens nach einem unserer großen Familienjournale; dieses Manko ist in vielen Fällen auf übergroße Bescheidenheit der katholischen Interessenten zurückzuführen. Vorstehende Ausführungen zielen nun nicht darauf ab, die Gründung katholischer Lesezirkel als eine Hauptaufgabe hinzustellen, deren Verwirklichung mit aller Kraft zu erstreben sei. Die Ueberschrift, welche wir dem Aufsatz gaben, spricht unser Wollen aus: Lesezirkel und Volksbibliotheken. Suchen wir die Gründung von Lesezirkeln herbeizuführen nicht um ihrer selbst willen, sondern um durch sie die Gründung von Volksbibliotheken in Stadt und Land vorzubereiten und bereits bestehende Institute wirksam zu fördern. Weil Lesezirkel mit ihrem reichen Zeitschriftenmaterial eine kräftige und billige Hilfstruppe der Volksbibliotheken bedeuten, sei die Aufmerksamkeit weiterer katholischer Kreise auf dieselben gelenkt.

Rezensionen.

Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Titelaufführung eingesandter, nicht verlangter Rezensionsexemplare wird nicht übernommen. Rücksendung der Rezensionsexemplare findet nicht statt.

Leo XIII. Dargestellt von Martin Spahn. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung 1905, 248 S. Preis ungbd. 4 M., gbd. 5 M.

Ein Werk, das bisher großen Beifall und starken Widerspruch gefunden, bietet uns hier der bekannte Straßburger Historiker, der die Genugtuung empfinden kann, daß diesem seinem so verschieden beurteilten Geisteskinde sowohl des Gegenstandes als der Ausführung wegen lebhaftes Interesse entgegengebracht wird. Die sehr anerkennende Besprechung des Regensburger Offertenblattes für den Klerus will die Schrift zur Gattung der Essais rechnen und danach beurteilt wissen. Auch wir rechten nicht mit dem Verfasser, daß er das gelehrte Rüstzeug des Historikers hier gänzlich verschmäht und auf jeden wissenschaftlichen Beleg seiner Ausführungen verzichtet hat. Das Buch konnte dadurch als Unterhaltungslektüre für die Gebildeten nur gewinnen, aber seine Behauptungen waren dann um so sorgfältiger und gewissenhafter abzuwägen. Spahns Werk fußt, um das gleich zu bemerken, fast ausschließlich auf den eigenen Aeußerungen des Papstes, den Briefen des Kindes und Jünglings, den Hirtenschreiben des Bischofes, den Enzykliken des Papstes, und der Verfasser hat den Beweis erbracht, daß auch mit diesen beschränkten Mitteln sich ein überaus anziehendes Lebensbild des großen Papstes entwerfen läßt. Anzuerkennen ist die geschickte Darstellungsgabe des Autors; Schwulst und Phrase sind meist vermieden. Auch das ist ihm zuzugestehen, daß er mit hoher Begeisterung für Papst Leo, „diesen begnadeten Menschen", an seine Aufgabe herangetreten ist.

Leider hat sich der Verfasser beim Aufbau seines Werkes zu allzu gewagten Konstruktionen verleiten lassen und zeichnet vielfach Schatten, wo keine sind, und wo sie uns im Bilde des Geschilderten sehr unangenehm auffallen, nur damit anderen Orts die Lichteffekte um so mehr in die Augen springen. So stellt er uns den Papst fast im ganzen Verlaufe unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung aus dem Unvollkommenen und Unreifen zum Vollendeten und Ausgereiften dar; so redet der Verf. auf S. 154 von einer „dritten großen Evolution" im Leben des Papstes. Mag nun dieses Gesetz auch für jedes Menschenleben in etwa zutreffen, Spahn hat es zu sehr urgiert, sucht darum aus früheren Jahren in diesem Leben Mängel, die gar nicht vorhanden sind und die dem warmfühlenden Katholiken das Bild des Papstes in ungerechtfertigter und recht empfindlicher Weise trüben.

Da sehen wie im künftigen Papste die Eigenschaft des Ehrgeizes in keineswegs immer rühmlicher Weise hervortreten. Wie präsentiert uns Spahn da den Studenten der Theologie und Rechtswissenschaft! S. 33: „Er war zum Herrn geboren und wußte das." „Nino mußte die Blicke von Protektoren auf sich lenken. . . . Da galt es vor allem zwei Dinge: klug sich zusammennehmen und alle Arbeitskraft aufzubieten." . . . In seinen Formen war er „bei den Vorgesetzten von größter

Höflichkeit, gegen die Mächtigen äußerst devot, sonst steif und kalt". S. 37: „Brennender Ehrgeiz packte ihn, in dem sich persönlicher und Familientrieb nicht mehr unterscheiden lassen"; auf derselben Seite redet Sp. von „leistungsgesättigtem Ehrgefühl", „nervöser Ehrsucht" des Studenten. Die rastlose Tätigkeit des Delegaten wird zugeschrieben der Absicht, „weit mehr, um sich nach oben zu empfehlen, als nach unten zu nützen" (S 72). Auch als Bischof konnte ihn seine Stellung nicht befriedigen. Der „gestürzte" Nuntius wollte sich 1846 vor dem „Vergessenwerden in Perugia" retten (S. 97). . . . „Aber die Hoffnung zerschlug sich und Pecci mußte 32 Jahre lang Bischof von Perugia bleiben." „Ein Sträuben wider die ihm auferlegte, nicht gesuchte Bürde war in ihm." Sein persönliches Verhältnis zu Papst Pius IX. war darum nach unserem Autor keineswegs ein inniges; aus der Lobrede Peccis auf Pius IX. anläßlich der ersten Wiederkehr des Tages seiner Wahl liest Spohn „Kühle", ja „schmerzende Schärfe" heraus (S. 107). Eine heftige Gemütserschütterung ergriff unseren Kardinal Pecci nach seiner Wahl zum Papste; „und doch hatte er auf diesen Tag geharrt, weil er nur vom Stuhle Petri aus die Kirche in die Richtung führen konnte, von der er allein das Heil der Welt erwartete" (S. 199). „Er wurde Papst in eben dem Moment, da sich in ihm das Gefühl, seiner Zeit Herr werden zu können, bis zum Höhepunkt entwickelt hatte."

Dem Gesetze der „Entwicklung" wird auch das religiöse Innenleben Leos unterstellt. Die tiefen religiösen Eindrücke einer ausgezeichneten Mutter, die sich „ganz ihren Kindern, den Priestern und den Armen widmete", traten in den reiferen Jünglingsjahren mehr zurück, um dann bei seiner Priesterweihe erst wieder mächtig hervorzudringen. Hören wir den Verf. selbst. S. 38: „Von religiöser Wärme zeigt sich bis 1835 nicht die geringste Spur"; auf der Seite vorher heißt es: „Ninos Herzensleben war eisig geworden" und wird von ihm „eine vollkommen weltliche Art, das Leben zu nehmen", ausgesagt. „Sogar am Krankenbette seines von fuchtbarem Todeskampfe geschütteten Brüderchens, da er die Feder nicht mehr in der Hand halten kann, fiel ihm Gott nicht ein" (S. 40). „Nur leise wehrte sich, mit angelernten Worten, gegen solche Einflüsterungen friedlosen Verzagens der Christ, der Kleriker" (S. 41). Es war in dem jungen Grafen ein „Zustand der Gottesferne" eingetreten (S. 59); „jede seiner kurzen religiösen Bewegungen seit 1830 war nur wie ein Handerheben im Schlafe." „Noch im Banne des Entsetzens" über die Cholera, die auch sein Leben bedrohte, „faßte er den Entschluß zur lange hinausgeschobenen Priesterweihe" (S. 58). Und nun „überglücklich, das Herz voll vom Frieden der Ewigkeit, empfing er die Weihen" (S. 60). Die „tiefe religiöse Erschütterung bei der Priesterweihe" (S. 99) blieb nachhaltig; „das religiöse Leben erwies sich . . . nicht als Strohfeuer, nur seine Hitze verlor sich, das Herz blieb warm und fromm" (S. 61). So suchte er auch als Bischof von Perugia „seine Entschlüsse nach rein religiösen Gesichtspunkten zu treffen" (S. 99). „Dem in der Wurzel seines Wesens so kühlen und förmlich frommen Manne war, seit er als Bischof wirkte, Religion wie Herzenswärme Bedürfnis geworden" (S. 162). „Sobald aus Südfrankreich Muttergotteserscheinungen berichtet wurden, ward er ein überaus begeisterter Gläubiger von Lourdes. Worte Jesu, die Maria Alacoque mitgeteilt hatte, wiederholte er unbedenklich als echt" (S. 165).

Noch mehr als auf dem Gebiete des religiösen Lebens wird der Nachweis des Fortschreitens vom Unvollkommenen zum Ausgereiften bezüglich der wissenschaftlichen und der Welt- und Menschenkenntnis des Papstes zu führen versucht. Dem Studierenden täuschten „wissenschaftliche Sicherheit und Klarheit" leicht vor, „daß sie wissenschaftliche Wahrheit seien" (S. 55). Mit einer gewissen Reserve drückt sich der Verf. über den Thomismus aus (vgl. S. 126, 128, 163, 167, 177 f.), dessen Wert der Papst angeblich überschätzte; „das System beherrschte ihn bis zum Schlusse" (S. 183). Der Idealismus hatte „eine täuschende Macht über ihn" (S. 151). Der eingehend analysierte Brief des Bischofs Pecci vom März 1864 über die Irrtümer gegen die Religion und das christliche Leben verurfocht in vielen Sätzen „die Empfindung, daß ihr Schreiber um sich tastet" (S. 160). Sehr vorsichtig sind die Aeußerungen über den Syllabus S. 156 ff. Peccis Gesichtskreis war noch in den sechziger Jahren „räumlich beschränkt" (S. 181), sein Geschichtsverstehen mangelhaft. „Als Ursache geschichtlicher Vor- und Rückwärtsentwicklung begriff er bloß die rohesten, sinnlich greifbarsten Ereignisse der Kirchengeschichte, Bekehrung oder Abfall. Das Mittelalter war ihm auch 1876 noch die goldene, fleckenlose Zeit, die häretisch verseuchte Neuzeit überall voll von Uebeln" (S. 179). So fehlte ihm auch das richtige Verständnis des Protestantismus, so daß er selbst „persönlich wider die Protestanten gehässig" werden konnte (S. 148). „Kein Büchlein Luthers kam jemals in seine Hand. Ein Lutherwort, auf das er einen der ehrenrührigsten Vorwürfe gegen den Reformator stützte, entlehnte er einer Schrift von Hugo Grotius." Rationalismus und Protestantismus flossen dem Peruginer Bischof durcheinander, während noch Spohns Ansicht sich der Rationalismus „aus der Kulturüberreife Italiens sowie der ober- und niedereheinischen Städte entwickelte" (?!). Der Biograph bringt sodann die verschiedenen Sprüche des Protestantismus seltsamerweise mit der europäischen Bodengestaltung in Verbindung (S. 179). Pecci wirft in seinem „heißblütigsten Hirtenschreiben" vom 12. Febr. 1860 „den Streit wider die Kirche und die große Revolution, diese und die Reformation durcheinander und wendet sich, die Erfahrungen des eigenen Lebensweges vergessend, gegen die abendländische Entwicklung seines Jahrhunderts". Hier nun ist auch Leo, glücklicherweise noch vor Erhebung zum Pontifikat, in den verhängnisvollen Fehler der päpstlichen Vorgänger gefallen, eines Gregor XVI., der 1832 und 1834/35 alles verurteilt, „was zu seiner Zeit die Gläubigen als Menschen und Bürger tiefer bewegte" (S. 52), und Pius' IX., welcher — „nicht den Worten, doch der Wirkung nach — die Kirche gegen die Kultur gestellt" hatte (S. 174). Pecci fand indes „den Weg zur Kultur über das soziale Gebiet" (S. 193), wenn er sich auch in seiner bischöflichen Periode noch nicht „zur zeitgenössischen Bildung durchgearbeitet" hatte (ebendas.). Anno 1860 stehen ihm noch die regierenden Fürsten „zum Oberhaupte der Kirche wie bei einem Baue die Poliere zum Architekten, wie die Obersten und Offiziere zum kommandierenden General" (S. 139); es „hallt aus diesen heißblütigen Worten des Bischofs die Kampfesstimmung der mittelalterlichen Päpste wider die Kaiser und Könige" (S. 141). Erst im Hirtenbriefe über Kirche und Zivilisation 1877 bemerkte sich Pecci „auf der rechten Fährte" (S. 190). „Bis 1885 gelang es ihm, Kirche und Staat so weit von einander zu trennen, daß er diesen selbständig zu betrachten vermochte. Auch nahm ihm der persönliche Einblick, der ihm durch die

Digitized by Google

Diplomatie verschafft wurde, die gröbsten Vorurteile über die Gegenwartspolitik. Van 1885 ab gewann dadurch seine Darstellung vom Wesen des modernen Staates plastische Gestalt, treffende Züge" (S. 216). In der folgenden Zeit reifte die politische Einsicht noch mehr. „In jenen Monaten" (der Biograph redet vom Jubiläumsjahr 1888) „wurde in dem Papst das Gefühl übermächtig, das Ganze des Menschheitswerdens erfaßt zu haben". „Zu weit hatte er die Masse der Katholiken seiner Zeit überholt" (S. 243).

Man mag diesen Versuch, in das Seelen- und Geistesleben des großen Papstes einzudringen, interessant finden; bei Zügen, die uns sein Bild weniger sympathisch, mehr den menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten unterworfen zeigen, hätte es aber einer abwägenden Vorsicht bedurft, ob sie auch in der Wirklichkeit aber nur in der Darstellung des Biographen existierten. Unser Eindruck war, daß Spahn auch nicht eine dieser auffallenden Behauptungen, die wir oben angeführt, bewiesen hat, daß er vielmehr die Texte, wenngleich nicht übelwollend, vielfach rein subjektiv interpretiert. Es wäre ein Unglück für die Menschheit, wenn sich die Mehrzahl, so wie es hier an Papst Leo XIII. geschildert wird, aus vielen Unvollkommenheiten und Irrtümern zum Teil erst in hohem Greisenalter zur geistigen und sittlichen Reife und Höhe des Lebens durcharbeiten müßten. Das sind im Menschenleben Ausnahmen; die Regel ist eine ganz harmonische Entwickelung, sei es nach der guten, sei es nach der schlimmen Seite hin, die zeitig die Vollkraft der Reife erreicht, und eine solche harmonische Natur war auch Leo XIII.

Der Verfasser versucht die Person seines Helden vielfach mit den kirchlichen und politischen Zeitverhältnissen, zum Teil sehr geschickt und anziehend. Doch fordert auch hier manches die Kritik heraus. Neu dürfte manchem sein, daß der Jesuitenorden 1773 dem Ansturm der Hetzer in dem Augenblick erlag, als er schon „durch jenen inneren Ermattungsprozeß sich aufzulösen drohte, der bisher noch jede mönchische Institution nach einer gewissen Zeit der Blüte ergriffen hat" (S. 17); von der Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. redet er als von einem „Experiment, das gelang" (ebendas.). Auch das entspricht nicht den Tatsachen, daß die Schwäche Roms seit langem in der Entfremdung von den Völkern bestanden, daß die Päpste ein Halbjahrtausend lang durch die eigenen Glieder der Kirche immer mehr auf Mittelitalien beschränkt worden seien (S. 48); der Verf. beachtet nicht genug die akute Krankheit des Febronianismus. Daher ist übertrieben S. 172: „Die Seele der Millionen Gläubigen in allen Ländern, die jahrhundertelang Rom fremd und fremder geworden, war durch Pius wieder eins mit Rom." Unrichtig ist auch, von einer „romanischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts" zu reden (S. 176); recht seltsam berührt S. 65, einen Talleyrand neben Leo XIII. als Vertreter „klerikaler Weltanschauungen" bezeichnet zu hören und in Papst Leo etwas von der „geistigen Physiognomie Friedrichs des Großen" (S. 183) zu erblicken. Auch wird man bei Schilderung der politischen und sozialen Zustände etwas zu viel Licht auf die germanischen Völker, voran das „Herrenvolk" der Engländer (S. 95) und die Belgier (vgl. S. 85, 116), und zu viel Schatten auf Italien und speziell den Kirchenstaat aufgetragen finden. So gilt dem Verf. Carpineto als die „äußerste Grenze geschichtlichen Lebens im Abendlande", „wo die Jahrhunderte vorübergingen, ohne sie zu kultivieren" (S. 5), der Kirchenstaat war der „unbewachteste aller Revolutionsherde" (S. 49), „wirtschaftlich und sozial vollkommen rückständig" (S. 103). Er redet von einer „Handwerkstheologie der bischöflichen Seminare" (S. 125), von „Intrigenspiel an der Kurie" (S. 20), von dem „Pfäffischen im italienischen Klerus", von „ans Wenig- oder Nichtstun gewöhnten" Seelsorgern (S. 121). Dunkel und phrasenhaft ist die Schilderung der katholischen Bewegung des 18. Jahrhunderts S. 45 ff., und es erscheint uns darum noch als kein Unglück, wenn Leo XII. in den zwanziger Jahren „den Katholizismus der Welt nicht miterlebte" (S. 48). Ueber Leo und die sogen. römische Frage finden sich S. 225—233 interessante Details, die wir auf ihre Glaubwürdigkeit leider nicht prüfen können.

Leo XII. hieß als Kardinal Annibale, nicht Hieronymus della Genga (S. 199).

Summa: Spahn hätte aus dem von ihm verarbeiteten Stoff ein Werk liefern können, für welches ihm die deutsche katholische Leserwelt — denn für diese ist das Buch doch wohl berechnet — höchsten Dank entgegengebracht hätte. Wie das Buch aber vorliegt, mit seinen vielfachen schiefen, ungerechten und unreifen Urteilen und Ansichten kann es nur mit Vorbehalt, zumal einem weniger geschichtskundigen Leserkreise, empfohlen werden.

Imnau (Hohenz.). Dr. Adolf Rösch.

Weltgeschichte in Charakterbildern. Kaiser Maximilian I. Von Max Jansen. Mit 80 Abbildungen. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung 1905. 142 S. Preis gbd. 4 M.

M. Jansen, der uns im vorigen Jahre mit einem trefflichen Buche über Bonifaz IX. und seine Beziehungen zur deutschen Kirche beschenkt hat, unternimmt es hier, die Profangeschichte der Wende des folgenden Jahrhunderts zu schildern. Kaiser Max, die volkstümlichste und sympathischste Herrschergestalt auf dem deutschen Thron neben seinem Ahnherrn Rudolf von Habsburg und dem großen Karl und Otto, erscheint hier als Träger der Zeit, in der „die Auflösung des Reiches" und ein „neues Kulturleben" sich vorbereitet. Das Buch gibt drei „Ueberblicke": 1. „über die Reichsgeschichte seit dem 13. Jahrhundert", 2. „über die Regierung Maximilians" (S. 37—85) und 3. „über das Wirtschaftsleben und die Wissenschaften vor und unter Maximilian I." Bei dem letzten Ueberblick werden Maximilians Beziehungen zu diesen beiden Seiten des Lebens besonders geschildert (S. 132—140). Ueber die Anlage und Stoffverteilung bei diesen Charakterbildern darf man ja schon gar nicht mehr mit den Herausgebern rechten, denen allein der ganze genaue Plan des Werkes bekannt ist; dem Verfasser wird auch seine Marschroute vorgeschrieben gewesen sein, und man darf sich also bloß an das Gebotene halten. Mit Bedauern nur kann man feststellen, daß eine Darstellung Rudolfs von Habsburg im Rahmen dieser Charakterbilder nicht in Aussicht genommen zu sein scheint, da dieses Buch, abgesehen von der äußeren Politik, die ganze deutsche Geschichte seit rund 1200, also mehr als 300 Jahre, behandelt. Der Verfall der Königsmacht, die Entwickelung des Fürstentums, des Städtewesens, der Rückgang des kirchlichen und päpstlichen Einflusses, die Reformversuche in Reich und Kirche, die Geschichtschreiber der größeren Städte, das Eindringen des Kapitalismus, des Humanismus, die Stellung der Bauern und Ritter, all das und noch viel mehr kommt hier zur Darstellung, zu einer Dar-

Digitized by Google

stellung, die für den Kenner dieser Verhältnisse stets, da sie immer eine kurze Begründung findet, sehr interessant ist und jedem Gebildeten auch eine gute Uebersicht vermitteln wird. Eine Fülle von feinen Bemerkungen und eine großzügige Auffassung auch bei der Entwicklung der Einzelheiten wird man in diesem Buche finden. Dieses Charakterbild eines Mannes, der als edle, kerndeutsche Natur, als „letzter Ritter“ dasteht, „der, an den Wechsel alles Irdischen gewohnt, nie über dem Mißlingen den Mut zu neuem Wagen verlor“ (S. 50), dessen Bestrebungen tragisch scheitern, nicht an Schwäche seines Willens, nicht an Mangel ihrer Berechtigung, sondern am Charakter einer Zeit, die die Folgen zog aus der Vergangenheit, dient ganz entsprechend jenen Kreisen, für die es bestimmt ist und gehört in alle Bibliotheken, die auch allgemein gebildeten Lesern etwas bieten wollen und können, sowie in die Lesehallen.

Siegburg. Dr. Wilhelm Felten.

Illustrierte Weltgeschichte in 4 Bdn. Herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Mit annähernd 1200 Textabbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafelbildern. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 1 M. in 4°. München 1905, Allg. Verlagsgesellschaft.

Von dem angekündigten Unternehmen liegen dem Rezensenten bis jetzt die vier ersten Lieferungen des vierten Bandes, des Schlußbandes, vor. Dr. S. Widmann, schon längst bekannt durch seine anziehend geschriebene Geschichte des deutschen Volkes, hat die Bearbeitung der Neuzeit in zwei Bänden übernommen, während die Geschichte des Mittelalters in zwei Bänden von Dr. W. Felten, und jene des Altertums in einem Bande von Dr. P. Fischer geschrieben wird. Daß zuerst mit der Drucklegung des letzten Bandes, der die neueste Zeit behandelt, begonnen wurde, war taktisch sehr klug. Denn gerade eine Darstellung dieser Epoche vom christlichen Standpunkt aus war ein dringendes Bedürfnis. Wenn die Arbeit nicht ins Stocken gerät, so kann dieser Band bis Oktober komplett erscheinen, und besser situierte Katholiken werden dann in den Stand gesetzt sein, auf Weihnachten ihren Kindern und Verwandten, die bereits die höheren Klassen höherer Lehranstalten besuchen, damit ein prächtiges Weihnachtsgeschenk machen zu können, denn die bereits erschienenen vier Lieferungen beweisen, daß wir es hier mit einer Glanzleistung zu tun haben.

In der Ankündigung heißt es über den Zweck und die Absichten, welche die Verfasser bei ihrer Arbeit leiten: „Die Verfasser wollen eine Weltgeschichte geben nicht für die Gelehrten, aber für die, die sich wollen belehren lassen, für das Haus, das Volk, die höheren Schulen, als Ergänzung zu jedem anderen, nicht geschichtlichen Fachwissen, zur Belebung geschichtlichen Verständnisses und zu herzerhebender Erholung und zur Festigung vaterländischer und christlicher Gesinnung. Von jeder Tendenz und Geschichtsmacherei wissen sich die Verfasser frei.“

Die Frage, ob es heutzutage für drei Männer möglich sei, angesichts des riesigen Anwachsens des Quellenmaterials eine Weltgeschichte zu schreiben, ist hinsichtlich einer solchen Weltgeschichte eine reine Doktorfrage. Denn eine Weltgeschichte für den oben angedeuteten Zweck zu schreiben, ist gewiß möglich, wenn es auch als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden muß, eine die Ansprüche aller Fachmänner durchweg befriedigende Weltgeschichte zu schreiben. Die vier ersten Lieferungen umfassen die Zeit vom Beginn der französischen Revolution bis zum Einzug der verbündeten Monarchen in Paris am 31. März 1814. Dr. Widmann ist also mit der Darstellung einer der für die zusammenfassende Geschichtsschreibung schwierigsten Epochen vor die Oeffentlichkeit getreten; denn gerade in der Schilderung dieser einzigartigen Zeit mußte es sich zeigen, ob der Verfasser das Zeug hat, in großen Zügen gewaltige Umwälzungen populär darzustellen. Diese Aufgabe hat Dr. Widmann in durchaus befriedigender Weise gelöst. Der Stoff ist richtig verteilt, Unwesentliches wurde beiseite gelassen, ohne daß solche Einzelzüge, die gerade charakteristisch für die Zeit oder die handelnden Personen sind, vergessen geblieben wären. Besondere Anerkennung verdient die Frische und Lebendigkeit der Darstellung, sowie die Sauberkeit des Stils.

Da die Geschichte nicht bloß eine lange, ununterbrochene Reihe von Staatsaktionen ist, sondern letztere sich oft genug nur als notwendige Folgen von Vorgängen auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete sowie von religiösen und philosophischen Weltanschauungen offenbaren, muß jeder Geschichtsschreiber den kulturellen Zuständen ganz besondere Aufmerksamkeit schenken. Das ist hier in einer Weise geschehen, daß wir den Freimut, der bei Besprechung mancher Zustände und Vorgänge vor, während und nach der großen Revolution notwendig ist, keineswegs vermissen. Daß jedoch die ganze Bewegung von der hohen Warte christlicher Geschichtsauffassung aus betrachtet wird, gereicht dem Werke nur zum Vorteil. Man möchte fast sagen: Gott sei Dank, daß nirgendwo nach dem Schema einer einseitigen philosophischen Theorie willkürlich konstruiert wird. So erhalten wir eine in jeder Beziehung für den angegebenen Zweck brauchbare Weltgeschichte, die nicht etwa bloß bis zum Frankfurter Frieden im Jahre 1871, sondern bis auf die Gegenwart fortgeführt wird. Die herrlichen Illustrationen und die verschiedenen Facsimiles erhöhen noch bedeutend den Wert des Werkes.

Von dem oben angegebenen Leserkreis wird das Werk mit dem größten Nutzen gelesen werden. Für den, der nicht einen in die höheren Gymnasialklassen hineinreichenden Unterricht genossen hat, wird die Lektüre bisweilen etwas schwer werden, da einzelne Kapitel eine ziemliche Allgemeinbildung voraussetzen, wenn sie ganz verstanden werden wollen. Dem Werke ist indes die weiteste Verbreitung zu wünschen. Es darf wohl vom Ehrgefühl der Katholiken erwartet werden, daß diese Weltgeschichte den durch und durch tendenziösen, katholikenfeindlichen, vielfach mit vorsintflutlichen Vorurteilen operierenden Jäger aus allen katholischen Häusern verdrängen wird, zumal, wie die ersten vier Lieferungen zeigen, diese neue Weltgeschichte die Jägersche in der Schönheit der Ausstattung übertrifft und in der Darstellung ihr mindestens gleich kommt.

Bonn. Hermann Herz.

Ein Jahrhundert römischen Lebens. Von Winckelmanns Romfahrt bis zum Sturze der weltlichen Papstherrschaft. Berichte deutscher Augenzeugen. Von Schmidt, Dr. H. 295 S. Lex.-8°. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. Geb. 7,50 M.

De Waal empfiehlt in seinem Rompilger mit Recht dringend, daß man sich für eine Romreise durch gründ-

liche Lektüre vorbereite. Ein ganz vorzügliches Hülfsmittel hierfür bringt gleichzeitig Smidt auf den Büchermarkt; zwar nur eine Anthologie, aber eine von denen, die wirklich eine ganze Bibliothek ersetzen und eine Lücke ausfüllen, dazu versehen mit einer Reihe schätzenswerter Beigaben (u. a. Annalen von 1700—1870). Es ist eine bunte, aber höchst erlesene Gesellschaft, die hier ihre Reiseeindrücke wiedergibt: Winckelmann, Goethe, W. v. Humboldt, Elisa von der Recke, Overbeck, Bunsen, Schnarr, K. A. von Hase, Mendelssohn-Bartholdy, Moltke, Böcklin u. a. m. Die Auswahl ist sehr glücklich, das ganze Werk bis zur letzten Seite für unterrichtete Leser äußerst fesselnd. Auch dem katholischen Empfinden ist gebührend Rechnung getragen, sind doch gerade Katholiken mit den stärksten Beiträgen vertreten, Führich mit 15 Seiten, Hettinger mit 24. An einer geringen Anzahl schiefer und unfreundlicher Bemerkungen wird man sich so wenig stoßen wie etwa an Wilh. Müllers Protest gegen — die Freilegung des Forums. Kaum dürfte ein zweites Buch zu finden sein, das so geeignet wäre, den Reisenden empfänglich zu machen für die ungeheure Fülle der Eindrücke, ihn anzuleiten, sein Interesse gleichmäßig auf die verschiedenartigen Objekte zu verteilen und ihm dauernd die richtige Stimmung zu übermitteln, die im modernen Rom vielen Fremden schon in den ersten Tagen verloren geht. Wir wünschen dringend, daß der Erfolg den Herausgeber ermutigt, bald den versprochenen zweiten Band folgen zu lassen.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt sowie der Hauptstädte Italiens. Von de Waal. 8. Aufl. 422 S. kl.-8°. Freiburg, Herder. In Bädeker-Band. M. 5.

Endlich wieder einmal eine Publikation, die nach Inhalt und Ausstattung geradezu mustergültig ist. Man darf sich hierüber um so mehr freuen, als die Reiseliteratur ein Fach ist, in dem der kathol. Buchhandel von vornherein von erfolgreicher Konkurrenz ausgeschlossen ist. In der neuen Auflage steht das vorliegende Werk auf derselben Höhe wie die rühmlichst bekannten Werke der Firmen Bädeker und Meyer, übertrifft sie sogar in Einzelheiten, z. B. in der sehr praktischen Anlage der Straßenbahntabelle. Dieses Lob kann auch durch die Feststellung einer Anzahl fehlerhafter Angaben (z. B. Seite 146, Zeile 30; S. 322, Z. 2; auch die Karte bedarf einiger Berichtigungen) und weniger gelungenen Urteile (z. B. S. 5, Z. 21; S. 7, Z. 18; S. 8, Z. 34; S. 116, Anm.; S. 168, Z. 3; S. 241, Z. 34) nicht geschmälert werden. Da die übrigen Reiseführer, selbst die größere Ausgabe des Gsell-Fels, kirchliche Dinge nur so weit berücksichtigen, als sie auch den Juden und Heiden interessieren, ist de Waals „Rompilger" als Ergänzung für jeden nicht sehr stark theologisch gebildeten Katholiken schlechthin unentbehrlich, und selbst der Theologe dürfte das Werk nur ungern vermissen; für Teilnehmer an Pilgerzügen genügt es sogar allein. Auch für unsere Volksbibliotheken ist es wohl geeignet, zumal es sehr reich illustriert ist.

Königswinter. Heinrich Falkenberg.

Apologetische Schriften.

1. Volksaufklärung, zur Lehr' und Wehr. Nr. 74—86. Preis pro 1 Exemplar 20 Pfg., 100 Exemplare 14,30 M. Warnsdorf in Böhmen, Opitz.

Manche der vorstehenden Nummern sind sehr gut, z. B. Nr. 79 Ein Wohltäter der Menschheit, Nr. 84 Katholizismus und Protestantismus, Nr. 85/86 Aus Englands Schreckenszeit; andere mögen vor der Kritik eben noch standhalten, der Rest aber kann vor einer strengen Kritik nicht bestehen. Nr. 74 über den sozialistischen Volksstaat ist vollständig wirkungslos, abwohl gerade solche Themata am besten auszunützen wären. Egger berücksichtigt in Nr. 75/76 in seinen Ausführungen etwas zu wenig die monarchischen Staaten. In Nr. 82/83 erhalten wir einen kurzen Auszug aus dem Werke Knellers über die Frage nach der Religion der Naturforscher. Eine solche Statistik ist unverständlich in einer Sammlung von Schriften zur Volksaufklärung. Im allgemeinen machen wir die Wahrnehmung, daß die Verfasser die Gabe, populär zu schreiben, nicht besitzen. Darum sind ihre Werke für das Volk zu unverständlich und für die Gebildeten zu einfach. Ganz auffallend ist der vorwiegend polemische Charakter beinahe aller Nummern. Dieser Umstand dürfte ein Haupthindernis der Verbreitung sein. Wir können das Böse nur durch das Gute bekämpfen, die wirkliche Ueberlegenheit der guten Sache aber tritt in den Schriftchen nicht zutage.

2. Wissenschaft und Religion. 1. Die Stellung der Katholiken gegenüber der Wissenschaft. Von Dr. Fonsegrive. 2. Die Seele des Menschen. Von J. Gulbert. 3. Kunst und Moral. Von Sertillanges. Je 60 S. 0,50 M. Straßburg, Rauz & Co.

Dieses Sammelwerk wendet sich an Gebildete. Was bisher erschienen ist, wird sicher großen Erfolg haben. Die Mitarbeiter verraten gründliche Wissenschaftlichkeit und feine Darstellungsgabe. Nr. 1 wird wohl am meisten Widerspruch erfahren und zwar im eigenen Lager. Der Verfasser ist großer Optimist, und es werden — zu unserem Bedauern sagen wir es — viele an ihm Anstoß nehmen; denn er vertritt einen freiheitlichen Standpunkt. Nr. 2 behandelt die Seelenfrage mit übertegener Sachkenntnis, nicht allein auf Grund logischer Deduktionen, sondern fußend auf gründlicher Tatsachenforschung. Vielleicht wird der Verfasser gut daran tun, seine Voraussetzungen in der Psychologie etwas herabzusetzen. Wir fürchten, bei der mangelhaften philosophischen Bildung auch der höheren Stände, könnte das ausgezeichnete Schriftchen nicht genug Verständnis und Interesse finden. Am besten gefallen hat uns Nr. 3 über das Verhältnis der Kunst zur Moral. Solche Ausführungen liest man katholischerseits wirklich selten, und doch sind sie unumgänglich notwendig bei dem großen Interesse, das man in weiten Kreisen der Kunst entgegenbringt. Wer dieses Schriftchen gelesen hat, besitzt einen sichern Wegweiser, der ihm vorzüglichen Aufschluß gibt über die Wege, auf denen die moderne Kunst wandelt, und wie sich diese Wege zur Moral verhalten. Wie alle anderen Werke, so ist auch dieses aus dem Französischen übersetzt. Wir müssen dem Verleger wirklich dankbar sein, daß er eine so frisch sprudelnde Quelle der Wissenschaft über die Vogesen herübergeleitet hat.

3. „Glaube und Wissen." Heft 3: Kann ein denkender Mensch an die Gottheit Christi glauben? Von L. Selzle.

Heft 4: Luther und die Gewissensfreiheit. Von Dr. N. Paulus. Münchener Volksschriftenverlag. Je 30 Pfg.

Ad 3. Christus hat gelebt, ist gestorben und auferstanden: also ist er Gott. Diesem ersten Beweis

folgt der zweite: Christus hat behauptet, er sei Gott, also ist er es, und der dritte: Christus hat die heidnische Welt in die christliche umgewandelt, also ist er Gott. An Verdächtigungen der Gegner fehlt es leider nicht, und doch scheint es uns, als ob der Verfasser ohne solche hätte auskommen können. Er verfügt über gutes Material und weiß sehr klar zu schreiben. Vielleicht wäre es besser, wenn die Einwände der Gegner nicht so abrupt hingestellt würden. Schon der Titel der Schrift will uns wegen seiner Härte nicht gefallen. Beim Volke erregen solche Fragen und Bedenken gewaltige Zweifel, und es ist dann sehr schwer, den unangenehmen Eindruck wieder zu verwischen. Sachlich kann ein Apologet sein, wenn er auch mehr positiv als negativ schreibt. Der erste Abschnitt hätte viel gewannen, wenn der Verfasser mehr Gewicht auf die göttliche Weisheit Christi als auf seine Allmacht gelegt hätte. Christus selber hat dies schon getan, und dieser Umstand bedarf für einen modernen Apologeten gar sehr der Beachtung. Sätze wie: „Christus hätte sich selbst betrogen, oder er hätte uns betrogen," lassen auch die Gegner nicht zu, es muß ihnen eine ganz andere Wendung gegeben werden. „Christus hat die heidnische Welt in die christliche umgewandelt" ist nach verschiedenen Seiten hin unwahr.

Ad 4. Diese Schrift verrät den bedächtigen und gründlichen Forscher. Sie umfaßt nicht nur Luthers Ansicht über Gewissensfreiheit, sondern auch die der anderen Reformatoren: Melanchthon, Jonas, Menius, Rhegius, Brenz. Es wird gezeigt, daß die Glaubensspaltung vielfach mit Gewalt herbeigeführt wurde, indem die dem alten Glauben Treugebliebenen ihrer Seelsorger beraubt und in ihrer Religion gehindert wurden auf direktes Betreiben der Reformatoren. Die Uebertragung der geistlichen Gewalt an die Fürsten erfolgte vielfach zu dem Zwecke, Andersdenkende zu vergewaltigen. Es ist interessant, zu sehen, wie auf diesem Wege allmählich nur für die Fürsten Religionsfreiheit entstand. Die Lektüre dieser Schrift ist für jedermann sehr zu empfehlen.

4. Zurück zur kathol. Kirche? Von Wettstein. Aachen, bei G. Schmidt. 118 S. 0,75 M.

Eine solche Schrift ist uns unverständlich. Sie beginnt mit einer Einladung an unsere getrennten Brüder und soll als Hülfsbüchlein für den Konvertitenunterricht dienen. „Die Protestanten haben die Pflicht, katholisch zu werden," so beginnt jeder Abschnitt, und nachher werden die Lehren von dem Primat des Papstes, von den Eigenschaften der Kirche, von der Glaubensrichtschnur, von den Sakramenten, dem Ablaß und der Heiligenverehrung als Gründe jener Pflicht angeführt. Diese Art der Begründung eines Glaubenswechsels erscheint uns nicht logisch und nicht praktisch zu sein. Was der Verfasser als ausschlaggebend bezeichnet, ist offenbar nur das Mittel zum Zweck; nicht auf die äußere Gestalt der Religion kommt es in erster Linie an, sondern auf den Gehalt, auf die religiöse und sittliche Gesinnung. Weil diese durch die Glaubenstrennung gefährdet erscheint, darum muß der Einzelne zur Einheit zurückkehren. Der Verfasser hat diese Kernfrage nur in einem kurzen Abschnitt behandelt und wird deshalb wenig Protestanten gewinnen. Ob es sodann praktisch ist, im Konvertitenunterricht gerade mit den Lehren zu beginnen, die zur Trennung am meisten Anlaß gegeben haben, möchten wir sehr bezweifeln. „Du mußt katholisch werden, weil die Lehre von den Ablässen eine göttliche Wahrheit ist oder weil die wahre Kirche Maria in besonderer Weise ehrt," auf eine solche Behauptung hin werden die Protestanten sagen: Im Gegenteil, gerade deshalb ist die katholische Kirche zu verlassen. Beinahe alles, was der Verfasser anführt, wird ein Konvertit erst dann verstehen und annehmen, wenn er überzeugt ist, daß die wahre Religion und die wahre Frömmigkeit in seiner Konfession verloren geht, und daß zum Schutze des Seelenheiles die äußeren Veranstaltungen unumgänglich sind. „Du kannst in deiner Konfession nicht zum rechten Anschluß an Gott, nicht zur Liebe, nicht zur Buße, nicht zur Rechtfertigung gelangen," solche Sätze machen den Konvertitenunterricht fruchtbar. Aber davon erfahren wir durch den Verfasser nur sehr wenig.

5. Bomben und Granaten zur Verteidigung des kathol. Glaubens. Von H. Wehner. Paderborn, F. Schöningh, 1905. 0,60 M. 181 S.

Nicht eigentlich den katholischen Glauben verteidigt der Verfasser, vielmehr die natürliche Religion in ihren Wahrheiten über Gott, Schöpfung und Vergeltung. Die Gründe, welche in Form eines Zwiegespräches vorgeführt werden, fallen auf die Feinde des Glaubens wirken wie die Bomben und Granaten in der Schlacht; aber dem ist nicht so. Auf uns wirkte es z. B. ganz schlecht, daß der Verfasser soviel bei Kneller entlehnt hat; auch den Gottesbeweis aus dem allgemeinen Bewußtsein der Völker und im Anschluß daran den aus dem Gewissen halten wir für durchaus unzureichend und oberflächlich. Es lassen sich gegen solche Argumentationen viel zu viel Einwände erheben, als daß man bei zweifelnden Naturen etwas damit erreichte. Daß wir es durchaus mißbilligen, wenn ein kathol. Apologet durch moralische Verdächtigungen der Gegner etwas ausrichten will, haben wir schon mehrmals hervorgehoben. Daß aber der Verfasser einen Kant, einen Schopenhauer und v. Hartmann für reif ins Tollhaus erklärt, das raubt ihm unser ganzes Vertrauen. Diese Männer haben geirrt — wer tut das nicht —, aber sie haben ungeheuren Fleiß und große Talente an ihre Aufgabe herangebracht, ihr Standpunkt ist darum fester, als der Verfasser zu ahnen scheint. Den Kernpunkt der Kantschen Philosophie hat er ganz verkannt, sonst würde er nicht den Skeptizismus als Hauptfehler hinstellen: Kant ist sehr positiver Idealist und will den Skeptizismus überwinden. Von der Größe der Leiden in der Welt hat der Verfasser offenbar nichts empfunden, über ihm wölbt sich ein heiterer Himmel, sonst würde er nicht mit so faden Gründen gegen den Pessimismus vorgehen. Im allgemeinen sagen wir: Auch nicht in einem Punkte hat der Verfasser unsere Bedenken zu widerlegen gewußt, er hat seine Gegner wahl schlecht gemacht, aber nicht studiert, geschweige denn besiegt.

6. Was ist Wahrheit? Von J. Gusy. Breslau, Goerlich. 108 S. 0,60 M.

Der Verfasser wird mit seiner Schrift nicht in das Volk dringen, denn er versteht es nicht, seinen Ausführungen ein interessantes Gepräge zu geben. Bei Adam und Eva fängt er an und bei der modernen Andacht zum h. Joseph hört er auf. Die Fragen nach dem Ursprung des Menschengeschlechtes, nach der Quelle der Sünde und des Leidens werden ohne jegliche Rücksicht auf die gegenwärtige Wissenschaft gelöst, und darum wird die Schrift nur von wenigen gelesen werden, die in der Jetztzeit noch Wahrheit suchen. Die Person Jesu Christi wird beinahe ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Genugtuung behandelt; die Erhabenheit und Wunderkraft seiner Lehre kommt dem Leser nicht zum Bewußtsein. Die scholastischen Ausführungen über das

Verhältnis der göttlichen und menschlichen Natur in Christo werden dem Volke stets ungenießbar sein. Bei der Darstellung des h. Meßopfers hat der Verfasser mehr auf die Theorie geachtet als auf die Praxis, und wir glauben, ein Volksschriftsteller muß doch diese vor allem im Auge behalten. Die Bedeutung der Kirche für die Erhaltung und Förderung der Religion wird bei aller Präzision in der dogmatischen Begründung nicht genug gewürdigt. Zwar wirft der Verfasser die Frage auf: Was ist die Menschheit ihrem Erlöser schuldig? allein die Antwort läßt sehr kalt, und doch wäre gerade hier Gelegenheit gewesen, die Herzen der Leser für die Wahrheit zu begeistern. Die letzten Kapitel von der mittelbaren Verehrung des Heilandes können nur abschwächend wirken.

7. Jesus Christus. Von Dr. Eing. Alphonsusbuchhandlung. 206 Seiten. 1,50 M.

Was wir an der vorhergehenden Abhandlung vermißten, nämlich das Eingehen auf die Fragen der Jetztzeit, das bietet uns die Schrift Eings. Er bespricht die h. Bücher und das Wunder, rettet den Erlöser aus den Händen der Spiritisten, beschäftigt sich mit der protestantischen Bibelkritik und entwirft ein ausführliches Bild von Jesus Christus als Menschensohn und Gott. Von den letzteren Ausführungen, denen wir hohe Gesichtspunkte nicht absprechen wollen, hegen wir indessen starke Bedenken, ob sie vom Volke verstanden werden, und es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser hier und da übertreibt. Der Geist Jesu Christi habe den christlichen Staat gestiftet. Wo ist dieser Staat? Die Beziehungen Christi zum arbeitenden Volke seien die innigsten. Das könnte doch sehr mißverstanden werden. Die menschliche Seele werde, so läßt der Verfasser einen Autor reden, mit allen ihren Kräften ein integrierender Teil des Daseins Jesu Christi. Das klingt beinahe pantheistisch. Wenn der Verfasser behauptet, Christus werde mit unauslöschlichem Hasse gehaßt, und dieser Umstand beweise seine Uebermenschlichkeit, so möchten wir vor solchen Argumenten warnen, denn das heißt doch alles auf den Kopf stellen. Niemand halte einen Vergleich mit Christus aus, Maria und die größten Heiligen etwa ausgenommen, Christus erhebe sich über den Zeitgeist und über den begrenzten Charakterzug seines Volkes, was dunkel sei an ihm, komme von seinem allzu blendenden Glanze. Diese Sätze und viele andere gehen zu weit und stoßen deshalb ab. Nicht verschweigen dürfen wir, daß der Verfasser die Gegner Jesu Christi zum Teil in sittlicher, zum Teil in wissenschaftlicher Beziehung entschieden unterschätzt. Eine Schrift, die mit dem bösen Willen der Feinde rechnet, erscheint uns immer verdächtig, und der Verfasser wird selber eingestehen müssen, daß man in einer so kleinen Abhandlung Gelehrte wie Harnack und Holtzmann nicht widerlegen kann, auch nicht durch Zitate aus Hammerstein. Zudem verliert eine Abhandlung durch solch schwierige Kapitel den Anspruch, für das katholische Volk geschrieben zu sein, selbst gebildete Katholiken werden keinen Nutzen davon haben.

Hechingen. Wendelin Ott.

Der Stromgeiger. Romantische Dichtung von Karl Macke. Kl. 8°. 232 S. Gebd. 3 M. Heiligenstadt, F. W. Cordier.

Es ist eine herzerfrischende, hier und da etwas herbe, aber immer anmutende, kraftvolle Romantik, mit welcher Macke seinen neuen Sang umgibt. Wer nicht vertraut ist mit dem nordischen Sagenstoff, wird nicht mühelos sich hineinlesen. Ist das aber einmal geschehen, dann packt die Dichtung und läßt nicht los, bis man sie ganz durchgekostet. Der Eindruck mancher rauschenden Wasserfälle des hohen Nordens verdichtete sich in der Phantasie der poesievollen Völker des Nordens zu geheimnisvollen starken Mächten, selbst zu göttlichen Wesen, denen man höchste Ehrfurcht erwies, und die man mit Leid und Freud' im Menschenleben enge verknüpft glaubte. In Anlehnung hieran stellt Macke den Stromgeiger mit seinen machtvollen, wilden Gesängen in den Mittelpunkt seiner Dichtung. Der Däne Olaf gewinnt die Minne der Tochter des greisen Geigers, einer edlen jungen Christin. Nach manchertei kriegerischen Verwicklungen wird der tapfere Geliebte an Jona's ferne Gestade verschlagen. Frommer Mönche Hand pflegt den Schiffbrüchigen. Ihre Gastfreundlichkeit, ihr milder Sinn machen tiefen Eindruck auf sein edles Herz. Ein mächtiger Geisteskampf, ein verzweifeltes Ringen nach Licht und Wahrheit, vertieft durch das Wiederfinden seines Stammesbruders, erfaßt seine Seele. In packenden Liedern entringt sich seinem Herzen alles Weh des Zweifels, der seine Seele zugleich mit der Sehnsucht nach der teuren Geliebten zerwühlt. Diese Lieder Olafs sind wohl der Glanzpunkt der Dichtung. In stets wechselndem Versmaß, je nach der Seelenstimmung, die darin ausklingt, setzen sie ein. Bald löst der Anblick eines vulkanischen Feuersees die Zunge des nach Licht und Frieden ringenden Helden:

In mir kocht und gärt
Wild die Lava auf,
Wallt und drängt empört
In gehemmtem Lauf.
Mag des Himmels Strahl
Mich vom Dämmerschein
Düster, totenfahl,
Bald befrei'n!

Bald singt er mit dem Sturm um die Wette sein Leid sich vom Herzen:

Wie ist es im Herzen mir wund und weh!
Es tobet ein Sturm mir darinnen;
Es sinken die Wogen, sie steigen zur Höh',
Bald tobt und bald glättet sich wieder die See,
Im Kampf um Vergessen und Minnen.

Endlich geht ihm dann auf das Licht des Christentums und damit auch die Hoffnung, mit der Geliebten doch noch vereint zu werden. Fühlt man sich bis dahin hier und da stark von dem — freilich keineswegs geborgten — Geist F. W. Webers angeweht, so glaubt man in dem folgenden Sang „Heimkehr" die Gestaltungskraft einer Droste-Hülshoff zu sehen. Plastischer konnte das schrittweise Wiederfinden so vieler heimatlicher Erinnerungen kaum geschildert werden. Endlich ist auch die Geliebte gefunden. Trotz grimmer Feinde, Haß und Rachepläne sieht er sich bald durch die Taufe dem Kreuze ganz gewonnen, mit ihr vereint. Der alte Stromgeiger selbst hält, obwohl noch Heide, mit seinem Segen nicht zurück, um bald nach einem letzten machtvollen Sang am rauschenden Wasserfall Lied und Leben in grauser Gewitternacht zu verhauchen. Man muß dem Dichter Dank wissen, daß er die Töne ächter Romantik in seinem neuen Sang wieder hat aufleben lassen. Mag er auch „Dreizehntinden" oder „Goliath" nicht gleichwertig sein, er verdient doch durchaus, mit beiden genannt zu werden. Die Komposition der ersten Hälfte hätte ja etwas straffer und durchsichtiger sein können. Aber erblickt man darin auch einen Mangel, so wird dadurch der Wert und der Reiz des Ganzen

kaum gemindert. Seite 125 ist der erste Vers der letzten Strophe dem Jambus nicht gerecht geworden. Aehnliche Schwierigkeiten finden sich S. 132, 140, 172, vielleicht sind es z. T. Druckfehler. Sotche stehen S. 138. 152, 156, 171, 228. Doch das alles sind Kleinigkeiten. Der Druck ist sonst gut. Auf die äußere Ausstattung hätte mehr Wert gelegt werden müssen. Das sollte in einer zweiten Auflage, die mit mancher weiteren dem prächtigen Sang durchaus zu wünschen wäre, nachgeholt werden.

Godesberg. Gottfried Rohr.

C. Huberta Knur: **1. Gedichte.** 221 S. Preis 3 Mk. Mainz 1903. Kirchheim.

2. Konradin. Trauerspiel in 5 Akten. Frankfurt a. M. 1905. Peter Kreuer. 128 S. Preis 2 Mk.

1. Ein Band lyrischer Verse, ohne Gliederung, ohne Verzeichnis, trotz der jedem Gedichte beigegebenen Jahreszaht ohne chronologische Reihenfolge. Auch ein Rezensent, der die Verantwortlichkeit seines Berufes kennt, könnte sich von vornherein ungünstig beeindruckt fühten, zumal wenn ein paar Stichproben, wie es bei diesem Bande möglich ist, sich als ungünstig erwiesen hätten. Das Buch bedarf in der Tat einer durchaus objektiv guten Absicht, um ihm gerecht zu werden. Und es sei gleich bemerkt: wo der Aesthetiker den Kopf schüttette, wird noch der Mensch in ihm sich angezogen fühten. Ja, dieser wird auf manches besitzergreifend die Hand legen, was jener ausscheiden möchte. Dennoch sallte man bei einer zweiten Auflage eine ziemlich umfangreiche Sichtung vornehmen bezw. das zu Unterdrückende durch inzwischen entstandenes Vollkommeneres ersetzen. — C. Huberta Knur ist entschieden eine fruchtbare Dichterin, der auch die teiseste Seelenregung, safern sie in die Tiefe geht, leicht in rhythmische Farm sich umsetzt. Keine Wartreiche, keine Versvirtuasin, aber Beherrscherin ihrer Empfindungsgewatt und deren sprachticher, wenngteich nicht immer absolut künstlerischer Aeußerung. Dazu von psychotogischer Feinheit, von umfassender Lebenskenntnis, van errungener positiver Gläubigkeit, van herzerquickender, schöner, tiefgründiger Liebe zu Gott und den Menschen. Ist man diesem guten, starken Menschen in seinem Ich-Buche (denn das ist die Sammtung) erst nahe gekommen, dann geht man ihm mit Hochachtung, auch mit Ergriffenheit nach, und es ergibt sich fast als unmögtich, sich sein wahltuendes geistiges Bitd nicht bis in die Detailzüge zusammenzusetzen: ein Charakterkopf, aus dem Klugheit, Reinheit, Läuterung auf Grund schwerer Leiderfahrung, aus dem auch tapfere Weichheit, Unmittelbarkeit und echt weibliche Gattinnigkeit spricht. (Für Valksbibliotheken dürfte sich jedach das Buch nicht eignen. Anm. d. Red.)

2. Ein fünfaktiges Trauerspiet mit dem vietbesungenen Konradin ats Helden: immerhin ein Wagnis, zumal in unserer nach der Tragik des Alltagslebens haschenden Zeit. Ich fürchte, das vortiegende Werk wird der Hauptsache nach ein Buchdrama bteiben. Nicht als ob ihm der dramatische Nerv durchaus fehte. Aber die Spannung ist nicht tebhaft, die Entwicklung nicht mitreißend, die Charakteristik, abwohl ansprechend und auch tebenswahr, nicht eindringlich genug, um das breitere Pubtikum einen ganzen Abend zu fesseln. Der poetisch gestimmte Leser jedoch wird sich gern in das hier aufgerollte, gut erfaßte und dichterisch abgetönte Zeit- und Seelengemätde versenken, wird sich an den vielen feinen und tiefen Zügen, an der schönen Lauterkeit der Darstellung, an der edlen (gebundenen) Sprache erfreuen. Eine entsprechende Bearbeitung vorausgesetzt, dürfte das Stück übrigens für unsere Vereinsbühnen, soweit diese höheren Ansprüchen einigermaßen genügen, eine willkommene Gabe bedeuten. (Hinsichtlich der Einstellung in Valksbibliotheken sei bemerkt, daß bei der geringen Neigung für die Lektüre van Dramen ein verständiger Bibliathekar sich darauf beschränken wird, von dieser Literatnr nur das alterbeste anzunehmen. Anm. d. Red.)

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Die goldne Tür. Ein rheinisches Kleinstadtdrama in drei Akten. Von Wilhelm Schmidt-Bonn. Berlin, E. Fleischel & Co. 160 S. 2 M.

Die goldne Tür ist ein Drama, reell genommen, die Tür zu dem Landhaus eines reichen Fabrikanten, der von seiner Frau getrennt lebt und eine Kontoristin, ein schönes Mädchen, zu seiner Geliebten machen will; symbolisch: das genußreiche Leben höherer Stände, nach dem eben dieses Mädchen ein verstohtenes Sehnen im Herzen trägt. Dabei liebt sie einen der Angestellten, einen verständigen ehrenhaften Mann, der sie hütet wie ein Kteinad und sie heiraten will. Ihr leichter, wandelbarer Sinn, ihre Gier nach Genuß und Glück machen ihm schwere Stunden, und da er sie nicht hatten kann, da sie sich seinen Armen entreißen will, um dem unbezähmbaren Zug ihres Herzens zu fatgen, läßt er sie ziehen und auf einem schadhaften Baote im Rhein ertrinken, um sie — moratisch zu retten. Die Idee ist an sich edel, das Mittel freilich settsam, aber darüber ist mit dem Dichter nicht zu rechten. Schlimmer ist, daß das ganze Drama an sa vieten inneren Mängeln in Aufbau und Durchführung der Handlung teidet, an sotchen Widersprüchen und psychotagischen Unmögtichkeiten, dabei wieder gespickt ist mit dem, nebenbei bemerkt, garstigen Bonner Diatekt, daß wir diese Arbeit als gänzlich verfehtt bezeichnen müssen.

Ratingen. Ad. Jos. Cüppers.

Raben. Neue Geschichten vom untern Rhein. Von Withetm Schmidt-Bonn. Berlin, E. Fteischel & Co. 266 S. 3 M.

„Raben" nennt der Verfasser seine Geschichten. Die Raben sind ihm die Ausgestaßenen unter den Vögeln, ihr Krächzen die Sehnsucht nach dem Singen. Auch unter den Menschen findet er Raben, viele, viele. Es sind die, welche „in dieser ernst und schwer gewardenen Zeit mit gebückten Rücken und scharrenden Händen Nahrung und Mögtichkeit zu teben suchen" müssen. Auch sie schreien, sie schreien mit den Augen, die graß und traurig nach dem Sonntagsland des Glückes ausblicken. Diesen Menschen gesellt sich der Dichter — ein schönes Zeugnis für sein warmfühtendes Herz — er beobachtet sie in ihrem gedrückten Dasein, er führt uns in ihre sorgen- und mühevollen Hütten, er zeigt uns ihr stilles Sehnen nach Glück. Aber diese Menschen Schmidts sind keine knirschenden Sklaven, die nur widerwillig ihre Ketten tragen und auf den Augenblick warten, wo sie in das Sonntagsland der anderen einbrechen können, nein, es sind still ergebene Leute, die ihr Geschick geduldig hinnehmen und sich dankbar des kleinsten Sonnenstrahts freuen, der in ihr düsteres Leben fällt. Nur einmal, in der Erzählung „Zwei, die sich begegnen", geht ein teiser, bitterer Zug durch die Darstellung, aber er ist begreiflich. Sonst weiß er in seinen Menschen, so tief sie auch in der Lebensordnung stehen, immer noch einen hellen Punkt zu finden, eine innere sittliche Größe, die versöhnend wirkt und seine

„Raben" hoch aus dem Dunkel hebt, zu dem sie verurteilt sind.

Schmidt erzählt fein und anschaulich bis ins kleinste, ohne Prätension, ohne jede Effekthascherei, so daß man sich fast wundert über die einfache natürliche Darstellung, die aber eben deshalb ihre Wirkung nicht verfehlt. Für die große Masse werden seine Geschichten wenig Reiz bieten, es sind zu sehr Kabinettstückchen psychologischer Darstellung. Einen Rat möchten wir dem offenbar hochbegabten jungen Dichter geben, den Dialekt nicht so ausgiebig zu verwenden und dann — uns bald auch einmal die Menschen des „Sonntagslandes" zu schildern.

Ratingen. Ad. Jos. Cüppers.

Von der Wanderstraße. Von R. Fabri de Fabris. Geschichten und Bilder. 286 S. Preis Mk. 2,50, geb. M. 3,50. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Die Verfasserin von „Was die Blumen erzählen", „Liebe und Leid", „Aus dem Bilderbuch des Lebens" kommt hier wieder in ihrer Eigenart zu Worte: in der zarten und kühnen Kunst, unbelebte Dinge und die Natur in ihren verschiedensten Aeußerungen zu personifizieren, ihnen menschliche Sprache und Auffassung zu geben. In dem vorliegenden Buche sind es vor allem der Wind, die wilden Blumen, der Frühling, das dunkle Moorwasser und das schwanke Ried, auch ein altes Buch, die mehr oder weniger unmittelbar teilnehmen an des Menschen Sinnen und Treiben, seinen geheimsten Seelenregungen Stimmen leihen. Unter den betr. Skizzen (Kehr' wieder, Wenn Lenz und Liebe sterben, Großmütterchen, Erinnyen, Das fuchsige Buch, Der häßliche Waldemar, Die Caritos der Armen, Das Lied der toten Zeit, Ergebung, Aus der Mappe des Briefträgers, Stark wie der Tod, Und Friede den Menschen auf Erden, Mein Volk, was tat ich dir? Das Glück, Das Ende vom Lied, Die Augen der Erbarmung, Frei!) kommt der größere Teil (bei einer 2. Auflage wäre eine kleine Sichtung ratsam) der intimen Stimmungsgewalt, welcher wir in den drei vorhergenannten Serienwerken begegneten, wenn nicht immer durchaus gleich, so doch sehr nahe. Dichtungen wie „Mein Volk, was tat ich dir?", „Erinnyen", „Die Augen der Erbarmung", „Glück", und „Frei!" gehören zu den besten ihrer Art, und auch sonst zeigt die Sammlung das tiefgreifende Herzens- und Naturverständnis der Verfasserin. Oft nimmt die Schilderung einen großartigen, hochpoetischen Aufschwung. Die Phantasie webt bunte, aber niemals übertriebene, phantastische Bilder; die Naturssymbolik überrascht durch Feinheit und Mannigfaltigkeit. Die Probleme sind meist einfach, bisweilen ein wenig zu einfach für unseren „modernen" Geschmack, der noch lange nicht verdorben zu sein braucht, wenn er Spannung und Komplikation im Aufbau liebt. Die Sprache ist im ganzen edel, ausdruckskräftig, schön; die zutage tretende Lebensauffassung lauter und tief. Besonders die Frauen dürften sich an diesem Buche erfreuen, das aber auch in alle öffentlichen Bibliotheken für Erwachsene paßt.

Gößweinstein i. Oberfr. E. M. Hamann.

Was im Venn geschah. Erzählungen aus der Eifel und der Wallonie. Von Nanny Lambrecht (Alca Ruth). Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. 240 S. 8°.

Die Verfosserin, die in der letzten Zeit durch ihre geistvollen Litteraturbriefe in den „Dichterstimmen" die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, bietet in diesem Buche dreizehn, teils größere, teils kleinere Erzählungen, die ihren gemeinsamen Titel von der ersten „Was im Venn geschah" tragen. Wenn wir auch vorab bemerken wollen, daß die Erzählungen nicht alle künstlerisch gleichwertig sind, so müssen wir doch der Verfasserin das Zeugnis ausstellen, daß sie mit scharfer Beobachtungsgabe, feiner Charakteristik und packender Darstellung ihre vem Volksleben entnommenen Stoffe verarbeitet. Fast in allen pulsiert ein leidenschaftliches Leben, und die meisten haben einen tragischen, tief ergreifenden Ausgang. Das sind keine Biebigschen Zerrbilder, das sind lebenswahre Gestalten mit echtem Heimatgeruch, deren Schicksal ans Herz greift. Namentlich die erste Erzählung ist eine wahre Perle der Erzählungskunst. Diese düstere Tragik eines Menschenschicksals auf dem Hintergrunde des einsamen, moderhauchenden Venns ist von geradezu überwältigender Wirkung. Und Nanny Lambrecht arbeitet mit einfachen Mitteln; wenige Striche, und ihre Gestalten stehen lebendig vor uns. Ihre Sprache zeigt hin und wieder noch Härten, aber wer den Satz geschrieben hat „durch die hellen Adventnächte vor Weihnachten irrten unruhige Kinderträume", mit dem sie die tief angelegte Erzählung „Christkindlein bäckt", einleitet, der ist ein echter Dichter. Hoffentlich erhalten wir noch manche Gabe von der tatentvollen Verfasserin. Das vorliegende Buch aber sei allen Freunden echter Poesie und Heimatkunst angelegentlich empfohlen. [Als Jugendschrift kommt das Buch allerdings nicht in Betracht. Auch wird der Süddeutsche sich durch die vielen Eifler Dialektpartien nur schwer hindurchlesen. Die Redaktion.]

Ratingen. Ad. Jos. Cüppers.

Peter Camenzind von Hermann Hesse. 21. Aufl. Berlin, 1905. S. Fischer. 260 S. Preis geh. M 3, geb. M. 4.

Ein erfrischendes Buch, das einen großen Menschen in kleinen Verhältnissen zeigt, und einen liebenswürdigen Menschen, trotz seiner scharfen Kanten, der verdient hätte, glücklich zu werden. Daß er's nicht wird, ist auch zum Teil seine Schuld. Wohl lächelt auch ihm das Glück, wenn auch nicht zu oft und nicht zu hold, aber immerhin klopft es auch bei ihm an, nur versäumt er den rechten Augenblick.

Peter Camenzind ist ein Sohn der Schweizerberge, und die Majestät der Alpenwelt erzieht ihn zu einem Dichter. Während „meine arme, kleine Seele so leer und still und wartend lag, schrieben die Geister des Sees und der Berge ihre schönen kühnen Taten auf sie". Er besucht höhere Schulen und studiert. Aber er führt kein Fachstudium durch. Die Muse hat ihn zu ihrem Gefolge bestimmt, und er kann den Ruf nicht überhören. Der Dichter steckt nun einmal in ihm. Zunächst wird er also Schriftsteller, aber er muß bitter ringen, bis er der ernsten Sorgen ums tägliche Brot enthoben ist. Die schöne Harmonie eines Götterlieblings ist ihm versagt, mancher Widerspruch klafft durch sein Wesen. Grobschlächtig und knorrig von Erscheinung, der gesund-egoistische Naturmensch, der eigentlich nur für sich lebt, ist er doch der zartesten Freundschaft fähig. Er weiß „nichts Köstlicheres als eine ehrliche und tüchtige Freundschaft zwischen Männern". Doch ist er bei seinem inneren Reichtum mehr der Gebende als der Empfangende. Gleich seinem Liebling Franziskus von Assisi ist er der Natur, deren geheimste Laute er versteht, seelenvoll hingegeben, und dabei erweist er sich als ein gewaltiger Zecher, ohne indes Sklave in den Fesseln einer Leidenschaft zu sein, sondern als einer,

Digitized by Google

der die Geister des Weins meistert, ihnen gebietet, ihn ins Wunderland der Phantasie zu tragen, und sie wieder entläßt, vielleicht für lange, wenn er ihrer nicht mehr bedarf. Ueberallhin setzt er den Wanderstab, wie auf die Firnen seiner Heimat, so in die weite Welt. Der Schlamm von Paris spritzt auch an seiner Seele empor, aber die Lüsternheit macht ihn nicht lange zu ihrem Knecht. (Die Zartheit, mit der Hesse diese Episode im Leben seines Helden nur andeutet, kann einem Heutigen nicht hoch genug angerechnet werden.) Auch im stillen Assisi, auf den Spuren von St. Franzistus, sucht er den Frieden. Vergeblich. Ein ganzer Dichter und ein Philosoph von Jugend an, schafft er doch nichts Großes, aber man sieht doch, wie es in ihm gärt und arbeitet, und das muß einen darüber trösten, daß er immer in der Liebe unglücklich und durch die Ungunst der Verhältnisse in sich selbst hineingetrieben, sein Heimatsörtchen aufsucht und dort schlecht und recht lebt wie die anderen Dörfler auch, die nie über den Kreis ihrer Berge hinausgesehen haben. Immerhin fällt dieser Schluß des Romans etwas ab.

Das Buch enthält grandiose Naturschilderungen voll packender Plastik. Wenigstens ein paar Zeilen seien angeführt, die das Nahen des Föhns beschreiben. „Wenn der Föhn nahe ist, spüren ihn viele Stunden voraus Männer und Weiber, Berge, Wild und Vieh. . . . . Der blaugrüne See wird in ein paar Augenblicken tintenschwarz und setzt plötzlich hastige, weiße Schaumkronen auf. Und bald darauf donnert er, der nach vor Minuten unhörbar friedlich log, mit gebilderter Brandung wie ein Meer ans Ufer. Zugleich rückt die ganze Landschaft ängstlich nah zusammen. Auf Gipfeln, die sonst in entrückter Ferne brüteten, kann man jetzt die Felsen zählen, und von Dörfern, die sonst nur als braune Flecken im Weiten lagen, unterscheidet man jetzt Dächer, Giebel und Fenster. Alles rückt zusammen, Berge, Matten und Häuser, wie eine furchtsame Herde." Und solcher Perlen sind es viele.

Alles in allem, ein heerzerquickendes Buch, voll Tiefe und Innigkeit, ohne alle Sentimentalität. — Wer des positiven Christentums nicht genug in dem Roman findet, wird sich wenigstens nirgends verletzt fühlen. Nicht als Volkslektüre, wohl aber als Lektüre für den gereiften, gebildeten Mann ist das Buch durchaus zu empfehlen.

Karlsruhe. Julius Schwab.

Otto der Große. Hist. Erzählung aus dem X. Jahrhundert von Konrad von Bolanden. 2. Aufl. Mainz, Kirchheim, 1905. 474 S. Preis geh. Mk. 4, in eleg. Salonband Mk. 5.

Bolandens dichterische Eigenart, Vorzüge und Fehler seiner Muse waren oft Gegenstand literarischer Erörterungen. Wir halten es nicht mit denen, die in Bolanden ein Muster des historischen Romanciers sehen, sind aber auch anderseits durchaus nicht geneigt, seine dichterischen Erzeugnisse vornehm und von vorneherein abzulehnen. Auch das neu aufgelegte Werk „Otto der Große" enthält neben herrlichen Lichtseiten manchen Schatten. Der Titel informiert uns über den Inhalt des Buches: die 37jährige Regierung des „roten Löwen". Mit großem Geschick und vielem Fleiß hat Bolanden zusammengetragen, was Chroniken und Annalen aus jenen Tagen der Nachwelt aufbewahrt haben. In buntem Wechsel ziehen die Bilder an uns vorüber: Ottos Herrschertaten im Krieg und Frieden, sein hehes Regierungsprogramm und die Schwierigkeiten, es zu verwirklichen, die Fehde mit dem eignen Sohn und die Kämpfe mit den Hunnen, die alten Kulturstätten Mainz, Bingen, Ingelheim, Kloster Disibodenberg a. d. Nahe und das Stift Quedlinburg, bedeutende zeitgenössische Männer und Frauen, die Gestalten einer heiligen Mathilde, eines heiligen Ulrich von Augsburg u. a. Immer wird es ein Verdienst bleiben, diese großen entschwundenen Zeiten wieder lebendig werden zu lassen, den Spätgeborenen zu Lehr und Nutzen. Wenn dies in anziehender, interessanter Form geschieht, und der Hauptsache nach die historische Wahrheit zu ihrem Recht kommt, wird man dem Verfasser eines solchen Buches immer Dank wissen und sein Werk mit vollem Recht in den Bücherbestand einer volkstümlichen Bibliothek einreihen. Aus diesem Grunde geben wir auch dem historischen Roman „Otto der Große" freundlich warme Empfehlung mit auf den Weg.

Bamberg. Dr. Philipp Friedrich.

Volksbücherei. Verlagsbuchhandlung „Styria", Graz. Sämtliche Bücher in Originalbänden.

Bd. 1. Achleitner, Der Lawinenpfarrer. Der wilde Gallhirt. Tiroler Novellen. 54 S. 90 Pfg.
„ 2. Spindler u. Fridolin vom Freital, Verschiedene Erzählungen. 141 S. M. 1,50.
„ 3. Stifter, Der Hochwald. Das Heidedorf. Feldblumen. 151 S. M. 1,30.
„ 4. Hoffmann, Meister Martin und seine Gesellen. Kleist, H. v., Michael Kohlhaas. 140 S. M. 1,10.
„ 5. Achleitner, Der Radmeister von Vordernberg. Meßner, Die Handwerksburschen. 127 S. M. 1,10.
„ 6. Grillparzer, Die Ahnfrau. König Ottokars Glück und Ende. 143 S. M. 1,30.
„ 7. Wiseman, Fabiola oder Die Kirche der Katakomben. 584 S. M. 2.
„ 8. Rosegger, Steirische Geschichten. Körber, Hie Teufel, hie Engel, 80 S. 90 Pfg.
„ 9. Fleuriot, Eine unsichtbare Kette. 203 S. M. 1,10.
„ 10. Aus Schimpf und Ernst. Geschichte eines alten Kammißmantels. Die Sühne. Von Julius Ebersberg. 150 S. 1,10 M.
„ 11. Gerstäcker, Das sonderbare Duell. Verhängnisse. 163 S. M. 1,10.

Elf Bändchen auf einmal, verschieden in Umfang. Preis und auch an innerem Wert, aber alle geeignet, in einer Volksbücherei gute Dienste zu leisten. Man hat bis jetzt sorgfältig und meist mit Glück gewählt. Stifter, Grillparzer und Wiseman seien als Klassiker an erster Stelle erwähnt. Die Fabiola ist wohlbekannt, namentlich unter der studierenden Jugend, die sich hoffentlich noch recht lange von ihr fesseln läßt. Stifter, aus dessen Studien drei nette Kabinettstückchen ausgehoben wurden, will bedächtig genossen sein. Jedes Hasten vereitelt den Genuß. Zeile für Zeile! Satz für Satz! Oder die wundervollen Naturschilderungen, die prächtige Kleinmalerei, worin Stifter so stark ist, bleiben verschlossen. Darum nur keine Hast! Grillparzers Ansehen und Beliebtheit wächst; seine Ahnfrau hat sich schon längere Zeit einen Platz unter den Schuldramen erkämpft. An zweiter Stelle nennen wir Rosegger, Achleitner und Fleuriot. Aus Rosegger ist eine kleine, aber treffliche Auswahl getroffen. Da findet sich nichts, woran man sich stoßen könnte. Die „Kreuzhüttenbuben" sind trotz alles Rußes, der wenigstens 2 von ihnen deckt, in ihrer naiven aber überaus großen Liebe zu ihrer Mutter so anziehende Gestalten, daß man seine

Digitized by Google

helle Freude an ihnen hat. Achleitner ist mit dem „Rademeister“ glücklich vertreten. Auch der „Lawinenpfarrer“ und der „wilde Gatlhirt“ haben mich angesprachen. Fleuriot versetzte mich mit der „unsichtbaren Kette“ zurück in die Jugend, wa einige ihrer bei Herder erschienenen Erzählungen viel Freude bereiteten. Wertvoll sind die Mitteitungen aus „Schimpf und Ernst“, sowie aus dem Rallwagenbüchlein. Es könnte gar nichts schaden, wenn mehr als bisher aus wertvollen aber vergessenen Schriften vergangener Tage ausgegraben würde. Kleists Michael Kohlhaas ist kein Unbekannter. Die übrigen Bücher sind zweckentsprechend, wenn auch nach Farm und Inhalt verschiedenwertig. Bei der Lektüre des 11. Bandes habe ich mich lang gefragt: Wozu? Was für ein Gewinn mag herausspringen? Aber schließlich mußte ich mir sagen: Wenn auch für Geist und Herz vielleicht wenig herausspringt — übrigens differiert ja nichts mehr, als die menschlichen Anschauungen — so gibt es doch nur zu viele Leute, die bloß unterhalten sein wollen. Leiter von Barromäusbibliotheken können ein Lied davon singen. Und so mögen auch diese Erzählungen ihre Freunde finden, besonders die erste, über die übrigens gegen Ende mein Urteil sich günstig änderte. Eigentliche Jugendschriften sind keine darunter, außer etwa Wiseman, Stifter, Kleist und Grillparzer, die sich für die Gymnasialjugend der oberen und obersten Klassen eignen. Aber da kann man nicht mehr gut von Jugendschriften sprechen. Für die Borromäusbibliotheken sind sämtliche Bände geeignet; nur möge man sie ungebunden beziehen und solid binden lassen. Der Originaleinband ist für Bibliotheken zu schwach.

Bensheim (Hessen). Prof. Lenhart.

Für Herz und Haus! Familienbibliothek. Regensburg, Habbel. Jeder Band (ca. 240 Seiten) in Leinen gebunden. Preis Mk. 1.

1. Band: Die verjuntene Stadt. Erzählung van Antan Schatt.
2. Band: Baatsopfer. Der schöne Ferdinand. Novellen von M. Herbert.
3. Band: Hochlandsgeschichten van Lina Freifrau von Berlepsch.
4. Band: Um einen Hof. Erzählung von Anton Schott.
5. Band: Herrenwaldau. Erzählung von Josef Baierlein.
6. Band: Unlöschbare Schrift und andere Novellen van M. Herbert.
7.—8. Bond: Die Sternguckerin. Roman von Sophie Christ.
9. Band: Dickel, der Flank. Erzählung aus dem Walde van Anton Schatt.
10. Band: Schicksalsschläge. Im roten Sarasan. Dem Polnischen nacherzählt van Theo Kroczek.
11. Band: Mit gelähmten Schwingen. Erzählung aus der Oberpfalz von Josef Baiertein.
12. Band: Moni. Erzählung von Anton Schatt.
13. Band: Sennarita Dolores. Roman van H. van Schreibershafen.
14. Band: Jugendschuld. Ramon von G. van Schlippenbach.
15.—16. Band: Das Bähnle. Humoristischer Hochlandsroman von Artur Achleitner. Illustriert.

Dem Unternehmen der Habbelschen Verlagsbuchhandlung darf man getrost ein „Glück auf“! zum Geleite geben. Sind auch nicht lauter Glanzleistungen in den vorliegenden zwei Serien vereinigt — diese sind ja überhaupt nicht im Ueberflusse vorhanden —, so verdient doch das ernste Bestreben, Gediegenes zu mäßigem Preis zu bieten, rückhaltlose Anerkennung. Und wir glauben, der Sammlung im allgemeinen das Prädikat „gediegen“ nach Inhalt und Form beitegen zu können. Der Druck ist gut, das Papier nicht schlecht, der Einband solid. Unter den Autoren ist Anton Schatt viermal glücklich vertreten (1. 4. 9. 12). Jeder Band bekundet die Eigenart dieses fruchtbaren Schriftstellers, der bekanntlich, ähnlich wie Rosegger, nicht auf den Stufen regelmäßiger Schulbildung emporstieg. Schatt braucht keine Knalleffekte, er weiß seine Helden einfach und natürlich so zu gestalten, daß sie als ehrliche Menschen für sich selbst sprechen. Es sind, der Herkunft Schatts entsprechend, in allen vier Erzählungen bäuerliche Gestalten, scharf und klar gezeichnet in Fehlern und Tugenden. Schott lesen, bedeutet immer etwas mehr, als sich bloß unterhalten. An zweiter Stelle sei M. Herbert genannt. Sie ist mit 2 Bdchn. vertreten (2 u. 6), darf aber in Zukunft öfter auf dem Plane erscheinen. Wir lesen ihre Sachen immer gerne. In ihr paart sich Charakter mit Talent. Sie weiß, daß sie etwas zu sagen hat. Und was sie sagt, sagt sie schön und gut. Man muß lesen, was so manche ihrer Geschlechtsgenossinnen leistet, um zu würdigen, was sie leistet. Achleitner ist mit einem Hochlandroman „Das Bähnle“ vertreten, das einen Dappelband (15 u. 16) umfaßt. Wir haben uns nicht so leicht durchgelesen, wie durch andere seiner Schriften. Möglich, daß mir bei der Lektüre auch die Stimmung fehlte. Josef Baierleins 2 Bdchn. (5 u. 11) habe ich mit Interesse gelesen und mich an der Frische einzelner Persönlichkeiten gelabt. Der Hans Sauerwein in „Herrenwaldau“ ist ein ebenso talkräftiger, ernster Mann, wie der Backasenbauer van Köhlerbühl im anderen Bande eine treuherzige Seele. Ob die Paula Strauß nicht zu stark idealisiert ist? Die „Jugendschuld“ (14) der Freiin van Schlippenbach liest sich gut. Freilich sind auch hier der Fabrikbesitzer Rauchberg und die Eva von Bärenfell gar sehr idealisiert und cangeniat charakterisiert. Aber ihr Idealismus ist gesund. Wegen dieser zwei Gestalten könnte man den Roman zu den sozialen rechnen. Ließ sich das Duell zwischen Buße und Hans Henning nicht vermeiden? Und mußte es als selbstverständlich in Adelskreisen hingestellt werden? Allerdings ist die Verfasserin nicht katholisch. Die „Hachlandsgeschichten“ der Freifrau von Berlepsch (3) sind einfache, aber ansprechende Erzählungen. Sie werden sicher gerne gelesen, wenn sie wahl auch gesteigerte Ansprüche nicht durchweg befriedigen. Auch die vier noch restierenden Bändchen (7. 8. 10. 13) bieten für Herz und Haus Genuß und Anregung. Die „Schicksalsschläge“ (10) gewähren Einblick in das öde Leben Sibiriens, die „Sternguckerin“ (7.—8.) führt Personen des Adels in bunter Reihenfolge mit zum Teil recht divergierenden Ansichten vor. Wir fühlen uns in den Adelskreisen, wie sie in den landläufigen Romanen gezeichnet werden, heute nicht mehr so recht heimisch. Christs Roman ist übrigens 1882 bei seinem ersten Erscheinen sympathisch aufgenommen warden. In den 23 Jahren, die jetzt darüber hingegangen sind, hat sich die Geschmacksrichtung auf literarischem Gebiete wesentlich zu ungunsten der Romane aus Adelskreisen verändert. Wozu auch? Was dem Volke geboten wird, muß im Volke seine Wurzel haben. Uebrigens ist Auffassung und Bedürf-

nis verschieden. Auch das kann nicht oft genug gesagt werden. Sennorita Dolores (Bd. 13) liest sich gut. Also alles in allem: Eine durchaus brauchbare Sammlung! Möge die Verlagsbuchhandlung weiter fahren mit dem Leitsatze: Vom Guten immer zum Besseren!

Bensheim. Prof. Lenhart.

Münchener Volksschriften. Nr. 8: Der Bader von Sankt Morgrethen von M. Buol (80 Seiten). Nr. 9: Wie die Saat, so die Ernte. Von Silesia (58 Seiten). Nr. 10. Düstere Wolken. Von Dr. Ludwig Fernwolder (41 Seiten). München, Volksschriftenverlag. Preis je 0,15 M.

Die erste Geschichte führt uns ins Tirolerland. Ein Dorfbader, der wegen mancherlei guter Eigenschaften das Ansehen seiner ganzen Gemeinde genießt, wird mit seiner Ehrliebe langsam von einem deutschvölkischen Agitator auf Abwege gebracht, die in letzter Linie „los von Rom" führen. Es ist nun mit nicht geringer Kunst und in schöner Wahrung der dichterischen Wahrscheinlichkeit geschildert, wie Agathe, das heißgeliebte Kind des Baders, ihren Vater auf dem Vereinstheater einen Christenhasser spielen sieht, diese Darstellung für bare Münze nimmt, sich über ihren abgefallenen Vater — und hier treffen Einbildung und Wahrheit fast zusammen — ernstlich krank grämt und so Rückkehr und Lösung herbeiführt. Eine kräftige, lesenswerte Tirolergeschichte, in jenem treuherzigen Tone erzählt, der auch ein paar kleine Uebertreibungen nicht weiter wundernehmen läßt.

Das an zweiter Stelle genannte Büchlein von Silesia ist völlig wertlos. Ganz von literarischen Ansprüchen abgesehen, erfüllt es nicht einmal das, was man von der einfachsten Erzählung fordern kann: Wahrheit der Vorfälle. Hier treten unmotivierte Lumpen gegen unmotivierte Tugendbolde auf; eine schon tausendmal benutzte Lebensrettung und vielbekannte Erbschleicherei werden noch einmal aufgeboten, um ein bißchen Propaganda für die katholischen Arbeitervereine zu machen, die diese Art der Rekrutenwerbung wahrlich nicht nötig haben. Aus dieser Saat verspreche ich mir keine Frucht.

„Düstere Wolken" ist mit rechtem Geschick geschrieben. Es sind ein paar Tage aus dem Leben eines jähzornigen Bauern, der noch düsteren Wolken die Sonne wieder auf sein Leben scheinen sieht, nachdem er im Unglück mürbe geworden ist, und sein Herz eine Umwandlung erfahren hat. Das weitere Schicksal aller Personen ist gewissenhaft angegeben, ein Verfahren, das dem naiven Leser gegenüber, der keine Rätsel liebt, zu verteidigen ist.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Vermischtes.

Der Borromäusverein in Hildesheim. Hat sich in letzter Zeit die Diözese Hildesheim überhaupt durch eine sehr lebhafte und auch erfolgreiche Agitation zugunsten des Borromäusvereins ausgezeichnet sowohl durch Flugblattverteilung wie durch Vorträge und orientierende Artikel in der Presse, so geht mit an erster Stelle die Stadt Hildesheim selbst mit gutem Beispiel voran. Die Mitgliederzahl des dortigen Borromäusvereins ist pro 1905 bereits um 95 gewachsen. Die Bibliothek umfaßte im Jahre 1904 insgesamt 3200 Bde., die 8480 Ausleihungen erfuhren. Die beiden Bibliothekzimmer, worin pro Woche zweimal ausgetieben wird, sind vom bischöflichen Priesterseminar gratis zur Verfügung gestellt worden. Eine Bitte an die einflußreichen Katholiken Hildesheims um Unterstützung für die Borromäusbibliothek blieb nicht erfolglos. Bücher- und Zeitschriftengeschenke liefen ein. Seitens des Hochwürdigsten Herrn Bischofs und der Herren Domkapitulare erhielt die Bibliothek eine Unterstützung von 220 M. Mögen andere Orte den eifrigen Hildesheimern es nachmachen.

Schluß des Inhaltsverzeichnisses.

D. Rezensionen. Seite

Weißenhofer, Dr. P. Rob., Kunimund und Fetix 199
Wetter, Nikolaus, Frühlichter 34
Weltgeschichte, Illustr. von Dr. S. Widmon, A. P. Fischer, Dr. W. Felten . . 232
Wette, Hermann, Krouskopf 198
Wettstein, Zurück zur kath. Kirche . . . 234
Wichert, Ernste Geschichten im Schnee . . 74
Wissenschaft u. Religion, Broschürensammlung 233

Zeitschriftenschau.

Christliche Frau, Die 158
Dichterstimmen 79
Gottesminne. 78
Hochland 79
Magazin für volkstümliche Apologetik 158
Kultur, Soziale 158
Mädchenbildung 178
Worte, Literarische 79

E. Vermischtes.

Bamberg, Oeffentliche Volksbibliothek, S. 100. — Bibliotheksbedarf S. 40. — Borromäusverein Hildesheim, S. 240. — Borromäusverein Paderborn, S. 32. — Gesellschaft, Die, für Verbreitung von Volksbildung, S. 20. — Gesellschaft für Verbreitung von Volkskunst, S. 140. — Görlitz, Volksbibliothek, S. 200. — Konisius-Preßverein, Der, S. 140. — Kolportage in Thüringen, S. 40. — Kolportage, Kath., S. 200. — Komitee, Das, zur Massenverbreitung guter Volkslektüre, S. 140. — Komitee, Das, des St. Vinzenz-Vereins zur Verbreitung guter Bücher u. Schriften in Wien, S. 140. — Preßverein, Der kath., für Bayern, S. 80. — Dr. Rody, Pforrer, S. 160. — Volksbibliotheken und Kirchenkassen, S. 140. — Was einem sinnigen Gemüte ein Buch zu sagen hat (Lesefrucht) S. 60. — Weihnachtsausstellung, Literarische, in Bonn, S. 80.

Verantwortlich für die Redaktion: H. Herz in Bonn. — Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln. 20955

SEP 23 1905

Borromäus-Blätter. Jahrg. II, No. 12. Sept. 1905.

Inhaltsverzeichnis des 2. Jahrganges.

A. Aufsätze über einzelne Gebiete der Literatur, sowie über einzelne Schriftsteller.

Seite

Annette von Droste-Hülshoff . . . . 81—88
Aurbacher, Ludwig . . . . . 46—48
Brackel, Ferdinande, Freiin v. . . . 165—171
Don Quijote . . . . . 144—150
Dransfeld, Hedwig ꝛc. . . . . 67—69
Ebner Eschenbach, Marie v. 88—91, 101—108, 123—127
Eichendorff, Jos., Freiherr von . . . 21—24
Eifelliteratur . . . . . 29—30
Gonghofer, Ludwig . . . . . 127—131
Griffellunst, Moderne . . . . . 24—26
Leberecht Hühnchen und sein Dichter . 26—29
Lingen, Ernst . . . . . 181—184
Naturwissenschaftliche Literatur . . 4—7, 43—45, 150—153
Nietzsche, Fr. W., siehe Ein Philosoph ꝛc.
Philosoph, Ein moderner, ꝛc. 184—187, 201—205, 223—226
Rosegger, Peter ꝛc. 63—67, 108—112, 176—178, 187—193, 206—212
Schillerjubiläum, Zum . . . . . 141—144
Schmid, Christoph von . . . . . 61—63
Schott, Anton . . . . . 221—223
Seidel, Heinrich, siehe Leberecht Hühnchen ꝛc.
Viltinger, Hermine . . . . . 171—176
Stifter, Adalbert . . . . . 1—4

B. Aufsätze und Notizen über das volkstümliche Bibliothekswesen.

Referate über einzelne Bestrebungen zur Verbreitung guter Volkslektüre u. ähnliches

Seite

Apologetische Schulung, Mehr . . . 41—42
Bücher, Die meistgelesenen . . . . . 93—95
Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Die . . . . . 113—114
Ein Wort an die kath. Verleger und Schriftsteller . . . . . 153—155
Elsaß, Die Volksbibliotheken im Elsaß . . . . . 193—196, 212—219
Gefängnisbibliothek, Die . . . . . 14—17
Gesellschaft, Die, für Verbreitung von Volksbildung . . . . 8—9, 20, 135
Indikator, Der . . . . . 69—72
Katologe, Gedruckte, für Volksbibliotheken . . . . . 121—123
Kolportage, siehe Volksbibliotheken und Kolportage, Ein Wort an die kath. Verleger ꝛc., ferner Vermischtes 40, 80, 140, 200, 240
Lesehalle, Eine, auf dem Lande . . . 135
Lesezirkel und Volksbibliotheken . 226—229
Prüfungsausschüsse, Deutsche, für Jugendschriften ꝛc. 31
Verein, Der, vom hl. Karl Borromäus . . . . . 10—14, 32, 91—93, 134
Verein für Verbreitung guter Schriften in der Schweiz . . . . . 132—133
Volksbibliotheken u. Kolportage . 161—165
Volksverein, Der, f. d. kath. Deutschland 33
Zeitschriftenverein, Der christliche . 155—156
Wanderbibliotheken, Deutsche . . . 7—10

C. Berichte über volkstümliche Bibliotheken und Lesehallen.

Bamberg, öffentliche Volksbibliothek, S. 48—41, 100. — Berlin, öffentliche Bibliothek und Lesehalle von Hugo Heimann, S. 49—50. — Düsseldorfer städtische Volksbibliotheken, S. 31—32. — Elberfelder Stadtbücherei. S. 17—18. — Freiburg i. B., Kath. Volksbibliothek u. Lesehalle, S. 133. — M. Gladbacher Volksbibliothek u. Lesehalle, S. 115—116. — Godesberg, Kath. Volksbibliothek, S. 134. — Görlitz, S. 200. — Hildesheim, Bibliothek des Borromäusvereins, S. 240. Kruppsche Bücherhalle, S. 33. — Nürnberger Volksbibliotheken und Lesehallen, S. 219—220. — Osnabrück, Bibliothek des Borromäusvereins, S. 134. — Städtische Bücher- und Lesehalle, S. 156. — Posen, Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, S. 114—115. — Trier, Lesehalle und Volksbibliothek, S. 135.

D. Rezensionen.

Seite

Achleitner, A., Der Eiskaplan 136
„ „ Portiunkula 136
„ „ Stöffele 97
Albing, Ansgor, Moribus paternis . . 200
Annette Freiin v. Droste-Hülshoffs sämtliche Werke 95
Apologetische Vorträge, Hrsgbn. vom Volksverein f. d. kath. Deutschland . . 60
Art'l, H. S., Richard Rösite 198
Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht 95
Auffenberg, Jos., Handwerkerspiegel . . 220
„ „ Des kleinen Mannes Sparpfennig 220
Aus Vergangenheit u. Gegenwart . 137
Baar, Heinrich, Ein Kreuzweg ꝛc. . . . 160
Balladenborn, Deutscher, f. jung u. alt 96
Bator, S., Zweites Jahrbuch der vereinigten Jugendschriftenkommissionen des Kathol. Lehrerverbandes des Deutschen Reiches . 116
Baumberger, Georg, St. Galler Land, St. Galler Volk 159
Baumgarten, Paul Mario, Der Papst, die Regierung und die Verwaltung der hl. Kirche ꝛc. 100
Bayerlein, Frz. Adam, Similde Hegewalt 199
Bender, Joh., Perlen deutscher Dichtkunst . 179
Bertsch, Hugo, Die Geschwister 73
Bilder aus dem Kinderlebendes Pestalozzl-Fröbelhouses in Berlin . 139

Seite

Bolanden, Conr. v., Otto der Große . . 238
" " Minnetreue . . . 96
Brors, F. X., S. J. Modernes ABC . . . 36
Brück, Heinrich, Geschichte der kath. Kirche im 19. Jahrhundert, Bd. 3 197
Brugier, Gustav, Geschichte der Deutschen Literatur 117
Brühl, C. P., Meine Reise nach Schottland 99
Bülow, Frieda, Freiin v., Allein ich will . 54
Bülow-Wendhausen, Paula v., Ohne Basts 75
Buol, Marg. v., Die Kirchfahrerin . . . 36
Coppée, François. „Rettendes Leiden" . 82
Dante Alighieri, Götttiche Kamödie . . 95
Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus 178
Diepenbrock, Melchior v., Geistliche Lieder 52
Dirkink, J. v., Die beiden Brune . . . 53
Doorman, Christine, Ihr Lied der Lieder 138
Dransfeld, Hedwig, Erwachen 50
Dyroff, Adalf, Über das Seelenleben des Kindes 117
Egger, Dr. Augustin, Der hl. Augustinus, Bischaf van Hippa . . . . . 58—59
Eing, Dr. B., Jesus Christus 235
" " " Die Passian unseres Herrn. 51
Eremos, Fahrt nach dem Frieden 75
Erhardt, F., Die kath. Kirche u. ihr Kampf 20
Eschelbach. Hans, Liebe erlöst 75
Fabri de Fabris, Von der Wanderstraße 237
Finn, Frz., S. J., Percy Wynn 138
Flaskamp, Christoph, Frommer Freude voll Parzival 96
" " " 96
Fonsegrive, Die Stellung der Katholiken gegenüber der Wissenschaft, siehe Wissenschaft u. Religion.
Franca Germanus, Frankreichs Versündigungen an Kirche und Christenheit . . 78
Garten, J. v., Maus 138
Glaube und Wissen, Broschürensammlung 233
Gnauck-Kühne, Elis., Die deutsche Frau um die Jahrhundert-Wende 56
Gnouck-Kühne, Elis., Goldene Früchte aus Märchentand 120
Gordon, Emmy, Fingerzeige f. d. kath. Frauenbewegung 57
Greiffenstein, M. v., Die Reiterin auf der Römerstraße 87
" " Ganz schön bist du . 51
Grimme, Hub., Mohamed 58
Grimmelshausen, Chr. v., Simplizius, Simplizissimus 179
Grison, Leuchtende Sterne 220
Guibert, J., Die Seele des Menschen, siehe Wissenschaft u. Religian.
Günther, Dr. Heinrich, Kaiser Heinrich II. der Heitige . . . . . 58—59
Gusy, J., Was ist Wahrheit? 234
Hamann, E. M., Abriß der Geschichte der deutschen Literatur von G. Brugier . . 87
Hammerstein, S. J., Charakterbitder . . 20
Handel-Mazzetti, Enrika v., Meinrad Hetmpergers denkwürdiges Jahr . . . 18
Hardy, Edmund, König Asaka 58
Harten, Angelika, Zur Sannwendzeit . 52
Hasset, Dr. Paul, Josef Maria von Radowitz 158
Haupt, Antanie, Die Tachter des Atemannenkönigs 53
Hou, J., König Alkahal 198
Hebentanz-Kämpfer, Taubenflug . . . 53
Heiner, Frz. Dr., Der sog. Toteranzantrag 59
Helle, Fr. W., Marienpreis 51
Hensler, A., Frankreichs Lilien 120

Herbert, M., Alessandra Batticelli. . . . 139
" " Ein Buch der Güte 119
" " Oberpfätzische Geschichten . . 137
Herz u. Haus, Für 239
Hesse, Herm. Peter, Camenzind 237
Heyking, Elis. v., Briefe, die ihn nicht erreichten 19
Hlatky, Eduard, Gedichte 72
Höhler, Dr. M., Kreuz und Schwert . . 54
Hutten-Stolzenberg, Freiin v., Durchgekämpft 120
Jahrbuch, Zweites, der verein. Jugendschr.-Kamm. d. Kath. Lehrerverb. d. D. Reiches 116
Jakabi, Alinda, Das Kind aus d. Hexenhause 138
Jansen, Max, Kaiser Maximitian I. . . 231
Jugendbibtiothek von Franz Weber 98
Jugendschriften, Empfehlenswerte, Herausgeg. van den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften . 116
Katholische Volksbibtiothek 75
Kausen, Dr. A., Neue Weihnachtsgrüße . 55
Keller, Paul, Die Heimat 19
Kiesgen, Laurenz, Maisegen 160
" " Randglassen zur Jugendschriftenfrage 38
Klementz, Dr. H., Mutter! ic. 55
Knur, Huberta, Gedichle 236
" " Conradin 236
Körner, Theod., Ausgewählte Werke . . 95
Kralik, Rich. v., Das deutsche Gölter- und Heldenbuch 118
" " Kulturstudien 76
" " Neue Kulturstudien . . 76
Kranich, P. Timatheus, O.S.B., Schlichte Spende 73
Kümmel, Konrad, Auf der Sonnenseite . 35
Kurth, A., Die Regimentsböcke ic. . . . 54
Lagerlöf, Selma, Jerusalem 35
Lambrecht, Nanny, Was im Venn geschah 237
Macke, Karl Dr., Der Stromgeiger . . 235
Mausbach, J., Wettgrund u. Menschheitsziel 78
Mey, Aenne, Dämmerstündchen bei der Märchensee 52
Mitteilungen über Jugendschriften ic. van der Jugendschriftenkommission des Schweizer Lehrervereins 116
Monlaur, M. R., Der Strahl 98
Moore, George, Arbeile und bete . . . 119
Münchener Volksschriften . . . 55, 179, 240
Muth, Frz. Alfred, Liederstrauß . . . 52
Rüdling, Ludwig, Röhnmärchen . . . 74
Obst, J. G., Goldenes Buch der Erziehung 38
Ommer, E. M., Selbsttiebe-Egoismus . . 38
Paulus, N. Dr., Luther u. die Gewissensfreiheit, siehe Glaube u. Wissen.
Pohle, Jas., P. Angela Secchi 38
Pötlmann, Ansgar, O.S.B., Kleine Lieder 50
Praxmarer, Jos., Die Pestkapelle im Gaistale 53
Riehl, W. H., Geschichten aus alter Zeit . 18
Schillers Werke 95
Schmidt, Wilh., Die goldne Tür . . . 236
" " Raben 236
Schneider, Dr. Wilh., Das andere Leben 117
Schulmann, Dr., Die Volksschule vor u. nach Luther 39
Schweitzer, Dr. Hermann, Geschichte der deutschen Kunst 197
Selzte, Kann ein denkender Mensch nach an die Gottheit Christi glauben? Siehe Glaube u. Wissen.
Sertillanges, Kunst u. Moral, siehe Wissenschaft u. Religion.

	Seite		Seite
Sieger, Adele, Aus der Frauenwelt . .	40	Troutmann, Frz., Die Abenteuer Herzog Christaphs v. Bayern	136
Sienkiewicz, H., Ums liebe Brot ꝛc. . .	96	Vögele, Dr. Albert, Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus .	99
Smidt, Dr. H., Ein Jahrhundert römischen Lebens	232	Volksaufklärung, Broschürensammt.	39, 233
Spohn, Martin, Leo XIII.	229ff.	Volksbücherei	238
Spencer, James, England u. der hl. Stuhl	20	Waat, Antan, Der zwanzigste September	54
Spillmann, Jos., Der schwarze Schuhmacher	36	„ „ Der Rompilger	233
„ „ Ein Opfer des Beichtgeheimnisses	98	Weibel, Jos., „Jung David", ꝛc.	37
Stationen, Die XIV, des hl. Kreuzweges nach Kampaj. der Malerschule des Klosters Beuron. Mit Text von Dr. Paul Keppler	139	„ „ Der Kampf um den Einfluß christl. u. kath. Geistes durch d. gedruckte Wort	37
Sternoux, J., Marquise de Peri	96	Walden, Arno v., Jasef Jörgensen . . .	198
Stummel, Helene, Die Paramentik . .	198	„ „ Opferfeuer	51
Tews, Volkstümliche Leseanstalten	116	Weber, Autan, Albrecht Dürer	77
		Wehner, H., Bomben u. Granaten . . .	234

Schluß des Inhaltsverzeichnisses auf Seite 240.

Anzeigen.

Anzeigenpreis: Einspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum netto 25 Pfg., eine ganze Seite Mk. 72.—, eine halbe Seite Mk. 18.—, eine viertel Seite Mk. 10.—. Bei öfterer Aufgabe einer Anzeige 20% Nachlaß. Die Satzfläche einer ganzen Seite beträgt 22 × 14 cm. Anzeigen-Aufträge wolle man an die Geschäftsstelle d. B.-Bl. J. P. Bachem, Köln, überweisen

Eins der nützlichsten und schönsten Bücher für die reifere Jugend.

Natur und Menschenhand im Dienste des Hauses.

Unsere wichtigeren Bedarfs- und Gebrauchsgegenstände nach ihrer Entstehung und Herkunft geschildert von

Max Eschner.

In zwei Bänden.

Mit vielen künstlerisch-schönen Bildern nach der Natur und dem Leben von **Bruno Héroux.**

Band I mit 106 Abbildungen, geheftet 4 Mk., fein gebunden 5 Mk.

Inhalt: **1. Unsere Nahrung.** Beim Morgenbrot — Frische Brötchen! Mehl. Milch. Butter, Käse. Honig. Zucker und Syrup. Kaffee, Zichorie, Tee. Kakao und Schokolade. — Das Frühstück — Das Ei. Das Kochsalz. — Beim Mittagsmahle — Die Kartoffel. Das Fleisch. Gemüse. Hülsenfrüchte. Gewürze. Grützen und Fabrikate. Obst. Wein. Tabak. Die Pilze. — Das Abendbrot — Das Wasser. Fische. Essig und Oel. Bier. —

2. Unsere Kleidung. Die Leinwand. Hanf und Jute. Baumwolle. Wolle. Die Seide. Nadel und Nähmaschine. Der Knopf. Seife und Soda. Filz. Pelz. Leder. Schuhwerk. Kautschuk. Federn. Stroh. Borsten und Roßhaare. —

Band II mit 155 Abbildungen, geheftet 5 Mk., fein gebunden 6 Mk.

Inhalt: **1. Unser Haus- und Handgerät.** Glaswaren. Das Tapfgeschirr. Porzellanwaren. Metallwaren im Allgemeinen. Ein Bergwerk. Die Gewinnung des Roheisens. Die Entstehungsgeschichte eines Kochtopfes. Das Schmiedeeisen. Der Stahl. Der Dampfhammer. Das Walzwerk. Draht. Beim Meister Schmied. Unser Eßgerät: Messer, Gabel, Löffel. Schere und Nadel. Werkzeug aus Eisen und Stahl. Das Schloß. Schrauben, Nagelbohrer und Korkzieher. Der Blechtopf. Zinn und Zink. Allerlei vom Kupfer. Andere Metalle (Aluminium, Nickel, Silber, Gold, Blei). Stahlfedern. Die Uhr. Thermometer und Barometer. Holzwaren. Die Schneidemühle. Allerlei Böttcher- und Küferwaren. Möbel. Tischlerwaren. Drechslerwaren. Spielwaren. Polstermöbel. Korb- und Rohrflechterei. Der Flaschenstöpsel. Einiges vom Waschtische. Schiefertafel, Stift und Kreide. Der Bleistift. Das Papier. Pappe, Papierwäsche, Papiermaché. Das Allerlei auf dem Schreibtische. Etwas von der „schwarzen Kunst" (Buchdruckerei). Der Buchbinder. Die Bilder in Mariechens Märchenbuche. Georg wird photographiert. Das verstimmte Klavier. Unser Geld.

2. Unser Haus. Der Hausbau. Ein Besuch im Steinbruch. Kalk und Mörtel. Besuch einer Ziegelei. Feuer und Licht. 1. Der Ofen. 2. Unsere Brennstoffe. 3. Das Streichholz. 4. Die Kerze. 5. Die Erdöllampe. 6. Leuchtgase. Der Blitzableiter. Die elektrische Klingel. Der Fernsprecher. Feuer und Licht. 7. Das elektrische Licht. Unsere Zimmerluft. —

Beide Bände in einen Band zusammen gebunden 10 Mk. Für **Bibliotheken** gibt es eine besondere Ausgabe in 7 Bändchen mit selbständigem Inhalt. Einfach gebd. 10 Mk.

Neuestes Urteil aus der „Charitas", herausg. von Monsignore Dr. Werthmann. 1905, Märznummer: „Das Buch greift hinein ins volle Menschenleben und gibt uns Aufschluß über alles das, was zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse in Haus und Familie notwendig ist. Die Bereitung und Herkunft der einzelnen Nahrungsmittel, die Herstellung der Stoffe für unsere Kleidung, die Fabrikation der verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge sind in ansprechender Dialogform behandelt. Wahrhaft eine neue Welt geht einem auf, wenn man diese beiden Bücher durchliest und es kommt einem vor, als sei man bisher gedankenlos durch sein eigenes Heim gegangen. Aus jeder Abhandlung kann man neue Belehrungen schöpfen, und jeder gar manchen Gegenstand, dessen Entstehungsgang bis zur Gebrauchsfähigkeit einem nur dunkel vorschwebte, findet man leicht verständliche Aufklärungen."

„Das ist ein herrliches, überaus praktisches und nützliches Buch, besonders auch für unsere männliche Jugend." — „Die Darstellung ist ebenso originell wie packend und von trefflichen Bildern belebt. Wir empfehlen das verdienstvolle Werk aufs wärmste und nachdrücklichste." Lit. Bl. für kath. Erzieher (Donauwörth).

Verlag von Peter Hobbing in Stuttgart.

Verlag von **Friedrich Pustet** in **Regensburg**, zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die klösterliche Tagesordnung.

Anleitung für Laienbrüder und Ordensschwestern, die täglichen Uebungen ihres heiligen Standes im rechten Geiste zu verrichten,

zugleich auch Belehrung über den heil. Ordensstand für solche, die nur erst die Absicht hegen, sich als Laien einem Orden anzuschließen.

Mit einer Auswahl von Gebeten.

Von P. **Ludger Leonard,**

Benediktiner der Beuronre Kongregation.

Im Auftrag der Ordensobern und mit oberhirtlicher Genehmigung.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. 544 Seiten. 12°. Broschiert 2 M., gebunden 2.50 M.

Vorstehendes Buch wendet sich zunächst an einen doppelten Leserkreis: an Ordensbrüder und Ordensschwestern, und dann an jene Jünglinge und Jungfrauen in der Welt die sich erst mit dem Gedanken beschäftigen, ob sie nicht in den heiligen Ordensstand treten sollen. Allein auch alle jene, die sich über das innere Leben in einer Klostergemeinde unterrichten, jedoch in der Welt nach christlicher Vollkommenheit streben wollen, finden in diesem Buche vielfache Belehrungen. Insbesondere werden auch noch jene Weltpriester, welche Beichtväter in einem Frauenkloster sind, dasselbe mit Nutzen lesen, da es ihnen in fast allen, das geistliche Leben im Kloster betreffenden Fragen, die bei der Seelenleitung der ihnen unterstellten Ordensfrauen an sie herantreten, den gewünschten Aufschluß gibt. Die neue Auflage zeichnet sich u. a. auch dadurch vor den früheren aus, daß sie besondere Rücksicht auf die Ordensschwestern nimmt.

Die Reichhaltigkeit des Inhaltes, wie sie sich aus diesen Angaben ergibt, sowie die gute, gefällige Ausstattung lassen den Preis für das 544 Seiten umfassende Buch als recht mäßig erscheinen.

Putzon & Berker, Kevelaer (Rheinl.)

Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

Für Haus- und Vereinsbibliotheken

sei bestens empfohlen:

„Aus Vergangenheit und Gegenwart."

Erzählungen, Romane, Novellen erster Autoren.

53 Bändchen, jedes ca. 100 Seiten stark, elegant broschiert à 30 Pfg. In 17 Bibliothekbänden, ½ Leder gebunden, kostet die ganze Sammlung nur Mk. 26,25. In 17 hochfeinen Salonbänden nur Mk. 34,75.

Jeden Monat erscheint ein neues Bändchen. Soeben erschien: 54. Bändchen: M von Ekensteen, Wellen des Lebens. 55. Bändchen: Fr. Collet. Die Feindin ihres Glücks.

Gesunde Unterhaltungslektüre! Sittlich einwandfrei!

Bisheriger Absatz: 400 000 Bändchen.

In dem Bücherverzeichnis des Borromäus-Vereins fanden Aufnahme
unter Nr. 1134—1145 die Bändchen 1—31
„ „ 10019–10021 „ „ 32—37.

Die weiter erschienenen Bändchen sind folgende:

38.	Bändchen:	Rd. Jos. Cüppers: **Tadellos.**	48.	Bändchen	Klara Rheinau: **Gefesselt.**
39.	„	Walter Oustow: **Ein weiblicher Geheimpolizist.**	49.	„	Erich Friesen: **Der verlorene Sohn.**
40.	„	Gustav Loessel: **Verrechnet.**	50.	„	M. Herbert: **Vom Leben u. Streben.**
41.	„	Erich Friesen: **Gesühnte Schuld.**	51.	„	M v. Ekensteen: **Aus der Jugendzeit.**
42.	„	Otto Grundt: **Romanhaft.**			
43.	„	E von Putz: **Von Fesseln befreit.**	52.	„	Klara Rheinau: **Ein dunkles Geheimnis.**
44.	„	A. Fichtner: **Ein edles Frauenherz.**			
45.	„	J. L. Kujawa: **Musketier Dusel.**	53.	„	Otto Grundt: **Künstlerleben.**
46.	„	Erich Friesen: **Im Goldfieber.**	54.	„	M v. Ekensteen: **Wellen des Lebens**
47.	„	M v. Ekensteen: **Herzensbrecher.**	55.	„	Fr. Collet: **Die Feindin ihres Glücks**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

An die Leser der Borromäus-Blätter richten wir die ergebenste Bitte, uns die in der **Lokal-** und **Provinzialpresse** erscheinenden Berichte über **Lesehallen, Volks-** und **Vereinsbibliotheken jeder Art, Kolportage** ꝛc. ꝛc. entweder direkt oder durch die Zentralstelle des Vereins vom hl. Karl Borromäus gütigst zukommen zu lassen.

Die Redaktion der Borromäus-Blätter.

Princeton University Library
32101 073751180

Digitized by Google